SCHOLA RELIGIONIS PACIFICA
CONDITA A.D. 1914
PRO
VERITATE
ET
REGNO
DEI
CHARLES HOLBROOK LIBRARY
Pacific School of Religion

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Neue Wege

Blätter für religiöse Arbeit.

VII. Jahrgang. 1913.

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Basel.
Druck und Expedition R. G. Zbinden.
1913.

V. 7
1913

75363

Inhaltsverzeichnis.

I. Betrachtungen und Predigten.

Seite

Dr. Heinr. Lhotzky: Ihr König 1
L. Stückelberger: Er muß wachsen 41
J. U. Wuhrmann: Eine verkannte Macht 89
Dr. Heinr. Lhotzky: Die Auferstehung und die Hölle 129
L. Stückelberger: Eine neue Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt . . 177
W. Müller: Christen- und Menschentum 225
B. Pfister: Das Gleichnis von den anvertrauten Gütern 273
Dr. Heinr. Lhotzky: Wißt ihr's schon? 313
Hans Spahn: Bettag 353
L. Ragaz: Jesus und unser religiöses Wesen 393
L. Stückelberger: In der Kraft der Hoffnung 433
H. Kutter: Das Licht der Welt 473

II. Religiöse Probleme.

L. Ragaz: Ein Ende und ein Anfang 3
P. Hitz: Vor dreizehn Jahren und jetzt 10
P. Wernle und L. Ragaz: Alt und Neu. Eine Auseinandersetzung . 43
L. Ragaz: Ein Evangelium der Verzweiflung 82
P. Hitz: Zum Problem der Kirche 93
A. Schindler: Memento 114, 147, 204
Dr. K. A. Busch: Karl Knies. Ein Leben 107, 161
R. Liechtenhan: Sind wir noch Christen? 133
Dr. A. Meyer-Steinmann: Abfall von Christentum und Kirche . . . 151
J. Matthieu: Von Christlich-sozial zu Religiös-sozial 179
B. Pfister: Ein religiös-soziales Predigtbuch 193
W. Müller: Etwas vom Pfingstgeist 201
G. Eberlein: Jesus, das Geld und wir 230
K. v. Greyerz: Der religiöse Sozialismus und die Kirche 245
J. Matthieu: Ketzer und Götzen 249
A. Schädelin: Der religiöse Sozialismus und die Wissenschaft 279
L. Ragaz: Ein Buch über unsere Sache 343
A. Schädelin: Solidarität 357
K. v. Greyerz: Das gesellschaftliche Ideal des fortschrittlichen Christentums 375
A. Jäggli: Religion und Kultur 404
J. Matthieu: Glaube und Fortschritt 435
L. Ragaz: Das Reich Gottes ist mitten unter euch 482
H. Bader: Erfüllungen und Vollendungen 489
J. Matthieu: Die Unvergänglichkeit Christi 494
A. Schädelin: Christus unsere Hoffnung 502

III. Ethische Fragen.

Seite

W. Müller: Aphorismen 202
W. Müller: Zum Nachdenken 291

IV. Soziales.

Dorothea Staudinger: Eine Aufgabe der Frau 30
***: Aus dem Leben eines Arbeiters oder warum er Sozialdemokrat wurde 36
E. Freudweiler und E. Ofer: Die Arbeitsverhältnisse der Krankenpflegerinnen in der Schweiz 62
K. Alther: Schuld und Schicksal 77
R. Rüegg: Vermögen und Eigentum 123
R. R.: Man kommt an kein Ziel 171
E. Blocher: Bauernfragen 317
Otto Brüschweiler: Der Pfarrer und die Landfrage 324
R. Rüegg: Unverschuldete Armut und unverdienter Reichtum 334
R. Rüegg: Geld und Preis 337
H. Bader: Ecce Homines! Persönliches zum Färberstreik 339
W. Hämmerli: Ein Versöhnungsversuch 415
Prof. Dr. Laur: Die religiös-sozialen Pfarrer und der Bauernstand . . 455
Entgegnung der Redaktion 462

V. Historisches, Biographisches.

Dr. G. Steiner: August Strindberg 18
L. Ragaz: Sören Kierkegaard 256
R. Liechtenhan: Prophetenbilder, V. Hosea 282
" VI. Jesaja 411, 445
J. Matthieu: August Bebel 383

VI. Literarisches. Aesthetisches.

Max Barthel: Gedichte eines Proletariers 36
P. Altheer: Gedicht 76, 172, 203
J. Barblan und P. Hitz: Von den Fremdwörtern 126
***: Immanuel Müller. Ein Gespräch 295
William Wolfensberger: Bundeslied 338

VII. Rundschau.

Vom 22. evangelisch-sozialen Kongreß in Essen (Fr. Sutermeister) 86
Brief aus Dänemark, II (Fernando Linderberg) 218
Zum belgischen Generalstreik (J. M.) 221
Die religiös-soziale Konferenz in Bern (L. R.) 223
Die Maifeier ohne Alkoholausschank und Wirtschaftsbetrieb (L. St.) . . . 224
Ueber Krieg und Frieden (L. St.) 269
Zur Beleuchtung des Militarismus:
a. Eine wichtige Schrift über die Kriegs- und Militärfrage (Max Gerber: Militarismus und Demokratie) (L. R.) 300

Seite

b. Von der Heiligkeit der militärischen Uniform und den sittlichen Begriffen eines Militärgerichts (Redaktion) 303
c. Ein Märtyrer des religiösen Antimilitarismus (L. R.) 305
Eine Märtyrerin der Frauenbewegung (L. R.) 308
Eine Warnung (L. R.) 308
Walther Rauschenbusch (L. R.) 310
Der Bauernstand und wir (L. R.) 349
Der christliche Sozialismus in England (H. Hartmann) 386, 422
Eine gewichtige Stimme (L. R.) 469
Ein Rückblick (J. M.) 506
Die Verhandlungen der Zürcher Synode (L. R.) 508
Eine gewaltige Krisis (L. R.) 510

VIII. Büchertisch.

L. Ragaz: Nicht Friede, sondern Schwert (J. M.) 40
G. Traub: Staatschristentum und Volkskirche (L. R.) 174
M. Rade: Jatho und Harnack (L. R.) 174
G. Herzog: Zur Reform des evangelischen Pfarramtes (L. R.) 175
Schleiermacher, der Philosoph des Glaubens. Hilfeverlag (L. R.) 175
Hermann Gunkel: Ausgewählte Psalmen (L. R.) 224
Arthur Rhode: Bei den Mariaviten (L. R.) 224
Gottfried Traub: Ich suchte dich, Gott (L. R.) 224
Karl Koenig: Staat und Kirche (L. R.) 310
Fernand Barth: Paroles franches (L. R.) 312
Otto Feuerstein: Ist die katholische Kirche unfehlbar? (L. R.) 312
Otto Zurhellen: Jathos Theologie (L. R.) 312
Reinhold Seeberg: Nähe und Allgegenwart Gottes (L. R.) 312
E. Förster: Entwurf eines Gesetzes betreffend Religionsfreiheit im preußischen Staat (L.) 312
J. U. Wuhrmann: Vom Alten zum Neuen (L. R.) 352
Geyer und Rittelmeyer: Warum bleiben wir in der Kirche? (L. R.) . . . 352
Fr. Rittelmeyer: Jesus (L. R.) 432
Georg Schott: Lebensfragen (L. R.) 432
Theophil Steinmann: Der religiöse Unsterblichkeitsglaube (L. R.) 472
Ludwig Reeg: Das verborgene Leben (L. R.) 472
Hermann Kutter: „Weihnacht" (L. St.) 512
Theodor Schmidt: Gottes Gnade unsere Kraft (L. R.) 512

Ihr König.

Johannes erzählt uns eine merkwürdige Geschichte. Als Jesus merkte, daß sie kommen würden und ihn haschen, daß sie ihn zum Könige machten, entwich er auf den Berg, ganz allein. Vorher hatte er die Tausende gespeist, viele von ihnen sicher geheilt, allen seine unvergeßlichen Worte der Wahrheit gesagt, zum König wollte er von ihnen nicht gemacht sein, und er entwich ins Gebirge, ganz allein.

Es gibt also einen Zustand, in dem man von ihm erquickt ist, geheilt ist, seine köstlichen Worte hat, aber er selbst ist nicht dabei. Und dann hilft das alles nichts.

Ich denke mir, ein Brot, das unmittelbar durch seine Hände gegangen ist, das müßte sättigen wie Elias satt wurde von dem Himmelsbrot, daß er 40 Tage wandern konnte. Oder eine Krankheit von Jesus vertrieben, müßte ausgerottet sein mit Stumpf und Stil, und wer nur wenige seiner Worte gehört, der dürfte lebenslang nicht mehr traurig sein. Aber „sie" waren schon am nächsten Tage wieder hungrig, und ich kann mich des bemühenden Eindrucks nicht erwehren, daß mancher seiner Geheilten rückfällig wurde. Ein solcher Rückfall muß entsetzlich gewesen sein, hoffnungslos.

Das Johannesevangelium ist bei den Kritikern bekanntlich arg in Mißkredit gekommen. „Sehr spät verfaßt, vielleicht von irgend einem Unbekannten zusammengesetzt." Mancher denkt dabei: Wer weiß, ob alles wahr ist!

Aber leider leider ist diese kleine Geschichte wahr. Es hat Jesus nichts geholfen, daß er damals entwich. Sie haben ihn sich doch eingefangen und zu ihrem Könige ausgerufen. Er muß überall herhalten und ihr König sein. Und so, wie sie es beschlossen haben. Sie haben über ihm beschlossen, daß er vom Vater in Ewigkeit geboren sein muß. Geboren — ja nicht erschaffen. Sie haben genau über ihn beschlossen, wie seine göttliche und menschliche Natur beschaffen sein muß, und sie haben über ihm beschlossen, daß er ihr König sein muß. Untereinander können sich die Königreichsgenossen zwar nicht vertragen, aber ihr König muß er doch sein.

Aber Johannes hat Recht. Man kann von ihm erquickt sein und seine unvergleichlichen Worte haben, aber er ist nicht dabei, entwichen vor ihrer Königsmacherei, ganz allein.

Man merkt's ihnen auch an. Sein Gutes hilft ihnen gar nichts. Von seinen Wundern und Heilungen will ich nicht reden. Sie sagen: Dessen bedarf's in unserer Zeit nicht. Wir glauben auch ohne Wunder und Heilungen. Vortrefflich. Er wird euch seine Wunder und Kräfte gewiß nicht aufdrängen, wenn ihr deren nicht bedürfet. Aber wenn ihr nur wenigstens in seinem Namen mit dem alltäglichen Ungemach des Lebens fertig werden könntet! Aber gesteht's nur: es ist doch stärker als ihr seid. Viele von euch zerdrückt's ganz. Und wißt ihr, was euch allen fehlt? Die Herzensfreude, das goldene Lebensglück. Ein Jesusmensch muß blank aussehen, wie der Wächter eines heimlichen Schatzes, der durch ihn hindurchleuchtet. Ihr seid keine strahlenden Menschen. Nirgends sieht man soviel saure und verdüsterte und verbitterte Gesichter wie bei euch. Und seine Worte nützen euch auch nicht viel. Ihr habt euer Erklärichtt drüber gegossen und streitet euch darüber. Da ist doch er nicht dabei! Ihr würdet's schon merken, wenn er dabei wäre, würdet euch verjüngen wie die Adler. Aber ihr seid furchtbar alt geworden. Weil er nicht dabei ist. Hättet ihr ihn doch lieber nicht so eifrig zum König ausgerufen! Vielleicht ist er gerade deshalb abermals entwichen, ganz allein.

Aber ist er nicht König? Hat's nicht wenige Monate nach dieser Geschichte feierlich maßgeblich geheißen: Siehe, dein König kommt zu dir!

Ganz recht. Aber er ist anders König, als ihr denkt. Was auf diesem Planeten König heißt, das regiert eigentlich nicht selbst, das horcht auf die Massen und die Minister, das darf nicht regieren, sondern nur repräsentieren. Ein solcher König wird Jesus nie sein.

Alle Gaben, die er den Menschen gab, waren zugleich Aufgaben. Den Geheilten sagte er: Dein Glaube hat geholfen. Die Heilung strömte nicht eigenlich aus seiner Wunderhand, sondern verband den Menschen unmittelbar mit dem Vater. Der Mensch war damit plötzlich auf eigene Füße gestellt. Er stand unmittelbar vor seinem Gott, das Kind vor seinem Vater. In der Heilung lag dann die Aufgabe, diese Gemeinschaft selbständig festzuhalten. Wer sie festhielt, der wurde nie mehr krank. Jesus hatte die Gotteskraft nur eingeschaltet. „Ich und der Vater" hieß es fortan in dem neu Verbundenen. Das ist schwer, auf eigenen Füßen vor Gott zu stehen. Das mögen die meisten nicht. Lieber hängen sie sich überall an, nur selbständig dastehen wollen sie nicht.

Sein Wort hilft dir auch nur dann, wenn es dich nun als Kraft durchdringt und vor Gott stellt. Wenn du nicht etwa deinen Verstand dran probst, sondern sprichst: Hier bin ich, mein Vater. Du und ich, wir haben uns unmittelbar gefunden. Ich bleibe nun in

dir. So wird das Wort zur Lebenskraft. Aber dann redet man nicht drüber, sondern lebt drin.

Es ist immer ein Joch, was man auf sich nehmen muß. Die das Joch tragen, die werden sanftmütig und von Herzen demütig. Die schreien ihn nicht als König aus.

Als es damals hieß: Dein König kommt zu dir, mußte man den Haß aller Religionsmenschen auf sich nehmen, wollte man zu Jesus stehen. Das wollten sie nicht. Da flohen auch alle seine Jünger.

Aber wer das Joch auf sich nimmt, der führt sein Leben unmittelbar vor Gott, der sieht nur eine Linie, die vom Ich zum Vater führt. Der wird auch ein eigentümlich selbständiger Mensch, ein wahrhaft freier. Und weil er an Gott gebunden ist, spürt er auch neue Gotteskräfte, vielleicht ganz langsam wie ein Genesender, aber köstliche, unbeschreibliche Lebenskräfte.

Dieser freie König ist Jesus. Er will nicht König sein über Knechte. Allen Anhängern weiß er sich zu entziehen, aber den unmittelbaren Gotteskindern begegnet er, wie er damals in der Nacht seinen Jüngern begegnete, ob sie gleich mitten auf dem Meere schwammen. Er ist der Erstling, sie seine Brüder, alle sind sie Kinder in des Vaters Hause. Wo sie sind, ist Himmelreich überall auf der Erde und mitten im Hades, und da heißt es: Bei euch bin ich alle Tage bis an der Welt Ende. Das merkt jeder, aber alle sind freie, alle sind eines Vaters Kinder. Man kennt sie daran, daß sie sich auch untereinander verstehen. Ohne daß sie Worte machen, sieht man den Gottesglanz auf ihnen, in ihren Häusern, ihren Verhältnissen, ihrer ganzen Umgebung. Denn das Königreich von Jesus will die Erde erobern. Es will nicht unsichtbar sein, sondern sichtbar, das Diesseits erfüllen, die Erde in Besitz nehmen, daß sie eine Stätte werde, in der der Vater groß, geehrt und geheiligt wird. In diesem neuen Machtbereich des Lichts, des Lebens, der Gotteskraft, da ist er König. Man braucht ihn dazu nicht anzurufen und ihn zum König zu machen. Man sieht, daß er's ist. Den Sehnenden wird er sich nie entziehen, aber denen, die sich nur anhängen wollen, wird er immer ausweichen. Er ist der König der freien Gotteskinder.

Heinrich Lhotzky.

Ein Ende und ein Anfang.

Treitschke hat in seiner Deutschen Geschichte im neunzehnten Jahrhundert in seiner wuchtigen Weise die Stimmung geschildert, die beim Anbruch des Jahres 1813 deutsche Gemüter erfüllte. Napoleon hatte auf den Schneefeldern Rußlands jene ungeheure Katastrophe erlebt, die in der Geschichte kaum ihresgleichen hat. Jetzt war der

Augenblick gekommen, sein Joch abzuschütteln, „jetzt oder niemals!“ In mächtiger Spannung begrüßten alle die das Leben ihrer Zeit ernsthaft mitlebten, jenen Neujahrsmorgen, großer Dinge gewärtig. Und die großen Dinge kamen: es folgte jenes gewaltige Ringen, das in der Schlacht bei Leipzig seinen Höhepunkt erreichte und mit dem Einzug der Verbündeten in Paris endigte. Heute, nach hundert Jahren, sind wir wieder von dieser Stimmung gespannter Erwartung beherrscht. Ich denke dabei aber nicht bloß an den von Einigen ersehnten, von der Mehrheit aber gefürchteten Ausbruch des Weltkrieges; das ist nur ein Teil der allgemeinen Erwartung; wir haben vielmehr die Empfindung, in eine Periode großer Umwälzungen des äußern und innern Lebens der Menschheit eingetreten zu sein. Dieses Gefühl kann, ja muß wohl auch sonst über uns kommen, nicht bloß um die Jahreswende; aber diese ist geeignet, es zu verschärfen und dazu kommt, daß gerade um diese Jahreswende herum eine gewisse Stille auf der Welt liegt, die uns unwillkürlich an jene Stille erinnert, die gewaltigen Stürmen vorauszugehen pflegt. Aber auch abgesehen von dieser Stimmung der Stunde muß jeder, der die Entwicklungen der letzten Zeiten aufmerksam verfolgt hat, zu der Ueberzeugung gelangen, daß wir an einer großen Wende stehen. Mir drängen sich die Gedanken und Empfindungen dieser Art immer wieder in den Satz zusammen: *wir stehen an einem Ende.*

Wir stehen an einem Ende! Das war einer der Eindrücke, den wir von dem Friedenskongreß in Basel empfingen. Hier kam also dieser Eindruck vom *politischen* und *sozialen* Leben her. Zu Ende geht jene Politik, die, umgeben vom Glanz nationaler, ja sogar religiöser Ideale, tief in tierisches Wesen hineinführte, die einen Haufen von Berufspolitikern Völkerschicksale machen ließ — menschlich angesehen! — ohne daß davon die Völker etwas Rechtes erfuhren oder dazu etwas Ernsthaftes zu sagen hatten. Diese Politik ist sichtlich in Verwirrung geraten. Nicht nur ist sie durch den Gang der Welterereignisse beschämt worden, noch mehr Eindruck muß es auf sie machen, daß die Völker anfangen sich gegen sie aufzulehnen. Der Protest des internationalen Sozialismus war nur der Ausdruck einer in der heutigen Welt weit verbreiteten Empfindung. Daraus erklärt sich seine große Wirkung. Die Verwirrung der zünftigen Politik zeigt sich in der Unsicherheit ihrer Maßnahmen, in der — sittlich ja rühmenswerten — Angst, den ungeheuren kriegerischen Apparat, den man sich aufgebaut, auch in Bewegung zu setzen. Es fehlt dazu das gute Gewissen, es fehlt der tragende Grund einer allgemeinen Einmütigkeit des Gefühls. Hier zeigt sich also ein Ende. — Im sozialen Leben tritt diese Tatsache noch viel deutlicher hervor, so deutlich, daß auch Kurzsichtige sie erkennen müssen. Mögen die heutigen Ordnungen, das, was wir mit dem Wort „Kapitalismus“ zusammenfassend bezeichnen, äußerlich betrachtet noch so mächtig und sogar im Wachstum begriffen sein, so wächst doch auch der Widerstand dagegen und wird immer mächtiger.

Man braucht dabei keineswegs bloß an die zunehmende Macht der sozialistischen Parteien und Organisationen zu denken; noch viel mächtiger ist das zunehmende Erwachen des sozialen Gewissens und sozialen Denkens. Es ist etwas in den Herzen der Menschen erwacht, das diese Ordnungen verurteilt, auch bei denen, die sie noch stützen. Es ist auch hier ein Ende sichtbar. — Weniger leicht faßbar, aber im Grunde noch entschiedener und bedeutsamer tut sich uns die gleiche Sachlage auf dem Gebiete des rein geistigen Lebens kund. Unsere Moralbegriffe genügen nicht mehr, unsere bisherigen Ideale verwelken. Sie entsprechen nicht mehr unserem tieferen Empfinden und nicht mehr unserer Lage. Die Formen und Formeln, womit wir bisher das Leben ordneten, erweisen sich als zu eng; sie sind ein Kleid, das nicht mehr recht paßt. Ueberall will ein Neues hervorbrechen. Wir können es noch nicht recht in Formeln fassen, oft überhaupt noch nicht fassen, kaum ahnen, aber es macht uns mit dem Bisherigen unzufrieden. Auch auf den weniger innerlichen Gebieten des Geisteslebens: in Wissenschaft, Philosophie, Pädagogik ist das allgemeine Gefühl: der bisherige Weg geht zu Ende, wir kommen darauf nicht mehr recht weiter. Wenn der Weg verlegt ist, dann gerät man in Verlegenheit. Unsere Zeit ist in dieser Verlegenheit. Ratlos steht sie vor gewissen Erscheinungen des gesellschaftlichen und geistigen Lebens. Mit ihrem Rat ist es zu Ende. Jeder von uns stößt auf gewisse Aufgaben, gewisse Nöte, von denen er sich sagen muß: „Hier gibt es zunächst keinen Weg mehr, hier muß ein Neues kommen, das wieder Ausblick ins Weite und Hilfe gewährt!“ Dafür nur einige Beispiele: Wie entgehen wir dem zunehmenden Verschwinden der freien Natur? Wie überwinden wir das ungeheure Uebel der Prostitution? Wie besiegen wir die Nöte der Großstadt? Wir sind bis hart an diese Fragen herangeführt, wir fühlen sie in ihrer Schwere, aber die Hilfe liegt jenseits unseres Blickfeldes — wir sind am Ende.

Am eindringlichsten aber wird die Not — eine Not ist es ja vielfach — auf dem Gebiete des religiösen Lebens. Hier muß wieder jeder nicht ganz Gedankenlose sagen: wir stehen an einem Ende! Hier ist der Zusammenbruch am größten, das Ungenügen am stärksten, die Umwälzung am tiefsten. Es zerbricht die bisherige Gestalt des Christentums. Wenn man diese Gestalt die kirchliche nennen will, wozu man ein gutes Recht hat, so ist die Tatsache offenkundig genug. Diese Gestalt wird von einer rasch zunehmenden Zahl von Menschen aller Kreise als ungenügend, ja unwahr empfunden. Das ist ein offenes Geheimnis. Darüber darf uns die Beobachtung, daß die Kirchen sich da und dort wieder füllen und das kirchliche „Leben“ einige wirkliche Lebenszeichen gibt, nicht täuschen lassen. Die Zeit des religiösen Winters ist eben vorüber und wenn der Frühling kommt, steigt der Saft auch in alte und dürre Bäume. Aber er stößt auch das Tote ab. Die gleiche Bewegung, die teilweise die Kirchen belebt, wendet sich noch viel stärker gegen sie. Es ist eine

allgemeine Unzufriedenheit mit dieser Form vorhanden. Viele leiden tief darunter und sagen: „Es kann so nicht mehr lange weitergehen." Aber ich meine, daß wir noch mehr sagen müssen: Auch das Christentum selbst zerfällt. Dabei verstehe ich unter Christentum nicht etwa Jesus und seine Sache, und nicht das, was davon in der ganzen Geschichte des Abendlandes und der Menschheit überhaupt lebendig ist — und dessen ist sehr viel! — sondern das bestimmte System von Gedanken- und Lebensformen, zu welchem die Sache Jesu im Laufe der Zeiten ausgestaltet worden ist und das man so gemeinhin Christentum nennt. Dieses System genügt heute nicht mehr; es zerbricht. Es ist ein Ende da. Dieser Weg geht nicht weiter. Hier ist die Verlegenheit am größten. Die sogenannte positive Form des Christentums genügt nicht mehr, aber die freisinnige vielleicht noch weniger. Tatsächlich findet von den wirklich stark nach dem höchsten Leben Hungernden kein Einziger mehr in diesen Formen, was er sucht. Das Sehnen der Seelen geht weit darüber hinaus. Am stärksten muß sich diese Verlegenheit im Zentrum des christlichen Lebens zeigen: im Verhältnis zu Jesus. Tiefe Bedeutsamkeit hat in dieser Beziehung jener Sturm gehabt, der Jesus als eine geschichtliche Tatsache hinwegzufegen drohte. Freilich hat er dieses Ziel so wenig erreicht, daß er vielmehr das Gegenteil bewirkt hat: er hat Bahn gemacht für ein neues Kommen Jesu! Aber er hat auch gezeigt, wie bitter nötig dieses neue Kommen Jesu ist. Ratloser kann man nicht sein, als unsere heutige Theologie, die ja unsere religiöse Lage wiederspiegelt. So ratlos ist sie wohl selten oder nie gewesen. Aehnlich verhält es sich mit der Gotteserkenntnis. Auch hierin haben wir vieles erlebt. Es ist vieles zusammengebrochen von der alten Sicherheit unserer Aussagen über Gottes Wesen und Walten. An Stelle des zuversichtlichen Redens ist ein sehr beredtes Schweigen getreten, ein Schweigen der Verlegenheit, aber auch der Ehrfurcht, der Erwartung. Es ist ein Ende da.

Ich möchte nicht mißverstanden sein, wenn ich sage, daß wir an einem Ende stehen. Das ist nicht so gemeint, daß in nächster Zeit große Entscheidungen und Neubildungen eintreten müßten. Wer wollte dies nur so einfach behaupten? Diese Entwicklungen können sich noch lange hinziehen; sie bedürfen zum Ausreifen vielleicht noch viel Zeit, viel mehr, als manchen von uns lieb ist; wir müssen den Maßstab dafür groß nehmen. Was ich sagen will, ist nur dies: alles drängt, rasch oder langsam, einem Neuen entgegen; wir stehen an einem Ende — mag dieses auch ein Jahrhundert oder länger dauern.

Aber wir stehen auch an einem Anfang. Das versteht sich doch wohl von selbst. Oder sollen wir denen recht geben, die uns sagen, daß wir dem wirklichen und endgültigen Ende entgegengehen? Diesen Eindruck macht uns die Welt nicht. Es mag wohl zu gewaltigen Katastrophen kommen, wie denn der gefürchtete Weltkrieg wohl zu einer solchen werden könnte. Aber trotzdem müßten diese Katastrophen nicht das Ende bedeuten, sondern könnten auch

ein rascheres Kommen des Neuen bewirken. Dieses Neue ist in der Welt schon da. Es ist's ja, das uns mit dem Vorhandenen unzufrieden macht. Wir könnten wohl das Ende gar nicht sehen, wenn wir nicht auch schon etwas vom Anfang sähen. Wir glauben an das Ende des Winters, weil wir den Frühling ahnen, ja schon da und dort aufblühen sehen. Dieses Frühlingsgefühl lebt in unserer Zeit, neben allen Todeswehen, und darum glauben wir, daß es nicht dem Ende entgegengehe, sondern neuem, höheren Leben. Es ist ein Quellen und Drängen von neuen Kräften und neuen Wahrheiten aus der Tiefe, ein fernes Aufleuchten höherer Gipfel des Menschentums, ein unerwartet erwachter, immer neue Gestalten annehmender, immer näher, immer zuversichtlicher werdender Glaube an alle alten hohen Verheißungen. Was fast als Märchen erschien, will Wirklichkeit werden; alte, kaum mehr verstandene Worte bekommen einen neuen Sinn; oft mit titanischer Kühnheit, aber oft auch in frommer Demut greifen Menschen wieder nach dem Allerhöchsten. Das ist das Neue, das aus der Tiefe drängt, eine ganze neue Welt. Noch können wir diese nicht recht festhalten, zu sehr ist sie im Werden, noch sollen wir sie nicht anrühren, noch will sie uns, wenn wir näher treten, entschweben wie ein Traum — und doch ist sie da und übt ihren Einfluß, und doch wird sie mit jedem Tag wirklicher. Und es ist die Welt Gottes; unseres Gottes, des alten Gottes; es ist seine Welt, und wenn sie uns neu ist, so nur, weil sie sich uns neu erschließt; wenn sie ein Wunder ist, so nur, weil Gott, wo er lebendig erkannt wird, immer wunderbar ist. Es ist nicht Auflösung, sondern Erfüllung. An Stelle der zerfallenden Moralbegriffe treten Versuche, das Gute besser, tiefer zu erfassen. An die Stelle der kirchlichen Gestalt des Christentums tritt seine weltliche, nämlich das Reich Gottes, das weltlich ist, weil es rein göttlich ist; an Stelle des Christentums — Jesus. Jesus kommt — die Welt hat lange, sehr lange kein so machtvolles Kommen Jesu gesehen. Daß es zum guten Teil inkognito geschieht, hat das nicht seinen tiefen Sinn? Stimmt das nicht mit den alten Weissagungen? Wir sind freilich noch vielfach Entbehrende, noch fröstelt es uns manchmal im Morgenwind, aber müssen wir nicht trotzdem bekennen, daß wir heute viel, viel mehr von der Wahrheit Christi sehen, als vor zwanzig Jahren? Es ist ein Licht aufgegangen — nur Geduld, es wird noch voller Tag und Frühling werden zu seiner Zeit! Hoch über den verfallenden heutigen Formen und Formeln erscheint die Herrlichkeit Christi — alt und neu! Und so sind wir auch von Gott nicht verlassen. Eine neue Erkenntnis Gottes dämmert herauf, ja sie bricht sich in manchen Strahlenwellen schon heute Bahn. Daß wir davon noch nicht geläufig reden können, ist ganz gut; es ist lange genug zu viel von Gott geredet geworden; wir können doch davon leben, wenn auch nicht in geistiger Ueppigkeit. Gotteserkenntnis, Gottesleben erfüllt heute wieder wunderbar so viele Herzen, die freilich

noch keinen Namen dafür wissen und wissen wollen. Das ist das große, unglaubliche Wunder unserer Tage: dieses neue Kommen Gottes zu den Menschen. Das strahlt Weihnachtsahnung in unsere Herzen. Wir brauchen in den Verlegenheiten aller Art, worin die heutige Welt geraten ist, nicht zu verzagen: Gottes Wege sind nicht am Ende, wo die unsrigen aufhören. Der Gott, den wir unseren Vater nennen, ist zugleich der Schöpfer, der Macht und Lust hat, stets aufs neue ein „Werde" zu sprechen. Wir dürfen auf das Größte und Wunderbarste gefaßt sein; nach dem echten Glauben der Bibel liegt das Größte nicht hinter uns, sondern vor uns. Großartiger ist dies nie gesagt worden, als in dem Worte: „Wir warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt."

Es ist ein Ende da und ein Anfang. Das ist das Eigentümliche unserer Lage; aus dieser Tatsache allein läßt sie sich verstehen in ihrer chaotischen Buntheit. Daraus erklären sich ihre schreienden Gegensätze, die uns oft so sehr verwirren wollen. Altes und Neues geraten miteinander in einen Kampf und dieser wird umso heißer, je näher die Entscheidung rückt. Das kriegerische Ideal fühlt sich bedroht; darum haben wir heute einen so bewußten, leidenschaftlichen Militarismus, dem ein ebenso bewußter und leidenschaftlicher Antimilitarismus entgegentritt. Der Patriotismus alten Stils fühlt, daß seine Zeit vorüber ist und wird darum desto aufgeregter, dafür gibt es denn einen offenen Antipatriotismus. Das Kirchentum rafft sich unter den Angriffen, die es erleidet, zu einer Betonung seines Rechtes auf, die ihm früher fremd war und so haben wir neben der bewußt antikirchlichen Strömung eine bewußt kirchliche. Dem Erwachen der religiösen Ehrfurcht entspricht eine neue Energie der Religionsfeindschaft, der ehrfurchtsvollen Besinnung des Christentums auf sich selbst, ein ungescheutes Heraustreten des Heidentums. So treten die alten Gegensätze gleichsam erfrischt einander gegenüber. Die Toten stehen auf, um noch einmal den alten Kampf zu kämpfen, der vielleicht ein Entscheidungskampf wird. Gerade dieser Zug verleiht der Zeit das Gepräge einer Entscheidungszeit. Er macht sie schwer, aber freilich auch groß. Wer das Neue, auf das er hofft, einmal recht gesehen hat, der läßt sich durch diesen Kampf nicht beirren. Er begreift, daß das Neue einen Kampf mit dem Alten hervorrufen muß, er weiß, daß das Alte auch sein Recht hat und daß das Neue nur in dem Maße einen wirklichen Sieg gewinnen kann, als es die Wahrheit des Alten in sich aufgenommen hat. Inzwischen bezeugt der Widerstand, den das Neue findet, seine Lebendigkeit. Wie sollte aber das Neue unterliegen können? Daß es da ist, daß es hervordrängt, beweist seine Notwendigkeit.

Daß trotzdem in einer solchen Zeit zu leben schwer ist, wissen wir alle. Der Zwiespalt geht auch durch unsere eigene Brust. Wer ihn gar nicht in sich trüge, könnte keiner von denen sein, die ihn aufheben helfen. Wir sind heute in mancher Beziehung arm: denn wir sehen da und dort das Ende, aber weniger den Anfang, wir empfinden manchmal

die Verlegenheit, aber wir wissen die Hilfe nicht. Wir können nicht mit schön zu paragraphierenden Lösungen aufwarten, sondern müssen da und dort gestehen, daß wir keinen Weg wissen, was den heutigen, immer noch dogmatisch gestimmten Menschen als Armutszeugnis erscheint. Wir möchten herzlich gern aus den alten Formen heraus ins neue Leben hinein und müssen, da das Neue noch nicht da, der neue Weg nicht sichtbar ist, im Alten ausharren. Wir kommen so in aufreibende Konflikte hinein, die die Einheit und Lauterkeit unseres Wesens gefährden. Vielleicht der härteste Kampf ist der, herauszubringen, wann das Alte reif ist zum Abbruch und das Neue zur Gestaltung. Könnten wir nicht zu früh das Alte aufgeben? Wäre es aber nicht noch viel schlimmer, wenn wir die Stunde des Neuen versäumten? Wer sagt uns aber die rechte Stunde? Das und vieles Aehnliche ist schwer genug.

Eines tröstet uns dabei: da das Neue nicht Auflösung, sondern Erfüllung sein soll, so sind wir nicht von der Wahrheit völlig verlassen, auch wenn das Alte uns nicht mehr recht genügt. Dadurch wird auch die Einheit unseres Wesens gerettet.

Im übrigen wird eine solche Zeit uns von selbst ein bestimmtes Verhalten als das richtige vorschreiben. Wir werden in einer solchen Zeit nicht darauf aus sein, möglichst rasch wieder zu neuen festen Formen und Formeln zu gelangen, sondern warten und reif werden lassen, auch auf die Gefahr hin, daß die Formen- und Formelmenschen uns Unklarheit vorwerfen. Wir werden uns auch hüten, in einer solchen Zeit die Kraft und Aufmerksamkeit der Menschen auf Nebensachen zu lenken, auf allerlei Reformen im Aeußeren, sondern unsern Sinn und, soweit dies an uns liegt, auch den der Andern, mit Leidenschaft auf das Eine, das not ist, richten. Wir werden darum aufräumen mit dem Kleinkram, der den Blick aufs Große versperrt, werden den alten Wust wegschaffen, der das bessere Leben hemmt. Wir werden Wartende werden, die allerdings wissen, daß es vielleicht eines Tages Entscheidungen gilt, die hohen Einsatz kosten, in denen aber auch das Größte gewonnen werden kann.

Das helle oder dumpfe Bewußtsein davon ist wohl die tiefste Ursache der Spannung, womit wir in diesen Tagen in die Welt hinausschauen. Wir erwarten, daß sie Ueberraschungen, Prüfungen bringe. Die Menschen werden durch das Werde, das unsere Zeit durchbraust, aufgerüttelt zum Stellungnehmen in den großen Fragen des Menschenwesens; sie fühlen sich Entscheidungen entgegengedrängt. Sie fürchten, sie hoffen, sie leben seelisch auf. Ein Neujahr Gottes leuchtet auf. Das alles ist gut. Wir danken dafür. Mögen auch Stürme und Erdbeben kommen, sie werden dieses Geschlecht aus Kleinlichkeit und Seelenschlaf aufrütteln, sie werden uns vor Versumpfung bewahren. Zum Fürchten ist kein Anlaß. Was wir nötig haben, ist ein ganzes, entschlossenes Wesen, ein starkes Vertrauen und einen ruhigen Hort über der Welt.

L. Ragaz.

Vor dreizehn Jahren und Jetzt.

Eine Feststellung religiösen und politischen Fortschrittes an der Wende zweier Jahrhunderte.

Der Burenkrieg, der schon geraume Zeit außer Traktanden gefallen ist und bald vergessen sein wird, hat seinerzeit ungeheures Aufsehen erregt, konnte aber damals noch nicht seiner spezifischen Bedeutung entsprechend gewürdigt werden. Er hat aber seine spezifische Bedeutung, sein besonderes Merkmal, wir müssen fast sagen, seine einzigartige Mission in der Geschichte der Menschheit. Diese Einzigartigkeit besteht darin, daß, während man politischen Kriegen primär nur politische Bedeutung, Folgen und Wirkungen zuschreibt, der Burenkrieg in erster Linie rein religiös einzuschätzen ist. Es hat noch kaum ein Krieg, der sonst weltlichen, politischen Charakter trug, eine religionsgeschichtlich so intensive Mission erfüllt, wie der Burenkrieg. Seine religiösen Wirkungen sind freilich tief verborgen, rein innerliche gewesen, die bis jetzt nicht in äußerlichen Effekten nachgewiesen werden konnten. Sie liegen auf dem Gebiet des religiösen Sinnens und Denkens der Menschheit, der Anschauung und Auslegung bis hinaus auf die religiöse Sprache. Sie sind als solche in der Hauptsache auch nicht mit äußerlicher Ersichtlichkeit des Zusammenhanges direkt auf diesen Krieg zurückzuführen. Es liegt auch nicht allein am Burenkrieg an sich, aber wenn man nach einer hinreichend begründeten Ursache der einzig dastehenden Wandlung auf dem Gebiete der Religion und Politik sucht, so stößt man in erster Linie auf den Burenkrieg; dies umsomehr, als sich diese Wandlung auch zeitlich fast genau auf den Burenkrieg zurückdatiert. Gewiß spielt auch die Kultur keine geringe Rolle dabei, denn der Burenkrieg mit seiner empörenden Veranlassung traf eine religiös rückständige und kulturell vorgeschrittene Menschheit an, die ein in Bezug auf Gerechtigkeit und international erweiterte Humanität bisher nie erreichtes Feingefühl an den Tag legte. Unbestreitbar jedenfalls ist, daß der Burenkrieg Eindrücke hinterlassen hat, die mit Naturnotwendigkeit ihre Folgen sowohl im religiösen als auch im politischen Empfinden und Dafürhalten zeitigen mußten und unsere subjektive Ansicht ist, daß jetzt die ersten deutlichen Anzeichen der Ernte sich bemerklich machen.

Schon durch den Eindruck also hat der Burenkrieg das vorgefundene religiöse Empfinden geradezu revoltiert und in seinen innersten Grundtiefen aufgewühlt und aufgeschreckt. Dadurch an die Oberfläche gerufen, ist es aber zugleich mit seltener Deutlichkeit zur Erscheinung gelangt und erkannt worden. Auch ist dadurch wie selten auf einer andern Zeithöhe ein Standard religiöser Entwicklung und christlicher Religionsstufe aufgestellt worden.

Da wir seinerzeit diese Wirkungen mit einem für uns denkwür-

digen Anteil unseres religiösen Interesses verfolgt haben, können wir es uns nicht versagen, dieselben hier festzunageln und damit noch nachträglich dem Burenkrieg die ihm gebührende Ehre anzutun. Die weitern positiven Folgen dieses Krieges treten als ungeheuer tiefgehende, wie gesagt, erst in unserer Zeit recht zu Tage.

I. Die Eindrücke des Burenkrieges trafen zunächst direkt ins Herz, auf das religiöse Sensorium. Sie trafen in erster Linie auf das Gerechtigkeitsgefühl, in zweiter Linie auf den Vorsehungsglauben und den Glauben an die Weltregierung. Diese Inventarstücke des christlichen Zeitglaubens wurden aufgedeckt und damit dem Licht der Selbstdarstellung und der nachfolgenden kritischen Prüfung ausgesetzt. Das ging so zu: Ungerechtigkeiten sind in der Welt schon mehr geschehen, aber wir empfinden natürlich die Ungerechtigkeit am stärksten, die wir miterleben, deren Zeitgenossen wir sind. Früheren Ungerechtigkeiten ist der Stachel genommen teils dadurch, daß sie veraltet sind und das Leiden überstanden ist, teils dadurch, daß etwa auch schon die Rache, die Sühne erfolgt ist. Die Ungerechtigkeit aber, welcher wir zusehen müssen, wird bitter empfunden, weil wir das unschuldige Opfer leiden sehen und die böse Tat noch ungestraft triumphiert. So ist es mit dem Burenkrieg gewesen. Diese Schandtat haben wir gesehen und gehört, wie des Bruders Blut gen Himmel schrie. Die, welchen das Religiöse ein ernsthaftes Anliegen und nicht nur eine Dekoration war, haben nach der Gerechtigkeit Gottes gefragt. Warum läßt Gott solche Dinge geschehen? Und nun aber lasse man sich nicht entgehen, wie man sich dem gegenüber zu helfen suchte und was da alles zu Tage trat; es bedeutet nichts Geringeres als ein Kriterium christlicher Glaubenswerte. Damit Gott solcher Ungerechtigkeit ein Ende mache, griff man zur Waffe des Gebetes und betete mit internationaler Einmütigkeit um den Sieg der Buren. Wir wollen vom jüdischen Rest dieses Glaubens, daß Gott Kriegspartei ergreife und verfechte, absehen und nur daran erinnern, daß dieses Beten eben nichts geholfen hat. Deshalb entstand dann die zweite Frage: Warum erhört Gott das Gebet so vieler tausend Gläubigen nicht? Das führte dann unter anderm sogar zur weitern prinzipiellen Frage: Gibt es überhaupt noch einen Gott? Aber der Krieg verhalf zu keiner positiven Antwort; es ging im Gegenteil, je länger je mehr, wie es die Engländer gern sahen, und der Rest war nicht viel anders als eine allgemeine christlich-religiöse Glaubensblamage und eine internationale Verblüffung in Bezug auf den Gott der Christenheit.

Wie man sich nun aus dieser Verlegenheit heraus zu helfen gesucht, ist aber noch das Bezeichnendste für das Christentum am Ende des 19. Jahrhunderts; und es ist fast interessant, daß man dafür eine Parallele findet in einer uralten Urkunde hebräischer Religion, dem Buche Hiob. Das Buch Hiob und der Burenkrieg gehören schon deshalb zusammen, weil die Zeit dieses Krieges im Buche Hiob ihren Religionsspiegel findet und das religiöse Denken dieser Zeit

sich fast deckt mit der Frömmigkeit der Freunde Hiobs. Doch wir müssen, bevor wir mehr behaupten, beweisen, um verstanden zu werden.

Allerdings müssen wir der Rücksicht auf den Raum halber die Bekanntschaft mit der religiösen Defensivtaktik gegenüber Hiob, diesem Zeugen absoluter innerer Wahrhaftigkeit, voraussetzen. Freilich darf solches Voraussetzen wohl nur bei Solchen geschehen, denen seinerzeit mit der Theologie der Freunde Hiobs nicht jenes Religions- und Glaubensfalsifikat des Buchstabenglaubens und damit die Sprache einer heuchlerischen Frömmigkeit als auchchristliche Religiosität übermittelt worden ist in verbalinspirations-gläubiger grandioser Verkennung der tief und echt religiösen Tendenz des Buches Hiob, oder bei solchen, die sich in besserer Erkenntnis davon frei gemacht haben. Diese Tendenz geht natürlich und bekanntlich dahin, in der Dialektik der Freunde Hiobs das abschreckende Beispiel falscher und gemachter, d. h. heuchlerischer Frömmigkeit darzustellen und zuletzt darzutun, auf welche Seite sich im Grunde Gott stelle, ob auf die Seite solcher Art Frömmigkeit oder auf die Seite objektiver Wahrhaftigkeit, laute sie nun für oder gegen die überlieferte Theologie im Wortsinne. Die Religion der heuchlerischen Expreßfrömmigkeit der Freunde Hiobs, die sich partout und in allen, selbst den widerspruchsvollsten Lagen und Verhältnissen, zum spitzfindigen Anwalt und Verteidiger Gottes auftut, ist nach der erst viel zu spät erkannten Tendenz des Buches eine verwerfliche und Gott mißfällige. Hingegen ist die nicht über allem Zweifel erhabene, ja der falschen Frömmigkeit, der irreligiösen Sprache und Form verdächtige, an Gottes Schickung und Regierung ehrlich Anstoß nehmende und die innere Ueberzeugung samt Zweifel und Befremden ehrlich zum Ausdruck bringende Frömmigkeit Hiobs schließlich diejenige, für deren Bekenner zuletzt Gott selber Partei ergreift, zugleich die andern strafend und beschämend.

Soviel also sei doch zur Orientierung auch der auf diesem Gebiete gut informierten Leser der „Neuen Wege" vorausgeschickt. Wenn wir nun die zur Zeit des Burenkrieges an den Tag gelegte christliche Zeitreligion mit der im Buche Hiob als überwunden dargestellten auf die gleiche Linie stellten, so können wir das noch weiterhin beweisen. Wir haben damals folgende weitere Beobachtungen, die für uns auch Krisen waren, gemacht. Es ging mit dem Burenkrieg also nicht, wie man es im Interesse Gottes gern gesehen hätte, Gott kam dadurch, nach dem damaligen Vorsehungs- und Weltregierungsglauben, wodurch Gott an allem und die Menschen an nichts schuld waren, in Mißkredit. Man war auf dem Punkte angelangt, ihn verteidigen zu müssen, oder bei den Menschen den Glauben und damit auch die Religion zu retten. So nahm man sich denn die von der hergebrachten orthodoxen Bibelkritik her ja sehr empfohlenen und im besten religiösen Geruch stehenden Freunde Hiobs zum Beispiel und machte sich daran: Die Hugenotten und Oberösterreicher, sagte man, die noch um höhere Dinge kämpften als die Buren, seien auch

untergegangen. Damit tröstete man sich über eine neue Ungerechtigkeit mit ungerächten alten Ungerechtigkeiten — wer das konnte. Aber noch mehr. Unter anderm und gegen Ende mußte noch eine recht jüdische d. h. judenmäßige Spezialität herangezogen werden. Wie ein Freund Hiobs dem Hiob vorwirft, daß er ein heimlicher Sünder sei, so fing man allmählich an, den anfänglich übertriebenen Heiligenschein der Buren sich näher zu besehen und nach und nach gelang es glücklich, denselben soweit zu zerpflücken und soviel Fehler, Menschlichkeiten und Sünden der zuerst so vergötterten Buren zu entdecken, daß Gott schon einigermaßen entlastet war und die Engländer es einem Dank wissen mußten. Zu solch echt Hiob'scher Menschen-Verdächtigung fügte man aber in einem Atemzug den eben so echt Hiob'schen Gottes- und Selbsttrost hinzu und tröstete sich: Wenn die Unterliegenden zu Gott halten, dann führe das Unterliegen nicht zur Vernichtung, sondern nur zu größerer Herrlichkeit. Nach Thermopylä sei Salamis, nach Jena Leipzig gefolgt. — Bis zu diesem Punkt christlicher Religions-Sophistik hörten wir die Burenfreunde an, wie Hiob die seinen; von da ab aber wurde es uns zu viel, und wie Hiob wurden auch wir abgestoßen von solcher Art Frömmigkeit und wurden in diesem Sinn unfromm, aber wahr — ganz wahr! Und zwar wurden wir in die Wahrheit geleitet, die uns fragen ließ: Was ist es denn eigentlich mit einem solchen Christentum? Ist das eigentlich Frömmigkeit? Ist das überhaupt Christentum? Ist es nicht vielmehr und in seinem eigentlichen Wesen Judentum, ja sogar exakt und aufs Haar das gleiche Wesen, das gleiche Gesinntsein, das gleiche Gutmachen des Schlechten und Schlechtmachen des Guten bei frommer, religiöser Sprache wie bei den Freunden Hiobs? Also soweit war man gekommen nach neunzehn Jahrhunderten Christentums! Die Form, die Terminologie war die christliche, das Wesen, der Geist und die Gottesvorstellung war genau die gleiche! Diese Wahrnehmung war zum Halsbrechen. Ein klägliches Resultat! Und das alles auf das Konto Jesu? Unmöglich! Ein Fiasko eines Pseudo-Christentums am Ende des neunzehnten christlichen Jahrhunderts! Das Buch Hiob mit dem Vernichtungsurteil über eine falsche und von Gott gescholtene Frömmigkeit, das Standardzeichen der Entwicklung der christlichen Religion seit Jahrhunderten! — Das möchten wir festgestellt haben; und wer es nicht selbst durchlebt hat mit uns, der kann es nachprüfen an Hand angesehenster und maßgebendster christlicher und kirchlicher Blätter aus der Zeit des Burenkrieges. In unsern Augen war die ganze christlich-religiöse Reaktion auf den Burenkrieg eine Bankrotterklärung des Zeitglaubens. Ein Glaube, der repräsentiert und gekennzeichnet war durch die Freunde Hiobs vertrug den Burenkrieg nicht. Die Furcht für den Glauben angesichts des Burenkrieges war das schlechte Gewissen einer rückständigen Christenheit und ein Glaube der frommen heuchlerischen Worte. Der Burenkrieg war, wie kaum ein anderer, ein Krieg, der verdaut werden

mußte; und dieser Glaube war zwar freilich ein Sekret, eine Ausschwitzung peinlichen Gefühls, aber dieses Sekret war ein zu dünner gehaltloser Saft zur Verdauung solcher Brocken, wie sie der Burenkrieg abgab. Dazu gesellten sich noch andere Mächte und Gewalten der neuen Zeit, resp. noch andere Probleme für den alten und veralteten Glauben. Der Burenkrieg ist darunter nur der größte, markanteste und schwerwiegendste Stein des Anstoßes, den man herausholt statt mehrerer anderer.

Das war das Einst in der Religion. Betrachten wir

b) noch kurz das Einst der Politik. Auch die Ereignisse auf dem Gebiet der Völkerpolitik, abgesehen vom Burenkrieg, waren dazu angetan, die Augen zu öffnen noch vor Beginn des neuen Jahrhunderts. Es geschahen Dinge, die grell die Situation beleuchteten. Der japanische Krieg, die Schrecken in Rußland, die Metzeleien in Kleinasien, die ganze Gesinnung und Taktik der europäischen Großstaaten haben zu denken gegeben. Es wurde so arg getrieben, daß eine solche Politik sich gefallen lassen mußte, dem entrüsteten Religionsurteil der Christenheit unterzogen zu werden, und da war dann sogar dieses rückständige Christentum noch gesund genug, sich zum Gericht verpflichtet zu fühlen. Denn war die christliche Zeitreligion im Judentum stecken geblieben, so war die Politik nicht mehr viel anders als schlecht verhehltes Heidentum. Sie hatte sich einen Götzen gemacht, den Jupiter Stator der Römer: Macht, Eroberung, Ländervorteile, Beutepolitik, Ausdehnung durch Unterdrückung von Menschenrechten. Christliches Römertum, ein Widerspruch in sich selbst. Das war so: Man hatte auf dem Wege religiöser Stagnation in Orthodoxie und sattem Kirchentum die wahre Größe, die sittliche Größe, die Größe Christi verloren und weil der Mensch nun einmal zur Größe angelegt ist und deshalb Größe haben will, suchte man die falsche Größe der Welt, und diese suchen die Staaten in der Expansionspolitik. Diese römische Größe wuchs sich sogar über die bis zum Gähnen gepredigte Größe des Nazareners hinaus, so daß seine Bergpredigt kapitulieren mußte vor dem Raisonnement der gewaltigen und so einleuchtenden Staatsaufgaben und -Missionen. Man ahnte damals noch nicht, was man unterdessen bereits erfahren mußte, daß der Rächer gern auf dem gleichen Wege kommt, den die Sünde gegangen ist. Doch damit sind wir bereits beim Wendepunkt angelangt.

II. Das Jetzt stieg aus dieser religiösen und politischen Nacht wie ein strahlender Adventsstern herauf, und es darf ein innert so kurzer Frist kaum noch erlebter Fortschritt konstatiert werden. Man achte

a) auf dem Gebiet der Religion in erster Linie auf den vielsagenden Unterschied in der religiösen Sprache von damals und jetzt. Man nehme Jahrgänge religiöser und kirchlicher Zeitschriften aus der Zeit des Burenkrieges und aus unserer Zeit zum Vergleich zur Hand und bilde sich auf diesem Wege ein Urteil. Ungeheuer beredt ist schon das Schweigen und die Selbstbescheidung, die sich darin ausspricht,

und die Kunstpause der Kirche in ihren Aussagen über Gott, sein Wesen und seine Weltregierung. Das Gefühl dominierender Stellung und gottes-autoritativer Mission hat sich geflüchtet, wie ein Küchlein unter die Glucke, unter das übermächtige Gefühl der Uebermacht der modernen Welt, der Kultur, der diesseitigen Dinge und teils auch unter das eigene Schuldbewußtsein und bessere Erkenntnis. Das religiöse Urteil wagt sich nicht mehr so hervor gegenüber der Erkenntnis, daß das, was man früher „Welt" im Gegensatz zu Gott und Reich Gottes genannt, zum Teil doch auch etwas Sinn, Vernunft, Recht und Bedeutung habe, jedenfalls sich jetzt das Recht nehme, all das zu beanspruchen, und man es nun einmal nicht wehren könne, sondern sich dazu verstehen müsse. Jedenfalls ist es mit dem Privilegium zu Ende und es gilt, sich darauf hin einzurichten, und da ist vorläufig Schweigen und Einlenken die gegebene erste Etappe des Fortschrittes und allein schon ein gewaltiger Fortschritt.

Das Pausieren und Einlenken im Gefühl einer blamabeln Rückständigkeit der vertretenen Religion weist zwar schon aus dem Negativen hin ins Positive, Neuschaffende, aber vorläufig beschränken wir uns auf die Signatur der Gegenwart. Dieselbe prägt sich aus in einer gedemütigten Bereitwilligkeit zu schweigenden Konzessionen an Kultur, Wissenschaft und Geist der Gegenwart und in einem beschämten und bescheidenen Verlassen früher mit mehr äußerer Anmaßung als innerm Recht eingenommener und behaupteter Positionen. So ist die Allwissenheit über Gott einem bedeutsamen sparsamen Gebrauch gewichen, der sehr viel Unklarheit übrig läßt. Die transzendente Welt, die damals noch eine Stätte ausgleichender göttlicher Gerechtigkeit war, fing schon zurzeit des Burenkrieges an, nicht mehr mit der gleichen Ernsthaftigkeit gewürdigt und in Betracht gezogen zu werden, weshalb der Burenkrieg auch einen umso empfindlichern Stachel bekam. Er selber aber schlug dem Faß den Boden aus und jetzt ist die Sachlage fast interessant und man darf kaum darnach fragen. In diesem speziellen Punkt wäre also im allgemeinen noch erst der Nullpunkt erreicht. Wie immer, so wird sich auch hier wieder zuerst die Philosophie daran machen, neuen Grund zu legen, denn die Religion fängt heutzutage nicht mehr mit der Bibel, sondern mit der Philosophie an. Doch wollen wir nicht tun, als ob der Leser selber noch nichts gemerkt habe und uns mit diesen Andeutungen des Raumes halber begnügen.

b) Das Jetzt der Politik gäbe uns vielleicht noch mehr das Recht, uns mit Andeutungen zu begnügen; denn hier ist die Wandlung noch klarer am Tage. Man vergleiche vor allem (zugleich um hier noch einen übergangenen Punkt betreffend der religiösen Wandlung nachzuholen) den Unterschied in der religiösen Beurteilung von damals und jetzt. Nicht nur die Wandlung im religiösen Sprachgebrauch ist daran schuld, sondern auch die Wandlung in der politischen Anschauung. Man schaut die Sache denn doch fast auffällig anders an. Im allgemeinen freilich mag dem die in

den letzten Jahrzehnten vollzogene Schwenkung vom Dogmatischen zum Ethischen zu Grunde liegen. Die Dogmatik ist ein verlassener Posten geworden und die moderne Menschheit ist fast einseitig nur ethisch interessiert und normierend. Dementsprechend ist die Auffassung der Dinge und die Beurteilung der Ereignisse eine ganz verschobene geworden. Und zwar ist diese Verschiebung und Uebertragung den Weg von Gott zum Menschen gegangen. Damals Burenkrieg und heute wieder Krieg — aber welch ein gewaltiger Unterschied zwischen damals und jetzt! Freilich war der Burenkrieg viel gravierender, aber man achte auf die Diskussion von heute im allgemeinen über Politik und „Friede auf Erden" und erinnere sich an die religiöse Beurteilung und Einschätzung von damals, so wird man vor allem auf den wesentlichen Unterschied stoßen, daß ganz entsprechend der Schwenkung vom Dogmatischen zum Ethischen die Verantwortlichkeit von Gott auf den Menschen übergegangen ist. Damals lastete alles auf Gott und man fühlte sich in der peinlichen Lage, ihn rechtfertigen zu sollen; jetzt aber wird Krieg und Politik von den Menschen hergeleitet und die Menschheit dafür verantwortlich gemacht. Natürlich: die Dogmatik und das dogmatisch orientierte Geschlecht führte alles auf Gott zurück und die Menschheit konnte nichts dafür; die Ethik aber und die einseitig ethisch orientierte moderne Menschheit — dazu noch in Verbindung mit dem Naturalismus — schreibt alles dem Menschen zu, hat Wirklichkeitsblick und kein Reich-Gottes-Auge mehr und ihr Gerechtigkeitsgefühl richtet sich infolgedessen strafend gegen die Menschen und Staaten selbst, statt heuchlerisch verteidigend und peinlich rechtfertigend gegen Gott. Die Politik, früher ein unbeeinflußbares Stück göttlichen Monopols und göttlicher Weltregierung, ist nun in Menschenhände gegeben. — Ist das ein solcher Fortschritt? Wir halten es dafür; ein anderer mag es anders ansehen und beurteilen. Wir möchten es ansehen als einen Fortschritt vom Judentum und eine Annäherung an besser verstandenes Christentum, einen Fortschritt der Religion, der folgerichtig einen entsprechenden in der Politik mit sich brächte. Dazu vergegenwärtige man sich die jetzige Balkanpolitik, zu welcher ein Kommentar doch fast unnötig scheint. Rußland kann man ja noch ausnehmen — seine Religion ist auch darnach — und England noch für verdächtig halten, aber wenn man auf das gegenwärtige Verhalten Deutschlands (nicht nur im Balkankrieg) und Oesterreichs achtet, so wird einem ein innert so kurzer Zeit ganz gewaltiger und erfreulicher Fortschritt zum Bessern sich bemerklich machen. Rußland und England haben ja bekanntlich noch unlängst ein Müsterchen abgelegt, welches mit dem Namen „Finis Persiae" hinreichend gekennzeichnet ist. In der Maskierung politischer Schachzüge sind diese beiden falsch-religiös stark „infizierten" Staaten trotz der Verschiedenheit des Bekenntnisses einander würdig und ebenbürtig, aber vor der übrigen europäischen Menschheit ist ihre Rolle denn doch bereits in ein Licht und ein Urteil getreten, vor dem die Politik der Maskierung

eben bereits „nicht ganz ohne“ ist und von da aus als Uebergangsstadium zum Bessern angesehen werden kann.

Schließlich aber darf man auch Eines und zwar etwas ganz Natürliches nicht vergessen: die natürlichen Wirkungen auf den Menschen, sozusagen auf die anima naturaliter christiana, womit zugleich die so verachtete und als unbrauchbar beiseite gestellte Politik des Nazareners in der Bergpredigt wieder etwas mehr Sinn und Bedeutung gewann und im Ansehen stieg als eine, die verkannt war, teilweise auch nur wegen ihren für die kurzsichtigen Menschen von damals zu weitsichtigen Perspektiven. Denn jetzt traten allmählich die innern Folgen der damaligen blinden Taktik zu Tage und es ging den Staaten und den Menschen ein Licht auf darüber, daß sie sich in das eigene Fleisch geschnitten, indem sie fremde Wunden schlugen. Man verlor im Innern an Liebe, Vertrauen, Anhänglichkeit und Wertschätzung und der Patriotismus hat vielleicht nie mehr Einbuße erlitten als damals. Die Antwort war der Antimilitarismus als allzu natürliche Folge und seine Logik lautete: Wo das Heimatkind, der Sohn des Vaterlandes nur gut genug mehr ist, um als Kanonenfutter für fremde Eroberungskriege und zu Macht-Erweiterungen zu dienen, da verliert der Patriotismus an Absolutheit und wird sein Recht und seine Notwendigkeit, ja sogar seine Sittlichkeit fraglich. Da lernte man, daß man nichts, in aller Welt nichts, tun kann, auch in der Politik nicht, — ohne Nebenwirkungen, die sich der ersten Berechnung entziehen und daß in der Politik Jesu auch etwas Diplomatie stecke und dieselbe so ganz unpraktisch nicht sei, weil sie auch mit den Gesetzen der Psychologie rechne, und daß man als Staat auch damit rechnen müsse, ja mit jedem Eindruck auf die Menschenseele. Christliches Blutvergießen geht jetzt viel schwerer, auch schon der bessern Einsicht wegen und weil man gelernt hat. Ein guter Teil des heutigen Verhaltens ist darum auch weiter nichts als Vorsicht schlechthin.

Im Ganzen aber und speziell religiös ist es den Weg gegangen von der Religionsstufe der Freunde Hiobs zur Frömmigkeit der Wahrhaftigkeit und der Würdigung des wahren Sachverhaltes in mutigem Wirklichkeitssinn. Auf dem Gebiet der Politik ist das am deutlichsten zu Tage tretende und maßgebende religiöse Moment ein eingeschüchtertes Verantwortlichkeitsgefühl, neben welchem freilich eine rein rechnende Furcht vor dem Kriege und dessen unberechenbarer Ausdehnung nicht übersehen zu werden braucht. P. Hitz.

August Strindberg.

Ein Zeitbild.

Auch wer nichts von Strindberg gewußt hat, seit seinem Tod hat er es erfahren müssen: er war Schwedens letzter allgewaltiger Dichter. Der Mann, der jetzt, in seinem 63. Lebensjahre, dahingegangen ist, hat, mit Ibsen, Björnson u. a., sein Land zur literarischen Großmacht erhoben. Aber noch mehr: er hat als Denker alte Tafeln zerschlagen und gültige Werte umgewertet.

Mit seinem Tode erhebt sich nun die Frage: Was hat uns Strindberg an bleibenden Werten hinterlassen? Sind wir ihm wirklich so sehr verpflichtet, im Namen der Kultur, wie seine Freunde behaupten? Sind das, was er geschaut und geschrieben, wirklich die Gesichte des Sehers, der durch das Alltägliche hindurch sieht ins Ewige? des Weisen, der das Leben gelebt und in wahren Zügen erfaßt und gewertet hat? des Künstlers, der das Vergängliche zum Unvergänglichen erhoben hat Kraft seiner hohen Kunst? Oder hat dies Genie jene Grenze erreicht, die uns bereits Wahnsinn heißt? Ist sein Kampf nichts anderes als die Aeußerung des Widerspruchgeistes, ein Ueberschuß an Temperament? Hat er das Leben wirklich dargestellt, wie es ist oder hat er es gefälscht?

Darauf wird man antworten müssen. Denn damit entscheiden wir über die Bedeutung Strindbergs für uns. „Möge auch das Proletariat des Schweizerlandes, ruft der „Vorwärts" aus, in welchem der Dichter viele Jahre gelebt hat, nun nach seinem Tode mehr als bisher seine Schriften lesen und ihren Verfasser ehren als einen, der wie das Proletariat treu kämpfte für Menschenrechte und Geistesbefreiung." Dürfen wir diesem Wunsche beistimmen? Oder hat sich der Biograph hier verleiten lassen, indem er nur eine einzige Phase dieses an Widerspruch so reichen Dichterlebens gesehen hat? Denn gerade darum ist es ja so schwer, zu einem Gesamturteil über Strindberg zu gelangen, weil seine Entwicklung keine geradlinige ist; weil er vielmehr heute bekämpft, was er morgen verteidigt, um es übermorgen wieder unter die Füße zu treten; weil er inbrünstig liebt, was er wieder tödlich haßt; weil er mit Gewalt an sich zieht, was er bald darauf wegwirft, um es dann wieder aufzuheben; weil er bald wie ein Kind ganz nur in Einfachheit und Natürlichkeit sich gibt, bald wie der Fürst der Fürsten einherschreitet, gebieterisch den Zoll der Anerkennung heischend, bald wie ein Wahnsinniger rast ..... War dieses Gehirn vollkommen normal? Hat nicht törichter Verfolgungswahn den Mann gepeitscht? Hat nicht krankhafte Sucht des Widerspruchs, und zwar des Widerspruchs gegen sich selbst sogar, ihn unerträglich gemacht? Man betrachte sich doch eines der vielen Porträte genauer, diesen Kopf mit der Künstlermähne, der Mähne, auf die er stolz war; dies Antlitz mit der hohen leuchtenden Stirn, das Geist und Witz, Klugheit und Kraft, gesteigerte Leidenschaftlichkeit, Ent-

schlossenheit und Kampfbereitschaft verkündet, — jawohl, Kampfbereitschaft! Und über diesem Antlitz flackern die unruhigen Lichter der Haltlosigkeit, des glühenden Wahns!

Strindbergs Wesen und Dichtung muß man sich im Zusammenhang mit seinen äußern Lebensbedingungen erklären. Er nennt sich in einer autobiographischen Schrift selbst: „Der Sohn einer Magd." Diese Herkunft hat er nicht vergessen. Er hat darunter gelitten, mehr als er selber gestehen kann. Wie er in der Kindheit das Mißverhältnis zwischem dem Vater, dem einst wohlhabenden Dampfschiffspediteur Oskar Strindberg und der Mutter, einem armen Dienstmädchen, bitter empfindet, so leidet er, je älter er wird um so heftiger, unter dem Mißverhältnis seiner persönlichen Stellung. Die Erinnerung an seine Kinderjahre foltert ihn: „Familie", so ruft er aus, „du bist das Heim aller sozialen Laster, eine Versorgungsanstalt aller bequemen Frauen, die Ankerschmiede des Familienvaters und die Hölle der Kinder." Und wie er größer wird, sieht er sich verfolgt als Glied der Unterklasse, die er bald bemitleidet, bald schonungslos verachtet, und seine aristokratischen Empfindungen und Neigungen locken ihn gleichzeitig aufwärts zur Oberklasse, die ihn mit Füßen tritt. Bald kriecht er gedemütigt und erniedrigt in sich zurück, bald geht er zum Angriff über. Ueberall sieht er sich von Feinden umgeben. Er wird ein Heimatloser und Flüchtling, ein nie Zufriedener und stets Gekränkter. Seine feine Sensibilität vergrößert seine Schmerzen. Er sieht sich auch da, wo er es nicht ist, verkannt, gehaßt, verachtet und verfolgt. Und dieser selbe Verfolgte, der gehetzte „Sohn der Magd" genießt heute unerwartete Anerkennung. Er, der keinen dauernden Erfolg an sich zu fesseln verstand, dessen Leben eine beständige Metamorphose war, auch äußerlich — er war Volksschullehrer, Schauspieler, Arzt, Prediger, Redaktor, Maler, Hauslehrer, Bibliothekar — was ist er nicht alles gewesen — er steht heute da als einer, der sich eine Stellung errungen hat; kein Fertiger und kein Vollendeter — denn das ist Strindberg nie — aber trotzdem eine Macht, auf die der literarische Norden stolz ist. Der Geächtete ist zu Ehren gekommen. Kurz vor seinem Tode, als bereits die Welt von seiner letzten Agonie erfuhr, da defilierte der Arbeiterverein, das Volk vor seinem Balkon, ehrte ihn mit einem Fackelzug, der dem Sterbenden ins Grab leuchtete. Und in Deutschland ging jene große Ausgabe seiner Werke ihrer Vollendung entgegen, die vom Dichter selbst veranstaltet war, und die vom Verlag Georg Müller*) in München ausgegeben wurde. Sie verdrängt die schlechten Uebersetzungen, auf die wir bisher angewiesen waren. Aus ihr erst können wir einen Einblick gewinnen in die Reichhaltigkeit und Großartigkeit von Strindbergs Schaffen.

*) Strindbergs Werke. Deutsche Gesamtausgabe unter Mitwirkung von Emil Schering als Uebersetzer vom Dichter selbst veranstaltet. Verlag Georg Müller, München. Zum Teil noch im Erscheinen begriffen. Jedem Band ist eine Uebersicht über die Gesamtheit der Werke vorgedruckt.

Sein Lebenswerk ist unübersehbar, er schrieb etwa 50 Dramen, eine ganze Zahl von großen Romanen, verschiedene Novellenbände, wissenschaftliche Bücher, Verse, Tausende von Zeitungsartikeln. Er dichtete sein ganzes Leben, wie er selbst bekennt: „Um meine Schriften zu schreiben, habe ich meine Biographie geopfert, meine Person. Es ist mir nämlich vorgekommen, daß mein Leben in Szene gesetzt sei, damit ich es von allen Phasen sehe." Er habe gelernt, sich selber als Objekt aufzufassen. — Welchen Eindruck hinterläßt dies Lebenswerk?

„Strindberg", schreibt einer seiner Verehrer, „ist nicht einer, in ihm sind viele. Er ist jedesmal ein Neuer, und stets ein anderer." Man kenne ihn nicht, wenn man nicht alles (über 100 größere Werke) von ihm gelesen habe. Die Zeit wird anders entscheiden. Die großen Bekenntnisbücher, in denen er mit geradezu brutaler Offenheit seine Entwicklung schildert, diese Kommentatoren unseres Jahrhunderts — „der Sohn einer Magd" in erster Linie — gehören neben die Konfessionen eines Rousseau. Sie sind rücksichtslos, scharf, ohne Umschreibung, vernichtend, sind Anklagen, Zeugen von einem krankhaft gereizten Wahrheitsbedürfnis, das nichts verschweigt und uns selbst das Schlimmste, das Schmutzigste nicht erspart. Dann die Romane: „Das rote Zimmer", das mit dem Scheinwerfer Menschen und Verhältnisse beleuchtet; die „Inselbauern", vielleicht sein maßvollstes Kunstwerk; „Am offenen Meer", das Buch des Individualismus und des sublimsten Aesthetentums; die „Gothischen Zimmer", „Schwarze Fahnen", eine grausame schonungslose Satyre. Dazu die „Historischen Miniaturen", in denen der Dichter über den Historiker siegt. Den Abschluß seines literarischen Schaffens sollte das „Blaubuch" bilden, eine letzte energische Abrechnung, ein Abwägen aller Werte, ein Zertrümmern nicht nur alter, sondern auch neuer Gesetztafeln, eine Analyse unserer heutigen Konflikte. Eine seltene Geistesoffenbarung unserer Zeit! Im „Blaubuch" drängen sich noch einmal die Widersprüche zusammen, die Strindbergs Leben ausmachen. Diese Sammlung von Maximen und Reflexionen, von philosophischen und theosophischen Ausblicken, von Anekdoten und Aphorismen, ist ein merkwürdiges Buch der Lebensauffassung, in dem der Verfasser von einem Gegenstand auf den anderen überspringt. Es ist bunt und kraus, absurd und überzeugend, erhebend und niederschmetternd, verletzend und versöhnend, wie das Leben dieses Mannes, der Höhen und Tiefen geschaut hat; wie sein Seelenleben voller Abgründe und Labyrinthe. Es ist eine mächtige inhaltsschwere, geradezu universelle Aeußerung, das Schlußwerk (wenn es auch nicht seine letzte Arbeit ist) eines glänzenden Dialektikers und Dichters, das aber zugleich unseren stärksten Widerspruch hervorrufen muß. Namentlich da, wo der Forscher den Dichter ablösen möchte, in der Absicht, das zu vernichten, was die Gedankenarbeit unseres Jahrhunderts erobert hat. Auch hier fehlt es nicht an Widersprüchen und nicht an Urteilen, die keinen Allgemeinwert besitzen, weil sie nur

mißlichen Erfahrungen entspringen, die Strindberg allein in solch übertriebenem Maße hat erleben können. So bewegt sich nicht nur das gesamte Lebenswerk des Dichters in merkwürdigen Windungen, sondern das einzelne Kunstwerk auch ist häufig angefault vom Widerspruch, ist durch das Absonderliche verdorben. Mit einer einzigen Geschmacklosigkeit ist er imstande ein verheißungsvolles Werk zu vernichten.

Darum wird sich Strindberg nicht als eine geistige Macht und Größe behaupten können, wie sie der Zahl seiner Werke und der Summe der darin aufgespeicherten Kräfte entsprechen müßte. Wer die geistigen Kämpfe seiner Zeit erfassen will, der wird sich allerdings immer wieder aus dieser Schatzkammer bereichern. Denn Strindbergs Werke sind Kulturbücher. Sie sind der Kampfplatz ergrimmter Geister. Mit Spott, mit Verachtung, mit der Schärfe des Witzes fällt er seine Gegner an. Aber der Kampf und die Diskussion machen uns müde. Wir möchten Menschen schauen, die nicht so sehr an das Zeitliche gebunden sind, daß sie nur ihrer Generation etwas zu bedeuten haben. Und an solchen Kunstwerken, in denen der Dichter zwar seine Zeit richtet,. aber als Richter über seiner Zeit steht, Werke, in denen er die Zukunftswerte herausfühlt, an solch ewigen Schöpfungen ist Strindberg arm. Er ist so sehr Kritiker, beständig auf der Lauer, stets gereizt, immer in Angriffsstellung, immer darauf erpicht, recht zu haben und recht zu bekommen, daß er arm ist an Güte. „Wirkliche Schönheit," sagt er aber selbst im „Buch der Liebe," „wirkliche Schönheit kann ohne Güte nicht existieren." Seine Liebe, wie sein Haß sind immer aggressiv, ja, auch seine Liebe! Stimmungen, wie wir sie bei Goethe finden, etwa in seiner Elegie:

„Dem Frieden Gottes, welcher euch hienieden
Mehr als Vernunft beseliget — wir lesen's —,
Vergleich' ich wohl der Liebe heitern Frieden
In Gegenwart des allgeliebten Wesens; u. s. w.

Oder:

In uns'res Busens Reine wogt ein Streben,
Sich einem Höhern, Reinern, Unbekannten,
Aus Dankbarkeit freiwillig hinzugeben,
Enträtselnd sich den ewig Ungenannten;
Wir heißen's „fromm sein."

Solche Stimmungen finden wir bei Strindberg nicht. Augenblicke, in denen sein Herz an Güte reich und in Liebe ruhig geworden ist, die sind, in seinen Büchern wenigstens, selten. Er ist Kritiker, analysiert alle Seelenvorgänge, er ist Ankläger. Auch seine Frömmigkeit ist ein Kampf. Er wird Büßer. Er bohrt in seinen Wunden und quält sich und uns. Strindberg, sagen wir, befindet sich stets in Kampfbereitschaft. Und diese Unruhe teilt sich seinem Werke mit. Das kommt daher, daß seine Bücher, ob sie nun Novellen, philosophische Exkurse oder Reflexionen enthalten, immer ein Stück seiner Lebensgeschichte darstellen. Darin ist er durchaus primitiv.

Daraus erklärt sich z. B. seine Stellung der Frau gegen-

über. Dreimal hat er geheiratet, ist mit Schauspielerinnen unhaltbare Ehen eingegangen, fühlt sich enttäuscht, ernüchtert und erniedrigt, weil er sich von seiner Leidenschaft hat hinreißen lassen und ihm „irdische Liebe" doch nicht genügt. Er bekennt im „Buch der Liebe": „Ich habe eine Neigung zu verschönern, mehr zu sehen als da ist; stelle sie (die Frau) auf ein Piedestal." Daraus ergibt sich „ein Zusammenleben in Illusionen, aber mit Wirklichkeit in den Ergebnissen." Er sieht einen Engel in Gestalt eines Weibes, legt den Eid der Treue ab und erwacht „an der Seite einer fremden Furie, die uns vollständig unbekannt ist, und deren Liebe der Beschreibung eines tödlichen Hasses entspricht." Sein Weib ist ihm seine Todfeindin. „Wo ist der Engel geblieben? Der ist nirgendswo geblieben, denn er war gar nicht vorhanden. Es war eine Halluzination. Eine Halluzination, hinter der keine Wirklichkeit stand." Das erklärt alles, den Haß dem Weib gegenüber, der wohl andere Formen angenommen, nie aber seinen Inhalt geändert hat. Bis zuletzt bleibt ihm das Weib, zu dem es ihn immer hinzieht, die Inkarnation des Bösen. Wenn er von der Hölle sprechen will, spricht er von seiner Ehe. Und was er da Schmutziges erlebt hat, das überträgt er auf seine Bücher. Er ist schamlos in der „Beichte eines Toren". Immer, selbst in den Erzählungen, wenn er von der Ehe spricht, zeichnet er seine Ehe, charakterisiert das Weib stets so, wie er es gesehen und erlebt hat. Die Liebe nennt er eine Karrikatur, überschüttet die „Gynolatrie" eines Björnson mit ätzendem Spott.

Damit, glaube ich, haben wir die Künstlerschaft Strindbergs in ihrem innersten Kern getroffen. Er geht von seinem Erlebnis aus, und das geringste persönliche Ereignis gewinnt in seinen Augen weltgeschichtliche und weltbewegende Bedeutung. Es wird ihm zum Maßstab, den er auf alle übrigen Verhältnisse verwendet. Er stellt sich nicht über den Gegenstand seines Werkes, sondern ist gewöhnlich damit vermengt. Er ist immer Partei, und dann unversöhnlich. Mit einer Zähigkeit ohnegleichen kann er seine Meinung durch Dick und Dünn verfechten. Hat er sich einmal verbissen, dann läßt er nimmer los. Wie sollte man sich sonst seine abstrusen Behauptungen und Theorien im „Blaubuch" erklären! Erst wenn seine liebe Person nicht im Spiele steht, imponiert er durch scharfe Beobachtung, durch kühne Kombination und durch verzweigte Kenntnisse. Im „Inferno" (1897) bekennt er: „Es war vor 10 Jahren, mitten in meiner geräuschvollsten literarischen Epoche, als ich gegen die Frauenbewegung auftrat ..... In der Hitze des Kampfes ließ ich mich hinreißen und überschritt die Grenzen der Schicklichkeit soweit, daß meine Landsleute mich für verrückt erklärten." Also nachträglich Korrektur? Ja. Aber vom „Blaubuch" bis zum „Buch der Liebe", also in den letzten Jahren seines Lebens, häufen sich wieder die Angriffe, und auf's Neue werden die Grenzen überschritten. Soviel Gift wird dem Leser eingeflößt, daß man meinen sollte, er müsse daran zu Grunde gehen. Strindberg

versteht es, seine Meinung zu variieren, sie auf verschiedene Personen in derselben Novelle zu verteilen. Es gibt geriebene Mimen, Verwandlungskünstler, die ein Lustspiel von vier bis fünf Personen ganz allein aufführen können. Wer das erlebt hat, der weiß, daß der Zuschauer oft den Verdacht hegt, es seien tatsächlich zwei und drei am Werke. Das ist nicht wahr. Der Verwandlungskünstler entpuppt sich, um den Zuschauer zu beruhigen. Aehnlich Strindberg. Verschiedene Masken läßt er auftreten, aber in jeder steckt er selbst. Daher die ewige Wiederkehr desselben Refrains. Er ist Ankläger, Zeuge und Richter zugleich.

Das ist Strindbergs Subjektivität. Das ist, um eines seiner Worte zu gebrauchen, das Exzentrische. Was er andern zum Vorwurf macht, tut er selbst: Er stellt sich auch mit seinen geringsten Privatangelegenheiten in den Mittelpunkt. Sein ich ist stets die Zentrale, von der aus alles beleuchtet und beurteilt wird. Er ist gebunden als Denker und als Künstler. Diese Gebundenheit, was wieder mit seinem reizbaren Temperament zusammenhängt, ist seine Stärke und Schwäche zugleich. Seine Stärke, indem er aus seinem Erlebnis heraus die Dinge handgreiflich schildert, grell, nahe gerückt, bei Föhnbeleuchtung; seine Schwäche: er verliert den großen Gesichtspunkt, unterschiebt dem Allgemein Menschlichen das Zufällig-Persönliche, bleibt daran kleben, wiederholt sich und offenbart gerade darin seine Grenzen. Wir ahnen, daß er von einer fixen Idee verfolgt wird, daß ihn gewisse Erlebnisse für alle Zeit gestempelt haben. Wo aber das Persönliche sich zum Allgemein Menschlichen erhebt, da weiß er uns zu überzeugen.

Seine faustische, machtvolle, herrschsüchtige Persönlichkeit ist das Leben in seinen Werken. Sie durchglüht seine Bücher, quirlt und braust und drängt gewaltsam vorwärts. Seine Persönlichkeit ist sein Stil. Großzügig und energisch, entschlossen und erobernd, immer selbstbewußt, rastlos und sicher, eindeutig und klar, offen und überzeugend; nie tot, nie langweilig, nie kalt, nie erloschen: stets ein Vulkan; stets arbeitend, behauptend und forschend, ein Eroberer. Seine Persönlichkeit ist sein Opfer. Ein brutales Opfer. Weil er sich ganz „der Unfreiheit seines Willens bewußt" ist, scheut er sich nicht, aufrichtig zu sein. „Das kann er nur sein" — es sind seine eigenen Worte — „wenn er sich ganz darüber klar ist, daß er keine Verantwortung besitzt." Wie Jean Jacques Rousseau in schlecht verhüllter Bescheidenheit, seine „Confessions" in der Hand, der Trompete des Gerichts ruft und vor den ewigen Richter tritt, ebenso selbstgefällig, anmaßend, ist Strindbergs undrapierter Stolz auch ohne Jean Jacques Worte: „Si je ne vaux pas mieux, au moins je suis autre." Daß er weniger wert sein könnte als ein anderer, das kommt ihm nie zu Sinn. Er fühlt sich als ein besonderer, ist sich seiner Genialität bewußt; seine „Exzentrizitäten, seine Neigungen und Gedankensprünge, seine Paradoxen und Kühnheiten," wie er seinen Geisteszustand in der häßlichen „Beichte

eines Toren" selber gelegentlich beschreibt, gehören zur Vollständigkeit seiner Persönlichkeit. Sie wegzudenken wäre reiner Wahnsinn. Er besitzt den Ehrgeiz, sich undrapiert vorzustellen. Durch seine autobiographischen Schriften widerlegt er den prahlerischen Eröffnungssatz Rousseaus: „Je forme une entreprise qui n'eut jamais d'exemple, et dont l'exécution n'aura point d'imitateur. Je veux montrer à mes semblables un homme dans toute la vérité de la nature, et cet homme, ce sera moi." „Moi seul." Es ist unnötig, den Zusammenhang zwischen Rousseau und dem Naturalisten Strindberg im Einzelnen aufzudecken.

* * *

Es ist etwas Großartiges um die Schilderung der Wahrheit. Liegt nicht in dieser rücksichtslosen Offenheit ein Hauptwert von Strindbergs Werk? Gewiß, aber exzentrisch, wie er einmal ist, überschreitet er auch hier jene feine Linie, die der Wahrheit als Grenze gezogen ist. Er kämpft für die Wahrheit, aber er fälscht sie zugleich. „Was ich nicht begreife ist dies: ob man das Elend verbergen und den Menschen schmeicheln soll. Ich will heiter und schön schreiben darf aber nicht, kann nicht. Fasse es als schreckliche Pflicht, wahr zu sein, und das Leben ist unbeschreiblich häßlich." So bekennt er in der Vorrede zum „Blaubuch". Freilich, das Leben ist ja häßlich, und es ist auch nicht leicht, seine Gemeinheit ertragen zu können. Aber Strindberg sah nichts als dieses Häßliche. Es drückte auf ihn, erdrückte ihn. Kannte er nicht menschliche Güte? Er hat sie in Bitternis verwandelt. „Die Kindheit ist unschön und die Jugend auch;" „Die Ehe ist die härteste Schule der Entsagung." Das sind seine Bekenntnisse. Was bleibt noch übrig? Er frißt seinen Zorn und Ingrimm. Seine Feinde haben Macht über ihn, weil er sie nicht in Gedanken totschlagen, sie nicht aus dem Gedächtnis auslöschen kann. Auch alle Irrungen seines Lebens weckt er mit Rutenstreichen, alles Böse und Gemeine. Man wird in den Sumpf hineingezerrt. Er macht sich aus der Wahrheit eine schreckliche Pflicht, wird aber dabei zum Propheten des Elends, der den Sack umwirft und durch die Gassen schreit, daß die Ohren uns gellen: „Das Leben ist unbeschreiblich häßlich." Das wissen wir, aber eben davon wollten wir befreit werden.

Ich lese soeben in den Briefen Björnsons an seine Tochter Bergliot Ibsen: „Es gibt zwei Arten von Büchern — solche, die in den Menschen die Freude am Leben, die Sehnsucht nach dem Guten steigern, und solche, die das nicht tun; die ersten sind gut, die andern sind schlecht, so ausgezeichnet und genial sie auch in Einzelheiten sein mögen." Das ist sein Urteil über Strindberg. Vielleicht altmodisch, aber ein Urteil, das sich an Strindbergs Büchern bewähren wird. Ibsen hat wiederholt die Forderung der Wahrheit und den Kampf gegen die verlogene Gesellschaft aufgenommen. Strindberg ist noch bohrender, quälender. Er ist ein Fanatiker der Wahrheit, und

im Fanatismus steckt Wahnsinn. Auch darin ist er persönlich. Seine Feinde sind Lügner. Er meint wohl die absolute Wahrheit, tatsächlich verteidigt er sich, seinen Ruf: „Das Leben," schreibt er, „ist ein solches Gewebe von Lügen, Irrtümern, Mißverständnissen; von Schulden und Forderungen, daß ein Bücherabschluß unmöglich ist." Soweit ganz recht. Folgen die Exempel: „Ich kenne Menschen, die ihr ganzes Leben belogen worden sind. Ich weiß von einem, der sein ganzes Leben mit dem Stempel des Verführers gezeichnet war, obwohl er nie verführt hat, sondern verführt wurde. (Meint sich selbst.) Ich weiß von einem ungewöhnlich wahrhaftigen Menschen, der im Ruf eines Lügners stand. (Er selbst.) Ich weiß von einem ehrlichen, der für einen Dieb galt. (Er selbst.) Ich kenne einen Mann, der war dreimal verheiratet und hatte Kinder in allen drei Ehen, der aber doch in den Ruf kam, kein Mann zu sein, weil er als Mann nicht der Sklave seines Weibes sein wollte. (Er selbst.) Ich weiß von vielen, die aufrichtig religiös sind und doch Heuchler genannt werden, obwohl Religiösität gerade in Aufrichtigkeit besteht" u. s. w. Also immer er selbst.

Schlimm ist nur, daß der Richter nicht unbestechlich ist. Stets ist Er unschuldig, das Opfer, nie der Verführer. Nachdem er sich einmal vorübergehend einer alten Schuld angeklagt hat, entlastet er sich wieder mit den Worten: „Ich will nur noch hinzufügen, daß ich das Opfer und der Verführte war, der dann aus reinem Unverstand der Verführer wurde. Das ändert ja die Sache bedeutend ....." Gewiß. Seine Unschuld sogar in der Schuld ist gerettet.

Es kommt ihm so vor, als trage er anderer Schuld. Er schämt sich für andere, schweigt über ihre Lügen; denn wenn er ihren Lügenturm einreißt, werden sie zerschmettert. Er tut dergleichen, als merke er nichts: „Da er zu stolz war, etwas zu sehen, sah er nichts." Er nimmt fremde Schuld auf sich, um andern nicht wehe zu tun. Ganz wie Liebotz im „Sündenbock", der einzig großartigen der drei „Modernen Erzählungen". In der Krisis, die sich im „Inferno" spiegelt, schrieb er: „Ich empfinde Mitleid mit mir selber und schäme mich für die andern. Ich verzeihe den Schuldigen, indem ich sie als Dämonen betrachte, die nur ihre Pflicht erfüllen." Also nicht etwa blinde Unterwerfung; er beharrt vielmehr auf seinem Recht; aber seine Feinde sind Gottes Werkzeuge. „Bisher, und das war meine Stärke, habe ich mich nicht beugen können, den anderen recht zu geben, jetzt aber, durch die Hand des Unsichtbaren zu Boden geschlagen, versuche ich, mir Unrecht zu geben ..... Mein Gewissen sagt mir die Wahrheit, rückhaltlos und unerbittlich." Das ist vielleicht die schwerste Demütigung für Strindberg: Einmal darauf verzichten, sich recht zu geben.

Dieser Demütignng, die den Namen eigentlich nicht verdient, sondern Einsicht ist, ist er unfähig. Er fühlt sich immer als der unschuldig Beleidigte, ist immer bemüht, seinen Handlungen gute Motive unterzuschieben und den Gegner, den Enttäuschten und wirklich Ge-

kränkten, des Verrates zu zeihen. Diese persönliche Verkennung seines innersten Wesens, deren er sich selber nie bewußt wird, seine Selbsttäuschung, in der er sich stets als der gerecht Prüfende erscheint, verläßt ihn bis in sein Alter nicht. Ihr begegnen wir auch im „Blaubuch". Aber er selber ist so sehr von seiner Wahrheitsliebe überzeugt, daß ihm der Gedanke, falsch zu sehen und zu urteilen, gar nicht beikommt. Er bekennt so viele seiner Schwächen mit greller Offenheit, daß er dieser Schwäche, dieses Mangels an wahrer Selbsterkenntnis, nicht einmal bewußt wird. Die Schonungslosigkeit sich selbst gegenüber, die uns als äußerste Wahrhaftigkeit erscheint, läßt kaum vermuten, daß er ein persönliches Verhältnis falsch beurteile.

Aber man schlage einmal nach „Inferno" S. 82: „In dem Bewußtsein, daß die Mächte mich beschützen, schmeichelte ich mir, durch meine Feinde nicht besiegt werden zu können; das ging so weit, daß ich die einfachsten Begriffe der Bescheidenheit verachtete." Seite 82! Und Seite 83 erzählt er von einem Bruch mit einem Freunde, den jener durch seine verletzende Sprache verursacht, „als er mich über alltägliche Dinge unterrichten will, und mir in hochmütigen Ausdrücken (?) meinen Mangel an Bescheidenheit vorwirft."

So merkwürdig es klingen mag: diesem kritischen Selbstquäler fehlt es an Selbstkritik. Der „Andere" ist hochmütig, zudringlich, verlogen, ehrgeizig — er selbst immer unschuldig. Das ist nun einmal sein Kredo. Alle Ereignisse zeigt er uns nur in der Beleuchtung, die für ihn vorteilhaft ist. So ist Strindberg ein Wahrheitssucher, aber er fälscht zugleich unbewußt diese Wahrheit.

* * *

Das Gefühl geistiger Ueberlegenheit und sein Ehrgeiz verleiten ihn, auch die Resultate der Wissenschaft neu zu prüfen. Unerbittlich ist er da, wo er mit der Wissenschaft Krieg führt. Jede Geschichtsforschung hält er für unmöglich, er spricht von mathematischen Lügen, nennt die heutige Astronomie eine Symphonie von Unsinn u. s. w. „Die Wissenschaft besteht aus Vermutungen, falschen Schlußfolgerungen, Selbstbetrug, Haarspaltereien." „Die Menge glaubt, alles, was schwer zu begreifen ist, sei tiefsinnig." In jeder Form bekämpft er die Professoren-Weisheit. Er verwirft alle Resultate, und fängt von vorn an, macht auch die Kinderkrankheiten der Wissenschaft durch (so versucht er in Paris Gold herzustellen), und es gibt kein Gebiet, das ihm zu schwierig erschienen wäre. Er wird zu einem Verächter der modernen Kultur. Der Atheist von gestern nennt sich heute Swedenborgs Schüler. Swedenborg, Plato, Beethoven sind seine Lieblinge; neben anderen läßt er auch Nietzsche gelten, der vielleicht den bedeutendsten Einfluß auf ihn ausgeübt hat.

Aber vor allem weist er auf Swedenborg, seitdem er im Alter Mystiker geworden ist. Doch der Symboliker Strindberg stammt erst von heute. Denn auch sein Verhältnis zu Gott ist wandelbar.

Religiöse Krisen haben ihn nach körperlicher und seelischer Erschöpfung an den Rand des Wahnsinns gebracht. (Vgl. „Inferno".) In der „Beichte eines Toren" bekennt er: „Jung war ich aufrichtig, fromm, und ihr habt mich zum Freidenker gemacht. Aus dem Freidenker habt ihr mich zum Atheisten gemacht, aus dem Atheisten zum Gottesfürchtigen. Von humanitären Ideen geleitet, bin ich ein Herold des Sozialismus gewesen. Fünf Jahre später habt ihr den Sozialismus ad absurdum geführt. Alles was ich prophezeit habe, habt ihr für nichtig erklärt. Und angenommen, ich werde wieder religiös, so bin ich sicher, daß ihr in zehn Jahren auch die Religion widerlegt hat." — Im „Blaubuch" ist Strindberg wieder religiös. Alles Vergängliche ist ihm nur ein Gleichnis. Aber ein fröhliches Gottesbewußtsein wäre für ihn viel zu einfach. Er fixiert geheimnisvolle Zusammenhänge, sucht im kleinsten Erlebnis den ausgesprochenen Willen Gottes, und dessen ganz persönliche Teilnahme an seinem Schicksal.

Aber im Grunde ist er derselbe Mensch wie früher, mit der früheren Leidenschaftlichkeit. Nur seine Position ist eine andere; der Gesichtswinkel, unter dem er jetzt alles betrachtet, der hat gewechselt. Wenn der Mystiker und Symboliker Strindberg auch erst aus den letzten Jahren stammt, so sind doch die Maximen und Reflexionen, die er ausspricht, das Resultat seines ganzen Lebens. Im „Blaubuch" lesen wir als letztes Ideal: „Eine mäßige stille Weltverachtung, immer bereit zum Aufbruch . . . . . Reine Hände und ein gutes Gewissen." „Alles wiederholt sich; es gibt kaum noch Ueberraschungen . . . Wird man betrogen, glaubt man, das gehört zum Stück. Es tröstet einen geradezu, daß es geschieht, weil es unsere Ansicht bestätigt, die man nicht widerlegt wünscht. Man wird schließlich ein heitererer Pessimist. Wenn man bei der Entdeckung eines Truges sagen kann: ‚Was habe ich gesagt?' ist es beinahe ein Vergnügen." Er bleibt Pessimist.

Stürmisch, unter Blitz und Donner vollzog sich jede Konversion im Leben Strindbergs. Dann fühlte er sich den andern überlegen, weil er „nunmehr" die allein seligmachende Richtung erfaßt habe. Mit dem Gottesbekenntnis eröffnet und schließt er sein „Blaubuch". Er höhnt über die Heiden, deren Stolz und Hoffnung er früher gewesen. Er spottet über die neue Bibelforschung, weil er die Wahrheit allein in Besitz genommen. Die Religion ist etwas subjektives und steht außer aller Erörterung. „Es kommt ein Tag, an dem Christ ein Ehrentitel, ein Adelsbrief sein wird. Ich bin ein Christenmensch, das bedeutet: ich bin römischer Bürger. Wer sich Heide oder Atheist zu nennen wagt, wird ein Dummkopf sein oder ein altmodischer Esel, ein konservativer Reaktionär." Dem Freidenker stellt er den freien Denker gegenüber. Er sucht Bekehrungen bei Bocaccio, Heine, Hegel, Oskar Wilde u. s. w. Mit aller Ueberzeugung schreibt er im „Buch der Liebe": „Unsere Gedanken über Gott, den wir nie gesehen haben und nie sehen werden, ist das Handgreiflichste und Zuverlässigste von allen!"

Auch sein Sozialismus ist eine letzte Bekehrung. Wohl hat er den Haß der Unterklasse gegen die Oberklasse schon in der Jugend genährt; aber er war Individualist genug, um mit Verachtung auf die Unterklasse herunterzusehen. Auch darin gleicht er Libotz im „Sündenbock", der einen „angeborenen Abscheu gegen das niedrige Volk hatte, das niemals die Gefühle eines Menschen respektiert . . . ." „Es lag allerdings in seinem Schicksal, nicht mit den Obern verkehren zu dürfen und die Untern nicht vertragen zu können. Er hatte ja entdeckt, daß es so sein solle, aber er litt doch darunter, denn es raubte ihm eine Wohltat des Lebens, den Verkehr mit seinesgleichen." Der wahre Strindberg war nicht der sozialistische Polemiker, sondern der Herrenmensch, wie er Dr. Borg in seinem Roman „Im offenen Meer" geschildert hat. Dieser Ausnahmemensch war das Persönlichkeitsideal des Dichters. Er ist die ausgebildete, intellektuelle und sensuell bis ins letzte verfeinerte Individualität. Eine Steigerung ins Krankhafte, ins Ungesunde, eine Ueberschreitung der letzten Linie und darum auch ein Zugrundegehen. Borg ist ganz zum „Großhirn" geworden. Seine Nerven sind überempfindlich, seine Sinne ungewöhnlich geschärft. Jeder Täuschung feind, verschmäht er fremden Rat und verläßt sich nur auf sich selber. Es strengt ihn an, sich im Verkehr den untergeordneten Gedanken anderer anzupassen. Sein Gedankenmechanismus leidet durch die Berührung mit dem anderer, wird „unruhig, unzuverlässig, wie die Kompaßnadel in der Nähe von Eisen." Vor der Alltäglichkeit, die ins Lebens einbricht, zittert er; er gerät ins Raffinierte, „um seine Persönlichkeit davor zu retten, daß sie in der großen Rollsteinflut geschliffen werde." Freilich geht Borg zu Grunde. Seine Tragödie ist die des Uebermenschen. Aber das Ideal, der Herrenmensch Nietzsches, das bleibt für Strindberg bestehen.

* * *

Immer wieder ist Strindberg ein Anderer geworden und doch derselbe als Mensch geblieben. Erst der Tod hat jeden weitern Frontwechsel verhindert: als Sozialist und als Jünger Swedenborgs ist er von uns gegangen. Die Metamorphose aber, die Umwandlung, ist ein Teil seines Wesens selbst. Sie gehört zu ihm. „Verbrennen", so predigt Nietzsche-Zarathustra, „Verbrennen mußt du dich wollen in deiner eigenen Flamme: Wie wolltest du neu werden, wenn du nicht erst Asche geworden bist." Gewiß, Strindberg hat sich verbrannt, hundertfältig, aber trotzdem scheint es mir, als ob er immer nur Kleider ins Feuer geworfen. Sein Ehrgeiz, seine Leidenschaftlichkeit, seine Sehnsucht, sein Kampf — das ist immer wieder dasselbe. Er hat die Erinnerung an die Vergangenheit nicht getötet; sie ist Herr über ihm geblieben zu allen Zeiten. Er ist innerlich unfrei geblieben. Darum spricht er immer wieder von Schuld und Sühne, von Sünde und Strafe. Darum verfolgt ihn Lüge und Haß: hundertmal schlägt er den Drachen tot, und hundertmal ist er wieder lebendig. Er bleibt

immer im Kampf stecken, erhebt sich nicht über das Objekt. Seine Bücher sind nicht nur Konfessionen im üblichen Sinn, sie sind moderne Kampf- und Tendenzschriften.

Der faustischen Unruhe, des Wahrheitsdranges, der Universalität wegen hat man Strindberg schon mit Goethe verglichen, ihn dem großen Weisen von Weimar gleichgestellt. Das ist verkehrt. Er ist vielleicht Goethes Antipode. Hier der aus Sturm und Drang geborene Klassizismus, dort ein Beharren im Kampf und in der Unruhe. Hier die Harmonie, die aus der Erkenntnis eigener Unzulänglichkeit hervorgeht; dort Kritik, die als Dissonanz ausklingt. Goethe hat das Leben innerlich überwunden, ist aus allen Krankheiten gesundet. Strindberg häuft fremde und eigne Schuld zur Riesenlast, will sie tragen, kann aber nicht, will sie wegwerfen, kann sich aber nicht davon trennen. Goethe zieht die Summe seines Lebens zusammen und ist der Gegenwart Freund, sieht hoffnungsvoll gläubig der Zukunft entgegen. Strindberg stöhnt unter dem Fluch seiner Vergangenheit, in der er immer wieder wühlt. „Nous vivons dans une époque d'analyse. Les synthèses semblent pour le moment impraticables" lesen wir in einem Nekrolog auf Monod. Strindberg bezeichnet wohl sein „Blaubuch" als „Synthese meines Lebens". Aber er ist doch über die Analyse nicht hinausgekommen. Etwas wie Sensation überrascht uns noch in seinen letzten Jahren. Das Wort vor dem Tode des Helden, die letzte Geste, wird gewöhnlich als Charakteristikum in der Geschichte aufbewahrt. Als Strindberg starb, preßte er heftig die Bibel auf seine Brust. Ein letztes Bekenntnis, auch mit Auffälligkeit abgelegt, auch eine symbolische Handlung, die Zuschauer verlangt.

Jetzt, da der Unruhvolle Ruhe gefunden hat, und da wir die Fülle des Geschaffenen überblicken, müssen wir uns Rechenschaft ablegen. Wir müssen verwerfen, was dem Augenblick gehört, um zu retten, was der Nachwelt darf überliefert werden. Das wird wenig sein. Denn eine sorgfältige Auswahl darf nur das Beste enthalten. Um Strindberg zu beleuchten, habe ich hier z. B. das eine und andere Buch erwähnt, das kein Zukunftsrecht besitzt. Nur eine wohlüberlegte Auswahl, die sich auch künstlerisch rechtfertigt, kann Strindberg Heimatrecht in der Weltliteratur verschaffen.

Denn an dieser Unfähigkeit krankt der Dichter und sein Werk: es fehlte ihm an der Stärke und an der Fähigkeit, das Erlebte künstlerisch zu gestalten. Als Dokumente der Menschheit bleiben seine Bücher interessant, als Kunstwerke, in denen das Leben überwunden wird, nur wenige. Die großen Dichter wie Goethe, Hebbel u. s. w. haben sich das Leid von der Seele gesungen im künstlerisch vollendeten, im schönen Gedicht. Sie haben aus dem Zeitlichen das Ewige gerettet. Indem sie ihrem Erlebnis künstlerische Gestaltung gaben, errangen sie sich die Freiheit. Sie waren, auch noch in ihrer Schwachheit, stärker als das Leben. Strindberg dagegen

ist von Furien gepeitscht. Er ringt mit dem Leben, aber es fehlt ihm die Kraft, es völlig zu überwinden. Er verdirbt sich noch seine schönsten Werke. Sie sind nicht ausgeglichen, weil er selbst nie zu ruhiger Betrachtung, nie zur wahren Weisheit gelangt. Und darum teilt sich das Fieber des Dichters seinem Leser mit. So viel Kraft und so viel Schwachheit sind hier beieinander. Das sagt uns auch das Wort des dänischen Kritikers Georg Brandes: „Der Mann mit dem ewig siedenden Gehirn, der Polygraph mit der geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Vielseitigkeit, Dilettant auf einem Dutzend Gebieten und Meister in der Erzählung, im Drama, im schwedischen Prosastil, war einer der reichsten Geister unter den vielen, doch auch einer der am wenigsten harmonischen."

Ganz zufällig treffe ich in Allgeyers Feuerbachbiographie auf die Worte: „Die künstlerische Begabung mit all ihrer Ausbildung reicht nun einmal für sich allein nicht aus, das echte, große Kunstwerk zu erzeugen. Adel der Gesinnung, Willensstärke und Ausdauer, Mut und Opferwilligkeit, Seele und Gemüt, Erziehung und Bildung, mit einem Wort, ein ganzer Mensch gehört heutigen Tages mit dazu, um es hervorzubringen." Das war es, was Strindberg mangelte, was uns Heiterkeit und Güte, innere Ausgeglichenheit, Harmonie vermissen läßt: es fehlte ihm der Adel der Gesinnung. Als Genie ist er größer denn als Mensch und Künstler. Dr. Gustav Steiner (Bottmingen-Basel).

Eine Aufgabe der Frau.

Es ist etwas Wunderbares und Herrliches um helfende Menschenliebe; von jeher hat sie die Welt mit Licht und Wärme erfüllt, und niemals vielleicht war sie nötiger als heute. Ueberall da, wo warmes Leben die beseelt, die der Hilfe selbst nicht bedürfen, da regt sich die Liebe zum Helfen und Ausgleichen und bringt Segen für den, der da hilft, wie für den, der solche Liebe erlebt.

Aber, ist es zum Schutze vor Demütigung, ist es zum Kampf gegen Verweichlichung und einschläfernde Leichtfertigkeit, — ebenso stark wie der Drang, zu helfen und Hilfe zu empfangen, regt sich das Streben, sich allein zu helfen. Und wir spüren es als ein Zeichen gesunder göttlicher Kraft in den Menschen der schweren und gedrückten Lebenslage, daß sie mehr und mehr solchen Stolz zeigen und sich selbst helfen wollen.

Wenn sie das nicht mehr vereinzelt, sondern gemeinsam mit Gleichgesinnten und Gleichgestellten tun, lassen sie aus der Synthese der beiden Extreme: helfender Fürsorge und abweisender Selbsthilfe, die höhere Form menschlicher Hilfeleistung erstehen, die Organisation, die schon heute mehr und mehr das Zusammenleben und -Arbeiten der

Menschen durchdringt: Deren Prinzip ist, anderen zu helfen nur in der Weise, daß sie fähig werden, sich selbst zu helfen und sie in ihrer Selbsthilfe zu unterstützen; sich selbst nur so zu helfen, daß man zu gleicher Zeit auch den anderen mithilft. —

Das ist doch der tiefste Segen, den die Organisation ihren Mitgliedern verleiht: Die eigene Hilfe wird zur Hilfe für alle gemeinsam, sie wird zur Idee, der sich alle mit einander unter Hintansetzung der Einzelinteressen, unterordnen. Auch die kleinste und bescheidenste Organisation zu gegenseitiger Hilfe steht in ihrem Wert über den Anstrengungen des Einzelnen, sich allein zu helfen, sie hebt ihn hinaus über die Kleinheit und Enge seiner Einzelwünsche; und die Hilfe, die ihm durch Organisation zu Teil wird, ist durch seine eigene Mithilfe erst recht eigentlich eine Wohltat; viel mehr, als wenn er sie ohne sein Zutun erfahren hätte. Aber, wenn auch die kleinste Organisation diesen Segen verleihen kann, je größer und umfassender die Idee ist, die einer Organisation zu Grunde liegt — mag die Zahl ihrer Anhänger heute auch klein sein — umsomehr wird sie den Einzelmenschen über sein Ich hinausheben können; umsomehr ist sie geeignet, über kleine Interessengruppen hinaus ein Band gegenseitiger Hilfe zu werden, das große Massen umschließt.

Ueber der helfenden Fürsorge und über der stolzen Selbsthilfe steht die gegenseitige Hilfe durch gemeinsames Arbeiten in der Organisation, die beides vereinigt. In ihrem Zeichen zieht die Zukunft ein auf allen Gebieten, und wer zu ihr steht, der darf hoffen, der Zukunft die Wege bahnen zu helfen.

Pflegerin und Bereiterin der Zukunft ist oder soll doch vor allen anderm die Frau sein; — wie steht sie heute zu dieser Form menschlicher Gemeinschaft. Führt sie die Kinder bewußt diesem Ziele zu, erzieht sie sie zu Gliedern einer solchen Hilfsgemeinschaft? Und sie selbst, die so sehr veranlagt ist, Hilfe zu spenden und selbst so oft der Hilfe bedarf?

Es ist eine oft erwähnte und oft bedauerte Tatsache, daß die Frauen heute im allgemeinen noch wenig von irgend welchen Organisationen ergriffen worden sind. Woran liegt es? Sollten sie nicht fähig sein, Opfer zu bringen für eine Sache, die vielleicht für sie selbst nicht den vollen ganzen Ertrag bringt? das sähe doch wohl den Frauen nicht ähnlich, die die Hauptarbeit ihres Lebens tun für die Zukunft, ihre Kinder. Oder sind sie nicht imstande, sich mit anderen so zusammenschließen, daß sie ihre Eigenart ein wenig dem Ganzen unterordnen könnten, wie es nun einmal in der Organisation notwendig ist? Aber der religiösen Gemeinschaft, die doch gewiß ein Bescheiden des Einzelnen verlangt, sind ja gerade die Frauen besonders treu. Oder aber sind die Frauen eben einfach so weit zurück hinter den Männern, daß sie nun erst nach und nach die Wege wandeln, die

die Männer schon längst gehen? Das kommt gewiß hinzu, aber der einzige Grund ist das nicht.

Organisation ist Interessenvertretung irgend welcher Art. Die Interessen, die heute im allgemeinen in den Organisationen vertreten werden, das sind nicht solche der gesamten Frauen; sie sind orientiert nach der einen Seite des Wirtschaftslebens, nach der heute herrschenden, nach der Seite der Produktion, auf der die Mehrzahl der Frauen nicht steht, trotz der immer zunehmenden Erwerbstätigkeit der Frauen.

Die heutigen Gruppierungen zur gegenseitigen Hilfe, die wirtschaftlichen Vereine und Verbände, denen die Männer willig Opfer bringen, helfen ihnen durchweg in ihrer Eigenschaft als Hersteller oder als Verteiler von Gütern. Auf Produktion und Handel ist das heutige Leben und somit auch die Form des Zusammenarbeitens und des gegenseitigen Helfens eingestellt. Auch die politischen Parteien sind schon heute mehr oder weniger solche Gruppierungen von Produktions- und Handelsinteressen. Mehr und mehr rückt auch die Frau hinein in Produktion und Handel, mehr und mehr sehen wir sie dann auch hineingehen in die Interessenvertretungen, auch darin tätig sein mit Eifer und Begeisterung, sofern sie ihren vollen und ganzen Beruf darin findet. Zwei Herren aber kann sie nicht dienen, und ist sie Frau und Mutter, so wird sie dies als ihren Hauptberuf ansehen, — sei sie auch den ganzen Tag in Fabrik, Laden oder Bureau. Und immer wieder wird so die Masse der Frauen mit ihrem innersten Interesse den Organisationen entzogen.

Für die Berufsgruppen ist das ein großer Schaden, noch größer aber ist er für die Frau selbst. Denn mit dem Interesse an ihrer Organisation schwindet das Band, das ihr Einzelleben an das Leben um sie her bindet. Ihre Welt, die durch die gemeinsamen Ziele mit den Genossinnen sich weitete und in der sie über ihr Einzelschicksal hinausgehoben wurde, schrumpft wieder zusammen in den engen Rahmen der Vierwände, läßt sie wieder in sich versinken und unfähig werden das Heim zu weiten, dem Manne Kameradin, den Kindern Führerin in die Zukunft zu sein. Wo ist die Idee, unter deren Zeichen sich die Hausfrauen vereinigen können; wo ist die Organisation, die sie nicht hinausreißt aus Haus und Familie, und die ihr doch Zusammenhalt gibt mit all denen, die die gleichen Ziele haben? Die Hausfrau steht mit ihren Interessen auf der Seite des Wirtschaftslebens, die nicht nach Warenerzeugung und Warenverteilung orientiert ist, sondern nach Warenverbrauch. Bezug, Gebrauch und Verbrauch von Gütern, das ist die Grundlage, auf der sich das primitivste, wie das allerverfeinertste Hausfrauenleben aufbaut; denn wenn auch Alle Verbraucher sind, die Hausfrau ist es, die gemeinhin am meisten den Bezug realisiert.

Diesen Bezug zweckmäßig zu gestalten, wird also das Ziel aller Hausfrauen sein. Die Organisation, der dieser Gedanke zu

Grunde liegt, ist die Konsumentengenossenschaft; zu ihr gehören also die Frauen in ihrer Mehrzahl; und diese scheinbar so primitive Idee des Konsumvereins wird doch, da sie imstande ist, die ganze Masse der Verbraucher von Gütern zu umfassen mit ihren weitgreifenden und großen Gesichtspunkten dem Hausfrauenberuf besonderen Inhalt verleihen.

Heute ist zwar scheinbar auch die Konsumgenossenschaftsbewegung noch lediglich eine Männerbewegung; Männer sind in der Mehrzahl die Mitglieder, Männer in Vorstand und Verwaltung. Wer aber trägt eigentlich das ganze Unternehmen, wer ist im Grunde die Ursache, wenn die Bewegung wächst? Doch wohl die Frau, die tagaus tagein Waren zu beziehen hat. Daß sie dabei den Weg zum Konsumvereinsladen nicht scheut, daß sie klug genug ist, um sich nicht von andern Angeboten locken zu lassen, daß sie das, was vom Verein gemeinschaftlich eingekauft ist, nicht irgendwo anders für sich allein kauft, daß sie es sich angelegen sein läßt, das Wohl, die Ordnung des Ganzen stets zu bedenken, die Qualität der Waren zu beachten und zu beeinflussen, das und so manches andere sind die Stützen, ohne die die Bewegung auch mit dem tüchtigsten Vorstand nicht weiter kommen kann.

Die Genossenschaftsbewegung ist eine Bewegung der Frauen, mag es so scheinen oder nicht, mögen sie es selbst wissen oder nicht. Aber, je mehr sie es wissen, um so größer der Segen für sie, für ihr persönliches Leben. Denn, ist es gewiß auch schon eine tägliche Freude, zu wissen, daß man seinen Hausfrauenberuf möglichst zweckmäßig ausübt, daß Sparsamkeit ihren Lohn findet und gute Ware ins Haus kommt; ist es eine Freude, den Profit, den andere einst an den Einkäufen machten, nun sparen zu können und das Ersparte wiederum in einer Weise anzulegen, daß es dem eigenen Verein, den gemeinsamen Zwecken dient, dies Bewußtsein, selbst gegen die eigene Bedürftigkeit, für das Wohl der Familie etwas tun zu können, schon wie ein Sonnenstrahl in dem oft so trüben Leben der meisten Hausfrauen, die da „rechnen müssen", — Wärme in ihr Leben hinein trägt doch erst das Bewußtsein, diese Selbsthilfe nicht allein und vereinzelt zu üben, sondern mit allen Gleichgesinnten und Gleichgestellten vereinigt zu sein im gleichen Streben, anderen zu dienen durch eigene Treue am gemeinsamen Unternehmen. Wie ein Band schlingt sich diese Organisation um die sonst so vereinzelt dastehenden Hausfrauen, wie ein Band verbindet sie das stille Leben und Arbeiten der Hausfrau mit dem Leben außer dem Hause, dem sie so leicht fremd und gleichgültig gegenüber stand; mit dem Streben und Hoffen der Männer, mit den Ereignissen des Wirtschaftslebens, mit dem stillen und stetigen Kommen einer feineren und besseren Moral.

Denn die Organisation der Konsumenten greift mit dem Wachsen in die Breite mehr und mehr in die Tiefe, gestaltet wirtschaftliche Be-

ziehungen, menschliche Arbeitsverhältnisse, menschliches Zusammenleben. Wie von selbst wächst der organisierte Konsum sich aus zu organisierter Produktion: Durch die Genossenschaftsbäckerei, durch die Schuhfabrik, die Mühle biegen die organisierten Hausfrauen allmählich die Orientierung des Wirtschaftslebens hinüber nach der Seite ihrer Interessen. Die Genossenschaft ordnet vom Verbrauch der Güter aus nun ihre Herstellung und ihre Verteilung.

Und damit zugleich beginnt für den Arbeiter und Angestellten des Genossenschaftsbetriebes ein ganz neues, dem heutigen entgegengesetztes Verhältnis zu seiner Arbeit. Sein Haushalt und sein Arbeitsbetrieb hängen nun aufs engste mit einander zusammen. Während er im Kampf der Produzenteninteressen auch beim Durchsetzen seiner Forderungen auf die Dauer seinem Haushalt durch Verteuerung der Waren schadet, trägt er selbst hier in seinem Haushalt mit den anderen zusammen den Betrieb, in dem er arbeitet; lebendigstes Interesse am Gedeihen des Betriebes stellt sich ein, statt des gleichgültigen oder gar widerwilligen Arbeitens im heutigen System.

Mitten im heutigen Kampf der Interessen ersteht hier ein friedliches Zusammenarbeiten zum gemeinsamen Ziel; so sind gleichzeitig in der Genossenschaft erst recht die Bedingungen gegeben für ein edleres, moralisches Verhältnis, wie vom Menschen zu seiner Arbeit, so auch von Mensch zu Mensch ein Zusammenleben, das auf gleichgerichteter Arbeit beruht.

Die Genossenschaft kann ja nur gedeihen, wenn ihre Glieder es lernen, eigenen momentanen Vorteil zu unterscheiden vom ganzen gemeinsamen Interesse, Eigennutz unterzuordnen dem allgemeinen Wohl, Liebe und brüderliches Verhalten zu setzen an die Stelle des gegenseitigen Bekämpfens und Uebervorteilens. Und diesen Geist zu hegen und zu pflegen, wem sollte diese Aufgabe mehr zufallen als denen, die mit ihrem täglichen Tun und Lassen die Bewegung treiben oder hemmen, den Frauen? Muß das nicht dem Hausfrauenleben einen tiefen Wert verleihen, wird nun nicht jeder Gang zum Konsumverein begleitet sein dürfen von der Freude, daß man berufen ist, am großen Bau der Zukunft zu bauen, daß man helfen darf, damit es allen besser geht und alle besser werden.

Und so wird die Genossenschaft der Boden sein, auf dem der Arbeiter sich immer wieder mit seiner Frau begegnen kann; mit ihr, die seinem Streben sonst so leicht ohne eigentliches Verständnis gegenüber steht. Wenn er erzählt von seinen Kämpfen und Hoffnungen in der Gewerkschaft und seinen Vereinen, so kann die Frau froh und stolz erwidern: Wir Frauen arbeiten mit durch die Genossenschaft. Wenn ihr euch bessere Löhne erkämpft, so halten wir das Errungene der Familie und der gemeinsamen Sache zusammen; — wenn ihr andere Arbeits- und Lebensverhältnisse anstrebt, so tut einstweilen unsere Genossenschaft das ihre, um die Menschen dazu zu erziehen, daß sie nicht nur an sich selber denken und sich selbst helfen, sondern daß das Ganze und sein Wohl

obenan steht. Und wenn ihr heute noch „Kampf“ ruft und rufen müßt, so sorgen wir in der Genossenschaft dafür, daß Friede werde, und daß die Menschen für diesen Frieden reif werden.

Aber wie falsch wäre es, wollten wir die Genossenschaft nur hinstellen als eine Bewegung des Arbeiterstandes oder gar der Arbeiterfrauen. Sie vermag alle zu umfassen, die Güter verbrauchen, und wie sie Frau und Mann ergreift, so kann sie Arm und Reich umfassen. Sie tut es heute noch nicht, und gewiß liegt ihr Gedanke zuerst der unbemittelten Frau näher, denn sie bedarf der Hilfe des zweckmäßigen Einkaufes vor allen Dingen. Er liegt aber im Interesse jeder Frau, welcher ein Haushalt anvertraut ist, auch im Interesse derer, die solche Hilfe nicht so nötig braucht. Vor allen Dingen aber lebt eine Organisation nicht nur von der Idee der Eigenhilfe, sondern sie bedarf zum Wachsen vor allem des Helferwillens, der Gegenseitigkeit.

Darum soll nun die vermögende Frau nicht länger der Genossenschaft fern bleiben; wird sie ernstlich beseelt von dem liebevollen Wunsch anderen zu helfen, so ist heute dort ihr Platz; sie fördere mit ihren großen Bezügen an Waren die Genossenschaftsbewegung. Es schließt ihre Fürsorge für bedauernswerte Hilfsbedürftige nicht aus, wenn sie sich der gesunden Kraft gesellt, die sich durch Eigenhilfe emporarbeiten will. Hier ist das wertvollste Leben, das es gilt, der Zukunft zu erhalten und zu kräftigen; und Leben zu unterstützen, das sich regt, unterstützen und anzufeuern zu regerem und höherem Leben, ist das nicht die schönste und beste Frauenaufgabe? Gegenseitige Liebe, treues Zusammenarbeiten, echten genossenschaftlichen Geist zu wecken und zu pflegen, ist das nicht ein Lebensinhalt für jede Frau? Daß die vermögende Frau nun nicht mehr nur für andere arbeitet, sondern mit denen zusammen, die der Hilfe bedürfen, das wird ihrer Arbeit die schönste Freude und den dauerndsten Erfolg verleihen. Ihr Frauen, achtet es nicht für eine Kleinigkeit, daß ihr so gemeinsam mit den „anderen“ eure Einkäufe macht; — ihr baut unsichtbare Brücken; und Fäden, die der Männer Kampf zerreißen mußte, knüpft ihr leise wieder an.

Oder wäre euer Leben, ihr „gebildeten“ Frauen, die ihr euch bisher so fern von allen Organisationen gehalten habt, heute wirklich schon so reich, daß ihr euch nicht darüber hinaus heben zu lassen brauchtet? Könnt ihr dauernd die Segnungen einer großen umfassenden Gemeinschaft entbehren? Oder fühlt ihr nicht auch die Sehnsucht, die durch alle edlen Menschen unserer Zeit geht: Die Sehnsucht nach der Zukunft? Ihr sagt, den Klassenkampf in seinen gewalttätigen Formen müßtet ihr verabscheuen, der Kampf der Parteien sei euch zu roh, ihr könntet diesen Weg nicht gehen, — nun, so geht den Weg des Friedens, geht ihn mit all euren Schwestern, führt ihm eure Kinder zu: Geht hinein in die Genossenschaft. D. Staudinger.

Gedichte eines Proletariers.

Verlorenes Lied.

Mir ging ein Sang verloren, ein wunderbares Lied,
Es war im Schmutz geboren und ist im Schmutz verglüht.
Es kam aus ödem Dunkel ein Ton, so heiligrein!
Gleich edlem Lichtgefunkel aus hellem Wunderstein.

Ich kann das Lied nicht finden, weiß doch die Melodie,
Und kann sie nicht ergründen, so herrlich schön war sie!

Im Lärm.

In das wilde Durcheinander
Kalter, klirrender Maschinen
Bricht die Sonne —
Wunderbar!

In dem lauten Alltagshasten,
In des Werktags schrillem Lärmen
Wird mir große
Botschaft klar.

Mögen auch die Räder klirren,
Riemen sausen, Wände beben,
Fenster zittern
Jahr für Jahr —

In das öde, kalte Hasten,
In das häßliche Gelärm
Bricht die Sonne
— — — Wunderbar . . .

Max Bartel.

Aus dem Leben eines Arbeiters oder warum er Sozialdemokrat wurde.

Als Sohn armer Eltern wurde ich im Jahr 1873 zu Ipsach bei Nidau geboren. Kaum zwei Jahre alt verlor ich meinen Vater durch einen Unglücksfall; er ließ meine Mutter mit drei kleinen Kindern zurück. So klein ich war, mag ich mich doch noch an den Vater erinnern, wo er mich anläßlich der Taufe meines jüngern Bruders Rudolf den Gästen vorstellte und mich bis zur Diele emporhob. Nach seinem Tode, der vier Tage nach dem Unglück erfolgte, bekamen wir nach und nach Not und Elend zu spüren. Wohl war meine Mutter emsig bestrebt uns davor zu bewahren. Aber bald stellten sich, wohl infolge ungenügender Nahrung, Krankheiten ein, denen mein Bruder Rudolf nicht stand zu halten vermochte und sehr bald dem Vater nachfolgte. Als sich dann meiner Mutter Gelegenheit zu einer zweiten Ehe bot, griff sie zu, darin einen Rettungsanker erblickend. Aber oh weh, es stellte sich bald heraus, daß sich dieser Mann um uns keinen Pfifferling kümmerte, uns im Gegenteil wo immer nur möglich ver-

folgte. Dieser Ehe entsprossen zwei Kinder. Nun fing das Darben erst recht an. Dazu kam noch, daß dieser Mann durch verfehlte Spekulationen um sein bischen Geld kam und als es nicht mehr ging, er das Familienleben satt hatte und das Weite suchte, ohne sich um uns zu bekümmern. Mit dem Spinnen von Wolle und Karten derselben, suchte die Mutter uns durchzubringen. Aber dies reichte nicht aus. In der Not wollte sie dann das Geld von meinem Vater, das er durch Fleiß und Sparsamkeit erworben hatte, erheben. Aber da kam sie schon zu spät, weil ihr der zweite Mann das Büchlein entwendet hatte.

Jetzt was anfangen? Da war guter Rat teuer. Nach dem damaligen Armengesetz des Kantons Bern, kümmerte sich unsere Heimatgemeinde kein Jota um uns, andere Gemeinden hüteten sich wohl uns irgendwie zu helfen. Gerade das Gegenteil war der Fall, wir wurden von Gemeinde zu Gemeinde geschoben, ja es kam die Stunde, wo wir kein Obdach mehr hatten. Zu Fuß unter großen Entbehrungen, dem Sterben nahe, schleppte uns unsere Mutter bis zu den nächsten Verwandten. Diese nahmen uns auf, wenn auch nur für kurze Zeit, wohl darum, weil sie selber zu kämpfen hatten um durchzukommen. Endlich hatten wir notdürftig Unterkunft gefunden, aber es fehlte an allem. Milch und Brot bekamen wir wochenlang nicht. Meine Schwester, die zwei Jahre älter war als ich, half was sie konnte. Tage und Wochen lang sammelten wir die kleinen Kartoffeln auf dem Felde, die dann für das ganze Jahr langen mußten. Endlich ließ sich die Gemeinde herbei, uns zu gewähren, alle Tage Schotte (Käsmilch) in der Käserei zu holen, aber je größer die Kinder wurden, desto größer war die Not. Unsere Wohnung wurde uns gekündigt, niemand hätte uns ein Obdach gewährt. So verschlug uns das Schicksal wieder in eine andere Ecke des Kantons Bern. Dort wurde ich schulpflichtig. An Hohn und Spott fehlte es nicht, umsomehr da ich in Ermangelung einer Hose im Rock zur Schule mußte. Endlich wurde der Mutter ein Paar Hosen geschenkt, die sie mir dann umänderte. Ich weiß noch ganz gut, wie wir, von der Schule heimkommend, die Mutter bestürmten, uns Brot zu geben, aber mit Tränen im Auge mußte die Mutter uns sagen, daß sie überhaupt nichts zu essen habe. Schöne Geschichten halfen uns dann den Hunger wieder vergessen. Gute Nachbarsleute und Kinder, mit denen wir in Berührung kamen, beschenkten uns mit Brot und Kuchen, ja es wäre der Mutter bald wieder möglich gewesen besser durchzukommen. Aber gewissen Dorfmagnaten lag die arme Familie schwer auf dem Magen, obschon sie uns in keiner Weise eine Unterstützung zukommen ließen. Das Bettelpack mußte fort, obschon unsere Mutter es nicht übers Herz gebracht hätte, uns zum Betteln anzuhalten, lieber wäre sie mit uns Kindern verhungert. Es gelang, daß wir wieder vertrieben wurden. Wir kamen in eine Gemeinde, in der wir schon früher waren. Wie es kam, weiß ich nicht, aber dort wurden wir endlich der Mutter abge-

nommen und als Verdingkinder auseinandergerissen. Die Mutter nahm eine Stelle als Haushälterin an, sie mußte aber für die Kinder so viel zahlen, daß für sie per Jahr nur noch neunzig Franken herausschauten. So bekamen wir die Mutter selten mehr zu sehen, obschon sie uns gerne besucht hätte. Meine Schwester hatte ein solches Verlangen nach der Mutter, daß sie alle Tage weinend zu mir kam. Eine Gehirnentzündung machte ihrem Leben ein Ende. Von allen Geschwistern bin ich im Laufe der Jahre allein zurückgeblieben. Nicht daß ich es etwa besser getroffen hatte, aber als Knabe wußte ich mir besser zu helfen. Nein, ich wurde derart gehalten, daß ich ernstlich daran dachte meinem Leben ein Ende zu machen. Ich trug wochenlang einen Strick bei mir, um bei der ersten besten Gelegenheit davon Gebrauch zu machen. Ein Besuch der Mutter zerstreute dann meine Pläne, indem sie mir mitteilte, sie habe bald soviel erspart, daß ich ein Handwerk erlernen könne, dann müsse ich es besser haben.

Ich fügte mich in mein Schicksal und dann kam die Zeit, da ich konfirmiert wurde. Ich hatte ordentlich Stolz, hatte ich doch das erste mal in Lederschuhen ausrücken können. Nachdem mich eine schwere Krankheit wochenlang ans Bett gefesselt hatte, konnte ich endlich in die Lehre treten. Ich bin wahrscheinlich zum Böshaben geboren, denn auch da kam ich in Verhältnisse, die mir nicht zusagten. Spiel und Trunk, sowie andere Laster, von denen ich vorher keine Ahnung hatte, gähnten mir alle Tage entgegen und es hätte nicht viel gefehlt, so hätte es mich in den Abgrund des Lasters gerissen. Aber die gute Erziehung, die uns die Mutter trotz der Armut zukommen ließ, vermochte mich über Wasser zu halten.

Von da an fing ich an zu denken über die Zukunft, über meinen bisherigen Lebenslauf, Religion ꝛc., dies um so mehr, weil die Methodisten, die dort festen Fuß gefaßt hatten, ebenso die Neutäufer stets auf mich eindrangen, mich ihnen anzuschließen. Ich las ihre Schriften, aber weiter war ich nicht zu bringen. Ich fragte mich, warum wollen die dich jetzt, früher fragte uns kein Mensch etwas danach. Ich sah zu und konnte sehen, daß nicht nur wir arm und verlassen waren, sondern daß es deren viele gibt. Ich dachte mir: Rettet zuerst die Hungrigen, die Verstoßenen, ich komme mit meinem Glauben schon durch die Welt, denn es standen auch in den Traktätli die Worte Christi: Was ihr dem Aermsten tut unter euch, das habt ihr mir getan.

Aber das waren bei ihnen leere Worte. Selbstgerecht gingen sie ihrer Wege mit den Worten auf den Lippen: Herrgott, ich danke dir, daß ich nicht bin ꝛc.

Je mehr ich nachdachte, desto mehr wurde ich davon abgestoßen. Ich betrat jahrelang keine Kirche mehr, weil ich sehen mußte, daß die schönen Worte, die alle Sonntage von unseren Herren Pfarrern gesprochen werden, verhallen wie der Klang einer Glocke. Man hört sie gerne, die Worte von der Nächstenliebe, von der Brüderlichkeit, aber

mit dem Tritt aus der Kirche glaubt jeder seine Pflicht getan zu haben. Bei der ersten Gelegenheit wird eine arme Familie als Bettelpack, als Gesindel tituliert, obschon die Armut keine Schande sein soll. Wo immer möglich sucht einer den andern zu übertölpeln, und diese alle wollen Christen sein, die die Armen, wie uns, nirgends dulden; denen es gleichgültig ist, ob diese genug zu essen haben, die ihnen Schotte statt Milch gönnen, während die Kälber solche in Ueberfluß bekommen. Nein, da kann ich nicht mitmachen, sondern ich muß diese Christen sein wollende Gesellschaft anklagen des schweren Verbrechens, als Mörder; denn meine Geschwister sind sämtlich infolge Unterernährung, Trennung von Mutter und Geschwistern, gestorben, was alles verhütet worden wäre, wenn der Wille dazu dagewesen wäre. Und wäre die Hilfe frühzeitig genug gekommen, so wäre es vielleicht möglich gewesen, mit wenig Mitteln uns beisammen zu halten; denn am guten Willen der Mutter fehlte es nicht.

Wie es nun bei uns Handwerksleuten geht, kam ich als Arbeiter mit vielen Meistern in Berührung. Als dann die Zeit kam, wo ich als stimmfähiger Bürger meine Pflicht tun sollte, da hatte ich mich bald entschieden. Ich konnte nur da mithelfen, wo der feste Wille vorhanden war, helfend einzugreifen, und das tut nur die sozialdemokratische Partei. Wohl führen die andern auch schöne Worte im Munde, aber ich kannte sie genügend, diese Heuchler. Daß ich recht hatte, habe ich später auch noch oft fühlen müssen. Wie oft mußte ich doch, weil ich für das gute Recht der Mitarbeiter einstand, andere Arbeit suchen. Aber das war noch mein Trost: Einen kleinen Lohn gibt's überall, große sind ja in der Schweiz nicht üblich. Ich kam durch wie andere auch, die da meinen, sie dürfen durchaus nicht murren, sonst kommen sie um ihre Arbeit. Immer mehr mußte ich einsehen, daß die Arbeiterschaft in Knechtschaft lebt, daß eine große Zahl derselben bereits so abgestumpft ist, daß sie alles über sich ergehen lassen und immer mehr und mehr zu Sklaven werden. Kein Wunder, wenn große Massen von der Kirche, von der Religion nichts wissen wollen, weil sie sehen, daß alles faul ist. Auch ich bin einer von denen. Auch hier wollen wir als Mensch leben, als Mensch behandelt werden, und wenn's dann im Jenseits noch besser kommt, so schadet's auch nichts. Bete und arbeite, heißt es im Bibelbuch. Schon recht, aber viele arbeiten, ach gar so lange und müssen gleichwohl darben, andere arbeiten nicht und leben in Saus und Braus. Diese alle wollen Christen sein, ja die letztern wollen noch die bessern sein, sie befehlen überall, während der schlichte Arbeiter nichts zu sagen hat. Es ist gerade das Gegenteil was Christus wollte, oder woher holte er seine Jünger? Wie hat er die Reichen beurteilt, dem Armen geholfen, die Verstoßenen aufgerichtet u. s. w. Man sieht, die heutige Religion ist ein Trugbild von dem, was Christus wollte. Sie steht im Dienste des Kapitals und nur wenige Verkünder des Wortes Gottes finden den Mut, es offen zu sagen und wie werden diese angefeindet?

Eine solche Kirche kann dem Arbeiter wenig helfen, da bleibt er am besten fern, aber wenn mal die Religion kommt, die Christus verkündet hat und auch gehalten wird, wohlan, dann sind wir auch dabei; dann wird wahr werden, was der Sozialismus will: nämlich Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Wenn das kommt, so wird es keine so Arme mehr geben wie wir waren, dann werden die Kinder auch nicht vor Hunger und Elend sterben. Trotzdem ich nicht oft zur Kirche gehe, werde ich kämpfen für diese drei bis an mein Ende. Immermehr Streiter, nicht nur beim Arbeiter, auch bei den Herren Pfarrern wird es geben, die mitkämpfen Schulter an Schulter, Mann für Mann für die wahre Religion der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit; dann erst wird kommen das Reich Gottes.

Büchertisch.

Nicht Friede, sondern Schwert! Predigt, gehalten am 8. Dezember 1912 in der Kirche von Oberstraß in Zürich von L. Ragaz. Buchhandlung des Schweizerischen Grütlivereins.

In großen Zügen behandelt die Predigt das aktuelle Thema: Krieg und Frieden. Sie ist ein ergreifendes Dokument einer wilden, zerissenen Zeit, einer Welt voll Krieg und Kriegslärm und zugleich voll Friedenssehnsucht und Friedensverheißung. Tief führt sie in die ganze Not, in die Widersprüche dieser Welt ein. Aber je mehr sie uns in dieselben einführt, desto mehr weckt sie die Hoffnung. „Das Göttliche muß die Welt beunruhigen, die größte Liebe, die die Welt gesehen hat, erregt den größten Zwiespalt in der Welt." So kann man auch in den Kämpfen, die die heutige Welt erschüttern, ihre Wirkung spüren.

Die Predigt ist ein ernstes, männliches Wort an solche, die sehen wollen, denen weiche, sentimeniale Friedensphantasien nicht genügen, die aber auch nicht an die Möglichkeit glauben können, daß die Welt der Gewalt mit bloßer Gewalt überwunden werde. Sie will dazu anleiten, das Reich der Gewalt so zu besiegen, daß es völlig entwertet wird. Sie fordert zum Kampf auf; aber dieser Kampf soll den Menschen in die höchste Sphäre erheben. Führen kann ihn nur, wer allem Gemeinen, Rohen den Abschied gibt. „Das Göttliche allein darf das Schwert bringen." Das Reich der Gewalt wird nur fallen, wenn nicht nur das Schwert, sondern auch das Kreuz zu seinem Rechte kommt. „Ich glaube, daß nur eins uns und der Welt hilft: wenn wir den Weg Jesu gehen. Was in Jesus verbunden ist, muß auch von uns verbunden werden, das Schwert und das Kreuz." M.

Redaktionelle Bemerkungen.

Diese erste Nummer des neuen Jahrgangs zeigt, da sie nur einen längern Aufsatz enthält, eine große Mannigfaltigkeit. Diese ist aber doch durch eine innere Einheit verbunden: alle Beiträge weisen auf die neuen Aufgaben, neuen Ziele, neuen Wahrheiten hin, vor die wir gestellt sind. Der Aufsatz über Strindberg zeigt besonders die Zerrissenheit unserer Zeit, aus der wir hinaus wollen, das Chaos aus dem eine neue Gestalt der menschlichen Dinge hervorgehen soll. Darum eignet es sich besonders für diese Neujahrsnummer und kommt nicht post festum. Eine besondere Freude ist es uns auch, gleich in dieser Nummer einer Frau das Wort geben zu dürfen.

Probehefte dieser Nummer stehen zur Verfügung. Wir bitten unsere Leser, davon zur Propaganda Gebrauch zu machen und wünschen im übrigen allen ein gutes Jahr!

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Er muss wachsen.

Ist es ein wirkliches Wachsen, Vorwärtskommen, Gewinnen, das wir in der Gegenwart erleben, oder ist es nur ein chaotisch-gigantisches Durcheinanderwühlen, ein ziellosses Schieben und Drehen auf unserem Erdenrund? Was ist Fortschritt? Wenn der Tonnengehalt der zu Tage geförderten Rohstoffe und die Bevölkerung der Großstädte zugenommen hat, wenn das Licht greller und das Tempo der Maschine rascher geworden ist, wenn der Höhenrekord der Flugmaschine und die Schußweite der Kanone im Steigen begriffen ist? Quousque tandem?

Was ist bei all der rasend gewordenen Materie mit dem Menschen geschehen? Vielleicht bildet sich der in einem Wirbel von Geschäften und Genüssen schwimmende Großfabrikant ein, ein wirklich Großer zu sein und doch hat er keinen Sinn für Menschengröße, er sieht vor sich nur eine Masse, die sich aus bedeutungslosen Atomen zusammensetzt, je gefügiger, desto lieber, wie die Materie selbst.

Aber in dieser Masse will und darf etwas nicht sterben und bricht immer wieder durch, nämlich jenes Zeugnis des Schöpfers: „Laßt uns Menschen machen, ein Bild, das uns gleich sei, die da herrschen über die ganze Erde."

Da sitzt irgend einer im Winkel der Großstadt und philosophiert — nicht über sein Schicksal, das kann er doch nicht mehr ändern, nein — über sein eigenes Ich. Wer bin ich, was kann man mir für einen Namen geben? Ein zertretenes, vergessenes Wesen! Ein Mensch? Ja, insofern als er noch sich nach einem Menschen sehnt, vor dem er selbst als Mensch gilt. Er will nicht einfach namenlos untergehen.

Einer ist gekommen und hat dieses grübelnde Sehnen im Dunkel der Seele gesehen und beachtet, und, wo er hin kam, gestillt, er nannte sich Sohn des Menschen und schämte sich nicht, sie seine Brüder zu heißen.

Er muß wachsen, er muß überall hinreichen und aufleben nicht nur in den zertretenen Stämmen fremder Nationen, sondern vor allem in der wie zu einem Brei zerstampften Masse der untern Schichten unserer Kulturvölker.

Wenn des Menschen Sohn hier eindringt und dem schlummernden oder schon erwachenden Sehnen Bahn bricht, das Leben zum vollen Bewußtsein der Größe der Menschenseele heraufführt, aus der Mammons- und Fleischesknechtschaft heraus, dann gibt es eine gährende Bewegung, die allein den Namen Fortschritt verdient.

Wir stehen in dieser Bewegung drinn. „Er" wächst und muß wachsen. Aber so viele sehen es nicht oder wollen es nicht sehen, obwohl sie sonst mit großer Ehrfurcht den Namen Jesu im Munde führen. Sie spüren nur ein Drücken und Stoßen, das ihnen bei ihrem angeborenen und anerzogenen Ruhebedürfnis so unheimlich vorkommt. Sie spüren es vielleicht auch nicht und sehen nur wie der Baum bei seinem Wachstum am Stamm immer mehr Risse bekommt und in seiner Krone immer weiter sich verzweigt. O diese Zersplitterungen, es will alles Verkleben und Binden nichts helfen! In der Tat, das kann auch manchem zukunftsfrohen Herzen bange machen. Und doch — gehört es nicht mit zum Wachstum, daß manches birst und manches sich gabelt.

Wenn wir es doch einmal über uns brächten, nicht auf die äußere Form zu sehen und diese zu hüten, sondern auf die innere treibende Kraft vertrauen wollten. In ihr, die geheimnisvoll Zelle auf Zelle setzt, liegt das Wachstum. Was schadet es, wenn Stürme kommen und hie und da einmal einen dürren Ast herunterreißen, damit er den gesunden Platz mache; was schadet es, wenn die Zweige gegen einander geschüttelt werden? Hätten sie Bewußtsein von sich selbst, sie müßten doch wissen, daß nicht sie es sind, die einander zu peitschen haben, sondern daß sie im Sturm auf ihre eigene Spannkraft und Tragfähigkeit geprüft werden, und daß diese umso größer ist, je mehr sie aus dem Stamm, aus dem Zentrum ihre Kraft heraufsaugen.

O daß wir, die wir bewußte Zellen am Baume der Menschheit sind, das auch immer im Sinne behielten, daß wir nicht über einander herfallen in endlosem Kritisieren, sondern, jeder an seinem Teil, die nötige Spannkraft und Festigkeit beweisen und neuen Lebenstrieb entfalten sollen. Wie

„Die Eiche dort hinter dir —
Siehst du, wie sie in Sehnsucht dehnt
Ihre knorrigen Aeste,
Sich nach Stürmen sehnt,
Stürme sind ihre Feste!"

Er muß wachsen. Nicht umsonst fügte Johannes bei: ich aber muß abnehmen. Es ist eine notwendige Begleiterscheinung der echten zentralen Lebenskraft, daß sie, indem sie uns in das große Werden und Wachsen des erlösten Menschentums hineinstellt, von uns selbst befreit, daß sie alles selbstische, kleinliche und spießbürgerliche Wesen abstreift. Durch nichts wird das Wachstum so sehr gehemmt und verhindert, als wenn wir wieder im Persönlichen stecken bleiben und uns verwickeln im Knäuel von Gunst und Mißgunst. Es ist merk-

würdig, daß gerade an dem Punkt, wo wir zum Leben erwachen, auch der Tod lauert, nämlich beim Bewußtsein des persönlichen Wertes.

Was wir uns darum für die nächste Zukunft besonders wünschen, das sind Menschen, die diese unsichtbare Kraft des Wachstums durch sich hindurchströmen spüren, Menschen, die immer mehr aus dem Zentrum heraus leben und darum stark und mutig, weitblickend und weitumfassend vorangehen; groß angelegte Menschen, die bei allen Gabelungen und Verzweigungen des geistigen Lebens den Blick auf's Ganze nicht verlieren und darum ein Wort weitausgreifender Wahrheit für unser Geschlecht haben, die allen Zänkereien abhold den großen Kampf zu führen im Stande sind, unbeirrt durch den Beifall von rechts und links.

L. Stückelberger.

Alt und Neu.

Eine Auseinandersetzung.

Verehrter Herr Kollege!

Es liegt mir daran, Ihnen und den Lesern der Neuen Wege, zu deren Freunden und Begründern ich einst selbst gehört habe, offen und ehrlich zu erklären, daß ich nach meinem Gewissen den Weg, den Sie und Ihr Blatt betreten haben — seit längerer Zeit und besonders im letzten Neujahrsartikel — nicht weiter mitgehen kann. Die Parole, die Sie darin ausgeben und mehrfach schon ausgegeben haben, von der gänzlich neuen Gestalt des Christentums in schroffem Gegensatz zu dem, was wir bisher für Christentum hielten, scheint mir freilich sehr anfechtbar; wenn ich sie aber einmal gelten lasse, dann kann ich nur sagen, daß ich meine ganze Stellung und Lebensaufgabe auf der Seite des alten kirchlichen Christentums sehe, mit dem Sie fertig zu sein meinen, während ich glaube, daß Gott ihm eine große Mission aufbehalten hat. Aus den Kräften, Gedanken und Stimmungen dieses alten kirchlichen Christentums ist mir mein Glaube und mein Mut erwachsen, weshalb bei mir trotz aller Erkenntnis der hundertfachen Mängel der kirchlichen Institutionen die Dankbarkeit alles andere weit überwiegt und das, je älter ich werde, je mehr ich erfahre, wie dieser alte christliche Glaube sich im Leben bewährt. Aber ich sehe auch um mich herum nichts Besseres, Wahreres und Bewährteres, mit dem ich einen Tausch eingehen könnte und möchte. Darum bin ich des zuversichtlichen Glaubens, daß unser altes protestantisches Christentum sich auch in allen Stürmen der Gegenwart und Zukunft als die Kraft und der Trost unzähliger Gotteskinder erweisen wird, und daß wir alle gar nichts Besseres tun können, als es uns immer persönlicher anzueignen und im Leben kräftiger, treuer zu bewähren. Auf der Seite Ihrer neuen Religion — Christentum

sollen wir ja nach Ihrem Neujahrsartikel kaum mehr sagen dürfen — sehe ich einstweilen eine leidenschaftliche Kritik des Bestehenden und eine schwärmerische Sehnsucht nach Neuem, Großem und Ueberraschendem, aber keinen einzigen dem alten evangelischen Christentum überlegenen Wert. Hätte ich daher nur die Wahl zwischen Ihrem Entweder — Oder, so müßte ich sagen: das alte evangelische Christentum verstehe ich, es hat sich bewährt und bewährt sich fortwährend, das neue dagegen gibt mir einstweilen nicht viel mehr als kühne Versprechungen, ungeheure Postulate, leidenschaftliche Wünsche und ist mir viel zu nebelhaft, als daß ich mich ihm anvertrauen wollte.

Ich leugne nun freilich, daß diese Alternative des alten kirchlichen Christentums und der neuen kirchenfreien Religion uns bei dem, was wir für die Gegenwart brauchen, viel helfen kann und sehe die Aufgabe gerade im Entgegengesetzten als Sie, in der Verbindung dessen, was Sie auseinanderreißen und zu einander in Gegensatz stellen wollen. Die Lage, deren Neuheit Sie teils erschüttert, teils begeistert, ist ja bereits mehr als ein Jahrhundert alt, sie ist durch die Aufklärungsbewegung gekommen, in der sich zum erstenmal große Teile der frühern Christenheit vom alten Christentum und seiner kirchlichen Form gründlich emanzipierten und die Parole der „neuen Religion" ausgaben. Diese große Emanzipationsbewegung hat unter den verschiedensten Namen unter uns gelebt, als Philanthropie, Freimaurertum und Humanismus, als revolutionäre Romantik und Radikalismus, zuletzt als Sozialismus und kirchenfreie Mystik, sie hat in jeder dieser Formen mit gleichem Ernst die Versicherung wiederholt, das alte Christentum sei überlebt und fertig, die Kirche sei aus, es komme eine neue Religion und ein neues Evangelium, wobei sehr häufig Jesus von ihr gegen seine Kirche auf den Schild erhoben worden ist. Es stand auch zu allen Zeiten dieser Emanzipationsbewegung ein abgeschlossenes, sattes, fertiges Christentum gegenüber, das alles Neue, göttliches und widergöttliches, gleich entschlossen ablehnte und in dieser Ablehnung eine imposante Kraft offenbarte. Aber ich kann nicht finden, daß die Geschichte und daß Gott in der Geschichte uns den Weg dieses Entweder — Oder weisen will. Jenes schroff reaktionäre altkirchliche Christentum ist ganz langsam abgestorben, sektenhaft und völlig weltfremd geworden, soweit nicht, trotz seinem energischen Widerstreben, der neue Geist mit den segensreichen Erkenntnissen und Impulsen, die er brachte, sich auch in ihm festgesetzt und es langsam innerlich umgewandelt hat. Darin zeigte sich gerade die überraschende Lebendigkeit und innere Freiheit des Protestantismus, daß er mit der fortschreitenden Wissenschaft und den modernen politischen und sozialen Lebensformen Schritt zu halten wußte, da er, an kein äußeres Statut gebunden, im Vertrauen zu dem in Jesus erschienenen gnädigen Gott und in der Bruderliebe Kräfte und Aufgaben in sich trägt, die ihn notwendig innerlich lebendig und für Gottes Gegenwartswege offen halten müssen. Auf der andern Seite

aber vermochte die moderne Emanzipationsbewegung noch an keinem Punkt der Geschichte die großen Versprechungen zu halten, mit denen sie die Menschen an sich zu ketten und von der Kirche wegzurufen wußte. Ueberall, wo sie dem alten Christentum entwuchs und die Fühlung völlig mit ihm verlor, ist sie innerlich verarmt und verflacht, sie hat die Menschen nicht wirklich und auf die Dauer vorwärts gebracht, im Gegenteil, sie hat ihnen Werte zerstört, nach denen später die Sehnsucht wieder erwacht ist. Ein Segen und Salz ist die moderne Bewegung aber da geworden, wo sie sich mit dem alten Christentum verband, sich von ihm vertiefen und innerlich reinigen ließ und dafür ihm neue Frische, Offenheit und Wirkensfreudigkeit einflößte. Mir scheint, das ist Gottes Werk und Wille in der Geschichte, und was Gott verbunden hat, sollen wir in unserer Kurzsichtigkeit und Ungeduld nicht trennen wollen.

Das gilt gerade auch von dem Sozialismus und der neuen Frömmigkeit, zu der Sie sich im Gegensatz zum kirchlichen Christentum bekennen wollen. An Ihren edeln, frommen und vorwärts führenden Aspirationen habe ich nie einen Zweifel gehabt, weiß mich in gar vielen wichtigen Erkenntnissen als Ihr Schüler und bekenne dankbar, daß Sie mir die Augen geöffnet haben für vieles, was ich sonst nicht gesehen hätte. Mein innigster Wunsch war immer, daß Ihre Anregungen und Erkenntnisse dem ganzen protestantischen Christentum zu gut kommen möchten, damit es die Gegenwartsnöte und Gegenwartsaufgaben klar erkenne und mit seiner alten Energie des Vertrauens und der Bruderliebe sich der Arbeit an ihnen hingebe. Mir scheint, das ist für das kirchliche Christentum so notwendig wie für Sie und Ihre Freunde. Das kirchliche Christentum braucht für sich selbst immer dringend den Bußruf und die Kritik, die Mahnung zu größerer Freiheit und Liebe, zu mehr Ernst und Wahrhaftigkeit, es braucht neue Augen für Gott und die Gegenwart, neuen Mut und neue Hoffnung. Gottlob ist es aber gerade ein Merkmal des echten Protestantismus, daß er die fortgehende Reformation als seine Aufgabe anerkennt, sich an kein äußeres Gesetz gebunden weiß und darum frei und offen ist für die jeder Zeit von Gott neu gegebenen Aufgaben. Ich sage keine Uebertreibung, wenn ich behaupte, daß für das Berechtigte Ihrer Forderungen unsere schweizerischen protestantischen Kirchen in der Mehrzahl offen sind. Es gibt keine größere Freiheit, das Evangelium zu verkündigen, als wir sie unter uns haben. Keine unserer Kirchen hält sich im Ernst für Selbstzweck, alle wollen Arbeit für das Gottesreich leisten, und alle haben zu ihrem Mittelpunkt eben den Jesus, den Sie ihnen entgegenhalten, von dem die Kirchen immer zu lernen, durch dessen Wort und Geist sie immer sich zu kräftigen und zu reinigen verlangen. Daß diese Kirchen mit ihrer Arbeit an eine immer größere Anzahl Menschen nicht mehr herankommen, daß ihre Aufgabe sich vorläufig darauf zu beschränken scheint, weniger zu erwecken und neu zu gewinnen, als zu sammeln und zu erhalten, was noch da ist

von evangelischem Glauben und Leben, ist ihnen selbst wohl bewußt. Aber derer sind immer weniger, die Gott und sein Wirken auf den Bezirk der kirchlichen Arbeit einengen möchten, und die nicht von Herzen sich freuen, wenn neben der Kirchenarbeit Weltarbeit für Gott und seine Sache geleistet wird und Menschen von Gott die Gabe haben, solchen Führer zu Gott zu werden, die mit der Kirche ein für allemal fertig sind. Ich persönlich freue mich immer besonders darüber, daß Ihnen diese Gabe geschenkt ist, und daß Sie für manche ein Segen sein können, die bei mir z. B. nicht das finden könnten, was sie suchen. Und so oft Sie darauf ausgehen, uns an dezidiert unkirchlichen Gestalten und Bewegungen, sei es bestimmt evangelische Züge und vergessene Ideale, sei es die große Not und die tiefe Sehnsucht der Zeit aufzuzeigen, werden Sie von Seite aller Lebendigen in unseren Kirchen aufrichtige Dankbarkeit erfahren. Das Zeitalter der kirchlichen Exklusivität ist vorbei und wird nicht wieder kehren, das ist aber kein Grund, am Segen der kirchlichen Arbeit zu zweifeln und gering von ihr zu denken, solang doch auch noch gar kein Surrogat für sie gefunden ist, so lange so viel tapfere, treue und hingebende Männer immer wieder in der kirchlichen Arbeit ausharren und auch die kirchenfreien Werber für Gott zum großenteil von der Kirche herkommen. Dafür geben Sie ja selbst Belege genug. Sie arbeiten an der Ausbildung kirchlicher Pfarrer, Sie selbst predigen auf kirchlichen Kanzeln und haben Ihre Freude daran, so oft einer Ihrer Schüler und Freunde an einem wichtigen kirchlichen Posten seine Arbeit tun darf. Da würde ich doch angesichts dieser Tatsachen von der Ueberlebtheit des kirchlichen Christentums nicht so viel Worte machen.

Ich meine aber, der enge Zusammenhang mit dem alten kirchlichen Christentum sei gerade für Sie und Ihre Freunde die eigentliche Lebensfrage. Ich möchte hier nur zwei Gründe dafür nennen. Der eine ist der: ich glaube nicht, daß sich auf die Dauer in Ihrer hochgespannten Zukunftshoffnung leben läßt. Ich gebe es Ihnen ohne weiteres zu: Sie erneuern in Ihrem Neujahrsartikel alte urchristliche Töne, wenn Sie vom Anfang und vom Ende reden, wenn Sie uns wie ein Prophet der letzten Tage aufzeigen, wie die alte Politik, die alte Wirtschaftsordnung, die alte Moral und das alte Christentum in Zerfall begriffen sind, und statt ihrer das Gottesreich und Jesus Christus selber kommen wollen. Genau so hat einst das alte Christentum empfunden, es hat ganz wie Sie schon in der Gegenwart die Vorzeichen des Neuen, Wunderbaren vorausgeschaut und im Geist den Zusammenbruch der bestehenden Weltordnung voraus vernommen. Mit vollem Recht berufen Sie sich auf das prophetische Wort des Neuen Testaments: Wir warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, darinnen Gerechtigkeit wohnt. Glauben Sie mir, daß ich den erfrischenden Luftzug dieser alten Christenhoffnung mitten in einer resignierten hoffnungsarmen Christenheit wohl zu schätzen weiß und es mitempfinde, wie von dieser Hoffnung neuer Mut und neue Wirkens-

freude ausgehen. Ich kann Sie ein gutes Stück Weges bei ihrer Hoffnung begleiten. Mir selber ist ein Christentum ohne eine lebendige und frohe Sehnsucht nach dem Vollkommenen, nach einer Welt des Friedens, der Liebe und der Gerechtigkeit kein Christentum mehr. Ohne diese Sehnsucht müßten wir in satter Weltzufriedenheit verkommen, müßten die Augen schließen für alles Unzulängliche, Verkehrte und Widergöttliche dieser Welt und hätten kein Ziel vor uns, nachdem wir Herz und Hände ausstrecken könnten. Wenn Sie imstande sind, die Hoffnung in der Christenheit kräftiger zu beleben, wird man Ihnen nicht genug danken können. Aber sobald ich Ihre Ausführungen über unsere Hoffnung im Einzelnen des nähern ansehe, kommen mir die größten Bedenken, ja da habe ich rechte Mühe, echte evangelische Hoffnung und Schwärmerei von einander zu sondern. Daß heute auf allen Gebieten Altes im Kampf mit Neuem liegt, daß selten eine Zeit so den Charakter der Uebergangs- und Durchgangszeit trug wie unsere Gegenwart, gebe ich Ihnen völlig zu. Aber daß das Neue, das sich Bahn bricht, uns gerade ins Reich Gottes führe, daß wir damit in den neuen Himmel und die neue Erde hinüberzutreten im Begriff seien, das gehört für mich zum Schwärmerischen, das uns nur verwirren kann.

Wenn die alten Christen in nächster Zeit ihr Reich Gottes auf Erden erwarteten und schon in der Gegenwart seine Vorzeichen winken sahen, kam ihnen ihr ungebrochener Wunderglaube dabei zu statten. Sie waren dessen gewiß, daß demnächst der Herr Jesus mit den Wolken des Himmels herabkomme und unter Wundern und Katastrophen die bestehende Weltordnung vom Gottesreich abgelöst werde. Aber trotz allem Wunderglauben: der Herr Jesus kam nicht vom Himmel, das Reich Gottes wollte nicht kommen, wohl aber kam der Tod und holte einen der Hoffenden nach dem andern in die andere Welt. Es war schlichte Ehrlichkeit und Wahrhaftigkeit, wenn sie bei allem zähen Festhalten an Gottes schließlichem Sieg, am schließlichen Weltgericht und ewigen Leben sich zuletzt in die Losung schickten: hier ist Kampfplatz, hier ist Vorbereitungszeit, hier ist die Zeit der Wanderschaft, das Ziel ist droben. Dagegen scheinen Sie mir mit Ihrer gesteigerten Gottesreichshoffnung trotz mancher Einschränkungen und Abschwächungen den alten Wunder- und Katastrophenglauben des Urchristentums erneuern zu wollen in einem an den Entwicklungsgedanken und die Kontinuität so fest gewöhnten Zeitalter, als gälte es nichts zu lernen von den Lektionen, die uns die Geschichte gegeben hat. Ich will Ihnen sagen, warum ich mit vielen andern Ihnen hier nicht folgen kann. Wir kennen Gott nun einmal aus dem ganzen Geschichtsverlauf anders, als Sie ihn uns glauben heißen. Wir glauben ihn an einer unermeßlich langen und langsamen Erziehungsarbeit mit nie versagender Geduld und Ausdauer tätig zu sehen, und wir glauben einzusehen, warum das so und nicht anders sein kann, weil mit jeder Generation, ja mit jedem neuen einzelnen Menschen die Erziehungsaufgabe von vorne

beginnt und trotz allen Fortschritten und Errungenschaften der frühern Geschlechter das Tierische und die natürliche Selbstsucht jedesmal von vorne an sich regen und ihr Recht begehren. Daran ändern auch alle Revolutionen, Katastrophen und Erschütterungen des Völkerlebens nichts, da sie gerade so viel zerstören als vorwärts führen, und jedesmal nachher die Erziehungsarbeit von vorne an einzusetzen hat. Ueberall an allen Punkten sehen wir Gutes mit Bösem, Göttliches mit Widergöttlichem ringen und sich verwirren, nirgends dagegen ragt das Reich Gottes sozusagen rein und himmlisch in die Erde herein, um die alte Entwicklung abzulösen und zu ersetzen, sodaß wir ein Recht hätten zu sagen: an diesem oder jenem Punkt hört die sündigmenschliche Geschichte auf und kommt das Gottesreich. Das gilt aber von der Gegenwart sogar in verstärktem Maße. Die Kräfte, die in Ihren Augen bestimmt sind, Christentum und Kirche abzulösen und das Gottesreich auf Erden heraufzuführen, erscheinen uns in mancher Beziehung verheißungsvoll und den kirchlichen Verknöcherungen überlegen, in anderer Richtung aber auch wieder rückständig, unterchristlich, selbst antichristlich und gänzlich ungeeignet, die Aufgaben zu erfüllen, an denen das Christentum gescheitert sein soll. Gott und der Satan kämpfen in ihnen genau wie im alten kirchlichen Christentum; wir beobachten in derselben sozialistischen Bewegung neben den Kräften, welche die Anbahnung des Weltfriedens nicht nur im Mund, sondern im Herzen tragen, die zerstörenden und verwüstenden Kräfte, aus denen ein Blutvergießen aufsteigen könnte, größer als das der französischen Revolution. Nirgends leuchtet uns bis heute eine wirklich neue, aus Gottes Geist wiedergeborene Menschheit empor, die uns den Mut gäbe, zu sagen: hier ist Christus, hier ist das Reich Gottes. Und so ist es nicht Mangel an Sehnsucht, nein es ist eine ernste, heilige Sehnsucht selbst, welche unsre Blicke aus all der gegenwärtigen Verworrenheit hinauf zum Ewigen und Himmlischen emporrichtet. Wir müßten unsre Hoffnung ganz gewaltig herabstimmen, wenn wir sie auf eine der Bewegungen oder auf alle zugleich richten würden, die gegenwärtig mit dem alten Christentum im Kampf liegen und unsrer Zeit den Uebergangscharakter verleihen.

Verzeihen Sie mir ein offenes Geständnis: ich glaube nicht, daß die Gottesreichshoffnung mit der Zuversicht und Ueberschwänglichkeit, wie Sie gegenwärtig sie verkünden, viel Jahrzehnte, ja auch nur viele Jahre bestehen wird. Das große Wort vom Gottesreich wird sich rasch abgreifen, es wird seine Zauberkraft bald einbüßen, wenn es bei den Worten bleibt und die Sache selbst nicht kommt, wenn Jahr für Jahr hingeht und trotz allem Neuen und allen Veränderungen, ja allen Revolutionen und Katastrophen sich die alte Menschennatur immer wieder offenbaren wird. Wie soll z. B. ein Landpfarrer es lange aushalten, seine Predigt auf den Ton vom demnächst kommenden und immer erst kommenden Gottesreich zu stimmen? Mir ist jetzt schon bange um die Enttäuschung und Verbitterung, die sich dann

mancher Herzen bemächtigen wird. Es ist eine gar schwere Aufgabe, Prophet einer Zeit zu sein, sich zuzutrauen, daß man in Gottes Zukunftswege hineinsieht und den Weg kennt, den er sich in seinem Willen vorgesetzt hat. Mir ist diese Aufgabe viel zu hoch; ich kenne ein wenig nur den Gott der Vergangenheit und der Gegenwart. Was er für die nächste Zeit vor hat, Gutes oder Böses, Segen oder Fluch, getraue ich mir nicht zu, auch nur zu ahnen, genug, daß ich aus seiner Hand nehme, was kommen wird, und getrost festhalte, es muß zum Besten dienen. Vollends zu sagen, daß er jetzt das Reich Gottes heraufführen werde an Stelle der bisherigen verkehrten und unzulänglichen Geschichte, geht über alle menschliche Kraft hinaus. Was aber meine und unsere Aufgabe der Gegenwart und Zukunft gegenüber ist, das glaube ich dennoch klar zu wissen. Wir sollen uns sagen: es ist eine ernste, schwere und große Zeit, in der wir leben, nicht ernster, größer als andere, frühere Zeiten, aber so ernst, wie überhaupt vor Gott eine geschichtliche Stunde ist. Da gilt es, dem Ernst der Lage scharf und ehrlich ins Auge zu sehen, sich die ganze Größe der gottfeindlichen Gewalten in und um uns vorzuhalten, sich die Not der Zeit, an der wir gedankenlos vorübergingen, einzugestehen und dann im Vertrauen auf Gott und in der Hoffnung, daß er mit jeder guten und gerechten Sache und mit jedem Tapferen und Mutigen, der für sie eintritt, sein werde, den Kampf aufzunehmen, zu helfen, zu lieben und zu heilen, ausdauernd, geduldig und getrost. Wie es dabei herauskommen wird, ob wir den Sieg erleben werden, ob die Sache, für die wir kämpfen zunächst überhaupt siegen wird oder nicht, hat uns gar nicht zu bekümmern. Was uns treibt, ist nicht der Ausgang, nicht die Zukunft, sondern die gegenwärtige Not, die gegenwärtige Stimme des Gewissens und der Bruderliebe. Die zwänge uns zu kämpfen, auch wenn vorläufig gar keine Hoffnung auf einen Sieg wäre. Wenn wir nur wissen, daß Gott das Ende aller Wege ist und zuletzt Recht behält, selbst wenn *wir* mit allem unsern guten Streben Unrecht behalten sollten. Wollen Sie das Resignation oder Pessimismus nennen? Mir scheint: so und nicht anders muß die Verfassung eines ehrlichen, mutigen, hoffenden Christen sein, und mit dieser Verfassung bleiben wir aufrecht, es komme was kommen mag, es gibt keine überschwängliche Hoffnung, aber auch keine Enttäuschung über Ausbleiben des Gehofften, die uns umzuwerfen oder zu entmutigen im Stande ist. Und wissen Sie, wo ich diese Verfassung gelernt habe? Beim alten kirchlichen Christentum, wie ich es von Jugend auf gekannt habe und nirgends sonst.

Und damit komme ich auf den zweiten Grund, warum ich meine, auch Sie und Ihre Freunde hätten den Zusammenhang mit dem alten Christentum so sehr nötig. Es ist wahr, dies alte kirchliche Christentum ist vielfach hoffnungsarm gewesen und hat Gott für die Zukunft zu wenig zugetraut. Das ist ihm darum als schwere Schuld anzurechnen, weil es ja die Kräfte besaß, die uns zum mutigen und hoff-

nungsfreudigen Kampf antreiben sollten, ja weil es sie vielfach vor aller Welt allein besaß. Wenn ich mich frage, was hat denn dem alten Christentum dazu geholfen, die peinliche Enttäuschung, daß sein erhofftes Gottesreich nicht auf die Erde kam, zu überstehen, so finde ich keine Antwort als die: weil es neben seiner Zukunftssehnsucht zwei gewaltige Gegenwartswerte besaß. Das eine war der alte vom Judentum übernommene Glaube, daß Gott der Weltschöpfer und Weltregent ist, und daß diese Welt, in der die Dämonen ihr Wesen treiben, in der Krankheit, Sünde, Leid und Tod zu Hause sind, dennoch und trotz allem die Welt Gottes jetzt schon ist, in der wir auf ihn vertrauen dürfen und in der wir ihm gehorchen sollen. Und das andere war das Neue, das mit Jesus in die Welt getreten war: die Gewißheit einer wunderbaren verzeihenden und erlösenden Vaterliebe, die den Einzelnen aus seiner Schuld und Ohnmacht heraushebt, ihn ewiger Gottesliebe gewiß macht, und ihm damit eine Kraft verleiht, die ihn in der Tiefe umwandelt und sein ganzes Leben, selbst wenn es äußerlich gleich bliebe, zu einem neuen Leben macht. In diesem doppelten Glauben hatten die alten Christen Gemeinschaft mit dem gegenwärtigen, heute schon regierenden Gott, und in diesem Glauben vermochten sie auszuhalten, auch als das Gottesreich ausblieb. Es hat Zeiten gegeben, wo dieser Glaube an den Schöpfergott und den Gott der Gnade ihnen nur zu sehr genügte, so daß ihre Hoffnung darüber schwach und schüchtern wurde. Aber das liegt nicht an der Natur dieses Glaubens, im Gegenteil, es war Kleinglaube, daß sie dem Weltschöpfer so wenig zutrauten für diese Erde und dem Gott der Gnade so wenig wirkliche Kraft zur Erlösung. Heute ist dieser alte Christenglaube weiten Kreisen der europäischen Menschheit entschwunden, er ist gerade den sozialistischen Kreisen ein Märchen und Gespött geworden, nicht ohne große Schuld der Kirche, wie ich Ihnen zugeben will. Aber er ist trotzdem wahr, dieser Glaube, so wahr, daß die Menschheit ohne ihn das Leben auf die Dauer gar nicht aushalten kann, heute weniger denn jemals. Denn, mögen Sie die Menschheit in Klassen und Gegensätze teilen, wie Sie wollen, und als Sozialisten und Bürgerliche, als Moderne und Kirchliche zu einander in Gegensatz stellen, Menschen sind alle, Menschen, die zu keinem ernsten und doch frohen Leben kommen und den harten Kampf der Gegenwart nicht bestehen können, wenn sie sich nicht an den Glauben halten dürfen, daß hinter allem, ja auch hinter dem allerschwersten, bittersten Geschick Gott steht, und daß wir mit hundertfachen Sünden und Schwachheiten bei diesem Gott immer aufs neue Vergebung und Trost schöpfen dürfen, um wieder aufzustehen und auszuharren. Daß wir einander diesen einfachen Glauben gegenseitig selber schwer machen und oft genug verleiden und verekeln, ist schlimm genug, und ich nehme da wieder mein starkes Schuldkonto auf die Seite der Kirche. Aber was ändert das an der Hauptsache: einen andern bessern Glauben gibt's doch in der ganzen weiten Welt nicht als den, um durch das

Leben hindurchzukommen. Einstweilen danke ich meinem Gott dafür, daß er in der Kirche diesen Glauben erhalten hat; ich weiß wahrlich nicht, wo ich ihn sonst suchen könnte. Er ist wirklich der „allein selig machende" Glaube, ich kann mir keinen andern denken, bei dem man ernst und froh zugleich bleiben kann, bei dem sich Mut und Ausdauer und Geduld und Liebe und feste Hoffnung auf die Dauer behalten lassen. Solang das „Christentum" diesen Glauben in der Welt aufrecht hält, braucht uns um seine Mission nicht bange zu sein. Wir können gleichwohl die strengste Kritik an ihm üben, wir können ihm vorwerfen, daß es mit seinem Glauben gar nicht genug Ernst mache und gar nicht die sittlichen Konsequenzen daraus ziehe, aber es bleibt dabei: dieser sein alter Glaube ist doch das Beste auf Erden. Stellen wir doch einmal in so ernsten Dingen die Schlagworte neu und alt in den Hintergrund, fragen wir uns doch lieber, was wahr ist und sich bewährt hat! Und damit bin ich am Schluß. Ich bin fest überzeugt, daß das Neue und Gute, das Sie zu bringen haben, in dem Grad uns hilft und vorwärts führen kann, als Sie es nicht in Gegensatz, sondern in Zusammenhang mit dem alten Christlichen oder Kirchlichen zu halten wissen. Und wenn ich hoffe, daß die Kirchen bei uns, trotz aller Ihrer nicht immer gerechten Urteile über sie, nicht aufhören werden, von Ihnen zu lernen, sowohl aus Ihrer Kritik als aus Ihrer positiven Forderung und Ihren Idealen, so möchte ich gleichzeitig auch hoffen, daß Sie vom kirchlichen Christentum zu lernen und mit ihm in Fühlung zu bleiben nicht unterlassen möchten, damit die Kraft der großen von Jesus ausgehenden geschichtlichen Gemeinschaft auch Ihnen zu gute kommt und Sie nicht das Los der Vereinsamten und Verbitterten teilen müssen.

Paul Wernle.

Antwort.

Verehrter Herr Kollege!

Daß Sie den Gegensatz des Empfindens und Denkens, der bei aller Uebereinstimmung in wichtigen Punkten doch schon lange zwischen uns besteht, auch öffentlich geltend machen, kann ich nur begrüßen. Vielleicht kann daraus eine Verständigung und wenn eine solche nicht, dann doch eine Klärung hervorgehen. Das sei jedenfalls bei diesem Anlaß wieder festgestellt, daß Ihre Art in den Neuen Wegen so gut zu Worte kommen darf, wie die meinige und daß es uns auch künftig freuen wird, wenn Sie bei uns Ihre abweichenden Ansichten zur Geltung bringen oder sonst uns etwas von dem Wertvollen mitteilen, das Sie zu sagen haben. Ich habe es immer so gehalten, daß ich rückhaltlos meine Ansicht gesagt habe, aber immer nur in meinem eigenen Namen, ohne jeden weiteren Anspruch, als daß man meine Stimme neben andern hören möge, in der Erwartung, daß Andere ebenso rückhaltlos ihre Meinung sagen. Wenn wir's nicht so hielten,

verdiente unser Blatt seinen Titel nicht. Ich sehe also nicht ein, warum Sie nicht auch fürderhin trotz der zwischen Ihnen und mir bestehenden Verschiedenheit mit uns arbeiten könnten. Wenn in der letzten Zeit diese Verschiedenheit größer geworden ist, so sind daran allerlei Umstände schuld, unter anderm wohl auch der, daß Sie in vorwiegend konservativer Luft leben, während ich äußerlich und innerlich mitten in der Bewegung der Zeit stehe. Ob deswegen die Kluft so groß ist, wie sie Ihnen erscheint?

An drei Punkten scheint Ihnen diese Verschiedenheit hervorzutreten: 1. in der Auffassung des Verhältnisses von Vergangenheit und Gegenwart; 2. in der Stellung zur Kirche; 3. in der verschiedenen Gestalt unserer Hoffnung. Ich glaube zwar nicht, daß Sie damit das, was uns wirklich trennt, ganz zutreffend bezeichnen, will Ihnen aber trotzdem auf diesen Kampfplatz folgen. Vielleicht treten in dieser Auseinandersetzung die wahren Unterschiede, soweit solche vorhanden sind, doch hervor. Da Sie eine Reihe von großen Gegenständen berühren und eine Antwort auf einen Brief doch keine Abhandlung sein darf, muß ich mich natürlich der Kürze befleißigen und Vieles unterdrücken, das ich gern sagen möchte. Vielleicht ergreifen Sie nochmals das Wort und dann findet sich Gelegenheit, dieses und jenes nachzuholen.

Sie geben sich mir gegenüber als Vertreter des „alten Christentums". Haben Sie damit recht? Was bedeutet denn das Neue, das wir vertreten und ersehnen? Bedeutet es etwa, daß wir in alles vernarrt sind, was neu oder modern ist? Das Gegenteil ist eher richtig: wir stehen im schärfsten Gegensatz zu der Zeit, zu den Mächten, die in der heutigen Welt herrschen; mit diesen leben Sie auf viel freundlicherem Fuß als wir. Oder sind wir solche, die besonderes Gewicht auf die „moderne Weltanschauung" legen und deren Gegensatz zum alten Christentum betonen? Es scheint fast, als ob Sie uns in diesem Schema unterbringen möchten, da Sie uns mit der Aufklärung, Romantik und Mystik zusammenbringen und tun, als ob das, was wir wollen, eine schon längst vorhandene und mehr oder weniger erledigte Sache wäre. Jedenfalls kann ich Ihnen den Vorwurf nicht ersparen, daß Sie beständig in die Unart verfallen, Erscheinungen der Gegenwart in irgend eine der vorhandenen geschichtlichen Schablonen zu stecken und sie damit als abgetan zu erklären. Für diese Art und Weise gilt Goethes Spruch: „Habt ihr einmal das Kreuz von Holze tüchtig gezimmert, Paßt ein lebendiger Leib freilich zur Strafe daran." Wir beanspruchen, als Lebendige und Gegenwärtige genommen und mit geschichtlichen Einschachtelungen verschont zu werden. — Am allerwenigsten aber verstehen Sie mich, wenn Sie mir zutrauen, daß ich eine „neue Religion" verkünden wolle. Diese Formel würde ich zu allerletzt wählen, wenn ich mein Wollen in Kürze ausdrücken müßte. Nein, keine neue Religion, überhaupt keine „Religion" (ich vermeide das Wort wenn immer möglich), sondern das alte Gottesreich Jesu Christi. Ich bin aber gewiß, daß das, was man so

gemeinhin Christentum nennt, eine zwar großartige, aber nicht vollgenügende und endgültige Ausgestaltung dieses Gottesreiches ist. Ist es nötig, daß Sie sich darüber ärgern? Ist das denn etwas so Neues? Machen wir nicht schon lange den Unterschied zwischen Christentum und Evangelium, der auf das Gleiche hinauskommt, wie der zwischen Christentum und Gottesreich? Wissen Sie nicht so gut wie ich, daß das Christentum eine Mischung dessen, was von Jesus herkommt, mit heidnischen Bestandteilen darstellt? Ist es denn aber so unerhört, wenn ich sage, daß diese Mischgestalt nun zerfalle, damit das Größere, das Ursprüngliche, reiner und sieghafter hervortrete? Darum allein aber handelt es sich. Nie, aber auch gar nie habe ich eine der Grundwahrheiten des „alten Christentums" angezweifelt oder angetastet, auch die Neuen Wege haben sich nie auf dieser Linie gehalten. Es müßte Ihnen schwer fallen, mir auch nur eine Aeußerung nachzuweisen, die dahin zielte. Seltsam nimmt sich für mich aus, wenn Sie geltend machen, daß eine sozialistische Ordnung der Dinge ohne diese Wahrheiten wertlos wäre. Wer hat es sich denn zu einer Lebensaufgabe gemacht, den Sozialismus aufs Engste mit diesen Wahrheiten zu verbinden? Der gnädige Gott und die Bruderliebe — ist das nicht auch das A und O unsrer Verkündigung? Nur möchten wir Beides so innig verbunden wissen, daß man in der Christenheit etwas mehr davon spürte, daß auch die „Ungläubigen" an uns des gnädigen Gottes inne werden könnten, daß alles Leben diese Gnade verkündigte, und es für die Masse nicht bloß ein Kirchenbekenntnis bliebe. Wir sind aber in all diesen Dingen mindestens so sehr Vertreter des „alten Christentums" wie Sie. Ich glaube, wenn es darauf überhaupt ankäme, persönlich sogar „positiver", biblischer zu sein als Sie. Es dürften wenige vom Freisinn herkommende Theologen die Wahrheit gewisser sonst allgemein aufgegebener biblischer Vorstellungen gegenüber entsprechenden modernen so stark bevorzugen wie ich, wenige die Wahrheit, die im Dogma ruht, so tief einsehen und sich so viel Mühe geben, sie Andern klar zu machen. Wenn das alles so ist — und Sie wissen, daß es so ist — was kann es dann noch heißen, wenn Sie sich mir gegenüber als Vertreter des „alten Christentums" geben? Das kann dann doch nur heißen, daß Sie kirchlicher sind, so daß dieser erste vermeintliche Unterschied sich in den zweiten auflöst. Daß aber „kirchliches Christentum" mit „altem Christentum" nicht einfach gleichbedeutend ist, wissen Sie so gut wie ich. Daß Sie im Wortsinn des kirchlichen Bekenntnisses „positiver" seien als wir Andern, werden Sie ja nicht behaupten. — Oder sollte die Sache etwa so liegen, daß Sie in engerem Zusammenhang mit der Vergangenheit stehen? Auch das kann ich Ihnen nicht im Geringsten zugeben, wenn es grundsätzlich gemeint ist; denn daß Sie Kirchenhistoriker sind, kommt in dieser Beziehung nicht in Betracht. Man kann nicht gut enger mit der Vergangenheit verbunden sein als ich. Mir sind Jeremias, Dante, Luther, Cromwell (um von den noch

Größeren zu schweigen) mehr Zeitgenossen als die meisten Gegenwärtigen. Die Bedeutung der Reformation schätze ich sogar höher ein als Sie. Niemand kann stärker als ich betonen, daß das Christentum geschichtlichen Charakter habe, das heißt, daß es nicht eine Lehre, oder eine „Idee" sei, sondern eine Tatsache, eine Bewegung; daß Gott sich kund tue in Taten, also in einer Geschichte. Freilich grenze ich diese Geschichte nicht auf die Bibel ein (wie Sie auch nicht), sie setzt sich fort in die Gegenwart und Zukunft hinein. Ich traue im Einklang mit dem neuen Testament Gott zu, daß er in Zukunft sogar noch größere Taten tun könne und wolle als in der Vergangenheit, aber dieses Vertrauen schöpfe ich zum guten Teil aus der Geschichte der bisherigen Taten Gottes. Die Hoffnung ruht auf der Erinnerung und die Erinnerung zwingt zur Hoffnung.

Wir nehmen also die Geschichte durchaus auch für uns in Anspruch. Nie sind wir so töricht gewesen, zu meinen, daß der Tag der Wahrheit erst heute oder morgen anbreche. Ich habe gegen allen Radikalismus der letzten Zeiten, der den Zusammenhang mit der Geschichte abschneiden will, stets deren Bedeutung stark verteidigt. Uns entfernt das Neue nicht von der Vergangenheit, im Gegenteil: wir schöpfen gerade für das Neue Hoffnung aus dem Alten; das Alte wird uns im Lichte des Neuen neu; das Neueste wird das Aelteste und das Aelteste das Neueste. Das ist der wahre Kreislauf des Lebens. Mit jedem neuen Schritt vorwärts tun wir zugleich einen Schritt zurück, mit jedem Vordringen in die Zukunft wird ein Stück Vergangenheit dem Leben und Verständnis erobert. Die Geschichte sagt uns freilich da und dort etwas anderes als Ihnen, aber wer will ausmachen, welche Antwort die wahre sei?

Was ist denn aber das Neue, das wir ersehnen: Es ist die Erfüllung des Alten; nämlich des Lebens, das in Jesus erschienen und seither nie völlig erloschen, aber auch nie völlig durchgebrochen ist. Davon glauben wir freilich, daß es noch einer wunderbaren Entfaltung fähig sei und stehen mit diesem Glauben wieder auf gut biblischem Boden. Wir glauben aber auch — wenigstens ist das meine eigene, aus reichlichem Denken und Erleben gewonnene Ueberzeugung — daß wir ohne eine solche neue Entfaltung in der religiösen Not der Gegenwart untergehen müßten. Wenn Sie die Größe der heutigen Krise abschwächen wollen, indem Sie auf vergangene Krisen verweisen, so erliegen Sie dem Erbübel der Historiker, die meistens nur das Vergangene groß finden können und vergessen, daß alles Große der Vergangenheit einmal auch Zukunft war und nur kommen konnte, weil es Menschen gab, die an eine Zukunft glaubten. Daß die Krise der Gegenwart gewaltig ist, sage nicht nur ich; Zahllose fühlen es — sollten sie dieses Gefühl für Trug halten, nur dem Dogma zuliebe, daß keine Gegenwart groß sein könne? Die Krise hat aber nach meiner wohlbegründeten Ansicht den Sinn, daß darin sich eine neue Erkenntnis und Gestalt der alten Wahrheit herausbildet. Sie ist Erfüllung, nicht Auflösung.

Aber die Erfüllung ist in gewissem Sinn doch auch Auflösung. Jede Erfüllung des Gottesreiches bedeutet Auflösung der Kirche.

Damit stoßen wir auf den Punkt, wo zwischen uns wirklicher Gegensatz besteht. Natürlich kann ich nun nicht versuchen, dieses große Thema zu behandeln, ich kann bloß zeigen, wie unsere Kirchenkritik gemeint ist und behalte mir vor, mich noch einmal über das ganze Problem gründlich zu äußern.

Wenn man Sie hört, verehrter Herr Kollege, könnte man beinahe auf die Meinung kommen, daß es für uns ein Sport sei, Kritik an der Kirche zu üben. Geringschätzig reden Sie davon, daß wir davon „viele Worte machen", dabei, wie es zu gehen pflegt, vergessend, wie viele Sie schon als Verteidiger der Kirche gemacht haben, wobei auch Sie nicht immer nur Neues sagen. Lassen Sie sich denn versichern, daß es sich für uns nicht um einen Sport handelt, sondern um eine große Not. Das Kirchenproblem ist für mich eines der schwersten und quälendsten von all den Problemen, in die wir heute gestellt sind. Es laufen darin alle andern zusammen. Es liegt im Mittelpunkt unserer heutigen Krise. Darum muß davon geredet werden. Das ist's, was die Neuen Wege wollen: sie stellen es zur Erörterung, ohne bis anhin endgültig Stellung genommen zu haben. Da hilft eben nichts: das Kirchenproblem ist nun einmal da und kann nicht umgangen werden. Wir haben es nicht selbst gemacht, Gott hat uns hineingeführt. Was soll das heißen, daß Sie gegen uns einwenden, es gebe in unseren Kirchen eine Menge ernster, frommer und tüchtiger Pfarrer und Laien? Daran haben wir selbstverständlich nie gezweifelt. Aber gibt es nicht in der katholischen Kirche ebenfalls eine Menge von ernsten, frommen und tüchtigen Pfarrern und Laien und hat der Protestantismus deswegen Unrecht, wenn er die katholische Kirche verwirft? Wir dürfen nicht Personen und Prinzipien verwechseln, sonst werden alle Probleme verwirrt. Doch ist Ihnen selbst wohl wichtiger der Einwand, daß unsere Kirchen ja dem Gottesreich dienen und nicht Selbstzweck sein wollten. Das ist in der Tat der Punkt, auf dem alles ankommt: ist die Kirche eine Förderung oder eine Hemmung des Gottesreiches? Wenn unsere Antwort freudig lauten dürfte: „Sie ist vorwiegend Förderung" — dann wäre alles gut. Aber ist dies so sicher? Der Protestantismus hat die katholische Kirche als Hemmung des Gottesreiches, ja als den Antichristen, als eine Teufelsstiftung betrachtet (so Ihr geliebter Luther), nun ist aber der Protestantismus, soweit er Kirche ist (er ist ja viel mehr als dies) ein Abklatsch der katholischen Kirche, sollte da nicht der Verdacht bestehen, daß auch das protestantische Kirchentum einen solchen Bestandteil des Antichristlichen enthalten könnte? So empfinden tatsächlich eine Masse von tiefen und ehrlichen Frommen und „Ungläubigen" (die „Ungläubigen" haben oft einen feinen Sinn für das, was echt ist am christlichen Wesen und was nicht!). Ich will Ihnen in aller Kürze zu sagen versuchen, was diese

Gläubigen und Ungläubigen an unserem Kirchentum anstößig finden: es ist seine Unwahrheit, der ungeheure Widerspruch zwischen dem, was es zu sein vorgibt und dem, was es ist. Dieser Anstoß stammt aus einem neuen Sinn für Wahrheit und Wirklichkeit in den höchsten Dingen. Und noch Eins: Sie verweisen auf all das Gute, das in der Kirche ist und das wir gewiß nicht verkennen, aber ist es richtig, dieses in den Vordergrund zu stellen und nicht zu sehen oder doch nicht scharf genug zu sehen all den Unglauben und all die Lieblosigkeit, all die Selbstsucht und all den Machtdrang (die durch den religiösen Firnis nicht besser werden), all die Trägheit und Weltgebundenheit, all den Pharisäismus, all das Pfaffentum, die in unseren Kirchen ihr Wesen haben? Wenn unsere Kirchen ein wenig mehr wären, was sie sein sollten, wie könnte dann die Welt sein, wie sie ist? Wer in die großen sittlichen Kämpfe unserer Zeit verwickelt ist und sich nach Hilfe umschaut in der Not des Kampfes und immer wieder auf das Schweigen, die Feigheit, die Ohnmacht des organisierten Christentums stößt, der muß über dieses traurige Rätsel nachdenken, ob er will oder nicht — falls er ehrlich sein will! Es erhebt sich dann der schwerste Verdacht, daß das Kirchentum statt die heilige Unruhe der Welt ihre bequeme Beruhigung wird, indem es den Schein erzeugt, als ob eine christliche Welt wäre. Meinen Sie denn, daß ein Mann von der religiösen Größe Kierkegaards sich völlig getäuscht habe? Bitte, überlegen Sie doch noch tiefer die Tatsache, daß das Kirchentum es gewesen ist, das im Bunde mit der Welt in Gestalt der römischen Staatsmacht Jesus Christus ans Kreuz geschlagen hat. Sollte das nichts zu bedeuten haben? Die Frage ist gestellt — von Gott gestellt: was ist's mit dem Christentum als Kirche? sie ist gestellt in offenkundigen, ernsten Tatsachen.

Und nun — sollten wir vor dieser gewaltigen Frage die Augen schließen, bloß darum, weil wir nun einmal in der Kirche und sogar Pfarrer oder Professoren der Theologie sind? Wäre das nicht Pfaffentum? Ist es nicht protestantischer und jesusgemäßer, und tun wir nicht auch der Kirche schließlich mehr Ehre an, wenn wir das Problem in seiner ganzen Schwere erkennen? Es kommt uns doch nicht auf die Kirche an, sondern auf Gottes Sache! Sie wissen, verehrter Herr Kollege, daß einer der edelsten und frömmsten Theologen und Christen aller Zeiten, der Professor der Theologie Richard Rothe in Heidelberg, in dieser Sache grundsätzlich genau so gestanden ist wie wir. Ich für meine Person muß das Problem gerade darum so schwer nehmen, weil ich künftige Pfarrer auszubilden habe. Ich muß es auch für sie auf der Seele tragen. Immer wieder erfahre ich, wie die Besten unter ihnen davon gequält werden, und das Gleiche weiß ich von manchem Pfarrer. Dann und wann gibt einer der Besten Studium und Amt aus diesem Grunde auf; dann und wann bekennt mir ein Laie, wie ihn das gleiche Problem quält; dann und wann auch — sogar sehr häufig — bekennt mir Einer, daß meine Auf-

fassung des Verhältnisses von Kirche und Gottesreich allein ihm Kraft und Begeisterung für das Pfarramt gegeben habe. Vielleicht empfinde ich das alles mehr als Sie, verehrter Herr Kollege, weil ich selbst zwanzig Jahre Pfarrer gewesen bin und diese Not am eigenen Leibe empfunden habe, während Sie nie im Pfarramt waren; vielleicht auch, weil ich einst stark kirchlich gefühlt habe. Unsere Kirchenkritik kommt aus Liebe, aus großer Liebe zur Kirche und größerer zum Gottesreich. Das Gottesreich ist's, das die Kirche richtet, nicht wir richten sie.

Das Kirchenproblem darf nicht verschwiegen oder abgeschwächt, es muß gelöst werden oder wir leiden Schaden an unserer Seele. Das allein ist's, was ich heute feststellen will. Vielleicht können wir es gar nicht lösen, muß Gott es lösen; gut, aber wir müssen es sehen, daran leiden, daran arbeiten. Dann werden wir unsere Kirchen nicht zerstören, das haben wir nie getan, aber wir werden darin als solche leben und wirken, die eines Bessern warten.

Denn freilich — wir sind Wartende, Hoffende. Hier liegt der zweite wirkliche Unterschied zwischen Ihnen und uns. Sie nehmen Anstoß an unserer Hoffnungsfreudigkeit, werfen uns Schwärmerei vor und weissagen uns Enttäuschung und Verbitterung.

Was soll ich Ihnen darauf antworten? Wieder ist ein gewaltiges Thema berührt, und diesmal eins, über das theologisch zu reden mir sehr schwer fällt. Denn hier handelt es sich am wenigsten um Theorien, über die man streiten kann, sondern um das unmittelbare Leben der Seele, das sein eigenes Recht hat und dem man nicht ohne Not drein reden sollte. Aber da es nun sein muß, so sei auch davon noch geredet.

Auch hier habe ich das Gefühl, daß Sie uns, trotz allem Bemühen, uns gerecht zu werden, doch in ein falsches Licht setzen. Sie erregen den Schein, als ob unsere Hoffnung mehr so eine menschliche Stimmung und Liebhaberei wäre, ein Bedürfnis nach etwas Großem und Berauschendem. Nein, Herr Kollege, das ist es nicht; das ist nicht ihre Wurzel. Soll ich Ihnen sagen, welches die wirkliche Wurzel ist? Sie heißt: Gott und die Not — auf der einen Seite der starke Gott, dessen Wirklichkeit wir erleben, dessen Wesen und Wille uns in Jesus vor Augen steht, auf der andern die Not, die soziale, die sittliche, die religiöse. Wie stimmen sie zusammen: jene Gotteswelt und diese Welt der Not? Aus ihrem Zusammenstoß entspringt unsere Hoffnung. Sie ist Schmerz über die Dunkelheit der Welt, ist Jubel darüber, daß Gott uns nicht im Stiche läßt, daß er dennoch ist und sein Werk weiter führt, sie ist Sehnsucht nach der Wirklichkeit Gottes in allen Dingen; sie ist nicht etwas, das wir machen, weil wir unser Herz berauschen und betrügen möchten, sie ist etwas, was in uns von selber wächst, wie ein Frühling, und von dem wir reden in des Herzens Not und Freude; sie ist etwas das uns zwingt, wie Gottes Wirklichkeit uns zwingt.

Von diesem Ursprung aus wird auch die ganze Art und Ge-

stalt unserer Hoffnung bestimmt. Sie erregen hier wieder den Schein, als ob ich gleichsam mit jedem neuen Jahr das Kommen des vollendeten Gottesreiches erwarte oder gar ankündige. Können Sie mich im Ernst für so töricht halten? Gewiß glaube ich, daß jedes Jahr auch ein Näherkommen des Gottesreiches bedeute, aber Näherkommen ist noch nicht Vollendung! Daß das Reich kommt, ist mir gewiß, das Gewisseste, was ich habe, aber über seine Vollendung stelle ich keine Zeitrechnung auf: ob nächstes Jahr, ob in tausend, ob in zehntausend Jahren, das überlasse ich ganz und gar Gott selbst. Vor Gott schmilzt mir alle Zeit zur Wesenlosigkeit zusammen. Gottes Reich kommt, es kommt mit dem Sieg des Göttlich-Guten, das für mich mit der Sache Christi Eins ist; das allein ist für mich wesentlich. Und es kommt auf die Erde, hat nicht erst jenseits des Grabes eine Stätte. Geborgen vor allem Wechselspiel der Stimmungen und Meinungen ruht die Hoffnung allein auf diesem Fels: Gott ist und kommt!

Gott ist! Er ist heute, wie er gestern war und morgen sein wird. — Hier muß ich noch etwas ganz Wesentliches beifügen: Nach meinem Glauben kommt das Gottesreich nicht bloß, sondern ist auch schon da. Es ist jedenfalls in Jesus da und in dem Leben, das von ihm ausgegangen ist. Zum Grundbestand meines Denkens gehört seit langem: „Das Reich Gottes ist mitten unter euch." (Luk. 17, 21.) Es muß noch vollendet werden, aber es ist da. Wir feiern nicht umsonst Weihnachten. Gott ist Mensch geworden, er wird aber Menschheit werden und am Ende, nach der Verheißung, alles sein und in allem. Wir haben fast mehr aus Zufall, zum Teil wohl auch, weil es nötiger ist, mehr Nachdruck darauf gelegt, daß Gott kommt, aber wir haben es doch auch wieder stark gesagt: er ist da! Alles, was Sie von der Welt als Gottes Schöpfung sagen, sage ich auch, auf meine Weise, und es steht im Mittelpunkt meines Denkens, wie Ihnen freilich meine Schriften etwas weniger bezeugen, als meine Zuhörer es tun müßten. Der schöpferische Gott, der freilich nicht nur einmal geschaffen hat, sondern fortdauernd schafft, das ist die Voraussetzung auch unserer Hoffnung. Darum haben wir aber am Reiche Gottes auch schon Gegenwartsfreude. Wir tun im Glauben an sein Vorhandensein und Kommen unsere Gegenwartsarbeit, fleißige und getroste, wie ich meine. Auch die Neuen Wege haben wahrhaftig anderes getan, als bloß gerufen: „Das Gottesreich kommt nächstes Jahr." Der Landpfarrer, der sie liest, kann darin hoffentlich allerlei finden, was ihm schon in diesem Jahre hilft, zum Beispiel manchen wertvollen Aufsatz zur Bauernfrage. Wir versuchen, jeden Tag getrost mit Gott zu leben, und so weit wir ihn haben, haben wir das Gottesreich.

Damit erledigt sich auch der Vorwurf der Schwärmerei und alles Uebrige von selbst. Es ist schade, daß auch Sie, verehrter Herr Kollege, sich nicht für zu gut halten, uns damit zu kommen.

Spüren Sie nicht, wie Sie damit ein Heiligtum verletzen? Auch einen gewissen Ueberschwang des Enthusiasmus sollten Sie, wo er vorkommt, nicht sofort mit solchen bösen Worten töten wollen. Es ist eine alte Theologensünde, das Leben nicht leben zu lassen, wenn es nicht den offiziellen und approbierten Stil hat. Ich weiß ja wohl, wie gewichtig dieser Vorwurf der Schwärmerei ist, wie man bereit ist, uns etwa mit den „Schwarmgeistern" des sechzehnten Jahrhunderts zusammenzuwerfen. Nun, diese haben viel Wahrheit vertreten, die damals vielleicht noch nicht reif war, aber das können wir doch allen Aengstlichen versichern: wir wollen kein Münstersches Wiedertäuferreich aufrichten. Auch davor braucht man nicht Angst zu haben, daß wir der Enttäuschung und Verbitterung verfallen. Wenn solche etwa in uns aufsteigen, so gelten sie den Menschen, besonders den Theologen und Christen, nicht aber Gott. Ich habe unendlich mehr vom Kommen des Gottesreiches erlebt, als ich zu hoffen je gewagt hätte, genug, übergenug für ein Menschenleben — auch wenn ich weiter nichts mehr erlebte! Gott hat uns noch nie auf die Dauer enttäuscht. Er ist die Wirklichkeit, auf die wir unsere Sache gestellt haben. Wenn Er nicht wäre, so wären wir freilich Schwärmer, aber auch Sie, nicht nur wir. Der Welt erscheint auch jedes Hervortreten eines wirklichen und lebendigen Gottesglaubens sofort als Schwärmerei. Und das ist ja gewiß: an Gott im Ernst zu glauben und mit diesem Glauben Ernst zu machen, ist immer ein Wagnis. Es ist das große Wagnis des Lebens; es ist die gewaltige Entscheidung, der salto mortale. Da ist es nun freilich bequemer, sich irgendwie zwischen Gott und Welt durchzudrücken. Dann kompromittiert man freilich seinen Glauben nicht — oder ob man ihn damit nicht erst recht kompromittiert? Ob das Christentum nicht am meisten dadurch kompromittiert wird, daß es mit Gott zu wenig wagt, so daß die „Ungläubigen" unmöglich sehen können, ob es ihm mit seinem Glauben ernst ist oder nicht, und ob sich an ihm dann nicht das Wort erfüllt, daß, wer nichts wagt, auch nichts gewinnt?

Wir stellen auf die Wirklichkeit Gottes ab. Wenn er ist, der Lebendige, von dem die Bibel Zeugnis gibt, so behalten wir recht; denn wir meinen seine Herrschaft, nichts anderes, nicht die unserer Gedanken.

Was ist nnn, verehrter Herr Kollege, der Unterschied zwischen Ihnen und uns? Auch Sie glauben doch, daß das Gebet: „Dein Reich komme!" nicht ein falsches Gebet sei? Also wäre der Unterschied zwischen Ihnen und uns doch bloß der, daß Sie etwas zurückhaltender sind? Oder wollen Sie wirklich damit Ernst machen, daß die Verheißungen Gottes nur für das Jenseits gelten, daß aber auf der Erde im Wesentlichen alles beim Alten bleiben müsse? Ich kann nicht glauben, daß Sie sich so stark verändert haben. Ich muß Sie bitten, sich auf alle Fälle die Tragweite der Stellung zu dieser Frage klar zu machen: Wer auf die Gottesreichshoffnung für die Erde ver-

zichtet, der bezichtigt Jesus der Schwärmerei und das ganze Urchristentum dazu. Dann aber reden Sie rein als „moderner Theologe" und stehen Sie mit nichten auf dem Boden des alten Christentums. Dieses wird Ihnen niemals zugeben, daß Jesus und das Urchristentum sich in einem so wesentlichen Punkte geirrt hätten. Und sie haben auch nicht geirrt — das ist meine feste Ueberzeugung. Mit Jesus ist tatsächlich ein neuer Aeon erschienen. Eine Weltwende ist geschehen. Die ganze seitherige Geschichte ist ein gewaltiger und wechselvoller Kampf zwischen Gottesreich und Weltreich. Darin gewinnt nach meiner Auffassung doch das Gottesreich Sieg auf Sieg. Es berührt mich peinlich, wenn Sie alle kraftvolle Zukunftshoffnung durch die Bemerkung niederschlagen wollen, daß auch frühere Ansätze schließlich mißglückt seien. Das erscheint mir als ein verhängnisvoller Gebrauch der Geschichte, der ihren Sinn sicherlich nicht trifft. Viel richtiger dünkt mich, zu sagen: Die christliche Geschichte ist eine Geschichte vieler Sünden und Versäumnisse, aber auch eines heroischen Ringens. Dieses Ringen hat nicht alles erreicht, was es wollte, aber vieles. Es ist dadurch ein Grund gelegt, auf dem immer Größeres werden kann. Die Welt ist nicht immer gleich geblieben: Jesus hat sie verändert und verändert sie fort und fort. Gott ist wirklich ein Gott, der Wunder tut, nicht Zauberwunder, aber jene Wunder, die darin bestehen, daß er das Unmögliche möglich macht. Aber es scheint ein Gesetz zu sein, daß wir Menschen dazu mithelfen müssen durch unsern Glauben. Unser Unglaube hemmt das Wirken Gottes; aber wenn wir Glauben hätten eines Senfkorns groß, so würden wir Berge versetzen und nichts würde uns unmöglich sein. Das ist ein sicheres Jesuswort und für mich überhaupt ein sicheres Wort!

Mit einem solchen gläubigen Auge sollten wir auch die Gegenwart anschauen. Gewiß sollen wir auch das Gefährliche und Böse erkennen, das darin auftaucht, aber es entspricht gerade dem Glauben an den Schöpfergott, anzunehmen, daß er in den Weltentwicklungen sein Werk habe; sonst müßten wir ja denken, der Teufel regiere die Welt. Gewiß tritt in unserer Zeit auch der Böse in gewaltigen und erschreckenden Formen auf, aber das gehört zu ihrem Charakter als einer Entscheidungszeit. Daß daneben Gutes, Großes, Herrliches emportaucht, ist unbestreitbar: eine neue Liebeswärme, ein größerer Eifer im Kampf gegen allen Schmutz und alle Not, ein tieferes und feineres Verständnis für den Menschen, eine starke Sehnsucht nach einem besseren Menschentum und sicherlich auch eine starke Sehnsucht nach Gott. Alles ist noch im Werden und Gähren, gewiß, aber ist es nicht doch besser, als was wir einst hatten? Ich muß einfach immer wieder bekennen: Vieles, was heute kommt, ist eine Erfüllung meiner Sehnsucht. Die heutige Welt ist besser als die, worin ich jung war. Auch an Gotteserkenntnis und Erkenntnis Christi sind wir gewachsen — nicht durch unser Verdienst! Es ist uns wertvolles Licht geworden. Ich bin unendlich dankbar dafür. Es ist die Freude meines Lebens.

Warum sollte uns nicht noch mehr werden? Auch das Böse der Zeit ist aus der großen Gährung zu verstehen und kann dem Vorwärts dienen — es kann: denn freilich kommt es auch auf den Willen der Menschen an; den müssen wir aufrufen und dazu bedürfen wir des Glaubens. So sehe ich die Dinge. Es ist nicht prophetische Anmaßung, es ist einfach ein Glauben, ein Glauben, das ich auch mit vielen, vielen teile, wie denn überhaupt das, was mich bewegt, nicht meine besondere Sache ist, sondern nur ein bescheidenes Mitleben dessen, was heute durch die ganze Welt geht. Es ist ein großes Erwachen da, Zahllose sagen es, fühlen es, warum sollten wir es nicht sagen? Die Hochschätzung des Bisherigen kann uns daran, wie ich gezeigt zu haben glaube, nicht hindern, denn dieses Erwachen bedeutet ein Zurück so gut wie ein Vorwärts: es ist erfüllte Verheißung!

Können wir auf Grund dieser Auseinandersetzung nicht mit einander arbeiten? Sie empfinden ja doch auch den Gegensatz wieder als Ergänzung. Ich gestehe das Gleiche. Ich kenne die Gefahren unseres Weges wohl und nehme Warnung gerne an, wenn sie nicht von Unberufenen stammt. Ich bin gern bereit, von Ihnen künftig zu lernen, wie ich es bisher getan habe. Nicht will ich sie etwa bei den Neuen Wegen festhalten, auch nicht zur „religiös-sozialen" Bewegung zurückführen, die Sie schon lange verlassen haben. Aber das eingetretene Chaos tut mir weh. Genau so stark wie früher sehne ich mich nach einer Gemeinschaft der Arbeit zwischen denen, die in Freiheit allein Gott dienen möchten. Es ist wieder ganz falsch, wenn Sie sagen, ich wolle die Menschen „auseinanderreißen". Im weltlichen Sinne ist dies durchaus nicht der Fall. Aber ich weiß, daß mit den Verhüllungen der Gegensätze kein Friede geschafft wird. Zwischen Gottesreich und Weltreich gibt es keinen Frieden. Darum hat ja der Friedefürst gesagt, er sei gekommen „Zwietracht" zu bringen und die Menschen auseinanderzureißen, Eltern und Kinder, Bruder und Schwester. Es ist heute eine Zeit der Entscheidungen und darum des bitteren Kampfes. Da müssen wir durch. Da gibt es nur einen Weg: die Nachfolge Christi, die dem Kreuze nicht ausweicht. Ich möchte nur Eins wünschen: stark und ganz genug zu sein, diesen Weg zu gehen, wenn und wo es nötig ist. Trotzdem könnte Friede sein zwischen Allen, die das natürliche Ich verleugnen wollten, um Gottes Sache allein zu dienen. Ich hoffe, daß dieser Friede zunehme, mitten im Kampf, ja durch den Kampf.

Lieber Herr Kollege! Sie warnen mich vor einer falschen Bahn: der Bahn des Radikalismus und der Schwärmerei; ich will mich warnen lassen. Aber ich warne Sie vor der Bahn, die nach der entgegengesetzten Richtung führt. Wenn Sie darauf weiter gingen, würden es Wenige so stark bedauern wie

Ihr L. Ragaz.

Die Arbeitsverhältnisse der Krankenpflegerinnen in der Schweiz.*)

I.

Krankenpflegerinnen kennt ja jedermann. Hunderttausende nehmen ihre Dienste in Anspruch. Ueberall ist man froh über ihre Hilfe in kranken Tagen. Man ist dankbar oder man schimpft auch über sie, wenn sie nicht so ganz ideal sind, wie man sie sich vorstellt. Sie gehören zu den Wesen, die man zeitenweise dringend nötig hat und dann hochschätzt, für die man sich aber in gewöhnlichen Zeiten nicht weiter interessiert. Auch sie gehören zu den arbeitenden Frauen, die weder dem eidgenössischen Fabrikgesetz noch einem kantonalen Arbeiterinnenschutzgesetz unterstehen, trotzdem sie oft bis zu 50 Personen und mehr im gleichen Haus, unter der gleichen Direktion tätig sind. Ihre Arbeitsverhältnisse werden lediglich durch den Arbeitgeber geregelt, bis jetzt hat sich der Staat noch nicht um sie gekümmert. In Deutschland ist es dasselbe, auch da zieht keine Gewerbeordnung die Krankenpflege in ihren Kreis. Und doch wie nötig es wäre, diese Verhältnisse zu regeln, das werden Sie aus Folgendem ersehen. Doch möchte ich voraus schicken, daß es meines Erachtens kaum einen andern Beruf gibt, der so vollständig der weiblichen Psyche entspricht und ihr eine annähernd gleiche Befriedigung gibt wie die Krankenpflege, natürlich immer die glückliche Ehe ausgenommen, aber nur die glückliche. Das Bedürfnis für Andere zu sorgen, ihnen wohlzutun, ihnen Liebe zu zeigen, Trost zuzusprechen, in Schmerzensstunden Linderung zu bringen, ihre Umgebung rein und freundlich zu halten, mit einem frohen Wort ein Lächeln hervorzulocken auf verbitterten Gesichtern; zu sorgen, zu schaffen, zu springen, sich zu mühen, Liebe zu geben ohne Dankbarkeit dafür zu verlangen, das ist das mütterliche Prinzip unserer Frauennatur. Dem Lern- und Forschungstrieb in uns kommt die Vielseitigkeit unseres Berufes entgegen, der uns immer wieder Neues lernen läßt, uns die Unerschöpflichkeit des menschlichen Geistes kennen und uns teilnehmen läßt an dem steten Fortschritt der medizinischen Wissenschaft und ihrer technischen Hilfsquellen.

Um Ihnen die jetzt bestehenden Verhältnisse in der Krankenpflege zu erklären, ist es nötig, daß ich Ihnen einen kleinen Ueberblick über deren Entwicklung gebe.

Aus den einfachen Diensten, die seit Bestehen der Familie die einzelne Glieder derselben oder hilfreiche Nachbarn den Erkrankten leisteten, machte die Kirche nach und nach ein bestimmtes Arbeitsfeld der christlichen Nächstenliebe und ganze Ordensgemeinschaften über-

*) Diskussionsreferate, gehalten in der „Union für Frauenbestrebungen" in Zürich, am 12. Dezember 1912.

nahmen, wie z. B. die Lehrtätigkeit, auch die Pflege der Kranken in Siechenhäusern und ähnlichen Anstalten und leisteten unendlich viel Gutes. In vielen Ländern, wie z. B. Oesterreich und bis vor wenigen Jahren auch Frankreich, gilt als eigentliche Krankenschwester nur die Nonne, die Krankenpflege ist für sie eine Ausübung ihres Gelübdes und wird ohne Entgelt geleistet. Der Orden nimmt die Frau auf wie eine Mutter ihre Tochter und sorgt für alle ihre leiblichen Bedürfnisse, pflegt sie in Alter und Krankheit, kurz schützt sie vor dem Kampf um die Existenz. Die nachfolgenden Diakonissenhäuser entsprachen dem gleichen Prinzip, nur daß sie ihren Angehörigen die Möglichkeit ließen, wieder aus dem Verband auszutreten und ihnen ein kleines Taschengeld gewährten für ihre persönlichen Bedürfnisse. Von welch großem Wert es für die Leistungsfähigkeit der Ordensschwestern und Diakonissen ist, aller Lebenssorgen enthoben zu sein, zu wissen, daß sie in Alter und Krankheit versorgt sind, wird Ihnen allen einleuchten.

Die Zahl der religiösen Krankenpflegerinnen genügte aber seit den letzten Jahrzehnten dem Bedürfnis der Oeffentlichkeit nicht mehr. Wenn ich Ihnen sage, daß Deutschland allein im Jahr 1907 72,000 in der Krankenpflege tätige Frauen zählte, davon gehörten 26,000 katholischen Orden und 12,000 Diakonissenhäusern an, und daß es im Kriegsfall nach Generalarzt Körting-Charlottenburg ungefähr 17,000 benötigt und etwa 6,500 fehlen, denn natürlich können nicht alle zum Kriegsdienst herangezogen werden, da Spitäler ꝛc. ihr Personal nicht entbehren können, so können Sie sich ungefähr einen Begriff machen von den Verhältnissen. Wie hoch sich die Zahl in der Schweiz stellt davon werden wir erst genaue Kenntnis bekommen, wenn das Material der letzten Volkszählung verarbeitet sein wird.

So erstanden in kurzem neben den religiösen Krankenpflegerinnen die freien Krankenpflegerinnen, zum Teil in den losen Verbänden des Roten Kreuzes, zum Teil in den modernen Krankenpflegeschulen ausgebildet, die jetzt in vielen Ländern existieren und an einzelne Spitäler angliedert sind, in der Schweiz z. B. in der schweizerischen Pflegerinnenschule Zürich, der Rotkreuzschule Bern und in La source in Lausanne und Bon secours in Genf. Denn mit der leichten Hand und dem guten Willen war es nun auch nicht mehr getan in der Krankenpflege, die Fortschritte der medizinischen Wissenschaft verlangten als Helferin des Arztes eine sorgfältig ausgebildete Person, da gerade in der Pflege durch Unwissenheit dem Kranken der größte Schaden zugefügt werden kann. In dieser Hinsicht sind nun alle kompetenten Persönlichkeiten einverstanden, daß nur eine Ausbildungszeit von drei Jahren genügend ausreiche für diesen Beruf und daß eine möglichst gute allgemeine Bildung diese unterstützen soll.

Und nun was verlangt man von einer Krankenpflegerin? Alles außer den selbstverständlichen Diensten am Krankenbett, der eigentlichen Pflege: Treppen scheuern, Boden aufreiben, wichsen, blochen,

Oefen heizen, Laboratorien putzen, kochen, waschen, Geschirr aufwaschen, Kloset reinigen, schmutzige Wäsche zählen, schwere Waschkörbe schleppen, Speisewagen ziehen, Särge im Kellerraum holen, bei delirierenden Männern wachen, Aerzten bei Tisch auftragen, Bücher führen, erziehen, zu Handarbeiten anlernen, fremde Sprachen sprechen, Geschäftsbriefe schreiben, Haushalt leiten, photographieren, entwickeln, mikroskopische Präparate bereiten, Gemüsegarten besorgen, Fenster putzen, Messing glänzen, Krankengeschichte registrieren, Meerschweinchen züchten ꝛc. ꝛc. Kurz, ich weiß eigentlich nichts, was man nicht zum Krankenpflegeberuf rechnen kann. Ja, der Begriff ist sehr dehnbar — fast eben so dehnbar ist auch die Arbeitszeit der Schwestern und von allen Forderungen, die zu stellen sind, ist die dringendste die Regelung der Arbeitszeit. Diese schwankt unter den günstigsten Bedingungen zwischen 11—13 Stunden, die Pausen für Mahlzeiten und Freistunde abgerechnet. Nehmen wir an, daß keine Mehranforderungen gestellt werden, was aber nach meinen Erfahrungen fast immer der Fall ist, so ist die Arbeitszeit immer noch sehr lang, nicht nur in der Hinsicht, daß man heutzutage den Zehn-, ja Achtstundentag fordert, sondern vor allem, weil sie nie durch einen ganzen Ruhetag unterbrochen wird, nur durch eine wöchentliche Freizeit von 4—8 Stunden, oft fehlt aber auch diese oder wird nur unregelmäßig gewährt.

Daß das Arbeitspensum in Anstalten immer ein sehr großes ist, kann man sich vorstellen, da eine Schwester durchschnittlich 10—12 Patienten zu pflegen und dabei noch die Reinigungsarbeiten in Saal und Theeküchen zu besorgen hat, sowie in ihrem eigenen Zimmer. Um 5 oder 6 Uhr morgens fängt ihre Arbeit an und läuft bis abends 8 oder 9 Uhr. — In einem schweizerischen staatlichen Krankenhause, dessen Verhältnisse als günstige galten, hatten zwei von uns Schwestern, nachdem die Morgenarbeit, Patienten messen, waschen, kämmen, betten, Säle reinigen, Verordnungen ausführen, Essen verteilen, getan war, Dienst im Operationssaal von 10 Uhr an. Von da kam man oft erst um 1 oder 2 Uhr zurück und fand ein durch langes Warmstellen schlechtes Essen, zu dem man in der Müdigkeit keinen Appetit hatte und das man einfach überschlug um sich am Drei-Uhr-Kaffee zu stärken und dann ohne Ruhepause weiter arbeiteet bis abends 8 oder 9 Uhr. Waren viele große Operationen, schwere Patienten, so mußte gewacht werden in Halbwachen, was einer Arbeitszeit von 18—19 Stunden gleich kam, der am nächsten Tage keine Ruhepause zur Ausgleichung folgte. Hatten wir keine Wachen zu leisten, so hatten wir doch abwechselnd jede zweite Nacht die Glocke in unserem Zimmer und mußten aufstehen, wenn jemand rief. Freistunden gab es keine, jeden zweiten Sonntag konnte man morgens zur Kirche, am andern Sonntag nachmittags einige Stunden ausgehen. Die Schwesternzimmer, die zum Teil sehr freundlich waren, lagen zwischen den Krankensälen und wurden regelmäßig dreimal täglich von den Aerzten bei ihren Visiten als Durchgang benützt, die nicht daran dachten, wie schwer es

mancher von uns wurde, nicht einmal über dies Winkelchen für sich allein zu verfügen. Ein Eßzimmer, oder Tagesraum für uns gab es nicht, wir mußten in der Theeküche oder im Korridor essen, wo Patienten, Aerzte und Besuche kursierten. Andere Schwesternzimmer waren nur Vorzimmer zu den Zimmern der Privatpatienten, hatten keine eigenen Fenster, empfingen Luft und Licht vom Krankenzimmer, von dem sie nur durch eine $^3/_4$ hohe Wand getrennt waren, so daß jede Bewegung, jedes Geräusch vom Patienten gehört wurde. — Dort war es auch Sitte, daß die Schwestern einer bestimmten Station die Aerzte beim Essen zu bedienen hatten! Trotzdem nicht mehr Treppen, Korridore und Klosets von den Schwestern geputzt werden mußten, so nahmen die Reinigungsarbeiten doch viel Zeit in Anspruch, da auf 2 Schwestern 2—3 Säle, 2—4 kleine Zimmer, Theeküche und Badezimmer fielen. Warum die Verhältnisse dort für günstig galten, weiß ich eigentlich nicht, vielleicht weil wir durch alle die großen Spitalfenster in eine wunderbare Bergeswelt hinaussahen, die uns erfreute und erquickte.

Aehnlich oder oft viel schlimmer waren die Verhältnisse in andern Krankenhäusern; vieles ist in den letzten Jahren besser geworden, da man anfängt Tag- und Nachtdienst zu trennen, denn die ohnehin großen Anforderungen an die Schwestern steigern mit der komplizierten Pflege, die die moderne Medizin verlangt. Daß diese Verbesserung aber oft nur auf die Initiative der Schwestern zurückzuführen ist und nicht auf die ihrer Arbeitgeber, beweist ein Vorfall, der mir aus meiner Lehrzeit in Erinnerung ist. Da kamen dieselben zum Professor der chirurgischen Abteilung und erklärten, sie könnten die Verantwortung während der vielen Nachtwachen nicht mehr übernehmen, sie seien nicht mehr fähig zu wachen nach dem anstrengenden Tagesdienst. Wer die aufregende Arbeit einer chirurgischen Station kennt, den wundert das nicht. Daraufhin wurden halbinvalide Schwestern zur Nachtwache verwendet.

Wie wenig weit aber diese Verbesserungen oft reichen, möchte ich Ihnen illustrieren durch die Darstellungen der *jetzigen* Arbeitsverhältnisse einiger Krankenhäuser.

Das Absonderungshaus eines großen staatlichen Spitales leidet regelmäßig jedes Jahr während einiger Monate an einer schrecklichen Ueberfüllung, statt der ca. 54 Patienten, die es fassen kann, sind 75—85, darunter 20—30 Kinder da, Scharlach, Typhus, Gesichtsrose, Tuberkulöse im letzten Stadium. Zu deren Pflege sind 7 Schwestern, meist nur 6 da, die eine davon ist die leitende Oberschwester, die die Verantwortung für alles trägt, die andern sind Schülerinnen, eine davon ist Nachtwache, also bleiben noch 5, von denen nun jede 16—17 Patienten zu pflegen hat, die meisten mit ansteckenden Krankheiten! Daß da ein 14-stündiger Arbeitstag, und wenn jede Minute doppelt ausgenützt wird, kaum reicht, um alles zu bewältigen, ist wohl allen klar. Dazu kommt noch alle 14 Tage eine *halbe Nachtwache*. Ich

nenne das unmenschlich und Kranke und Pflegende leiden Beide darunter. Daß die Schwestern da täglich einmal frische Luft schöpfen können, wie es dringend nötig wäre, bei dem beständigen Zusammenleben mit Infektionskranken, ist unmöglich. Natürlich haben auch da die Schwestern kein eigenes Eßzimmer, sie essen im Korridor, die Zimmertüren der scharlachkranken Kinder offen, damit man diese überwachen kann. Wie oft es nun da passiert ist, daß wir Nachts einen Todesfall hatten und die Leiche im Bett auf den Korridor hinausfuhren und da sie nicht so früh am Morgen abgeholt wurde, mußten wir frühstücken, neben uns, hinter einem Paravent die Tote in ihrem Bett. Aber Schwestern müssen sich ja an Alles gewöhnen! Wie viel Bitten und Ueberredung es im selben Haus brauchte, bis die Schwestern ein Dienstmädchen bekamen, das Korridor und Treppe vor dem Haus und vor allem die Männercloset putzte, das weiß ich selbst am besten, das alles lag früher den Schwestern ob.

In einem Bezirkskrankenhaus mit 35—40 Betten hat die Oberschwester für Folgendes zu sorgen: Küche, Wäsche, Gemüsegarten, 30 bis 35 Patienten, für die sie drei Schwestern hat, die noch Schülerinnen sind; sie hat zirka 95 größere Operationen im Jahr vorzubereiten und dabei zu assistieren, zirka 430 Röntgenbestrahlungen und Behandlungen zu machen. Poliklinik und Apotheke zu besorgen, Patienten-Haushaltungsbücher zu führen, alle Bestellungen zu machen. Zwei Jahre lang stand die Oberschwester nachts den Patienten auf nach einer Tagesarbeit von morgens 6 Uhr bis abends 11 oder 12 Uhr, bis sie einfach nicht mehr konnte. Nachher teilte sie sich mit ihren drei Schülerinnen in die Halbwachen und ließ den Schülerinnen abwechselnd die Nachtglocke in ihre Zimmer richten. Dies kommt also einer täglichen Arbeitszeit von 13—18 Stunden gleich, abzüglich die Zeit der Mahlzeiten. Seit einem Vierteljahr hat sie nun eine vierte Schwester als Nachtwache-Schülerin, die aber nicht das Krankenhaus besoldet, sondern die das Mutterhaus ohne Entgeld stellt.

In einer der vornehmsten und gut eingerichteten chirurgischen Privatklinik einer großen reichen Stadt dauert die Arbeitszeit der Schwestern von morgens 6 bis abends 9 oder 10 Uhr, eine Freistunde ist selten. Eine ständige Nachtwache gibt es nicht, die Schwestern haben entweder die Glocke in ihren Zimmern oder haben zu wachen. Ein voller Tagesdienst mit einer vollen Nachtwache und Arbeit bis zum nächsten Nachmittag 2 Uhr kommt in strengen Zeiten bis zu zweimal pro Woche für dieselbe Schwester vor, was einer fortlaufenden Arbeitszeit von zirka 28 bis 29 Stunden gleichkommt, worauf nur eine zwei- bis vierstündige Ruhepause folgt.

Eine Anstalt für Altersschwache und Unheilbare der französischen Schweiz von zirka 80 Betten, stellte als Nachtwache ein junges Mädchen von 18 Jahren an, das die Krankenpflege und die Sprache erlernen sollte in einer regelrechten Schule aber noch nicht angenomuen wurde, da sie das zwanzigste Jahr erreichen mußte. Sie wachte dort 1½ Jahr

lang ohne Ablösung in der Weise, daß sie tagsüber arbeitete und sich abends zu Bett legen konnte, aber beim Läuten aufzustehen hatte, was natürlich oft vorkam, von 12 bis 2 Uhr hatte sie die nächtliche Runde zu machen, nachher hatte sie wieder auf die Glocke zu achten. Die Tagesschwestern traten um 6 Uhr ihre Arbeit an, dann konnte sie bis 8 Uhr schlafen bis ihre Tagesarbeit wieder anfing. War aber alle sechs Wochen große Wäsche, so hatte sie von 6 Uhr morgens an mitzuarbeiten.

In der Irrenpflege steht es fast noch schlimmer, da hat die Wärterin oft nicht einmal ein eigenes Schlafzimmer zur Verfügung, sondern muß bei den Patienten schlafen.

Diese Beispiele, die leider keine Ausnahmen sind, sondern nur das Alltägliche zeigen, sagen Ihnen wohl mehr als alles andere, wie die Arbeitskraft der Krankenpflegerin ausgenützt wird. Wie nachteilig das auf ihren Gesundheitszustand und ihre Leistungsfähigkeit auf die Dauer wirken muß ist klar. Daß wir im Notfall gern und freiwillig Ueberanstrengung auf uns nehmen, das ist selbstverständlich für jede gewissenhafte Pflegerin, aber daß wir anfangen gegen eine fortdauernde Ueberbürdung uns aufzulehnen, die keine Notwendigkeit ist, wird jedermann begreifen. Wer je zu Hause Kranke gepflegt hat, weiß, wie viel Mühe, Sorge und Arbeit das bringt. Es ist nicht nur die körperlich zu leistende Arbeit, sondern auch die seelische Anspannung; die beständige Beobachtung der Schwerkranken, die genaue Ausführung der ärztlichen Anordnungen, die sorgenvollen Nachtwachen, wo wir auf Puls und Atmung achten müssen um im Notfall sofort den Arzt zu rufen, die Wache bei einem delirierenden Patienten, die Verantwortung im Operationssaal, wo der geschickteste Chirurg abhängig ist von der Gewissenhaftigkeit der Operationsschwester, eine Verantwortung, die uns oft in den Schlaf hinein verfolgt. In diesen Tagen erzählte mir eine Schwester, die bereits zehn Dienstjahre hinter sich hat, wie oft sie in der Nacht, als sie Operationsschwester war, aufgewacht sei, sich gefragt habe, habe ich diese oder jene wichtige Lösung richtig gemacht und sich damit quälte, quälte bis sie wieder mitten in der Nacht aufstand, die Lösung ausgoß und frisch machte. Ich glaube, jede gewissenhafte Schwester kennt solche quälenden Gedanken, die ihre ohnehin schon kurze Ruhezeit verkümmern. Wie solch schwere Verantwortung auf Anfängerinnen lastet, weiß ich noch zu gut aus meiner eigenen Lehrzeit, weiß noch, wie ich bei meinem Diphteriekind einsam in der Nacht in dem kleinen Absonderungshaus saß, wie ich bei jedem Husten- und Erstickungsanfall, in denen sich das Kind an mich klammerte, mich angstvoll fragte, sollst du dem Arzt anläuten oder darfst du nicht, er hatte mir am Abend gesagt, passen Sie auf, fünf Minuten können hier für Leben und Tod wichtig sein! Und das war mein erster Diphteriefall, ich hatte noch keinen gesehen. Ein andermal mußte ich die ältere Schwester ablösen bei einem jungen

Mann, der nach einer Operation einer Sepsis erlag, im Delirium raste und sich seinen Verband abreißen wollte oder flehentlich seine Mutter und seine Brüder rief, sie sollten sich eilen zu kommen, sie würden ihn sonst nicht mehr am Leben treffen; welche erschütternde Szene. Dann hatte ich einmal wieder eine ganze Abteilung von 15 Betten allein zu besorgen, da die leitende Schwester krank geworden war, eine Frau mit wiederholter schwerer Bauchoperation wurde mir übergeben, neben der Tagesarbeit hatte ich bei ihr zu schlafen, immer in Todesangst, ob ihr Zustand sich nicht verschlimmere während ich schlief. Solche Beispiele können Sie zu Hunderten von uns Schwestern hören. Mitleid, Angst, Schrecken, die übergroße Verantwortung, die oft noch Ungeübten, Unerfahrenen übertragen wird, strengen die Kräfte ebenso an wie die eigentliche Arbeit. Wohl bringen Jahre und Erfahrung Sicherheit und Ruhe, aber das Verantwortlichkeitsgefühl und das Mitleid bleibt dasselbe. Der Beruf beherrscht unser ganzes Sinnen und Denken so weit, daß auch in unsern Freistunden beim Lesen eines Buches, beim Schreiben eines Briefes, in der Unterhaltung mit andern immer wieder die Gedanken zu der Arbeit zurückkehren.

Diese geistige Anspannung vereint mit den langen Arbeitszeiten und der oft sehr zeitraubenden ermüdenden Reinigungsarbeit untergraben natürlich bei Vielen in kurzer Zeit die Gesundheit. Eine Statistik vom deutschen Roten Kreuz stellt fest, daß im ersten Lehrjahr 52% der Schwestern erkranken, was geradezu erschreckend ist, wenn man zugleich hört, daß im Kriegsjahr 1870—71 unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen eines oft wochenlangen Biwakierens sogar im Winter in Feindesland und bei einer teilweisen Verseuchung der Armee durch Ruhr und Typhus 59% der Soldaten erkrankten (die Verwundeten ausgeschlossen), davon 15% an Infektionskrankheiten. Nach einer Erhebung der deutschen Berufsorganisation über den Gesundheitszustand von 2500 Schwestern waren von 1050 zum erstenmal überanstrengt nach dem ersten Dienstjahr 277. Diese erste Ueberanstrengung wird selten wieder ganz überwunden. Eine große Anzahl Schwestern treten nach einem ersten Versuch, der ihre Kräfte erschöpfte, wieder zurück. Man ermuntert immer wieder gebildete Mädchen sich dem Krankenpflegeberuf zu widmen, aber es ist kein Wunder, wenn Eltern sich gegen diese Berufswahl sträuben: „Du wirst das nicht aushalten können" ist ihr nur zu berechtigtes Argument.

Eine andere Schattenseite, welche die Folgen der langen Arbeitszeit noch verstärkt, liegt darin, daß die Pflichtordnungen, welche die Anstaltsleitungen für die Schwestern aufstellen, tief in deren persönliches Leben eingreifen.

Ist die Schwester z. B. um 8 Uhr fertig mit ihrer Arbeit und hat sie ihre Verantwortung an die Nachtwache übergeben, so steht es ihr doch nicht frei, einen Ausgang zu machen, Freunde oder Bekannte aufzusuchen ohne besondere Ausgangserlaubnis des Arztes. Die Aus-

gehzeit an freien Nachmittagen darf meist nur bis abends 6 oder 8 Uhr ausgedehnt werden. Möchte man Familie, Freunde, Vortrag oder Konzert besuchen, so ist wiederum eine besondere Erlaubnis nötig. Ist es nicht empörend, daß man einen Menschen, von dem man alle persönlichen besten moralischen Eigenschaften verlangt, dem man Wohl und Wehe von Kranken in die Hand legt, in solcher Abhängigkeit erhält, selbst in seiner dienstfreien Zeit. Wie schwer man unter solchem Druck leidet, der einem wie ein zu enges Kleid einzwängt, kann ich Ihnen aus zwölfjähriger Erfahrung sagen.

In vielen Anstalten ist es den Schwestern allerdings gestattet, alle 14 Tage Sonntags zur Kirche zu gehen, aber es wird ihnen entweder direkt verboten oder doch nur ungern erlaubt, diese freie Zeit zu einem Spaziergang in Feld oder Wald oder zum Ausruhen im eigenen Zimmer zu verwenden. — Ein großes deutsches Krankenhaus, das mehrere Hundert Schwestern beschäftigt, verbietet diesen, medizinische Lehrbücher zu lesen, für die sich besonders die leitenden Schwestern interessieren. Auch in dieser Beziehung wird an vielen Orten, dem Bedürfnis der Schwestern, sich in ihrer freien Zeit beruflich weiter zu bilden, eine Schranke gesetzt, in der irrtümlichen Voraussetzung, daß viel Wissen gefährlich sei. Wie wenn in irgend einem Beruf Wissen Hemmung und nicht Förderung bedeuten könnte. Da wird Wissen mit Halbwissen verwechselt, ersteres macht bescheiden und lehrt erst einsehen, wie weit die Kompetenzen des Helfers gehen dürfen, letzteres macht anmaßend.

Bedenken wir alle diese Schattenseiten, so kann man sich wirklich fragen, warum diesem schönsten aller Berufe so viel unnötig Erschwerendes angefügt ist. Es läßt sich nur begreifen, wenn wir uns klar machen, wieviel die religiöse Ueberlieferung da mitspricht. Wir stehen aber nicht mehr auf dem frühern Standpunkt, der nicht mit dem Menschenmaterial als einem Wert rechnete, sondern die Ansicht vertrat, je früher wir den Himmel gewinnen durch Selbstentäußerung und Aufopferung, umso besser für uns, sondern wir haben gelernt Erfahrung, Können und Eignung besonders im Krankenpflegeberuf hoch einzuschätzen. Darum sollten alle Hebel in Bewegung gesetzt werden, die Arbeitsverhältnisse und damit die Leistungsfähigkeit und Lebensdauer der Schwestern zu heben. Stiefkinder der Sozialpolitik werden sie von einer unbeteiligten Seite genannt und nicht mit Unrecht, denn wie gesagt hat sich der Staat bis jetzt weder um Ausbildung noch um Arbeitsverhältnisse in der Krankenpflege gekümmert. Erst das jetzt in Frage stehende neue kantonale Medizinalgesetz sagt im § 13: „Der Staat fördert die Ausbildung von Personen, die sich der Kranken- und Irrenpflege widmen wollen, sodaß die Freiwilligkeit nicht mehr auf sich allein angewiesen sein wird." Angenommen ist das Gesetz aber noch nicht.*)

*) Wurde am 22. Dezember 1912 vom Zürchervolk verworfen.

Wir kommen nun zu Ihnen, helfen Sie uns, Sie die tätigen fortschrittlichen Frauen. Aus eigener Kraft allein vermögen wir nichts, denn wie sollen wir nach den angestrengten Arbeitstagen noch Zeit finden, unsere eigene Lage zu überlegen und Mittel für Abhilfe zu finden. Da wir selbst aber kaum imstande sind für Aenderungen unserer Arbeitsverhältnisse einzutreten und in den engen und weiten Kreisen unserer Arbeitgeber nicht böser Wille, sondern hauptsächlich Unkenntnis der Mißstände oder wenig Verständnis für die Arbeitsanforderungen herrscht, so ist es erklärlich, daß so lange nichts für uns getan wurde. Da müssen aber vor allem statistische Beweise für die Mißstände gebracht werden, wenn wir Besserungen verlangen wollen und diese kann nur durch eine Enquete geschehen, die von unbeteiligter Seite, also weder vom Arbeitgeber noch vom Arbeitnehmer ausgeht. Und da setzen wir unsere Hoffnung auf Sie. Veranlassen Sie den Bund schweizerischer Frauenvereine, auch über unsere Arbeitsverhältnisse resp. unsere Arbeitszeit eine Enquete zu eröffnen wie Sie es für andere ungeschützte Frauenberufe tun. Das Resultat einer solchen Erhebung würde hoffentlich den Nachweis erbringen, daß eine staatliche Enquete nötig sei, um eine Regelung der Verhältnisse zu erreichen.

Schwester Emmy Freudweiler.

II.

(Nachdruck verboten.)

Wir haben bis jetzt hauptsächlich die Not der Krankenpflegerinnen infolge der ungünstigen Lebensverhältnisse und der langen Arbeitszeit betont, weil dies der Punkt ist der für eine Enquête praktisch in Betracht kommt — daß die fatale Rückwirkung dieser Mißstände nicht nur die Schwester schwer trifft, sondern auch die Kranken, das bedeutet zwei Uebel, die von einander abhängen und die wohl beide gleich groß sind. Ursache und Wirkung folgen sich hier gleichsam auf Schritt und Tritt.

Aus langjähriger, persönlicher Erfahrung hat Ihnen die Referentin über die Lage der Krankenpflegerin im Anstaltsleben berichtet, sie hat Ihnen damit unsere eigenen Verhältnisse geschildert, unsere Berufsnöte und Schwierigkeiten; sie sprach Ihnen von all' der Arbeit, welche die Krankenpflegerin Tag und Nacht leistet und den vielseitigen Pflichten, welche sie zu erfüllen hat. Als Ergänzung dazu möchte ich nun ein zweites Gebiet beleuchten und noch von dem reden was Andere betrifft — was Sie Alle angeht, d. h. die menschliche Gesellschaft im Allgemeinen und die Kranken im Besondern. Ich rede hier also nicht mehr von all' dem was die Krankenschwestern tun, sondern von dem was sie nicht tun, von den Pflichten, welche sie nicht erfüllten, von den Hoffnungen denen sie nicht entsprachen. Mancherlei Klagen sind gegen uns erhoben worden, und im innersten Herzen habe ich stets unsere vielen Mängel blindlings zugestanden, ist doch wohl in keinem Beruf das Gebiet der Unterlassungssünden so groß und so weit wie hier. Wie viel umfassend unsere Pflichtordnung ist,

davon haben Sie soeben einiges gehört. Ohne Anfang aber, und ohne Ende ist das Gebiet der ungeschriebenen Gesetze und Pflichten, welchen wir auf Schritt und Tritt begegnen, und welche uns aus jedem Augenpaar der Kranken entgegenschauen — und wir? — wir sind nur Menschen!

Man liebt es in neuester Zeit, uns freie Schwestern hinzustellen als eine Horde moderner Frauen, welche eben nur „mehr Rechte wollen als Pflichten"! Wie voll das Maß unserer Pflichten ist, darum kümmert sich zwar niemand, noch weniger denkt man daran, ob uns überhaupt die Möglichkeit gegeben ist, diesen Pflichten genügend zu entsprechen. — Um diese Möglichkeit, die allerdings ein Recht bedeutet, um dieses unser heiliges Recht kämpfen wir heute!

Das schönste und wertvollste Material wird uns überlassen — Menschen — aber unsere Hände sind gebunden, wir sehen ihre Not und können ihnen nicht helfen wie wir möchten! Krankenpflege ist soziale Arbeit, sie muß von dem Gesichtspunkt aus verstanden sein. Wir sollten den Menschen pflegen und nicht nur seinen Körper. Trotz allen großen Fortschritten auf dem Gebiet der Medizin und Chirurgie liegt eben doch das Hauptgewicht der weiblichen Krankenpflege nicht auf dem was man dem Kranken tut, sondern auf der Art wie man es tut, und was man ihm ist. Unser Wesen und unser Sein sind fast immer das ausschlaggebende und das Geheimnis unseres Erfolges. Wir leben in einer Zeit, da viele Brücken gebaut werden müßten von Mensch zu Mensch, von Klasse zu Klasse; viele Wunden hat der Lebenskampf geschlagen, wir dürften nicht daran vorübergehen! In dem gleichen Krankensaal haben wir die verschiedenartigsten Elemente beieinander und die Schwester hält sie oft merkwürdig leicht in der Hand. Der guten alten Tradition verdanken wir es, daß man uns mit Vertrauen und Glauben entgegenkommt, und der Zustand der Kranken bringt es mit sich, daß man bald dem innersten Menschen gegenübersteht. Es läßt sich ja gar nicht in Worte fassen, welch ein beglückendes Arbeitsfeld ein Krankensaal für die Schwester sein kann, wenn sie genügend Zeit hätte und Kraft und Geistesruhe, um sich des Einzelnen annehmen zu können. Die Heiden-Mission weiß aus Erfahrung, warum sie so großen Wert legt auf die ärztliche Missionsarbeit, sie weiß wie leicht der Kranke zu erfassen und wie zugänglich und empfänglich er ist!

Wie schon gesagt wurde, begleitet uns der Gedanke an unsere Kranken Tag und Nacht; dies mütterliche Sorgen liegt tief in der weiblichen Natur; im Hegen und Pflegen, im Trösten und Helfen besteht unser Glück! Ich erkläre mich auch darin mit der Vorrednerin einig, indem ich behaupte, daß es nur zwei vollkommene Frauenberufe gibt, in welchen sie zur größten Entwicklung ihrer Eigenart gelangen kann, den der Gattin, Mutter und den der Krankenschwester. Manche Frau paßt aber gar nicht in die Ehe von heute — sie ist zu selbständig, zu unabhängig für den Mann der alten

Tradition und eine solche Ehe bedeutet einen Konflikt. Aber unser starkes mütterliches Empfinden hängt oft gar nicht vom eigenen Kinde ab, es betätigt und entwickelt sich ebensogut manchmal sogar noch besser an den Menschen im Allgemeinen und an jedem Einzelnen der uns nötig hat. Es liegt mir natürlich ferne, hier Argumente gegen die Ehe im Allgemeinen zu bringen in der ich ja, wie schon gesagt, die natürliche Bestimmung der Frau anerkenne; es sei nur damit betont, daß die spezifisch weiblichen Eigenschaften im Krankenpflegeberuf völlig zur Geltung kommen können. Was uns Frauen am meisten belastet, das sind nicht die vielseitigen und schweren Pflichten, welche wir im Laufe des Tages erledigt haben, sondern es ist das mütterliche Sorgen um Dinge, die wir nicht tun konnten. Am allerschwersten tragen darum auch die Krankenpflegerinnen nicht an der körperlichen Ueberbürdung, sondern an der daraus entstehenden geistigen Unzulänglichkeit. Immer wieder habe ich die Beobachtung gemacht, daß man mit Freude und Begeisterung in unsern Beruf kommt. Aber auch da gilt das Wort: „die Leidenschaft flieht, die Liebe muß bleiben"; gleich wie im Eheleben so gehen auch hier manche an dieser Liebe zu Grunde, sie werden in der Tragik des Lebens erdrückt. Andere wehren sich, und kämpfen sich zur glücklichen Berufsliebe durch; viele werden dabei hart, hart aus Selbsterhaltungstrieb und eigener Not, verschlossen nach innen und gepanzert nach außen, so gut es eben geht. Es braucht viel Idealismus um trotz aller Schwierigkeiten dem Beruf treu zu bleiben und ihm seine Liebe in voller Wärme und Reinheit zu erhalten!

Es ist zuerst meine Absicht gewesen, Ihnen an einigen Beispielen aus dem eigenen Berufsleben zu zeigen, was ich damit meine, wenn ich von den Pflichten rede, welchen wir Schwestern nicht genügen können, weil wir zu vielseitig in Anspruch genommen sind und trotz bestem Wollen auch nicht an verschiedenen Orten zugleich sein können. Ich verzichtete aber darauf, weil mir klar wurde, daß trotz sorgfältigster Dämpfung und Vermeidung aller grellen Farben die einfachen Tatsachen allein schon, den Bildern eine tragische Beleuchtung gaben. Wir bewegen uns oft zwischen zwei Extremen, wir stehen nicht im normalen Leben, sondern an den Pforten von Tod und Leben. Die Außenwelt kennt von uns meist nur die frohe und friedliche Seite, man sieht uns im Geiste im hübschen blauen Kleid, der schmucken Schwesternhaube und der blendend weißen Schürze, und auch der nüchternste Mensch verklärt uns doch noch mit einem ganz kleinen, vielleicht nur winzigen Heiligenschein — dem alten Schein einer absoluten und selbstverständlichen Bedürfnislosigkeit, und aus Liebe zu sich und der schönen alten Zeit mag man ihn vor lauter Pietätsgefühl auch nicht zerstören! Sogar Menschen, die sich sonst weder um Gott oder Glauben kümmerten, verlangen als selbstverständlich, daß die Schwester eine Arbeitsmaschine im Dienste Gottes sein müsse.

Seit Jahrhunderten hatten sich die Ordensschwestern ausge-

schwiegen, denn sie hielten es für ihre Pflicht das eigene Leben zu verläugnen in des Wortes vollster Bedeutung. Nun haben sich die Zeiten geändert und mit ihnen die Begriffe. Luft und Licht heißt die Parole des Krankenhauses, und Wahrheit und Gerechtigkeit die Forderung des Lebens! Und so kam es, mit dem Zug der neuen Zeit, daß auch die Krankenschwestern sich veränderten, sie fingen an ein wenig zu reden und zu erzählen; und es geschah das Ungeheuerliche, sie wandelten sich, — es kamen die freien Schwestern und sprachen auch von eigenen Bedürfnissen und Nöten. In unsern Tagen sprechen's sogar einige laut aus: daß Schwestern auch Menschen sind, daß sie auch ein Herz und eine Seele haben als Selbstzweck und daß sie nicht Automaten seien, die selbstverständlich tadellos funktionieren. Einige gingen so weit und erzählten von ihren eigenen Erlebnissen; da sprach man von sensationslustigen Schwestern, emanzipierten und hysterischen Frauen, und das Publikum leugnete voll sicherer Empörung erwiesene Tatsachen und Zahlen ab. So tief im Fleisch und Blut steckt uns der alte Glaube und seine Tradition, daß wir ihn kaum mit krassen Tatsachen überwinden können.

Meine verehrten Damen! Sie gehören alle zu den Menschen, welche mit Wirklichkeitssinn im Leben stehen. Sie kennen genau die Not der berufstätigen Frau; Sie haben auch unserer Sache stets warmes und feines Verständnis entgegengebracht, aber trotz alldem gehe ich wohl doch nicht ganz fehl mit der Vermutung, daß selbst bei Ihnen eine Regung des Staunens, des Unwillens und des Unglaubens aufgestiegen ist über manches was ich ausgeführt habe — und als Ihnen meine Vorrednerin einfache, trockene Tatsachen aus unsern Arbeits- und Lebensverhältnissen vor Augen stellte, so haben auch Sie sich gesagt: „ist denn das möglich, ist es auch wahr?" Da ich selbst heute auf eigene Beispiele verzichtet habe, so bleibt mir nur noch übrig, Ihnen zu erklären, daß meine Mitreferentin Ihnen mit großer Schlichtheit und Leidenschaftslosigkeit Verhältnisse geschildert hat, die bei uns in der Schweiz existieren, also auch in nächster Nähe!

Als vor kurzem der Vortrag vom Regierungs- und Geheimer Medizinalrat Dr. Hecker aus Straßburg über: „Die Ueberbürdung der Krankenpflegerin", welchen er im August am Kongreß des Weltbundes der Krankenpflegerinnen gehalten, im Buchhandel erschien*), erregte derselbe auch bei uns großes Aufsehen — es wurde aber gleich der Glaube ausgesprochen, daß in der Schweiz die Verhältnisse keine so schlimmen seien! Es liegt uns ferne, die guten Verhältnisse unseres eigenen schönen Vaterlandes, von welchem ich selbst immer behaupte, es habe die weitaus besten sozialen Einrichtungen der ganzen Welt, irgendwie herabsetzen zu wollen. Ob nun aber gerade die Arbeitsverhältnisse der Krankenpflegerinnen in der Schweiz be-

*) „Die Ueberbürdung der Krankenpflegerin" von Dr. H. Hecker. Verlag von Lud. Beust, Straßburg i./E.

deutend bessere sind als z. B. in Deutschland, darüber verlangen Sie von mir keine Antwort! Die Verhältnisse anderer Länder beschäftigen uns heute auch gar nicht, sondern einzig und allein die Frage, wie es bei uns in der Schweiz bestellt ist, und die Antwort darauf geben Sie sich nun selbst, nachdem Ihnen meine Vorrednerin einige Beispiele gegeben, die übrigens keine besondern Ausnahmen sind.

Ich denke Sie haben nun auch genug gehört und sind froh, wenn ich Sie mit weitern Beweisführungen verschone. Wenn Sie uns aber gelegentlich wieder einmal einen Abend schenken wollen, so soll er nicht der Tragik des Schwesternlebens gelten, sondern den frohen Bildern!

Wir sind auch heute nicht gekommen, um Ihr Mitleid zu erregen, sondern wir appellieren an Ihre Güte, an Ihr Gerechtigkeitsgefühl! Und zum Schluß sei es gesagt, wir sind hieher gekommen nicht mit angstvollem Zagen, ob wir Sie für unsere Sache gewinnen würden, sondern mit frohem Glauben und ruhigem Vertrauen, daß Sie Alle zusammen für die Krankenschwestern eintreten werden, jetzt wo Sie wieder etwas Genaueres von ihnen wissen, und es Ihnen klar werden mußte, wie nahe gerade unsere Arbeit Ihrem Empfinden steht und wie sehr wir darum der Hilfe der Frauen bedürfen.

Die Ueberbürdung der Krankenpflegerin ist also nicht nur eine Berufsfrage, sondern sie greift durch ihre schweren Folgen tief in die menschliche Gesellschaft hinein. Die Krankenpflegerinnen tragen wohl in erster Linie die Folgen an sich selbst, aber die Rückwirkungen auf die Kranken sind noch viel ernsterer Natur. So wie die Verhältnisse heute liegen, können wir der sozialen Aufgabe unseres Berufes unmöglich gerecht werden! „Die Seele der Krankenpflege ist die Pflege der Seele." Wir aber sind meist nicht einmal im Stande, die letzten Stunden unserer Sterbenden zu schützen — es fehlt uns die Zeit uns der armen mißbrauchten Frauen, welche die Polizei eingebracht hat, verständig und liebevoll anzunehmen und ihnen in Wirklichkeit eine Schwester zu sein. In bangen schlaflosen Nächten lauschen die gequälten Seelen derer, die am Morgen operiert werden müssen, vergeblich auf unsere Schritte, denn wir eilen leise und hastig an ihnen vorüber zu den Vielen, bei welchen absolut notwendige Verordnungen auszuführen sind. Wir kämpfen wohl eine ganze Nacht gegen die Tobsuchtsanfälle eines Trunksüchtigen oder des Morphinisten, aber wenn die schwere Krisis überwunden, so haben wir keine Zeit mehr, um den Kranken zu stützen und gegen sich selbst zu befestigen. Wir haben auch keine Zeit für all' die armen, abgearbeiteten oder vom Leben mißhandelten Menschen, denen Ruhe und Liebe und Teilnahme so bitter nottut! Diese Art der Pflege verlangt Zeit, Stille und Kraft, und sie erfordert Frauen, die bewußt im Leben stehen, freie Menschen, und Menschen, welche die Sonne sehen! Solche Frauen aber kommen erst dann in genügend großer Zahl in unsern Beruf, wenn derselbe durch vernünftige Regelung und Einteilung der

Arbeitszeit nicht mehr vorwiegend der absolut körperlichen Leistungsfähigkeit den Hauptplatz einräumt, sondern der seelischen Kraft. Dann wird auch diesen schweren innern Konflikten mit den unerfüllten Pflichten der Stachel genommen, weil uns die Möglichkeit gegeben ist, den Kranken in Wahrheit eine Schwester zu sein und unserer schönen sozialen Aufgabe zu entsprechen!

* * *

Mit einer ganz besondern Bitte wenden wir uns noch an die Männer! In ihrer Hand liegt die Macht, denn sie vertreten unsere Sache vor den Behörden. Ich meine, es würde genügen, wenn in jeder Schweizerstadt ein Einziger von ihnen sich mit dem vollen Gewicht seiner Persönlichkeit an der gegebenen Stelle für die Sache der Krankenpflege einsetzen würde, um Alles in kurzer Zeit gesund und neu zu gestalten. Ja, es genügte wohl auch, wenn nur ein Einziger an einem einzigem Ort den Anfang machen würde, um allein schon durch sein Beispiel die andern Städte zu eigenen Reformen anzuregen. Immer wieder habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß an den meisten Orten durch wenige praktische Aenderungen, große Hilfe geschafft werden könnte. Wir brauchen damit nicht auf neu zu bauende Krankenhäuser zu warten, sondern sollten die bestehenden der jetzigen Zeit entsprechend etwas anders organisieren.

An Sie, meine Herren und an alle Männer richten wir darum nicht nur eine Bitte, sondern ein Dringlichkeitsgesuch, nicht allein im Namen der Krankenpflegerinnen, sondern im Interesse der Menschheit und zum Wohl unseres ganzen Schweizervolkes!

Schwester Emmy Oser.

Nachwort.

Unsere beiden Diskussionsreferate, welche ursprünglich nur für den kleinen Kreis einer Vereinssitzung der „Union für Frauenbestrebungen“ in Zürich bestimmt gewesen sind, haben lebhaftes Interesse wachgerufen, und es wurde uns von verschiedenen Seiten der Wunsch ausgesprochen, wir möchten zur Förderung der Sache unsere Erfahrungen und Ansichten einem weiteren Publikum zugänglich machen.

In der Diskussion haben wir die positive Forderung einer zwölfstündigen Arbeitszeit (resp. Präsenzzeit) in richtiger Ablösung von Tag und Nachtdienst aufgestellt, desgleichen auch in einer Entgegnung in den „Basler Nachrichten“ vom 28. Januar 1913 als Ergänzung zu den gleichen Referaten, welche wir als öffentlichen Vortrag am 17. Januar 1913 im Bernoullianum in Basel im Namen der Töchter-Union gehalten haben.

Eine weitere Folge dieser Diskussionsreferate war das Hervortreten unverhoffter Freunde, aber auch unerwarteter Gegner. Wir

danken beiden für ihre Teilnahme, denn durch beide ist unsere Sache gefördert worden!

Gegnern und Freunden möchten wir mit dem Worte Carlyle's erwidern, welches uns selbst die ruhige Zuversicht zu diesem Kampfe gibt:

„Die Sache, für die wir kämpfen, ist, soweit sie eine gerechte ist — aber keinen Schritt weiter — ihres Sieges gewiß. Nur was ungerecht daran ist, wird besiegt, und, wie es verdient, vernichtet werden; aber das Gerechte daran hat Teil an den ewigen Naturgesetzen, es arbeitet mit an der Verwirklichung des Weltzweckes und kann nicht besiegt werden."

Zürich, den 31. Januar 1913.

Schwester Emmy Freudweiler.
Schwester Emmy Ofer.

Die Knechte.

Wir dürfen singen aus tiefstem Grund,
Daß uns vor Sehnsuch die Wange glüht,
Vom schönsten, süßesten Frauenmund,
Der Andern blüht.

Wir dürfen singen vom großen Glück,
Vom goldenen Ueberfluß der Welt,
Von dem, außer uns, ein jeder sein Stück
In Händen hält.

Wir dürfen träumen vom weiten Meer,
Von Bergen, auf denen das Frührot taut,
Vom hohen Himmel, der wolkenleer
Ueber Andern blaut.

Wir dürfen jubeln und fröhlich sein,
Sofern sich kein Nachbar darüber empört,
Weil all diese Herrlichkeit uns allein
Und den Andern gehört.

Paul Altheer.

Schuld und Schicksal.

Der Zürcher Schutzaufsichtsverein für entlassene Sträflinge möchte gerne für seine Bestrebungen in noch weiteren Kreisen als bisher Verständnis und Bereitwilligkeit zur Mithilfe wecken. Von diesem Wunsch ist der ganze Jahresbericht von 1911 beherrscht. Der Lebenslauf eines Schützlings, der dem Bericht vorangestellt ist, beleuchtet besser als theoretische Erörterungen die Schwierigkeiten und Aufgaben. Mit Erlaubnis des Verfassers, Pfr. Alther an der Strafanstalt in Regensdorf, bringen wir es zum Abdruck. Es ist zugleich ein weiterer Beitrag zu der Sammlung von Lebensläufen, die wir in frühern Jahrgängen begonnen haben.

Ein Haus, eine vielköpfige Familie, wo die Eltern uneins sind und herb neben einander herleben, ist der Anfang. Unser Bursch ist als letztes der Kinderdekade — unerwünscht — noch zur Welt gekommen in einem Augenblick, da nach voraufgegangenen guten, jedoch im Handel verspielten Zeiten Mittellosigkeit, fast Armut eingetreten war. Seiner Lebtag konnte der Vater es ihm nicht recht verzeihen, daß er „zu allem" noch nachgekommen war. Umsomehr blieb er das nachsichtig behandelte Nesthäkchen der Mutter. Sie war überaus liebreich, aber schwach und nachgiebig, der Vater dagegen von einer ehrlichen harten Gradheit, die sich nichts drein reden ließ. Noch mehr als früher lebte und trieb er die Seinen an nach dem Grundsatz: „Verdienen, verdienen und noch einmal verdienen!" . . . Daneben dann, so weit es langt, „recht tun und die Leute stehen und gehen lassen". Also kein schlechtes, aber ein verdrossenes und ungemütliches elterliches Heim.

Von der vierten Klasse an, zehnjährig, muß auch „Benjamin" — so wollen wir ihn heißen — neben der Schule her für die Eltern „verdienen" gehen! Das (wohlverstanden: nicht das frühe Mitarbeiten, aber das auswärts Verdienengehen) ist vielleicht der Anfang seines Unglücks und seiner Schuld geworden. Ein um einige Jahre älteres Mädchen an dem Plätzlein, wo er Handlanger- und Ausläuferdienste tun muß, macht den hübschen intelligenten Jungen zum Gegenstand ihrer eigenen frühzeitigen libido, und er lernt durch sie bald Dinge regelrecht und öfters vollziehen, die andere, wenn sie eintreten in die Ehe, zuweilen nicht verstehen. Am gleichen Ort gibt's Most à disposition; der Junge bekommt einen „guten Zug" und lernt am Knechtetisch Verse und Liedchen, die er erst später ganz versteht, aber deren frivoler zuchtloser Geist ihn in einen verhängnisvollen Bann zieht. Nach der Alltagsschule kommt er für ganz ins Haus eines Berufs- und Handelsmannes als Lehrling und muß nun regelmäßig in der Gegend herum Waren verhausieren. Bei der Gelegenheit stehlen ihm leichtfertige Leute, während er sich mit ihrer Tochter einlassen darf, Waren, so viel sie brauchen, vom Wagen und haben gern,

wenn er oft kommt. Und er kommt öfters. Den Verlust zu decken, lernt er mit ihrem Rat den arglosen Meisterleuten und weiter dem eigenen Vater Geld stehlen. Der letztere verzeigt ihn selbst und bringt ihn zum ersten Mal in Strafhaft. Es war zur Zeit des Präparanden-Unterrichts.

Benjamin treibt's nun — denn er schämt und ärgert sich — in die Fremde. Dort will er als Fabrikarbeiter nebenbei den Konfirmandenunterricht besuchen. Fabrikkollegen, ältere als er ist, merken bald, daß er gut Witze machen und famos jodeln und zauren kann und nehmen ihn abends regelmäßig zur Unterhaltung mit ins Wirtshaus und halten ihn da frei. Wie solches Wertgehaltensein das Selbstgefühl hebt! Wie er dann das erste Mal um zehn Uhr abends heim will, weil er um sechs Uhr früh in den Unterricht müsse, geht's los: „Wozu auch?

Lustig g'läbt und sälig g'storbe,
isch em Tüüfel d' Wirtschaft verdorbe!

Mehr braucht's doch nicht? Und dä Pfarrer hät doch di nüd nötig; du wärischt ihm nu Umueß! Was wottscht au dä andere de Platz versperre!" . . . Er gibt nach; die müssen's ja wissen! Und als man im Unterricht einmal, zweimal, dreimal sein Ausbleiben unter der großen Konfirmandenschar nicht bemerkt und ihm niemand nachforscht, bleibt er ganz weg. Am Konfirmationstag ist er mit fidelen Brüdern weiter, auf der „Walz" und ein Jahr später um denselben Tag herum — im Zuchthaus eines Nachbarkantons; er hatte in einem Pfarrhaus eingebrochen, um seiner eigentlichen Verlobten, die er sich inzwischen irgendwo zugelegt, ein schönes Geschenk kaufen zu können. . . . Eine beachtenswerte Tatsache: Der früh geweckte sexuelle Trieb als psychologische Grundlage zu fortgesetztem Diebstahl, Betrug und Einbruch! . . . Vermutlich nicht der einzige Fall im — sexuellen „Jahrhundert des Kindes", des verdienenden Kindes!? —

Wir überspringen einen längeren Zeitraum.

Die erwähnte Verlobte war dem Burschen über der Haft verloren gegangen; und er konnte in jener Strafzeit wenigstens 20 Jahre alt und noch etwas mehr werden. Dann nahm er einen neuen Anlauf mit entschieden guten Vorsätzen. Doch ach, der bekannte Weg zur Hölle, gut gepflastert! . . . Das Wirtshausleben wurde ihm zum Verhängnis. Aber wohlverstanden: er hatte kein gemütliches Heim; der Vater hatte ihn verstoßen; in seinem Logis war's einsam, unfreundlich und kalt. Im Restaurant dagegen war's warm und kurzweilig bei Musik und Spiel und Scherz, und man durfte auch etwas sagen und wurde etwas wert gehalten. Das Gasthaus hätte entschieden eine Kulturmission, wenn kein Alkohol dort ausgeschenkt und nicht das Bezahlenkönnen den Wert des Menschen ausmachen müßte; so, wie es ist, ward es und wird es noch für manche zum Kulturelend. Benjamin sank bis zur Animierkneipen-Tiefe und zu davon inspiriertem Raubmordplan zu zweit. Im letzten Augenblick des Ueberfalls hielt

ihn lediglich eine ihm heute noch nicht restlos klar gewordene, plötzliche Vision vom todbringenden Schlag auf das ahnungslose, betrunkene Opfer ab: er sah auf einmal und ganz deutlich sich auf das Schaffot geschnallt und händeringend, flehend seine Mutter davor! — Wenige Wochen später aber landete er in Gesellschaft eines andern, eines Provisionsreisenden, wegen ausgezeichnetem Betrug und Unterschlagung für eine längere Zeit doch in Regensdorf im Zuchthaus.

Die Einsamkeit der Zelle, neben einfacher und geregelter Arbeitsordnung, tut da manchem gut. Man hat Zeit und Stille zur Selbstbestimmung und zur Erdauerung der Frage: „Wozu bist du eigentlich auf der Welt?“ Und wenn sie etwas länger anhält und nicht zu schnell durch die Versuchungen der Gemeinschaft mit anderen etwa bei der Arbeit gestört wird, führt sie zu tieferem Eindruck. Benjamin spürte etwas davon und erbat sich dauernde Isolierung. Sie wurde ihm gewährt. Er warf sich auf gründliche Erlernung eines Handwerks und brachte es darin weit. Nach Verfluß der halben Strafzeit wünschte er plötzlich, den Konfirmationsunterricht nachzuholen. Man ging nicht eben eilig darauf ein; aber er blieb auf seinem Wunsch und begründete ihn ordentlich. Nach einem Monat meldete er sich wieder und hielt an. Ja, es war Ernst! Und er erhielt die Unterweisung, viele Wochen lang, zu zweit; es war eine eigenartige, oft ergreifende Besprechung von gereiften Menschen. Und daß eine Aenderung in seinem ganzen Wesen und Benehmen vor sich ging, fiel auch dem Aufseher und Arbeitsmeister auf; und er selbst spürte sie am Wachsen seelischen Kraft- und Freudegefühls. Er machte nicht gerade viele Worte, aber er war bewegt. Und am Konfirmationsmorgen schrieb er von sich aus, in sein so gut als nur möglich vor andern verwahrtes Heft, ganz hinten auf dem letzten Blatt, unter dem Stichwort: „Zur Erinnerung für mein ganzes Leben“ u. a.:

„Du weißt, o Gott, was ich gestern Abend gebetet habe.

Ich bat Dich flehentlich, daß Du mir meine Sünden verzeihen solltest und mir elendem Sünder gnädig sein mögest. Ich sagte ferner zu Dir: Wenn meine vielen Sünden so groß seien, daß Du mir nicht vergeben könnest oder wolltest, so solltest Du mich den morgenden Tag nicht erleben lassen; denn ohne Deine Vergebung, Gnade und Güte verlange ich nicht einen Augenblick mehr zu leben. Wenn Du aber, lieber Gott, mich ihn erleben lässest, so nähme ich ihn an als Pfand Deiner Vergebung, Deiner auch ferner währenden Gnade und Güte über mich.

Und nun, himmlischer Vater, da ich ihn gesund und fröhlich erlebt habe, so nehme ich mit dankbarem Herzen Dein Pfand an. Dieser Tag sei ein Grenzstein von meinem früheren Leben. Laß mich nie mehr vom Weg des Lebens, das Jesus mir gezeigt hat, abweichen. Nochmals Herr, laß leuchten Dein Antlitz über Deinem Knecht und hilf mir durch Deine Güte!“

Acht Wochen nach der Konfirmation hieß es mit dem jungen Mann: nun wieder zurück ins Leben draußen! Und da kommt nun eben das Problem: Wie ist einem solchen Menschen, der wirklich die große Wendung gefunden, oder einem, der nahe daran ist, zu helfen? Wie ist er in die heutige Welt hineinzubringen, wie weit sich selbst zu überlassen und wie weit und überhaupt wie zu halten, damit

er nicht unter den Einflüssen draußen wieder straucheln und zu Fall kommen muß? Ist die heutige Zeit, ist der heutige Zeitgeist und sind die heutigen Lebens- und Arbeits- und Gesellschaftsverhältnisse und Sitten draußen nicht so, daß sogar ein bisher bewährter, geschweige ein noch der Bestärkung Bedürftiger darunter leicht ins Schwanken kommen kann, schier muß?!

Ein Arbeitsplatz auf dem neu erlernten Beruf war unserem Benjamin vorgesorgt und gesichert worden. Aber der Geschäftsherr, eine geachtete Firma, wünschte, daß er erst 1—2 Monate später antrete und vorher noch irgendwo auf dem Lande arbeite, damit die Nebenarbeiter nicht an seiner Gesichtsfarbe und seinen Manieren den entlassenen Sträfling erraten und ihm dann das Leben schwer machen würden. Auch der Patron, der vorgesehene Schutzaufseher am Ort, riet dazu. Es gelang, unsern Schützling für so lange zu Verwandten auf ein Gut zu plazieren. Als unentgeltliche Arbeitskraft war er dort zur Ernte und dann ins Holz gerade willkommen. Aber da es galt, ihm statt Most etwas Milch oder Milchkaffee oder Tee zum Mitnehmen auf den entfernten Arbeitsplatz zu rüsten, war's schon zu viel verlangt. Und doch wollte er die Enthaltsamkeit vom Alkohol beibehalten, die er in der Anstalt als heilsam für sein leicht reizbares Triebleben, wie als Erfrischung für Geist und Gemüt und als Bewahrung vor Wirtshausgesellschaft und früheren Wirtshausgenossen kennen gelernt. Das war nun in dem Falle eine schwere Probe. Lange widerstand er der Versuchung und war noch am Tag vor seinem vereinbarten Antritt abstinent; aber er sehnte sich an den neuen Platz, wo er Rückhalt am Patron und einem Verein abstinenter Leute haben sollte, sehnte sich um so mehr, weil er seine Widerstandskraft zittern fühlte, wenn der Mostkrug bei dem für ihn trockenen Z'nüni und Z'Vesper dicht an ihm vorbei unter den andern kreiste.

Da kam an jenem Abend ein Telegramm: er könne nicht antreten! Der Geschäftsherr hatte sich an einer Ausstellung, die er großartig beschickt, verrechnet und inzwischen verspekuliert und hatte eben den Konkurs anzeigen und seine übrigen Arbeiter entlassen müssen. Schuld oder Schicksal für unseren Burschen? . . .

Es hat ihn eine furchtbare Enttäuschung und der Aerger übernommen. Er lief weg auf Geratewohl und eigene Suche. In seiner Niedergeschlagenheit raunte ihm in der Folge irgendwo eine wohlmeinende Seele zu: „Der Wein macht fröhlich" — und schob ihm ein Glas guten alten Roten zu. Er brach zu dieser Stunde sein Gelübde; aber er merkte noch einmal, daß es nicht gut tat und unterzeichnete neu. Auf Wochen hinaus entschwand er dann unserem Gesichtskreis.

Eines Tages stellte er sich plötzlich beim Inspektor des Schutzaufsichtsvereins: Aus eigener Initiative habe er (und es bestätigte sich durchaus) nun in der Kiesgrube S. so und so lange gearbeitet bei abstinenter Lebensweise und glaube, es sei die Zeit gekommen, wo er

für dauernd irgend eine feste Stelle antreten könnte . . . . Man suchte und hatte „Glück". In einem Landgasthof war gleich ein Platz gefunden, Arbeit und Lohn ganz nach Wunsch; auch alkoholfrei leben kann er. Und der Meister darf auch zufrieden sein: der intelligente Bursche richtet ihm ganz neu einen rentablen Zwischenhandel mit Heu zwischen Land und Stadt ein, und man hat gute Zeiten. Freilich meint der Meister nach etlichen Wochen: „Ein rechter Arbeiter sollte auch etwas Rechtes vertragen!" . . . Wohl ein Appell an den Ehrenpunkt? Und wieder einmal nach einigen Tagen streckt er ihm ein volles Glas hin und bietet dem Knecht „Schmollis" an: „Auf „du" und „du" mit dem Meister sein — welcher einsame, arme Mensch könnte solcher Großmut lange widerstehen? Er nimmt es ab, trinkt, ein Händedruck . . . darauf vermehrte dicke Geschäftsfreundschaft, gemeinsame sehr unreelle Handelskniffe und geteilte Profite! Darüber hörte Lebensernst und Beten wie auf einmal auf. Bald war auch wieder eine regelrechte Liebschaft, und mit Konsequenzen, eingeleitet. —

So „fiel ein Reif in der Frühlingsnacht." . . . Wenn der Mensch sich am sichersten fühlt, liegt die Gefahr am nächsten. . . . Das Geschäft brachte, wie wir hörten, Fuhren in die Stadt mit sich; man kehrt da, man kehrt dort ein. Die Widerstandskraft, einmal gebrochen, nimmt rascher ab, als sie ehedem kam und wuchs. Einmal wird eine Laterne umgefahren und muß vom Burschen natürlich teuer bezahlt werden, trotzdem er sich „nicht recht Schuld" weiß. Ein ander Mal bleibt man über Nacht grad ganz in Zürich hängen. Und bald folgen Veruntreuungen gegen den eigenen Meister, dann — ein kurzer Prozeß, und unser Mann ist wieder geliefert, in Regensdorf wieder eingeliefert. Seinen Frieden aber, jenen freudigen vom letzten Mal, kann er bis heute nicht mehr finden, und tief schmerzt's ihn!

Ist's Selbstverschulden, ist es Schicksal? Beides. . . . Und *die Menschen draußen*, unter denen er leben mußte, *haben Schuld und Schicksal mehr gefördert*, als den guten Willen und die Widerstandskraft des der Bestärkung so bedürftigten Schützlings. Wie ist künftig da zu helfen?

Wir müssen neben den Jahresbeiträgen unserer verehrten Mitglieder noch mehr verständnisinnige, persönliche Helfer haben, damit charakterschwache Menschen starken Rückhalt und selbstverständliche Ermunterung an deren Beispiel finden. *In der menschlichen Gesellschaft* nämlich, in ihren heutigen Arbeits- und Lebensverhältnissen, ihren Sitten und Gewohnheiten, ihrem Eigennutz und ihrer Bequemlichkeit — und also *nicht bloß in der auch schwierigen Eigenart unserer Entlaßlinge und Schützlinge* — liegt *das Problem der Hilfe* gegenüber Schuld und Schicksal!

Wie ist zu helfen — wir studieren und versuchen unser Bestes, persönlich und mit allen vertrauenswerten Mitteln. Verehrter Leser, hilf mir, das Problem studieren und es persönlich praktisch lösen.

Ein Evangelium der Verzweiflung.

In der Zeitschrift: „Evangelisch-Sozial", dem Organ des evangelisch-sozialen Kongresses, hat der als Verfasser einer in ihrer Art wertvollen Schrift über „Kirche und Sozialdemokratie" bekannte Pfarrer Georg Liebster in Leipzig unter dem Titel „Soziale Weihnachten" eine Betrachtung veröffentlicht, die wir zunächst vollständig wiedergeben:

„Im Simplizissimus wohl las ich einst einen Witz, bei dem sich mir das Herz zusammenkrampfte, wie ein armes kleines Kind seine Mutter fragte: „Mutter, warum kommt das Christkind immer bloß zu den Reichen; die haben doch schon so viel?" Man muß sich das nötige Bild dazu denken, wie es die Zeichner des Simplizissimus so grausam zu zeichnen verstehen: Eine Stube, die von Schmutz und Elend starrt, Gesichter und Gestalten, die von Not und Armut verzerrt sind, durch das Fenster der Blick auf Paläste, hinter deren mächtigen Glasscheiben die Lichter der Weihnachtsbäume sichtbar werden.

Das Ganze ist ein grimmiger Hohn aufs Christentum. Dennoch bringe ich es nicht fertig, den Mann zu schelten, der diese Bosheit ersann. Er traf eine wunde Stelle. Es ist wahr, Weihnachten, das Fest der Liebe, läßt die Armen die ganze Last ihres Lebens fühlen. Während sie sonst stumpf in den Tag hineinleben, kommen sie sich als die Enterbten, Ausgestoßenen der Gesellschaft vor, wenn sie denken: „Jetzt ist im Vorderhaus Jubel, jetzt schwimmen die Kinder der Reichen im Glück, und unsere Kinder sehen uns fragend an, ob wir gar nichts für sie haben."

Voriges Jahr kam das Mißverhältnis nachträglich vielen zum Bewußtsein, als gerade in den Weihnachtstagen Hunderte von Insaßen des Berliner Obdachlosenasyls infolge von Genuß des berüchtigten Methylalkohols schwer erkrankten und ein großer Teil von ihnen starb. Die Massenvergiftung war gewiß ein Unglück, aber schwerer als der Tod dieser armen Menschen wiegt die Tatsache, daß es solche Scharen gebrochener Existenzen gibt. Während die in geordneten Verhältnissen lebenden Bürger mit ihren Familien traulich beisammen saßen und Weihnachtslieder sangen, standen jene in der Destille und tranken sich einen qualvollen Tod an.

Kann das je anders werden? Unsere Antwort lautet rund heraus: Nein. Vielleicht werden die Zustände etwas gemildert, aber im Grund bleiben die Menschen, wie sie sind und wie sie waren, hartherzig die einen und leichtsinnig die andern. Auf ein Reich Gottes auf Erden zu hoffen, überlassen wir unseren Freunden in der Schweiz, den Religiös-Sozialen; wir sind mit solcher Schwärmerei fertig.

Aber wozu decken wir das Elend auf, wenn wir's doch nicht beseitigen können? Aus zwei Gründen, einmal, daß wir's nach Möglichkeit lindern, und sodann, daß wir unsere Herzen lernen einzutauchen in das tiefe Leid der Welt. Die Linderung erfolgt schon, wenn auch noch ganz ungenügend, von seiten der Christen, aber vor der zweiten Pflicht scheuen die meisten zurück und halten sich lieber die Augen zu, um nicht sehen zu müssen, wie es auf der Welt zugeht.

Freilich wird man uns sentimental und gefühlsweich schelten, wird uns vorwerfen, wir scheuten vor glaubensvoller Tat ängstlich zurück. Lassen wir sie reden! Es ist eine religiöse Tat, wenn wir uns der Offenbarung der Härte Gottes nicht entziehen, sondern wenn wir in der Tiefe unseres Gemütes mit leiden, wenn wir die Schwere des Schicksals von Tausenden auch auf uns drücken lassen.

Gerade zu Weihnachten mangelt es viel an solchem religiös-sozialen Sichversenken in die Not. Ueber der Freude der Hirten vergißt man gewöhnlich das Leid der armen Wöchnerin, die nicht weiß, wo sie mit ihrem Kinde niederkommen soll.

Wir wollen nicht mit Freigebigkeit unser Gewissen beruhigen. Wir sind den Armen mehr schuldig als Almosen. Sie sollen ahnen und fühlen, daß wir mit ihnen tragen. Vielleicht geht darüber ihnen ein Sternlein auf, daß sie sich entschließen, mit uns nach Bethlehem zu wandern."

Wir möchten uns gerne damit begnügen, diese seltsame Aeußerung einfach wiederzugeben und unsern Lesern überlassen, darüber ihre Bemerkungen zu machen. Auch können wir uns denken, daß der Verfasser dafür nicht nur von Freunden und Gegnern Vorwürfe erhalten, sondern sich auch selbst solche gemacht hat. In einem solchen Falle meint ja leicht auch jeder elendeste Tropf, er müsse auch noch herzulaufen und seinen Streich tun, weil die Gelegenheit so schön sei. An einem solchen Schauspiel beteiligen wir uns nicht. Wenn wir dennoch auf diese Aeußerung antworten, so geschieht es einmal, weil es als Vornehmtuerei erscheinen könnte, falls wir sie mit Stillschweigen übergingen, sodann, weil sie in ihrer Art sehr lehrreich ist.

Es ist allerdings ein höchst betrübendes Dokument. Da steht ja alles geschrieben, als Bekenntnis eines bedeutenden Theologen, was die Sozialdemokratie dem Christentum vorwirft. Und das sagt im Organ des evangelisch-sozialen Kongresses ein Führer jener sächsischen Evangelisch-Sozialen, die uns Schweizern am nächsten zu stehen schienen! „Wenn solches am grünen Holze geschicht, was soll denn am dürren werden?“ Diese sächsischen Evangelisch-Sozialen wollen durch religiöse Diskussionsabende die Sozialdemokratie gewinnen! Wenn sie diesen nichts Anderes zu sagen haben, werden sie sicherlich nicht viel ausrichten.

Wir wollen uns trotz der nicht gerade feinen Art, womit Liebster uns Schweizer behandelt und trotz der Empörung, die seine ganze Denkweise wohl in uns erwecken könnte, doch Mühe geben, ihn richtig zu verstehen. Was will Liebster sagen? Er schreibt eine Weihnachtsandacht, sogar eine „soziale“! Da läge es nahe, den Menschen die gute Botschaft zu verkündigen, daß es eine Erlösung von Not und Jammer gebe. Nein, sagt Liebster, die gibt es nicht. Daran zu glauben, überläßt er den Schweizer Religiös-Sozialen, seinen „Freunden“, er selbst ist mit solcher Schwärmerei fertig. Was ist denn seine Botschaft? Daß wir uns in die Not der Mitmenschen, diese „Offenbarung der Härte Gottes“ versenken. Schön; das aber hat doch wohl nur dann einen Sinn, wenn wir uns damit willig und fähig machen, diese Not überwinden zu helfen? Aber eine solche Ueberwindung gibt es ja für Liebster nicht; daran zu glauben, ist Schwärmerei. Aber die Not kann *gemildert* werden? Ein wenig ja, doch was hat dieses bischen Milderung zu bedeuten? Es kann niemand vor Verzweiflung schützen. Wozu sich dann aber in die Not versenken? Soll das etwa ein *Genuß* sein, weil man sich seiner religiösen Errungenschaft freut, daß man über alle Schwärmerei hinaus ist? Soll die Erlangung dieses Genusses die „religiöse Tat“ sein? Denn Liebster wird doch nicht etwa behaupten wollen, daß wir „Schwärmer“ uns etwa nicht in die Not unserer Brüder und Schwestern vertieften. *Wir* tun es aber, um ihnen zu *helfen* und wär's manchmal auch nur durch Mittragen. Aber Hilfe gibt es für ihn nicht, wenigstens in der Hauptsache nicht. Wozu also die Versenkung? Was hilft es den Leidenden, wenn Einer, der keine Hoffnung hat, mit ihnen leidet? Er soll seines

Weges gehen, sie sind ihrer selbst viele genug. Was hat ein sentimentales Mitleiden für einen Wert? Ahme man doch lieber die „Härte Gottes" nach und wolle nicht besser sein als Gott selbst!

Aber was soll das denn eigentlich heißen: „Offenbarung der Härte Gottes?" Soll es heißen, daß alle Not Strafe ist, also die Not des armen Volkes Strafe seiner Sünden? Dann wäre Liebster freilich mit seiner „religiösen Tat" vom neuen ins alte Testament zurückgewichen, ja sogar über das alte Testament hinaus in das roheste Heidentum hinein. Denn weder „Moses" noch die Propheten halten Armut und Not einfach für eine Strafe Gottes. Oder sie ist vielleicht von Gott zur Erziehung der Menschen verhängt? Wenn diese jedoch nichts nützt, ist denn Gott nicht ein Tor? Aber die Großen der Bibel halten die Armut und die damit zusammenhängende Not überhaupt nicht für ein Werk Gottes. Sie halten sie vielmehr für eine Folge der Ungerechtigkeit und Lieblosigkeit der Menschen. Diese Not ist nicht eine Offenbarung der Härte Gottes, sondern der Härte der Menschen. Das sollte ein evangelisch-sozialer Pfarrer einer Großstadt wissen. Er sollte wissen, daß die Wohnungsnot, welche Auflösung des Familienlebens, Alkoholismus und anderes Elend erzeugt, nicht Gott zugeschoben werden darf, sondern im Gegenteil der Verletzung seiner deutlichen Ordnungen durch Ausbeutung des Bodens für den Mammon. Wenn er diese offenkundigen Beziehungen nicht sieht, die wir sehr wohl sehen, und dafür von „Härte Gottes" redet, wer ist dann ein Wirklichkeitsmensch, er oder wir? Oder sollte es überhaupt keine menschliche Schuld und Verantwortlichkeit geben? Meint Liebster etwa gar, sich für eine solche Denkweise auf Luther berufen zu dürfen? Dann möchten wir ihn doch bitten, dessen Schriften „An den christlichen Adel deutscher Nation" und „Ueber Kaufhandlung und Wucher", ferner seinen „Großen Katechismus" noch einmal zu lesen. Dort steht sehr klar zu lesen, daß Luther zwischen der Härte Gottes und der Härte der Menschen zu unterscheiden weiß. Oder sollte Liebster unter „Härte Gottes" etwas anderes verstehen? Was denn?

Nach alledem muß es fast als Ironie erscheinen, wenn Liebster am Schlusse erwartet, daß den Armen darob „ein Sternlein aufgeht, daß sie sich entschließen, mit uns nach Bethlehem zu wandern." Was sollen sie denn in Bethlehem erfahren? Offenbar nur das Eine, daß es keine Hilfe gibt für Not und Jammer der Erde, daß alles bleibt, wie es immer gewesen ist. Denn das wird Liebster doch wohl auch ihnen nicht verschweigen, daß dieser Jesus von Nazareth ein Schwärmer war, der an ein Reich Gottes auf Erden glaubte, daß er selbst aber über diese Schwärmerei Jesu längst hinaus sei, wie jeder wohl gebildete moderne Theologe.

Doch nein, wir tun Liebster Unrecht. Er hat einen Trost; wir wollen es wenigstens annehmen: er kann auf das Jenseits vertrösten. Freilich sagt er das nicht ausdrücklich, aber das muß seine Meinung sein; denn sonst wäre ja der Stern von Bethlehem vollends

ein blutiger Hohn. Aber warum das denn nicht offen sagen? Warum nicht sagen: „Nur Eins bleibt euch Armen übrig: daß ihr auf den Himmel hoffet und in dieser Hoffnung die Leiden des Diesseits geduldig ertraget." Warum sagt Liebster das nicht? Es ist nicht schwer zu erraten, warum: Er sagt es nicht, weil er wohl weiß, daß dann der Titel „Soziale Weihnachten" und das Evangelisch-Sozial ein „Unsinn" würde. Denn für eine solche Denkweise kann eine Verbesserung irdischer Zustände keinen Wert haben. Er sagt es aber auch nicht, weil er wohl spürt, daß man so etwas heute nicht sagen kann. Wo ist denn heute die gewaltige Ewigkeitsgewißheit, die damit vorausgesetzt ist? Besitzt Liebster sie? Dann lasse er sie uns bald gewaltig spüren; er ist es uns schuldig. Doch auch abgesehen davon: wir können heute nicht mehr so denken. Wenn wir Gottes Macht und Kraft nicht hienieden spüren können, dann glauben wir auch nicht an ein Jenseits des Grabes. Wenn wir aber Gottes Macht und Kraft spüren, dann wissen wir auch, daß dieser Gott auch die irdischen Zustände verändern kann, wie er sie denn auch schon bisher verändert hat. Oder hat Jesus denn nichts geändert auf Erden? Ich glaube freilich, wie alle mir bekannten „Religiös-Sozialen", auch an ein Leben, das über den Tod hinausgeht, an ein „jenseitiges" Reich Gottes, aber nur, weil ich an den Gott glaube, der auch im Diesseits schöpferisch am Werke ist.

Es ist eine ganz oberflächliche Täuschung, zu meinen, der Glaube an ein weltumgestaltendes Wirken Gottes sei Schwärmerei, nehme etwas Unmögliches an, aber der Glaube, daß Gott den Tod überwinden und jenseits des Todes eine Welt des Lebens schaffen könne, sei etwas ganz „Vernünftiges". Die Sache verhält sich doch wohl so, daß der Glaube an das „Jenseits" sicherer scheint, weil niemand uns beweisen kann, daß er unrecht habe, während der Glaube an das Kommen des Gottesreiches auf Erden uns freilich vor die Möglichkeit stellt, daß er des Irrtums überführt werde und insofern ein gewaltiges Wagnis ist. Darum ist entweder der Jenseitsglaube eine Flucht in ein Asyl der Bequemlichkeit oder er muß mit dem Diesseitsglauben verbunden sein. Denn er traut, falls er wirklich echt und ernsthaft ist, Gott noch viel Größeres zu, als der Glaube an das Kommen des Reiches auf die Erde. Wer aber Gott das Größere wirklich zutraut — was wir an unserem Teile auch tun — warum sollte er ihm das Kleinere nicht zutrauen? Kommt er, wenn er dieses nicht tut, nicht in den Verdacht, daß er auch jenes nicht im vollen Ernste tue?

Nein, es gibt hier keinen Ausweg: entweder muß man sich entschließen, den Glauben an den lebendigen Gott aufzugeben oder man muß ihm zutrauen, daß er Macht habe, die Weihnachtsbotschaft auch für die Erde wahr zu machen.

Dieses Entweder—Oder wird durch Liebsters Aeußerung klar herausgestellt. Das ist ihre Bedeutsamkeit und ihr großes Verdienst. Es ist unmöglich, an dieser Stelle

stehen zu bleiben. Da aber Liebsters Denkweise von vielen Theologen und Christen geteilt wird, und gerade auch von vielen Evangelisch-Sozialen, so könnte der vollständige Schiffbruch dieses Versuches, sie auf Weihnachten anzuwenden, ihnen allen die Augen öffnen. Es gilt für uns Alle, zu wählen: entweder kein Weihnachtsevangelium mehr haben oder denn als einen notwendigen Bestandteil dieses Evangeliums auch die Hoffnung für die Erde verkündigen.

Noch etwas Anderes, Wichtiges könnte bei diesem Anlaß gelernt werden. Daß Liebsters Denkweise ein künstliches Gebilde ist, muß jedem einleuchten. So denkt kein einfaches Christengemüt, so kann nur ein Theologe denken. Wie wäre es, wenn wir von unseren theologischen Künsten ein wenig abkämen und weniger Gewicht auf interessante Wendungen legten? Brauchten wir dann wohl noch solche Diskussionen?

Ich bin ausführlicher geworden als ich beabsichtigte, vielleicht auch eifriger, als ich erwartete, aber es handelt sich auch um grundsätzlich wichtige, ins Tiefste greifende Dinge. Ich achte Liebster als einen tapferen und unabhängigen Mann, der tatsächlich viel Liebe, auch viel Verständnis für das Volk hat. Die Schärfe meiner Bemerkungen gilt daher nicht seiner Person, sondern seiner Theorie, von der ich hoffe, daß sie für ihn nicht endgültig sei. Im Uebrigen wiederhole ich: seine Aeußerung stellt uns so deutlich als möglich vor ein Entweder — Oder!

L. Ragaz.

Rundschau.

Aeußere Umstände haben es verschuldet, daß erst heute hier vom **22. Evangelisch-sozialen Kongress** in Essen gesprochen wird. Mit Interesse und reichem Gewinn haben manche von uns von jeher die Verhandlungen dieses Kongresses, in dem die feinsten Köpfe des evangelischen Deutschland sich zu den sozialen Fragen äußern, verfolgt. Die Themata sind immer aktuell und Rede und Gegenrede tragen viel zur Klärung der Anschauungen und Festigung der Ueberzeugungen bei. Aber gerade als warme Freunde des Kongresses haben wir in den letzten Jahren mit Bedauern eine gewisse Verkapselung in den wirtschaftlichen und politischen Liberalismus wahrgenommen, die, gewiß ungewollt und für viele Mitglieder des Kongresses unbewußt, sich vollzogen hat. Der Kongreß steht nicht mehr über den Parteien und ist namentlich in der Sozialpolitik von einer nach unserm Gefühl zu vornehmen Zurückhaltung. Das bewiesen aufs neue die ersten Referate über „Staatssozialismus und Individualismus". Sehr wissenschaftlich, sehr vorsichtig wurde definiert, das Für und Wider erwogen und jedermann stand schließlich unter dem Eindruck, daß der Staatssozialismus den beiden Herren Referenten unsympatisch sei; aber darum handelt es sich doch an einem evangelisch-sozialen Kongreß nicht. Da hätte doch mit ganzer Wucht betont werden sollen,

daß der Staatssozialismus zu einem nur ganz kleinen Teil das große Unrecht gut macht, das der Staat heute unzähligen Individualitäten im Volk antut durch Wahlrechts-, Zoll- und Agrarpolitik, durch sein laisser aller dem Bodenwucher gegenüber, durch seine einseitige Stellungnahme in den sozialen Kämpfen u. a. m. Dafür sollte man doch gerade in Essen und in der Nähe der großen Bergwerke Verständnis haben! Besonders geschmerzt hat es uns, daß der um manches mannhaften Wortes, namentlich aus früherer Zeit, willen von uns Schweizern hochgeachtete Professor Rade die Behauptung aufstellen konnte, die Krankenversicherung schwäche den Willen zur Gesundheit in den Versicherten, „weil ihnen die Krankheit nicht mehr Elend bedeute" und die Altersversicherung zwinge den Willen zur Arbeit nicht mehr in dem Maß wie früher hervor, und verkümmere den Stolz auf eine volle Lebensleistung aus eigener Kraft. Wir sprächen nicht weiter davon, wenn Rade nicht diese Worte durch Wiederholung selber unterstrichen hätte und sie der Gedanken- und Herzlosigkeit Vieler nicht Vorschub zu leisten geeignet wären. Wäre Rade Lohnarbeiter, so wäre er empört über diese Worte. Es ist anzunehmen, daß er, und die meisten Teilnehmer des Kongresses gegen die Not in Krankheit und alten Tagen irgendwie gesichert sind. Hat dies seine und der andern Arbeitsfreudigkeit je im geringsten gelähmt? Aber eben, die industriellen Arbeiter sind andere Menschen — und durch solche Folgerungen, die sich doch ganz von selber aus seinen Worten ergeben, glaubt man der Arbeiterschaft näher zu kommen und ihr das Evangelium liebenswürdig zu machen? Was Rade sagt, mag auf Hunderte zutreffen, für Zehntausende ist es eine Beleidigung. Jesus sah in den Sorgen für den kommenden Tag eine Schädigung für die Seele, „denn es ist genug, daß ein jeglicher Tag seine eigene Plage habe" und der Theologieprofessor findet den Fronvogt der Zukunftssorge notwendig und heilsam — wahrlich es bleibt bei allen Versicherungsgesetzen noch genug Ursache zur Sorge für die große Mehrheit des Volkes. — Da war es dann wie eine Erlösung als der greise Ehrenpräsident des Kongresses, Prof. Wagner, eingriff und in Worten, die wie Klänge aus der Zeit der ersten Liebe des Kongresses waren, von der Pflicht der Gesamtheit, d. h. des Staates gegenüber der großen Menge der Abhängigen und Unselbständigen sprach und wie er hier in Essen an der Stätte des „Herrn im Hause"-Standpunktes für die individuelle Freiheit des Lohnarbeiters eintrat durch die Verwirklichung des „großen notwendigen Rechtsprinzips der Arbeiterorganisation", obgleich er wußte, „daß das in weiten Kreisen hier noch angefochten wird." Es war uns ein Trost, daß dieses Votum, das sich zu einem besondern Referat auswuchs, den stärksten Beifall des Kongresses fand — hoffentlich nicht nur als Ausdruck der Verehrung für den Redner.

Am Nachmittag des gleichen Tages sprach Naumann in glänzender Rede über Religion und Bildung, und bewährte sich wieder als der Meister, der das was Viele dumpf und quälend be-

wegt, so auszusprechen vermag, daß seine Rede wie eine Erlösung wirkt. Er sprach davon, wie die ungeheure Masse des Wissensstoffes, die sich heute um jeden Zeitgenossen aufhäuft — die Weltkenntnis — die Kraft zur Bildung einer Weltanschauung erdrückt und lähmt und damit die Religion — zum Teil mit ihrer Schuld — zu einem „Nebenfach" erniedrigt; wie aber Aussicht ist, daß, wenn einmal der Wissensstoff des Erdballes in seinen wesentlichen Bestandteilen angesammelt und nach seinen wichtigsten Grundzügen geordnet sein wird, die Fragen nach Ursprung und Ziel des menschlichen Lebens wieder die Gemüter beschäftigen werden. Aufgabe des gebildeten Christen sei es, die Welterkenntnis mit offenen Augen zu verfolgen und nach Möglichkeit mit dem Glauben in Verbindung zu setzen. — Aber wie Naumann das sagte, muß man selber lesen. Nur hätte die Rede auch an einem andern, als einem sozialen Kongreß gehalten werden können; von der Bildung und Weltanschauung, die der Sozialismus den Massen zu bringen beansprucht, sprach er nur wie beiläufig.

Der praktisch wertvollste Teil der Tagung waren die Referate über den Wohnungsbau in Großstädten. Sie im Protokoll nachzulesen, ist sehr lehrreich, besonders, da den Worten hier viele Bilder beigefügt sind.*) Daß die Frage des Wohnungsbaues von der Sphäre der Spekulation in die sittliche emporgehoben werden müsse, war allgemeine Ueberzeugung und das Wort des Hauptreferenten „das sittlich richtige System im Städtebau ist auch das wirtschaftlich richtige" bildete den erfreulichen und verheißungsvollen Grundton dieser wichtigen Verhandlung. Fr. Sutermeister.

Redaktionelle Bemerkungen.

Eine Reihe von hemmenden Umständen hat das unliebsam späte Erscheinen dieser Nummer verschuldet. Wir bitten wieder um freundliche Entschuldigung.

Die Nummer enthält zwei Auseinandersetzungen von mehr oder weniger polemischer Art. Auch das ist Zufall. Das Heft mit der Weihnachtsbetrachtung von Liebster ist uns für eine Antwort in der letzten Nummer zu spät zugekommen. Da diese Auseinandersetzungen grundsätzlicher Art sind, so mögen sie einen gewissen programmatischen Wert haben.

Da der Aufsatz zur Lage der Krankenschwestern noch in einer andern Zeitschrift erscheint, so muß bis Ende dieses Monats der Nachdruck verboten sein, zu unserem Leidwesen. Nachher aber ist er frei. Wir möchten besonders unsere weiblichen Leser bitten, dem Gegenstand die ernste Aufmerksamkeit zu schenken, die er verdient.

Wir haben von einer besondern Propaganda für unsere Zeitschrift ganz abgesehen. Eine solche entspricht nicht dem Geiste, in dem wir sie leiten möchten. Desto mehr sind wir darauf angewiesen, daß unsere Freunde sie in ihren Kreisen empfehlen und verbreiten. Wir danken denen, die es bisher getan haben und bitten alle, es weiterhin zu tun. Es handelt sich nicht um die Zeitschrift, sondern um die Sache, der sie dient.

*) Verhandlungen des XXII. Evangelisch-sozialen Kongresses in Essen. Verlag von Vandenhoeck u. Ruppert, Göttingen, 1912. Preis: Fr. 2.70.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Eine verkannte Macht.

Von einer verkannten Macht möchte ich reden, von der Macht des Zornes, nicht des verwerflichen, sondern des heiligen Zornes.

Dieser Zorn entbrannte seiner Zeit in dem aus Persien nach Jerusalem zurückgekehrten Nehemia, als er, der feurige Liebhaber seines Volkes, vernahm, daß die Vornehmen nichts weniger als vornehm handelten, daß die Starken die Schwachen knechteten und daß die Reichen die Armen bedrückten und aussogen. Welche Schande! Männer, die selber Knechte gewesen waren, knechteten, als sie Freiheit, Ansehen und Macht erlangt hatten, ihre schwachen Brüder. Diese Männer, die hätten helfen können, brauchten ihre Gewalt zum Verderben ihrer Volksgenossen. Nehemia schalt sie, die Ratsherren und Obersten, und sprach zu ihnen: „Wollt ihr einer auf den andern Wucher treiben?“ Und dann brachte er eine große Gemeinde wider sie zusammen und redete ernste, einschneidende Worte zu ihnen. Schließlich schüttelte er seinen Busen aus und sprach: „Also schüttle Gott aus jedermann von seinem Hause und von seiner Arbeit, der dies Wort nicht handhabt, daß er sei ausgeschüttelt und leer.“

Nötigt uns das Verhalten Nehemias nicht Bewunderung ab? Da steht er in der Macht seines Zornes und sagt den Uebeltätern die nackte, derbe Wahrheit ins Gesicht. Fühlen wir nicht, daß hier etwas anders als Entrüstung und Verurteilung nutzlos gewesen wäre? Erkennen wir nicht, daß durch die Gewalt eines gerechten Zornes dem Bösen gewehrt und dem Guten aufgeholfen wurde? Und wenn wir im Blick auf die im Schwange gehende Ungerechtigkeit und die betrübenden, himmelschreienden sozialen Uebelstände unserer Zeit unser eigenes Verhalten prüfen, müssen wir dann nicht bekennen: Es ist zu wenig vom Zorn Nehemias unter uns?

„Liebe“ — so las ich kürzlich in einem englischen Buch — „Liebe, die so stark liebt, daß sie sich nicht scheut, gerechten Tadel zu erteilen, ist selten. Die Liebe, die dem Ideal der modernen Christen entspricht, darf keine scharfe Stimme haben und sich keinen Ausdruck der Entrüstung zu schulden kommen lassen. Sie darf nicht tadeln;

der Tadler ist unbrüderlich. Sie muß, wenn sie andern nicht zustimmen kann, ihrer Meinungsverschiedenheit in der mildesten Weise Ausdruck verleihen. Nur ja kein Zorn! Zorn ist ein Ueberbleibsel aus einem barbarischen Zeitalter. Ueberall muß die Liebe ihr Urteil unterdrücken, wenn sie es nicht in der Form eines Komplimentes abgeben kann."

Das sind nicht Worte eines falschen Zeugen; sie entsprechen der Wirklichkeit.

Wenn wir das Empfinden der heutigen Durchschnittschristen in Betracht ziehen, so werden wir finden, daß unter ihnen die Vorstellung, es sei unter allen Umständen unliebenswürdig, irgend jemand oder etwas ernstlich und mannhaft zu verurteilen, sehr weit verbreitet ist. Wer dem heutigen Ideal von einem musterhaften Christen entsprechen will, darf sich nicht herausnehmen, ein hartes, geschweige denn ein verdammendes Wort über die durch Gewalthaber verursachten sozialen Mißstände zu äußern; er darf — welche göttliche Berechtigung er auch dazu habe — seine Stimme nicht erheben zum Protest gegen die Unterdrückung des Proletariats durch die Machthaber der bürgerlichen Gesellschaft, und — er muß auch schweigen, sich ducken und in den Winkel verkriechen vor der terroristischen Tyrannei gewisser Volksbeglücker, die ihren Anhängern Steine für Brot darbieten. Die Toleranz wird heutzutage derart verherrlicht, daß es als ein Verstoß gegen die gute Sitte und ein Zeichen der Rückständigkeit und engherziger Beschränktheit angesehen wird, wenn einer sich erlaubt, die herrschende Ungerechtigkeit in unmißverständlicher Weise zu kennzeichnen und zu verdammen.

Wäre Nehemia ein diesem Ideal entsprechender Charakter gewesen, so wäre er nicht zornig geworden, als er den Notschrei der Bedrängten hörte. Er hätte auch den Uebeltätern nicht ins Gewissen geredet, sondern er hätte die Bedrückten besänftigt und zu ihnen gesagt: Seid still, duldet euch und klagt Gott eure Not! Und dann wäre er ihnen wohl auch noch mit Liebesgaben beigestanden, soweit ihm das nach seinem Ermessen seine Mittel erlaubt hätten.

Mitleid mit den Unrecht Leidenden, das — so denkt man — ist christlich. Aber Zorn und Protest gegen die Bösewichter ist unchristlich. Gerechte Entrüstung paßt nicht in unsere verfeinerte christliche Welt. Sie soll aussterben und an ihre Stelle das „Leben-und-lebenlassen" treten.

Wie das so gekommen ist, ist nicht schwer einzusehen.

Der Zorn ist in der Regel unheilig, sündlich — eine böse Leidenschaft, die in der Selbstsucht wurzelt und infolge Mangels an Selbstzucht aufflammt. Der so geartete Zorn verträgt sich nicht mit dem Leben aus Gott. Die Schrift warnt uns vor ihm. Sie sagt uns: „Leget ab von euch den Zorn, Grimm, Bosheit, Lästerung, schandbare Worte." Auf Grund solcher Warnungen und Mahnungen ist man dazu gekommen, allen Zorn für verwerflich zu halten. Aber wie sehr und wie oft auch die Schrift warnt vor dem unheiligen

Zorn, so verurteilt sie doch nicht jeglichen Zorn als Sünde. Sie läßt uns vielmehr wissen, daß es auch einen gerechten Zorn gibt, der einem Christen wohl ansteht und ohne den es mit seinem Charakter nicht bestellt ist, wie es bestellt sein sollte. Wenn der Apostel Paulus sagt: „Zürnet und sündiget nicht," so läßt er damit offenen Raum für gerechte Entrüstung im Leben des Christen. Mehr noch! Wenn wir sein Wort vom rechten Standpunkt aus betrachten, so zeigt es uns nicht nur, daß das gerechte Zürnen erlaubt, ja selbst geboten ist, sondern es offenbart uns auch, daß es möglich ist, dadurch zu sündigen, daß man nicht zürnt.

Unser Denken über den Zorn wird auch beeinflußt durch die landläufige Vorstellung vom Charakter Christi. Immer und immer wieder wird die Sanftmut und Demut, die unendliche Langmut und Geduld Jesu mit besonderem Nachdruck hervorgehoben. Er kam in unsere Welt voll Kampf und Haß, um der Liebe, der Verträglichkeit und der Versöhnlichkeit das Wort zu reden. Sanftmut, Milde, Zartheit und Friedfertigkeit sind die Tugenden, die er einschärfte. Nun sei es ferne von uns, dem, was Jesus in dieser Hinsicht lehrte und forderte, den geringsten Abbruch zu tun. Aber machen wir uns nicht einer nicht gutzuheißenden Einseitigkeit schuldig, wenn wir die Augen schließen vor der Tatsache, daß Jesus selbst zu verschiedenen Malen entrüstet war? Steht nicht im zweiten der vier Evangelien geschrieben, daß er bei einer gewissen Gelegenheit die ihn umgebenden Pharisäer mit Zorn ansah? Und was sagt uns seine Tempelreinigung? Können wir uns den die Geißel schwingenden Jesus anders als entrüstet vorstellen? Denken wir ferner an das 23. Kapitel des Evangeliums nach Matthäus. Der Inhalt der in diesem Kapitel enthaltenen Rede stimmt ganz und gar nicht überein mit dem Bilde, das sich weichmütige Seelen von dem sanftmütigen und demütigen Heiland machen. Wer kann die furchtbaren „Wehe euch!" die Jesus den Schriftgelehrten und Pharisäern ins Gesicht schleuderte, lesen, ohne im Innersten erschüttert zu werden von der heiligen, zornsprühenden Entrüstung, deren Ausdruck sie sind? — Wir machen das Christentum zu einer schwächlichen, kraftlosen Sache, wenn wir es der reinen Leidenschaft des gerechten Zornes gegen böswillige Uebeltäter berauben. Das Christentum Christi ist das Christentum der Liebe. Aber gab es je eine reine, starke Liebe, die nicht in Zorn aufflammte gegen alles, was die von ihr Geliebten mit Verderben bedrohte? Kann eine Mutter, die ihre Tochter wahrhaft liebt, sich des Zornes gegen den gemeinen Verführer ihres Kindes erwehren? Man lasse die Menschen das Gute wirklich lieben, und sie werden sich auflehnen und entrüsten gegen alles, was das Gute hindert und unterdrückt. Der gerechte, heilige Zorn hat seine volle Berechtigung im Leben christlicher Männer und Frauen, und — er ist nötig.

Daß die Macht des gerechten Zornes so oft verkannt und seine Berechtigung bestritten wird, hat seinen Grund auch in der Dis-

kreditierung des Glaubens an den Zorn Gottes. Wie selten hört man in unsern Tagen von diesem Zorn reden. Wir leiden unter einer Reaktion. Unsere Väter redeten so oft, so viel und so schreckhaft vom Zorn Gottes, daß darob die Liebe Gottes beinahe ganz in Vergessenheit geriet. Heute ist es umgekehrt. Es wird so viel von der Liebe Gottes geredet, daß man nicht mehr an den Zorn Gottes denkt. Wir sprechen von seiner Liebe wie von einer neuen Entdeckung; und wir finden so großes Wohlgefallen an ihr, daß wir darob ganz vergessen, daß sie den Zorn gegen ihre Feinde zum beständigen Begleiter hat. Wir müssen uns wieder daran erinnern, daß „Gottes Zorn vom Himmel geoffenbart wird über alles gottlose Wesen und Ungerechtigkeit der Menschen, die die Wahrheit in Ungerechtigkeit aufhalten."

Soll die verkannte Macht des heiligen Zornes in unserm Leben wieder zu ihrem Rechte kommen, so müssen wir uns klar machen, daß wir gegen den Geist Christi sündigen, wenn wir der offenbaren Ungerechtigkeit und Schlechtigkeit gegenüber kühl und gleichgültig bleiben, anstatt uns zum verdammenden Zorn gegen sie erregen zu lassen. Wir müssen die Wahrheit, daß es einen göttlichen Zorn, eine christliche Entrüstung gibt, ihre Kraft in uns auswirken lassen. Was für ein Anrecht auf den Christennamen haben wir, wenn wir, ohne in heiligem Zorn zu entflammen, zusehen können, wie die Wollust die Unschuld zerstört, der Geiz die Armen bestiehlt und die Tyrannei die Schwachen knechtet? Als einst Saul von der geplanten Grausamkeit der Ammoniter gegen die Bewohner von Jabes hörte, kam der Geist Gottes über ihn, und sein Zorn ergrimmte sehr (1. Sam. 11,6). Merken wir uns: Der Geist Gottes kam über Saul, und das hatte zur Folge, daß sein Zorn sehr ergrimmte. Die gerechte Entrüstung ist göttlichen Ursprungs; sie wird in uns geweckt durch den Geist Gottes. Aber nur zu oft geht es uns mit diesem Geist wie mit dem sanftmütigen und demütigen Jesus. Wir meinen, er sei nur dazu da, uns zu besänftigen und zu beruhigen; und wir bitten ihn, daß er alle Erregung und Aufwallung in uns dämpfe. Das mag gut sein, nur nicht immer. Wir sollten ihn auch bitten, daß er die Flamme heiliger Entrüstung gegen alles Schlechte und Gemeine, das wir sehen und kennen, in uns entzünde.

Das Aussterben des heiligen Zornes in der Christenheit ist auf die Selbstsucht zurückzuführen. Es ist nicht leicht, sich auf die Seite der Bedrückten zu stellen und den Bedrückern Widerstand zu leisten — nicht leicht, den starken Uebeltätern entgegen zu treten und ihnen ihre Sünde unter die Augen zu stellen. Dazu bedarf es heldenhafter Seelen. Für Christen gewöhnlichen Schlages ist die Aufgabe zu schwer und unausführbar. So denken wir, und demgemäß handeln wir. Aber unsere Abneigung, da, wo unsere eigenen Interessen nicht in Frage kommen, Entrüstung zu zeigen, und unsere Weigerung, das Böse überall fest ins Auge zu fassen und es mutig zu bekämpfen, entspringen nichts anderem als einer feinen und gerade um ihrer Fein-

heit willen gemeinen Selbstsucht. Es ist uns vielmehr um unsere Ruhe und Bequemlichkeit zu tun, als um die Hochhaltung der Gerechtigkeit Gottes und die Förderung des Wohles unserer Mitmenschen.

Beachten wir, welch eine heilsame Wirkung die aus edelm, heiligem Zorne entspringenden Worte des tapfern Nehemia hatten. Zuerst schwiegen die Wucher treibenden Ratsherren und Obersten. Sie fanden nichts zu antworten. Und als Nehemia ihnen immer eindringlicher ins Gewissen redete, sprachen sie: „Wir wollen es wiedergeben und wollen nichts von ihnen fordern und wollen tun, wie du gesagt hast."

Nehemia war ein zorniger Reformator. Und hatte nicht der Zorn im Leben aller wahren Reformatoren seinen Platz. Wir denken an Luther, Zwingli und Calvin. Zeigen uns nicht die Lebensbeschreibungen dieser Männer, daß sie ihr Werk nicht hätten vollbringen können, wenn sie nicht ebenso mit zornvollem Haß gegen alles Böse, wie mit aufopferungsvoller Liebe zu allem Guten beseelt gewesen wären? Luther soll einmal gesagt haben, daß er nie etwas Rechtes vollbracht habe, wenn er nicht von heiligem Zorn durchdrungen gewesen sei. Mag er diese Aeußerung getan haben oder nicht, soviel steht fest, daß kein echtes Reformationswerk zustande kommt ohne heiligen Zorn. Soll es besser werden in unserer Welt, soll den schreienden sozialen Uebelständen unserer Zeit gründlich abgeholfen werden, so müssen die zahmen Kirchenchristen aus ihrer Erschlaffung erwachen, ihre nur allzuoft mit einem frommen Mäntelchen umhüllte Selbstsucht abschütteln und in heiligem Zorn gegen alles Schlechte und Gemeine protestieren.

Der gerechte Zorn ist selbstlos; er entspringt nicht beleidigter Selbstliebe, sondern warmer Nächstenliebe. Wenn unser Zorn edel und heilig ist, so zeigt sich seine Reinheit darin, daß wir nicht den Grundsätzen der Wahrheit, der Gerechtigkeit und der Liebe entgegenhandeln, nicht die Schwächen und Blößen der Gegner uns in niedriger Weise zu nutze machen und nicht vergessen, daß die Fehlenden, gegen die sich unser Zorn richtet, trotz ihrer Fehler unsere Brüder sind, denen wir Retterdienste zu leisten haben. Unser Zorn ist sündig, wenn ihm nicht, wie dem Zorn Jesu, befreiende und erlösende Kraft innewohnt. Der gerechte Zorn ist der Zorn der Liebe, die für die Uebeltäter fleht: „Vater, vergib ihnen; denn sie wissen nicht, was sie tun."

J. U. Wuhrmann.

Zum Problem der Kirche.

Im November-Heft der Neuen Wege nimmt Liechtenhan Stellung zu Pauli's Buch „Im Kampf mit dem Amt" und zu meiner Besprechnng desselben in Dezember-Heft 1911, sowie zu Schindlers Beitrag im Mai-Heft 1912. Damit hat er die eingeschlafene Diskussion zum Problem der Kirche in verdankenswerter Weise wieder aufgenommen. Ich habe zwar von der Lektüre von Liechtenhans Ausfüh-

rungen die vollendete Ueberzeugung gewonnen, daß sich um so verschiedene Standpunkte nicht streiten läßt. Wir wollen aber auch nicht streiten, weder hüben noch drüben, sondern unsere Meinung zur Sache äußern. Freilich dient gelegentlich die Ansicht des andern zur Vorlage und zum Ausgangspunkt, was dann zur Hervorhebung der Meinungsverschiedenheit und des Gegensatzes der Standpunkte führen kann. Gerade beim ersten Punkt, den Liechtenhan berührt, regen sich so allerlei Empfindungen und Gedanken, von denen man meint, sie sollten auch zum Recht kommen. Denn Liechtenhan setzt von vorn herein mit einem nach unserer Meinung etwas deplazierten Verteidigungsmittel ein. Es könnte scheinen, als ob er einen von Anfang an mundtot machen wollte. Wir legen ihm diese Absicht aber keineswegs unter, weil wir wissen, daß er von einem äußern Schema geleitet ist; aber der Effekt ist der, daß man gleich von vornherein sich auf einen Punkt versetzt fühlt, wo man kalt gestellt sein sollte. Es ist das Gebiet der Sophismen, wo es einem so ergeht und solchen begegne ich gleich da, wo Liechtenhan beginnt mit

I. Subjektivismus*) und Tradition. Hier kann man nur die Einwendung machen, daß man nicht absolut ist, sonst aber muß man es annehmen, wenn einem gesagt wird: was du bist und was du hast, bist und hast du durch die und von der Tradition. Dabei kitzelt es einem zwar zu sagen, daß der Mensch denn doch auch als Individuum selber etwas sein und für sich selbst etwas gelten und bedeuten sollte, also Eigenwert haben sollte, aber man hat das Gefühl, daß das, so wahr es an sich sein möchte, die Wirkung verfehlt und das Ganze überhaupt ein fauler Diskussionsstoff ist, wie alle Sophismen sind, die sich vielleicht für müßige Plaudereien eignen, die aber manchmal eine bedenkliche Aehnlichkeit haben mit Veräußerlichungs- und Entwertungsversuchen gerade des Ernsthaftesten und Wertvollsten, was sich der andere in seinem Leben erkämpft hat und deshalb ein wenig an's Herz greifen.**) Wir übergehen also diesen Punkt auch auf die Gefahr einen falschen Anschein zu erwecken.

II. Berechtigter scheinen uns die Einwände Liechtenhans inbezug auf die Unverläßlichkeit einer kirchlichen Form der Mensch-

*) „Der Subjektivismus ist Uebergangszeichen; er stellt sich regelmäßig ein, wo ein Zeitalter zu Ende geht und ein neues beginnt. Aber jeder Periode des Subjektivismus ist bisher eine neue Periode gemeinsamer Formulierung, einheitlicher Erziehung der neuen Generation und damit neuer gesellschaftlicher Suggestivkraft der neuen Lebensmotive gefolgt, die sich inzwischen entfaltet hatten. Wir sind heute noch nicht so weit; aber wir sehen allerorten das Bedürfnis nach einer neuen unkirchlichen Erziehung entstehen, und das ist der Vorbote der neuen heraufkommenden Zeit, wo es sich um die gesellschaftliche Objektivierung unserer Art, das Leben zu verstehen und zu überwinden, handelt," sagt Maurenbrecher in seinem kürzlich erschienenen „Leid. Eine Auseinandersetzung mit der Religion." Eugen Diederichs, Jena.

**) Wenn nun aber das Gewissen einen Menschen wie Pauli von der Tradition losgelöst hätte — wäre ein solcher Subjektivismus unberechtigt?

heitserziehung. So ohne Weiteres kann man sich ein qui pro quo hier nicht klar machen. Auch sind die Faktoren, die an der modernen Menschheit arbeiten zu verschieden, zu mannigfaltig und eine genaue Zuteilung der Verdienste eines jeden Faktors (Kirche, Schule, Literatur 2c. 2c.) unendlich schwer. Man muß auch aufpassen, daß man keinen derselben mit fremden Federn schmückt und dabei müßte der Beweis möglich sein, daß die Kirche der Träger der Menschheit ist nur durch spezifisch kirchliche Momente, wie z. B. liturgische, sakramentale 2c. und nicht durch solche, die auch Spezialitätenformen (wir sagen Formen!) anderer Gebiete sind, wie z. B. bei Schule und Unterricht.

Es würde uns als Vorwitz erscheinen, konkrete Vorschlage von kirchlichen Ersatzinstitutionen zu machen. Das muß werden, nicht entworfen werden. Die Verlegenheit der Situation kommt auch nur her von einem Geschwindigkeitsunterschied.

Der Weg des Gedankens ist kurz und die Geschwindigkeit desselben sich überstürzend, präzipital; der Weg der Entwicklung und des Werdens aber ist lang. Das sind zwei parallele Eisenbahnlinien, schmalspurig und breitspurig, wo es kein Uebergangsgeleise gibt, oder nur eines durch Umladen aus der Theorie in die Praxis. Aber gerade hier trifft es zu wie oft, daß sich die Theorie erst durch Versuche der Praxis bilden kann. Das ehrlichste Verfahren wäre dabei wohl das, daß man bei einer Menschheitsangelegenheit zunächst wirkungslos gewordene Teile ehrlich zugesteht und sukzessive ausschaltet, aber bei der Kirche ist's eben die fatale Sache, daß eine gewisse Furcht des „Rühr mich nicht an"*) damit verbunden ist, so lange das bessere Wissen und Gewissen der Menschheit und Christenheit nicht so erwacht ist, daß sie das Gewissen über die Form und über die Kirche stellt, wie es Luther getan hat. Umsonst hat ein Luther, nebenbei gesagt, nicht zuvor ein Kraftmensch, Sohn eines Bergmanns sein und dann ein Mönch werden müssen, denn da braucht es noch etwas anderes als Bildung und erkenntnismäßige Aufklärung.**) Die Kirche wird aber vielleicht so bleiben, bis sie einen Mann findet, der Gewissen und Kraft hat, gut

*) „Dieses Rühr mich nicht an", wie es mit anderer Bezugnahme in gleicher Nummer der Neuen Wege (Renaissance und Reformation" von Wernle) auch Dr. Barth bespricht, diese althergebrachte Angst, die Kirche einer gewissen Absolutheit zu entblößen und sie dem Verdacht der Reparaturbedürftigkeit auszusetzen, wirkt noch bis in unsere Zeit nach und ist noch ein vorreformerischer Rest. Ja, es ist vorgekommen, daß man kategorisch erklärte Uebelstände (von der Kirchenbehörde selbst dem Volk zur Abstellung vorgelegte) beibehalten hat, zum geringern Teil aus echter kindlicher Frömmigkeit, sondern aus Scheingründen und auch direkt gegen die eigene Ueberzeugung, der man privatim unverhohlen, ja mit einer gewissen satyrischen Schalkhaftigkeit Ausdruck gegeben hat. (Man vergleiche die vor Jahren vor das Volk gebrachte Frage des Wegfalls des Stephanstages in den Jahren, wo durch seine Feier drei Feiertage nacheinander eintreten würden, im Kanton Graubünden.)

**) Um ehrlich und rasch zu handeln und nicht durch das Anstehenlassen unehrlich zu werden, wenn auch der langsamere Weg der verstandes- und bildungsmäßigen Einsicht auch ein guter Weg sein mag.

zu werden vor sich selbst und vor Gott und schlecht zu werden vor den Augen der ganzen Welt und frommen Christenheit.*) Es hat sogar auch in solchen Dingen das Blut, das in den Adern fließt, die Naturstärke, die ungeschwächte physische Kraft etwas zu sagen und insofern hat es die Kirche unter anderm auch mit sehr natürlichen Faktoren und Stützen zu tun. Sie muß also auch mit dem Wagemut — und darnach richtet sich auch der Wahrheitsmut — eines jeweiligen Geschlechtes rechnen, und da ist sie in ihrem herkömmlichen Bestand um so sicherer, je zarter das Geschlecht ist und je weniger Luthernaturen es aufzuweisen hat. In diesem Sinne möchten wir bei dieser Gelegenheit auch gerade unsere Darstellung in unserer Besprechung von Pauli's „Kampf mit dem Amt" (Dezember-Heft 1911) korrigiert und modifiziert wissen, denn wir müssen hier sagen, daß diese Darstellung etwas mechanistisch starr uns hintennach erschienen.

Vorläufig besteht freilich die Verlegenheit nur für die vereinzelten Subjektivisten, die sich dadurch isoliert und aufs Trockene gesetzt haben, und die Kirche kommt in Deutschland z. B. (oder eigentlich nicht sie selber) nachgerade darauf, sich für solche Eventualitäten vorzusehen, weil man einsehen gelernt hat, daß es mit der Zeit allzu viele Köpfe geben könnte, in denen sich die Kirche anders malt als sonst in Menschenköpfen. Da ist man dann freilich froh, wenn unterdessen die Welt nicht einstürzt, weil sie von andern Atlassen getragen wird und man macht es mit sich selber aus, daß man sich selbst ausgeschaltet hat in den kirchlichen Müßiggang (oder wie die Welt auch etwa es einschätzt — als Rentier — oder gar Villenbesitzer.**)

Ich würde, wenn es von heute auf morgen mit der Kirche aus wäre, meine erste Hoffnung setzen auf das Beharrungsvermögen, im Volk das mir wenigstens Zeit ließe zur Orientierung und mich neu einzurichten. Dann aber würde mich der felsenfeste Glaube trösten, daß es neben und außer der Kirche noch einen selbständigen Menschenwert gebe, den die Kirche nicht erst als Fond anlegt, sondern der als schöpferische Anlage schon da ist und nur genährt werden muß, und daß das, was ihn nähren kann, nicht absolut und durchaus durch das geschehen muß, was spezifisch und formell kirchlich, liturgisch, sakramental ꝛc. ist. Ich hätte sogar Hoffnung auf Neuentdeckungen von ungeahnten Aussichten und Perspektiven, auf ungeahnte Möglichkeiten, Offenbarungen entweder eines eine kirchenlose Selbständigkeit ermöglichenden religiösen Grundprinzips der Menschennatur oder eines ganz neuen Erhaltungsprinzips des Guten in der Welt. Doch, ich höre tausend Einwände von Praktikern. Darauf kann ich nur erwidern: es käme aufs Probieren an! Wenn

*) Oder es geht den modernen Weg; denn eine langsame, etwas lahme Mauserung, mehr literarischen Charakters tritt zwar heute gerne an Stelle, wo früher religiöse Helden die Sache führten und es geht auch so, beweist aber, daß die Sache lange nicht mehr so unmittelbare Gewissenssache mehr ist.

**) Pauli bewohnt ja zufällig eine Villa.

es dann nicht ginge, wäre die Kirche rehabilitiert und stünde fester als je. Wie freilich ich mich persönlich und mit meinem Gewissen dazu stellte, könnte ich auch dann noch immer nicht voraussagen; denn es gibt keinen größern Steckkopf als das Gewissen. Was aber ein Luther sagen würde zu einer Schöpfungskrone einer Menschheit, die ohne Kirche und kirchliche Form zu Grunde ginge.*) Da mag ihm jeder selber einen Spruch in den Mund legen. Ich für mich glaube nämlich in erster Linie an einen Schöpfergott und an keinen Kirchengott, auch wegen Jesus nicht. Und bei Jesus kommen mir neben den kirchlichen Uniformitäten des Systems immer die von ihm bevorzugten kirchenlosen Leute in den Sinn, die keine oder eine von uns als wertlos oder sogar bedenklich angesehene „kirchliche" Tradition hatten und doch so sich auszeichneten und hervortaten vor andern durch besonderen, gottgefälligen Eigenwert, als ob Mächte an ihnen gearbeitet hätten, von denen noch niemand nichts weiß oder zu wissen scheint (Samariter, Weib von Kana, Hauptmann von Kapernaum, Zöllner und Sünder; ausgeschaltet). Mir scheint eben auch, daß selbst das System, so unentbehrlich es scheint, seine Nachteile hat und daß wir denn doch so arm daran nicht sind. Das System uniformiert und nivelliert und indem es uniformiert und nivelliert, nimmt es so viel, als es gibt. Dazu muß man, um das Gesetz des Ausgleichs würdigen zu können, Robertsons Predigt über Saat und Ernte lesen. Ich kann nicht ganz mit Rousseau gehen, bin auch der Kirche gegenüber, wie ich frischweg bekenne, in einem Punkte inkonsequent wie Rousseau mit seinem Findelhaus, aber mir kommt vor, als ob der Mensch zu viel behandelt würde wie die Stadtleute von den Aerzten,**) so daß eigentlich noch gar nicht erschienen ist, was wir sind oder sein könnten und daß viel mehr Ungeahntes da wäre als man jetzt sieht und merkt.

Ich möchte behaupten, daß der Mensch noch nicht entdeckt ist, wie das Kind erst jetzt im „Jahrhundert des Kindes" entdeckt werden will, nicht durch die Kirche, sondern durch die Experimental-Psychologie. Auf diesem Gebiet gehen jetzt der Menschheit die Augen auf darüber, was sie bis jetzt verfehlt, ja gepfuscht hat in Verkennung der eigentlichen Kindesnatur. Und die eigentliche Menschennatur und die Kirche? Bände wären auch darüber zu schreiben! Aber ein wenig Experimental-Psychologie wäre auch der Kirche zu wünschen. Vielleicht reformiert sich die Kirche auch einmal nach dieser Richtung der Vorsicht

---

*) Daß die Kirche vollständig bestehen könnte, wenn sie sich ganz verwandelte in einen Bund solcher Leute, die bloß mit Ernst und Eifer nach dem Reich der Reinheit und Güte streben" ... Rittelmayer-Nürnberg in seiner Predigt über Joh. 13, 34 und 35 (Thema: Wie sollen kirchliche Kämpfe geführt werden?), wegen deren er nicht bestätigt wurde.

**) Und es ist vielleicht heutzutage nicht mehr so stupend zu behaupten, daß es ohne diese Behandlung am Ende ebenso gut, wenn nicht besser, mit der Volksgesundheit stehen könnte.

und Zartheit gegenüber der Menschennatur. Ich bin vorsichtig, fast ängstlich geworden nur auf Grund meiner Kirchenschnitzer und würde jetzt ganz anders verfahren. Leid tut es mir der Kinder wegen, die unter meiner „Kirche“ gelitten haben und ich würde mutatis mutandis gern wieder gut machen, wenn sie noch einmal Kinder werden könnten und wenn die Welt nicht nur eine Türe hätte, die Türe des Systems.

Inkonsequent sind die Vertreter der Kirche aber in dem, was die Kultur betrifft. Sie reden von Kulturmenschen und sagen damit, daß die Kultur ein Faktor ist, der Menschen schaffen und bilden und vorwärts bringen, ja auf eine vielgerühmte Höhe bringen kann, ohne daß sie die Kirche herbeiziehen. Im Gegenteil, sie tadeln dann andererseits, daß der Kulturmensch Kirchenfeindschaft aufweise. Bei näherem Nachdenken ist es sogar lächerlich, wie geringe, banale Dinge an der Bildung des Menschen beteiligt sind.

Aber nun genug über diesen Punkt der Unerläßlichkeit der Kirche. Reden wir II. bei der von Liechtenhan abgelehnten Selbstgerechtigkeit, von welcher Pauli in seinem Buch spricht, über den Menschen, den die Kirche schafft. Die Kultur schafft Menschen, die Abstinenz bildet Menschen. Ich habe es in der Hand, meine Kinder sogar durch irgend ein Regime so oder anders werden zu lassen. Auch die Kirche schafft Menschen und nicht alle sind Gotteskinder. Es ist aber wohlverstanden, oft ein nicht beabsichtigtes, ungewolltes, von der Kirche selbst immer wieder bekämpftes Nebenprodukt*) der Kirche. Wir wollen es auch nicht Liechtenhan zum Trotz einfach wieder Selbstgerechtigkeit nennen, sondern etwas weiter ausholen, damit man Pauli verstehe, wie er darauf kam und damit man ersehe, daß es doch ein spezifisch kirchliches Gewächs ist. Wir wollen es den „Schaden Israels“ nennen. Es ist möglich, daß Pauli unter einem Idealisten das Bild einer idealen Reich-Gottes-Kirche, eines Zions auf Erden empfangen hat und dann als Aktiver im Amt auch in einer kirchlichen Mustergemeinde, oder gerade in einer solchen, jenes ganz andere Bild gewonnen hat, wie er es in seinem Buche zeigt. Die Idealisierung z. B. in Erziehung und Unterricht rächt sich später überhaupt manchmal grausam. Diese Rache ist aber die Rache der Wahrheit, die zu kurz gekommen ist; und mit der Idealisierung hat sich die Kirche mehr geschadet und Wahrheitsucher entfremdet als mit der schärfsten Kritik. Wäre Pauli von vornherein Stadtpfarrer**) geworden, er hätte der unangefochtenste Mann in Amt und Ehren bleiben können, aber kleine Verhältnisse machen scharfsichtig, und wenn noch die nicht allen eigene Gabe der Menschenkenntnis und Herzenskunde hinzukommt, kann es einem annähernd ergehen, wie es Jesus ergangen ist, der den Schaden Israels nicht von der Welt hergeleitet hat, wie sein Verhalten und seine

*) Auch andere Gemeinschaften, Zirkel 2c. zeigen gelegentlich dieses Nebenprodukt.

**) Daß es auch als solcher sogar anders werden kann, dafür haben die Leser einen Beweis in nächster Nähe.

Stellungnahme gelegentlich drastisch beweist. Mir scheint da ein Fehlgriff an der Natur des Menschenwesens begangen, etwas verdorben oder frühzeitig unterbunden, oder im Keime erstickt, oder von der gottgewollten zielstrebigen auf andere Behandlungsmethode angewiesenen Richtung abgelenkt worden zu sein, und so ist es zu einem verschlimmbesserten, in sich verärgerten Pfropf-Produkt gekommen, wie überall, wo man zu unzeitig die Natur beschneidet und künstliche Reduktionen anbringt. Ich habe Verdacht, als sei bei der Kirche ein wenig derjenige Schuld, der das bekämpft.*)

Der Pfarrer einer kirchlichen Gemeinde auf dem Lande, meinetwegen Pauli selbst, predigt scharf und oft und immer wieder und zieht los gegen Pharisäer und Schriftgelehrte und ihr sattsam bekanntes Wesen, auch gegen jene Gesinnung des Volkes, wie sie zum Gegensatz der „Gerechten" einerseits und der „Sünder und Zöllner" andererseits geführt hat, die mit Fingern deutet und die dem Pharisäergebet zu Grunde liegenden Empfindungen von sich selbst hat und unter welcher Jesus am schwersten gelitten hat. Er geißelt und verurteilt dieses Wesen scharf und tut es immer wieder aus einem gewissen Grunde. Warum? Es ist eben auch wieder da, dieses heillose Wesen und der Pfarrer spielt damit die ganz gleiche Rolle in der christlichen Kirche, die Jesus im Judentum gespielt hat. Was ist das für ein Geist? Ist er nicht unter dem Betrieb des „Guten und Bösen" vielmehr „der Guten und Bösen" geboren? als jüdischer Sauerteig des suggestierten Gutseins, verdorben und verirrt in falsche Vorstellungen?

*) Wir verweisen hier zurück auf das, was wir von der Entdeckung des Kindes und der Experimental-Psychologie gesagt haben und erinnern hier an die Verbrecher-Psychologie und fragen: Woher kommt hier das „Heil der Sünder" in Ablösung jüdisch-kirchlicher Verachtung und Verkennung, also das Christentum? Geht man hier ja doch besorglich weit in der Liebe und dem Verständnis für die Sünder; eine Liebe, vor welcher einem fast bange wird, wie man befürchten kann, daß aus der jetzt anhebenden liebe- und verständnisvollen Behandlung des Kindes nicht alles nur Gutes kommen könnte. Aber gleichwohl, das ist eine selbständig entstandene, auf dem Wege der Erkenntnis gewonnene Liebe, Sünderliebe, gewachsen vielleicht in einer Zeit, wo die Kirche das direkt entgegengesetzte Beispiel gegeben hat. Das Christentum scheint sich in solchen Erscheinungen selbständig „etabliert" zu haben als sozusagen Konkurrenzfirma der Menschheit zur Kirche. Mir aber ist bei solchen Wahrnehmungen immer eigentümlich zu Mute. Ein heiliger Schauer von Ahnung erfaßt mich, als ob da überhaupt ein heiliges göttliches Evolutionsprinzip der gottgeschaffenen Menschheit angenommen werden dürfte, das sich von Zeit zu Zeit in solchen Offenbarungen manifestiert und als ob Jesu Lehre oder dem Christentum Christi eine um zwei Jahrtausende antizipierte Erkenntnisgrundlage davon zugeschrieben werden dürfte. Demnach wäre das Christentum die volle Erkenntnis des Menschen und Jesus wäre auch in diesem erkenntnismäßig-wissenschaftlichen Sinne 19 Jahrhunderte lang nicht verstanden worden. Und erst so ginge ein Licht auf, aber das Licht der Erkenntnis nicht des Glaubens, über alles, was Jesus gesagt und Jesus könnte am Ende doch Recht behalten mit allem, was er gelehrt, auch mit dem, was bisher dem modernen Geschlecht in der Bergpredigt nicht recht liegen wollte, und auch die Kultur hätte neben allerlei Schlechtem Momente, die göttlich sind und die eine christliche Weltmission bedeuten. Daß übrigens Jesus den Menschen über alle Zeiten hinaus am besten verstanden hat, ist außer aller Frage.

Das System führt überhaupt suggestiv, nicht lehrhaft, zum selbstgerechten Gemeinschafts- und „Wir"-Bewußtsein, wie ja eine naive Selbstgerechtigkeit immer sich den Sekten anhängt und überall zu sagen scheint: „Wir sind es!" Daß solchen geschwächten Produkten gegenüber Nietzsche eben seinen Nietzsche-Menschen aufgestellt hat, kann ich von daher begreifen. Man muß sich Nietzsche eben auch von der Kirche Deutschlands aus zurechtlegen. Wenn nun die Kirche mit ihrem System diesen Systemsgeist pflanzt, so daß ihr Menschheits- und Volksprodukt schließlich ein solches ist, dann ist der Erfolg ein negativer und bedauernswerter; dann hat man dem Herrgott sein prachtvolles Werk verdorben. Das ist ungutes Wesen und ungute Gesinnung in frommem Gewande, dem gegenüber auch die „Welt" sich zeigen darf. Natürlich ist das nicht das von der Kirche erstrebte Ziel. Gut hat es die Kirche immer gemeint, gelegentlich herzensgut und seelengut, besonders in bescheidenen Stellungen, aber es ist ihr so geraten aus Verkennung des Naturgesetzes der Nebenprodukte, der suggestiven Werte und der Naivetät des Naturmenschen.*) Mit der Kultur und Bildung wird diese Gefahr immer ferner liegen und wir sind fest überzeugt, daß hier nichts verloren ginge, wenn an gewissen kirchlichen „Herden" die Kirche für einige Zeit aussetzte und die Kultur besorgen ließe, was sie vergeblich bekämpft oder bestärkt, indem sie es bekämpft. Die Kultur hat fluchwürdige Seiten und die Bildung nimmt dem Menschen auch wertvolle Dinge, aber das kann die Kultur, diesen Geist töten, töten, wenn sie es zu weit treibt, bis zum Indifferentismus.

Die Kirche in ihrer Einseitigkeit hat vergessen, daß es noch andere außerkirchliche Mittel gibt als die ihrer Apotheke zur Menschheits-Behandlung und die ganze Welt ist Gottes?**) Das Naturgesetz und die Psychologie des gewöhnlichen Lebens hört bei der Kirche nicht auf und macht nicht Halt an ihren Grenzpfählen. Auch die Kirche erzeugt ein spezifisches Blut und darf deshalb auch etwa Serum-Therapie treiben. Es geht alles natürlich aber manchmal sehr mittelbar und indirekt zu auf dieser Welt und die Physik spielt z. B. in der Erziehung eine große Rolle in Widerständen und Reaktionen, auch die Chemie in Sättigungen, Infizierungen und Verbindungen. Dieses Naturgesetz in der Geisteswelt hat die Kirche verkannt und damit einen schwer wiegenden Fehler begangen. Wir klagen sie deswegen nicht an; steckten wir doch selber tief genug darin; und möglicherweise ist uns das Licht darüber auch erst aufgegangen als uns das Licht über uns selber und unsere eigenen Fehler, Thorheiten und Mißgriffe oder pädagogischen Kirchenschnitzer aufging. Doch sagt Liechtenhan, daß das nur eine große Gefahr, aber keine Notwendigkeit sei. Das ist mir auch recht. Verkehrt gemacht und pädagogisch gepfuscht

*) Der die Sache leicht gefährlich-falsch versteht.

**) Aber sie ist gemischt und der Mensch muß das Gute darin finden und es hernehmen, wo er es bekommt. Schlecht ist eine Sache nicht, weil sie weltlich ist, sondern wo ein unguter Geist hineinkommt und der kommt überall hinein.

ist hier entsetzlich viel worden, so daß der Schaden ein grandioser ist. Aber woher kommt die sich anbahnende bessere Erkenntnis, die hier fast alles sagt? Ist sie kirchlichen Ursprungs? Also hier kam das Heil nicht aus Israel, sondern von der „Welt" und ihrer Wissenschaft. Es wird auch besser hierin; man hat gelernt.

IV. Gegen Liechtenhans Ausführungen über das Pfarrerproblem läßt sich gerechterweise nichts einwenden. Krisen hat jedes Gebilde und sie stehen der Kirche auch nicht so schlecht an. Es sind ja meistens auch nur Durchgangs- und Uebergangsepochen zum Bessern. Freilich, warum die Kirche in die gegenwärtige Kulturklemme geraten ist, das ist nicht umsonst. Die Zeit ist hier ein gerechter Richter und da hat sich die nun zum Teil glücklich aufgegebene Infallibilitäts- und Widerstandspolitik gerächt.

V. Nun aber möchten wir noch Einiges mitgehen lassen frei von Liechtenhans Gedankengängen.

Wir konstatieren: Es ist die Aufgabe und Berufung Liechtenhans, die Lichtseiten der Kirche zur Sprache zu bringen und hier ist es unsere Aufgabe, die Kehrseite der Münze zu zeigen. Aber es ist eine grandiose Verkennung des Wertes der Kritik, wenn man in ihr nur eine negative Mission erblickt. Die Kritik ist eminent positiv und hat den Zweck der Förderung so gut als die Anerkennung. Wir haben folgende Vorstellungen von der Sache erhalten. Die Kirche ist in den Auswüchsen ihres Geistes eine direkte Fortsetzung des Judentums und hat durch ihren Systemsbetrieb das Spezifikum des jüdischen Geistes in der Menschheit direkt auf die Christenheit übertragen. Der religiöse Betrieb und die kirchliche Redseligkeit zeugt von einer starken Verkennung der Natur und des Wesens des Religiösen. Das Religiöse erfordert als reine Sache des ehrfürchtigen Eindrucks absolut die Aktuellität, die pädagogische Zeitgemäßheit und Angebrachtheit und eine relative Seltenheit und Schweigsamkeit. Am allerwenigsten darf das Religiöse demonstrativ behandelt werden. Das religiös demonstrierte Dozententum ist eine Antizipation und Autosuggestion der sittlichen Tat und damit der direkte Weg zu dem gerügten Geist und der abgelehnten Gesinnung. Was speziell die Pflanzung des Gottesglaubens und der Gottesfurcht betrifft, so spricht schon der Hinweis auf die Behandlung des einschlägigen Katechismusstückes in den Jahrzehnten des letzten Jahrhunderts und auf die Gott suchende Menschheit der Gegenwart deutlich genug. Warum sucht gerade*) die Zeit mit solcher Sehnsucht Gott, deren

*) Ja, diese Gottesapplikation hat ungezählte Selbstmorde auf dem Gewissen. Mit der Vermittlung des Gottesglaubens ist es überhaupt kaum eine so einfache lediglich lehrhafte Sache. Jedenfalls war die nun glücklich verlassene Methode der Kirche des neunzehnten Jahrhunderts, die der alttestamentlichen Strenge und Richterlichkeit die gerade dafür tödliche Luft. Jeder deduzierte Gottesbegriff ist in den Wind geredet, wenn und wo er nicht zu spüren ist. Darum haben die sozialen Zustände eine so ungeheure primäre Bedeutung für den Gottesglauben und die Gottesvorstellung, daß daneben alles andere zu kurz kommt.

HOLBROOK LIBRARY
PACIFIC SCHOOL
OF RELIGION

Kindesalter damals mit solchem Hochdruck der Gottesglaube appliziert wurde und die man so mit dem Schreckgespenst des Atheismus traktiert hat? Die „Naturgeschichte" Gottes hat mehr Seelen diesen Gott verleidet,*) als derer sind, die ihn dadurch gefunden haben und insofern hat die Kirche die traurige Mission (wir sagen es als Anwalt der Menschheit) erfüllt, dem Atheismus direkt in die Hände zu arbeiten. Aber freilich die Armut hat auch ihren Segen; sie macht hungrig und insofern mußten auch hier alle Dinge zum Besten dienen.

Unser Geschlecht hat Hunger bekommen, den Hunger nach Gott durch die Kirche! Es ist gewißlich wahr! Neben diesem Hunger aber ein anderer, ganz anderer Art, der Hunger nach Geld, eine infernalische Mammonssucht, fast unheimlich. Hat das auch die Kirche auf dem Gewissen? Was kann sie dafür? Sie hat ja ebenso mit Hochdruck den Reich-Gottes-Sinn gepflanzt. Sie hat also in beiden Fällen das direkte Gegenteil erreicht und deshalb wird sie auch in Mißkredit gekommen sein. Aber wie so das? Etwa durch gegenteiliges Verhalten und gegenteilige Stellungnahme? Das Letztere wirft man ihr in Bezug auf den Kapitalismus ja vor und darum gibt es heute soziale Pfarrer. Ein Stück Schuldbekenntnis legt die Kirche damit ab, daß sie gerade in diesem Punkte einlenkt. Aber ob sie in diesen Punkten auch die absolute Wirkungslosigkeit ihres Wortes zugibt? Das war aber das Dozententum**) und die Paräneſe, in der sie sich so wohlgefiel. Der Mangel an Gewissen straft sich auch an der Kirche und darin liegt die Erklärung, daß es Propheten gibt neben der Kirche, Jesus war auch ein Prophet neben der Kirche. Der Umgang mit dem Gewissen macht aber schweigsam und darum hätte die Kirche mehr geredet und mehr gewirkt mit solchem Schweigen. Die religiöse Schwatzhaftigkeit der Kirche ist ihr schlechtes Gewissen. Von daher ein Weiteres: Es gibt keinen größern Feind wahrer Gottesfurcht als die religiöse Schwatzhaftigkeit. Man denke an die Parallelen in der Erziehung (bei einer Mutter, deren Mund ein frommes Mühlwerk ist). Und ein solches Kind ist unser Geschlecht in anderer (dritter) Vertretung. Man hat das Herz leer gepredigt von Gottesfurcht und die Mimose der Menschenseele verletzt.

Jetzt ist der Schaden da und die Kirche pausiert deshalb auch in der Gotteslehre alter Methode, lenkt sozial ein und macht Konzessionen und lernt, wie man zu Gott erzieht, weil sie Gewissen bekommen hat. Sie hat in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten unendlich viel gelernt. Es kommt also manchmal zur Abwechslung auch etwa die Reihe an sie, und die nächste Fakultät, die peccavi zu singen, zu büßen und zu lernen hat, steht schon vor der Tür. Wir wollen da deshalb gar nicht einseitig anklagen. Es kommt etwa einmal an

*) „Religion erleben die wenigsten Gegenwartsmenschen in dem Dogma der „Religion" der Kirchen" (Baars, „Deutsches Protestantenblatt", Nr. 51, 1912).

**) Das religiös pronouncierte; es ist nicht gleich welches, ob dieses oder das wissenschaftliche, der Eindruck ist ein ganz verschiedener.

jede Fakultät das Gericht, ihr Gericht und dieses andere ist schon da im Stillen und noch Unanerkannten. Nach zehn bis zwanzig Jahren, wenn wir noch leben, kann man uns darnach fragen. Die Kirche ist hier dank der Theologie mit ihrem modernen erfreulichen Wahrheitssinn (das Beste am modernen Wesen ist nämlich der prachtvolle Wahrheitssinn) im Gegenteil voran. Uns scheint aber, daß der Wahrheitssinn, der alles zeitgemäß korrigiert und reguliert, von der Wissenschaft kommt und ein eminent religiöses Gemeingut der Menschheit ist, das sich von einem Geist herleitet, der an der Menschheit arbeitet, wortlos und angeboren. Meinetwegen nenne ihn das Gewissen, aber du magst ihn religiös kultivieren oder nicht, er ist da und hat nach unserer Erfahrung keine Mutter, wenn auch natürlich als sozusagen ewiger Menschheitsgeist eine Tradition. Umso höher schätzen wir die Menschheit als Schöpfung eines wunderbaren schöpferischen Etwas ein, das man Gott nennt, das aber durch einen viel zu viel wissenden Mißbrauch dieses Namens und allzu freien Umgang damit in Mißkredit gekommen und zu gewöhnlich geworden ist. Wer mit ursprünglicher Stärke und in ursprünglicher Tiefe durchdrungen ist von diesem allerheiligsten Etwas, dem legt sich eine Hand auf den Mund.

In mittelbarem Zusammenhang damit steht: VIII. Kirche und moderner Mensch. Es gab einen Rationalismus im achtzehnten Jahrhundert. Es gibt auch einen Rationalismus des modernen Menschen, und das ist ein ganz ruhig und mit gutem Gewissen bezeugtes natürlich-nüchternes ablehnendes Verhalten gegenüber der Kirche, das zu sagen scheint: „Macht keine Geschichten!" Die Kirche hat das unangenehme, manchmal peinliche Gefühl davon, aber sie legt es anders aus und sucht den Fehler auf der Seite der „Welt". Das ist nach ihrer Meinung wenigstens noch nicht lange her, eben die religionsfeindliche „Welt" gewesen. Aber ich glaube, man tut der Welt hier, wie auch sonst etwa, ein wenig Unrecht, es ist mehr eine gewisse Empfindung, als ob sich gegenüber dem Religiösen mehr schweigende Ehrfurcht und sparsamer Gebrauch gebühre und als ob die Kirche hierin übertreibe. Und eine gewisse Vernünftigkeit kann man diesem ablehnend scheinenden Verhalten nicht absprechen. Das ist der Rationalismus des modernen Menschen, der wohl auch wieder mehr ein Produkt der hinter uns liegenden Kirchenperiode als der modernen Kirche ist. Der gleiche Unterschied und Gegensatz begegnet uns noch vielfach im Leben in Gemeinschaften, Wohlfahrts-, Erziehungs- und Lehranstalten und Familien. Hier wie dort sonst alles gleich, gleiche Leitung, gleiche Pflichterfüllung, Methode, Auffassung der Sache, nur bei den einen das religiöse Drum und Dran des Gebetes, der Gottseligkeit, der Gotteshilfe, des göttlichen Segens und Leitung, während die weltliche Anstalt mit dem Schein einer gewissen Selbstverständlichkeit das Gleiche auch besorgt nur ohne diese religiöse Aeußerlichkeit, aber dabei freilich den unverdienten Makel der Weltlichkeit trägt. Das ist eben wieder der zarte Punkt des Religiösen,

das nicht oben auf liegen darf, wie der Rahm auf der Milch. Wir sagen nicht, daß die Welt etwa erst recht religiös sei, weil sie das Religiöse nicht zeige, aber man darf sie auch nicht disqualifizieren, wenn sie diesen religiösen Rationalismus an den Tag legt. Er hat etwas Ehrfurchtsvolles an sich. Man könnte da auch von Familien sprechen, „weltlichen" und „christlichen", wo es die Sprache macht und nicht macht und weiter nichts. Das eigentliche wahre Sein ist immer bescheiden gewesen und deshalb immer auch verkannt worden. Davon hat die Kirche viel verschuldet, aber sie ist ja die eigentliche Religionsanstalt und das ist der Kardinalpunkt, woran wir uns stoßen; gewiß nicht aus Irreligiosität! — Diesem Rationalismus aber macht die heutige Kirche schon insofern Konzessionen als sie ihn sich würdiger zu erklären bemüht, selbst auch menschlicher fühlt und das ist schon ein Schritt auf dem Weg, den wir meinen.

IX. Im Weitern ist es aber notwendig, auch auf dem Gebiet der Kirche das Zugeständnis eines auf allen Gebieten unausbleiblich sich geltend machenden Naturgesetzes zu machen. Es ist das Gesetz der Ermüdung oder das Naturgesetz der Pause. Alles ist wandelbar, die Menschheit wandelt sich, die Bildung schreitet vorwärts, der Kulturstand hebt sich. Was eine Zeitlang zeitgemäß war veraltet, verliert und „zieht nicht mehr". Es ist wie mit den physiologischen Gesetzen der Menschennatur. Ein Mittel wirkt eine zeitlang vortrefflich und mit anfänglicher Energie auf den Organismus oder die Zelle ein. Bei längerer Fortsetzung läßt es nach und schließlich ist es indifferent und wirkungslos. Der genau beobachtende Arzt unterbricht die Behandlung damit und löst das Mittel ab. Nach einiger Zeit setzt er wieder ein damit oder läßt es je nach Befund ganz fallen. Manchmal aber ist eine Pausierung allein schon eine hinreichende Erneuerung und Verjüngung der Wirksamkeit. Auf dem Gebiet der Kirche, wo die Angelegenheit im Grunde noch heikler sein sollte, wäre es nun in erster Linie angezeigt, schon den leisesten Andeutungen des Gesetzes der Ermüdung und der Pause Folge zu geben und keine Anachronismen nachzuschleppen.

Denn schließlich muß es doch und wird es auch als unpassende Unehrlichkeit herauskommen, wenn man diese Einsicht nicht ehrlich zugibt, daß dies oder jenes seine Zeit nun einmal gehabt hat. In aeternum kann es auch bei der Kirche nicht gehen. Weisen wir doch selber auf die unfruchtbare Stagnation der orientalischen Kirche hin und werfen ihr das Verharren vor. Es würden aber bei genauer und gewissenhafterer Achtgebung und Revision mehr als ein Stück auch unseres abendländischen und heutigen Kircheninventars entweder als ganz überwundener Standpunkt oder als revisionsbedürftig oder ersatzbedürftig sich erweisen. Ja, wenn man an die in der Besprechung vom „Kampf mit dem Amt" erwähnten Ungereimtheiten unseres Uebergangskirchentums denkt, kommt es einem fast unreell vor, wie da Altes und Neues, alte Formen und neue und neueste Ansichten

sich vertragen, vertragen müssen. Eine bewußte Stellungnahme auch mit dem Gewissen dazu scheint uns hier das erste Erfordernis unserer Zustände wie unserer Zeit zu sein nnd wenn es dann sein müßte, der Mut, die Konsequenz daraus zu ziehen und mit dem Unhaltbaren „abzufahren", treu und ehrlich. Von den persönlichen, subjektiven Unlauterkeiten, wie sie meiner Vorstellung nach im jetzigen Deutschland in so manches deutschen Pfarrers geheimen Herzensschrank verborgen gehalten werden bei Apostolikum und dem und diesem zu reden verbietet uns die Einsicht der mangelnden Mission in diesen Zeilen sowohl als die Schonung und die bloße Vermutung der Sache. Aber je länger solche Stauungen hingehen, desto größer wird die Verantwortung und desto eruptiver wird die Wirkung für die Kirche. Da könnte man daher auch von einer Abstellung der „Mißbräuche" reden wie bei der Reformation, wenn sie auch zeitgemäß feiner und „zivilisierter" sind. Und dann käme in Betracht, daß etwas trotz allem Berechtigtes aber in Mißkredit Gekommenes oder vorübergehend unwirksam oder unwahr Gewordenes ehrlich als solches zugegeben und suspendiert würde bis wieder seine Zeit gekommen ist resp. allfällige Gegensätze sich ausgeglichen, Zeitanschauungen sich gewandelt haben ꝛc. Denn rechnen muß man auch in der Kirche mit den Verhältnissen, wenn man auch nicht Menschendiener im übeln Sinn sein will. Endlich und schließlich noch der intimste Punkt unserer Stellung zur Kirche:

X. Jesus und die Kirche. Für Liebhabereien ist das Evangelium nicht da, aber gelegentlich wäre es doch bequem, wenn man etwas ganz Sicheres für Kasuistik darin fände. So wäre es z. B. für Leute, die noch Milch brauchen d. h. noch nicht fest genug sind in der Selbstorientierung in der Sonntagsheiligung wertvoll, wenn sie dort ganz bestimmte Anhaltspunkte fänden. So wenn es sich bei Jesu Stellungnahme zum Sabbath nicht gerade um ein für die ganze abendländische Christenheit außer Betracht fallendes Ding oder Adiapheron gehandelt hätte, wie es das Aehrenausraufen ist, sondern um eine echte Sonntagsarbeit, wie z. B. Heuen ꝛc. Denn Leute, die es nicht dem Sinn und „dem Verstand nach" nehmen können, sind auf solches angewiesen.

Etwas Aehnliches, wenn auch auf höherer Stufe, ist es mit Jesu Stellungnahme zur Kirche. Wir halten nämlich dafür, daß mit seinem ihm beigebrachten Namen als „Stifter der christlichen Kirche" über die Stellungnahme des Menschen Jesus von Nazareth noch nichts ausgesagt ist. Darum wäre es wünschenswert, wenn Jesus einmal direkt und zur Entscheidung drängend vor den Fall gestellt worden wäre, seine Ansicht und sein Urteil abzugeben über den Kultus. So aber ist man angewiesen, Schlüsse aus seinem ganzen Verhalten zu ziehen und sich zu fragen: Was macht mir die Person Jesu, seine Individualität, sein Charakterbild für einen Eindruck, wenn ich ihn dem Kultischen gegenüberstelle? Also bloß um einen Eindruck kann es sich handeln und das ist ein Wink, von diesem Gesichtspunkt

aus bescheiden zu sein und zu bleiben und nicht zu viel zu behaupten. Bei all dieser Selbstbescheidung aber oder gerade bei ihr vernehmen wir immer wieder die Stimme eines guten Gewissens, die in diesem Falle die der Ueberzeugung ist, daß in Jesus und an Jesus etwas gewesen ist, was die Herleitung der christlichen Kirche von ihm nicht rechtfertigt. Daß gelegentlich eine vom Gebiet des Kultus entlehnte Terminologie vorkommt, beweist auch abgesehen von textkritischen Fragen nichts. Ich kann mich kirchlich ausdrücken ohne kirchlich zu sein und Entlehnungen machen aus beliebigen Sprachgebieten. Der Sinn des Ganzen, der Eindruck ist hier maßgebend. So kann man ja z. B. die Tempelreinigung für kultisches Gerichtetsein Jesu verwenden, ja von da allein aus Jesus sogar für einen Kircheneiferer ansehen, aber wenn man „Bethäuser", wie er den Tempel nennt (mit Jes. 56, 7) errichtet und ihre Vorhöfe zu Krämerbuden macht, so hat das mit dem abstrakt religiösen Gefühl mehr zu tun als mit der Kirchenfrage, und ich kann mich dann auch entrüsten, vielleicht noch mehr als ein Anwalt der Kirche und zwar gerade im Namen der Religion und der Wahrhaftigkeit und Heiligkeit, wobei über meine prinzipielle Stellungnahme noch gar nichts gesagt ist. Ob nun Jesus direkt abweichender Ansicht war, kann vielleicht niemand wissen. Das ist unbestreitbar: Er nahm die Kultusstätten gegen die widerspruchsvolle Gesinnung in Schutz; und auch wo er über die Vertreter des Kultus seine Entrüstung äußert, ist gegen die Sache selber nichts gesagt, sondern nur wieder der Gegensatz der Gesinnung gestraft. Das ganze Verhalten und die Resultante aus allem läßt eher schließen auf eine gewisse Erhabenheit und erhabene Emanzipation von der Sache. Daß er die Kirche deswegen nur „für das Volk gut genug" gehalten hätte, hat deshalb niemand das Recht zu behaupten, oder uns entgegenzuhalten, denn aus dem Ganzen seines Benehmens scheint eher hervorzugehen, daß er einen zu großen Abstand zwischen dem kultisch vertretenen Heiligen und dem profanen menschlichen Sein empfunden hat und deshalb einen zu kleinen Abstand im Verhalten.

Seine immer wiederholte Betonung, Hervorhebung und Scheltung des Gegensatzes zwischen Kultus und Gesinnung, Opfer und Gehorsam scheint uns ein Fingerzeig dafür zu sein, daß Jesus „unter solchen Umständen" gegen eine auf ihn gegründete und zurückgeführte Kirche sich ausgesprochen hätte.

Das ist frappant, aber hier geht es uns wie Luther: Hier stehen wir, wir können nicht anders — und zwar mehr fühlen als beweisen, womit wir immer noch jedem eine andere Auslegung und Erklärung des Eindrucks Jesu zugestehen. Aber das ist unser punctum saliens und wer darnach die in der Besprechung von Pauli's „Kampf mit dem Amt" behauptete Kirchenfeindschaft Jesu modifizieren will, tut recht daran, denn die dortige Ausdrucksweise war vielleicht ein wenig zu stark zugespitzt und will nach obigen Ausführungen verstanden sein.

Beim Christentum im wahren Sinne des Wortes aber tut das

lange nicht so viel zur Sache als man auf den ersten Blick fürchten möchte, denn das Christentum im Sinn und Geist Jesu ist das unentbehrliche und unerläßliche Wahrheitsprinzip der Menschheit und Erhaltungsprinzip der Welt! Es gibt nichts Selbstverständlicheres als das Christentum!

P. Hitz.

Karl Knies.

Ein Leben.

„Ein arger Baum kann nicht gute Früchte bringen."

I.

Er war das Kind einer unglückseligen Stunde. Sein Vater war ein loser Geselle. Er war Taglöhner in der Großstadt. Sie legten gerade Straßenbahnschienen. Da, als sie beim Frühstück an der Mauer des herrschaftlichen Hauses saßen, foppte ihn einer vor allen: „Du hast auch nie deinen Vater gekannt." Jähzornig war er. Taugte er auch nichts, so brauste doch etwas wie Ehre in ihm auf: „Du Hund —", da packte er ihn schon und schlug ihn gegen die harte Mauer. Augenblicklich rann dem andern das helle rote Blut von der Stirne. Die andern sprangen herzu. Ein Menschenauflauf entstand. Ein Polizist erschien. Auf der Wache ward er verhört. Dann ging es seinen Gang. Zwei Jahre saß er im Gefängnis. Er kam wieder heraus und fand wieder Arbeit.

Es war Sommer und Kirchweih. Er hatte Groschen in der Tasche und war noch jung. In der „Lilie" wimmerten die schlechtgespielten Geigen. Zum hundertsten und aberhundertsten Mal spielten die knochigen Finger der Musikanten in ihren geflickten Kleidern die „Donauwellen". Auf dem sandbestreuten Boden schlürften die Paare, Dienstmädchen, Burschen, junge Arbeiter, wie sie draußen in der Vorstadt wohnten, wo, wie die besseren Leute sagten, das „Gesindel" wohnt oder die Sozialdemokraten. Die Marie aus Bayern, ein Mädchen, das schon in mancher Stelle gewesen, erst anderthalb Jahre, dann nur noch elf Monate, dann sieben, zuletzt brachte sie es nur auf vier Wochen, ließ er nicht mehr los. Einen Tanz um den andern mit ihr. Sie ließ sichs gefallen, daß er sie fest umfaßte. Was hatte sie in der Welt zu gewinnen und zu verlieren? Das alte bayrische Dorf lag längst dahinten samt seiner Messe und den alten Eltern, den dummen Bauern, die nie eine Stadt gesehen. Vor ein paar Jahren war sie gekommen und wollte verdienen und wollte den alten Eltern vom Ersparten schicken. Wie hatte sie einst den Finger gestreckt, als der Lehrer beim Abschied sie alle fragte: „Und wer von euch wird seine alten Eltern nicht mehr bis in ihre letzten Tage schaffen lassen?"

In der ersten Stelle hatte sie der Hausfrau noch zaghaft, aber doch bestimmt erklärt: „am Sonntag müsse sie in die Frühkirche.“ Aber in der Stadt geht man nicht mehr in die Kirche. Sie ließ es bald auch. Seitdem hatte sie manches angesehen und mancher hatte sie angefaßt. Erst war sie erschrocken, dann fühlte sie sich wie geehrt, zuletzt suchte sie es fast. Sie sträubte sich gar nicht, als er immer mit ihr tanzte und ein Glas nach dem andern mit ihr trank und immer zudringlicher wurde. Die Geigen wimmerten wieder, er zog sie aus dem Saal auf einen dunkeln Gang hinaus. . . . . .

Sehr spät war sie heimgekommen. Wie träumend schlich sie am nächsten Morgen umher. Sie verschlief um fast eine Stunde. So zornig wie an diesem Morgen war die „Herrschaft“ aber auch noch nie. „Marie in vierzehn Tagen können Sie gehen.“ Sie war wieder auf der Straße. Es fehlte nicht viel, daß sie auf der Straße blieb. Aber sie fand sich wieder notdürftig durch. Dazu sah sie bald die Zeit kommen, daß sie ein Kind an ihrer Brust hätte. Das machte sie ernster.

Der Taglöhner schaffte und trank. Die Marie traf ihn dann und wann. Und er hatte soviel Ehr im Leib, daß er nicht von ihr lassen wollte. Er ging mit ihr sogar zum Standesamt, als sie wieder auf war. Jetzt wohnten sie in einem Hinterhaus im vierten Stock links an der langen Landstraße, die durch die Vorstadt führte. Karl riefen sie das Kind.

Es blieb nicht allein; Jahr um Jahr stellten sie sich ein, es wurden ihrer dreizehn in den Jahren, aber vier waren nur noch am Leben, als Karl aus der Schule kommen sollte. Der Taglöhner kam selten ganz nüchtern nach Hause. Manchesmal hat er sie geschlagen im Jähzorn. Am dreijährigen Töchterchen wollte er sich selbst vergreifen, als sie sich dazwischenwarf. Die Leute drüber und drunter hielten die Ohren an die Wände und horchten durch den Spalt der Gangtüre auf „den Spektakel“. Bald klirrte das Glas von seinem Erinnerungsbild aus der Militärzeit auf die Erde, als er den Stuhl gegen die Marie warf und die Wand traf, bald zerbrach er ihr einziges kleines Marienbild aus Porzellan, das sie auf ein Brettchen in die Ecke gestellt hatte, die letzte Erinnerung an das Heimatdorf. Aber er hatte auch lichte Augenblicke. Als die Schulkinder einen Spaziergang machten, sagte er ihr: „Marie, geh mit, kommst doch nie vor die Tür.“ Von seinem Lohn sah sie selten viel. Sie schaffte von morgens bis abends in der Markthalle und half Körbe tragen und aufsetzen; derweilen starben zu Hause die Kinder, eins nach dem andern. Das Laufen aufs Standes- und Friedhofsamt war sie fast schon gewohnt, nur gab es jedesmal dabei Lohnausfall. Brechdurchfall und Masern und Gehirntuberkulose und was alles der Krankenkassenarzt noch, stets kurz angebunden, in seinen Bart murmelte, hatte die Kinder dahingerafft. Wenn sie einmal einen Augenblick allein war, sah sie an die Decke und dachte, der Herrgott hat sie wieder zu

sich genommen. Einmal hatte sie sogar einen lutherischen Pfarrer geholt bei dem dreijährigen; er hatte mit seiner milden Stimme zuversichtlich am Grabe gesprochen: „Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt." Das kam wenigstens fünfmal. Dann hatte sie bitter geschluchzt: „ach Fritzi, nur einmal noch." Aber grausam fielen die Erdschollen hinunter und die Totengräber warteten schon ungeduldig, das Grab zuzuschaufeln.

Dann kam eine Zeit, da warf sie der Hausherr aus der Wohnung hinaus, weil sie nicht zahlten. Sie hatte noch immer selbst die Miete herbeigeschafft, aber diesmal war gerade wieder ein Kind krank an Brechdurchfall und sie gab ihre letzten Pfennige für die teure Milch, die noch teurer war, als es sieben Wochen nicht regnete und sie froh war, für gute Worte und teures Geld sie überhaupt zu bekommen. Sie mußten in die Altstadt ziehen. In einer der alten rumpeligen Gassen, für die die Historiker und Archäologen einen kleinen Finger gäben, damit sie nicht durchgebrochen würden, fand sie endlich eine „Wohnung", eine dumpfige rußige Stube mit einem Vorraum als Küche. Der Herd bestand aus ein paar alten Steinen. Der Wasserhahn war drunten auf der Treppe. Das Fenster so klein, daß man nicht viel mehr als den Kopf ordentlich hindurchbrachte. Ein altes Fensterbänkel draußen, das vielleicht einmal Blumentöpfe gesehen hatte. Von Tapete hie und da Spuren hoch oben und in den Ecken. Die Aussicht ging auf lauter kleine Dächer und Kamine, die tagsüber rauchten. Das Fenster konnte man also nie öffnen. Da hinein stellte sie das Bett, das sie noch hatte, worin sie schlief mit den zwei Kleinsten und ihrem Mann, wenn er nach Hause kam. Karl, er war zwölf, schlief auf dem „Sofa" drüben an der Wand mit der sechsjährigen Schwester. Es war ein Holzgestell mit Resten von Kissen und einer Matratze. Sie hatte noch einen Tisch und zwei zerbrochene Stühle. Karl schnitt aus einer alten Zeitung Bilder von Zeppelin und Lord Roberts und klebte sie an die Wand. In der Markthalle nahm sie selbst ein Geranium mit, das in einer Ecke stehen gelassen worden war und stellte es vors Fenster. Es leuchtete wirklich freundlich-rot in dieses graue Elend hinein.

Bald kam der Mann überhaupt nicht mehr nach Hause. In dieses „Lumpenloch" könne man keinen Hund hetzen, sagte er. Vom Lohn gab er jetzt gar nichts mehr. Eines Tags hörte sie, er lebe in Erlenhausen draußen und treibe sich mit Dirnen viel umher. In derselben Zeit kam über die Marie noch ein schweres Unterleibsleiden; sie hatte sich wieder nicht geschont, als wieder ein Kleinstes in der Stube schrie. Schon am dritten Tag hob sie die schwersten Marktkörbe. Sie zwang sich, obwohl es ihr vor den Augen schwindelte. Zahlen konnte sie jetzt nichts mehr. Nachbarsleute schenkten dem Karl hie und da zwanzig Pfennige, wann er ihnen einen Gang tat. Aber das tat er nicht oft. Er trieb sich lieber am Hafen umher und schaute der großen Baggermaschine zu. Einmal stahl er dort auch Eisen, ver-

handelte es und kaufte sich Zigaretten, die er drunten im Hof rauchte, während droben die Mutter fast im Sterben lag.

Jetzt legte sich die städtische Armenpflege ins Mittel, als der Hauswirt sie krank und obdachlos auf die Straße setzte. In einem großen Saal wurden sie einquartiert hinter der alten Brücke. Es war ein ehemaliges Ordenshaus. Jetzt lagen darin die berittene Schutzmannschaft und die Obdachlosen. Saubere Schwestern und Mädchen gingen ab und zu. Es wahr etwas Wohltuendes in ihrem Wesen. Aber es war schwer Ordnung zu halten auch im Frauensaal zwischen den hundertundachtzig Betten und den vielen Kindern, die da an langen Tischen im Dämmerlicht hockten und ihre Rechenaufgaben schrieben. Und wenn sie falsch waren, setzte es Hiebe in der Schule, denn welcher Lehrer wußte, wo sie gemacht waren!

Die städtische Armenpflege spürte den Mann auf und zwang ihn, wöchentlich acht Mark für die Frau und die fünf Kinder zu zahlen. Ja eines Tags erschien eine Dame in Schwarz und mietete der Marie eine Mansardenwohnung, sie gab ihr sogar Wäsche für das Kleinste und zuletzt noch einen Stoß vom „guten Hirten", einem pietistischen Sonntagsblatt. Sie kam der Marie vor wie ein Heiland. Ein Pfarrer war noch nie bei ihr gewesen. Gott, wie sollte er sie auch kennen! Sie wußte noch nicht einmal, ob eigentlich alle lebenden oder gestorbenen Kinder auch getauft waren. In ihrer Jugend hatte sie zwar gelernt, Ungetaufte kämen in die Hölle. Aber sie konnte das doch nicht recht glauben. Was hatten sie verbrochen, die armen Würmer? Aber die Erbsünde! fiel ihr ein. Erbsünde? Sie dachte nach. Sie wußte nicht mehr recht, was es bedeutete. Aber sie fühlte so, es müsse doch eine schreckliche Wahrheit sein.

Die Marie war wieder aufgekommen. Sie wohnte jetzt im Dachstock, den die Dame in Schwarz ihr gemietet hatte, wieder in der Vorstadt, wo die Sozialdemokraten wohnen. Sogar ihr Mann erschien und entschloß sich, wieder bei ihr zu bleiben. Sie ließ es zu, ja sie freute sich sogar. Sie hatte ihn doch vermißt. Ein paar Tage trank er nicht. Er sehnte sich wieder nach so etwas wie Häuslichkeit.

II.

Maries ganze Hoffnung war ihr Karl. Er war dreizehn. Ostern sollte er aus der Schule kommen und konfirmiert werden, dann konnte er mitverdienen, und alles würde besser werden. Karl war ihre ganze und einzige Hoffnung. Aber was hatte Karl für ein Leben hinter sich! Das Kind trat ins Leben, als beide Eltern ihrer Sinne nicht mächtig waren. Eine ganze Alkoholahnenlinie zog sich wie eine giftige Schlange auf ihn zu und schlang sich um seine Wiege, noch ehe er geboren war. Und wieder, als er geboren war, kroch sie aus ihrem dunkeln Winkel, immer wieder und manchem seiner Geschwister hatte sie schon den Todesbiß gegeben. Der alte Pfarrer hatte zwar am Grab des einen Kindes zuversichtlich gesagt, nachdem er müde am Abend

vorher in einer Textsammlung für Reden an Kindergräbern geblättert und schließlich nichts rechts Passendes gefunden: „Der Herr hat's genommen, der Name des Herrn sei gelobt."

Streit und Gekreische hörte Karl von früh auf alle Tage. Wie manche Nacht war der Vater betrunken in die Stube gepoltert und hatte ihn aus dem Schlaf gerissen. Er hatte Szenen erlebt, die er freilich in ihrer Tiefe nicht verstand. Was die Mutter litt und wie sie schaffte, ahnte er nicht. Er war es gewöhnt, daß in der Stube stets ein paar kleine schmutzige schreiende Kinder herumkrochen, die er hüten sollte. Aber da gab es Besseres zu tun für ihn als Kinder hüten. Sich in einen Kinematographen einschmuggeln und Räuber- und Mordgeschichten sehen, Eisen am Hafen stehlen und dafür Zigaretten einhandeln, sich an die Lastwagen hängen und in den Vorgärten der reichen Leute den Lilien die Köpfe mit einem Stock durchs Geländer abschlagen. Die Schule kam ihm vor wie ein Zuchthaus. Schule, Lehrer und Schläge waren für ihn dieselben Begriffe. Bald bekam er Hiebe, weil seine Hände schmutzig waren — besaßen sie denn Schwamm und Waschbecken zu Hause? bald, weil er zu spät kam — hatten sie denn eine Pendeluhr, die melodisch die Stunden anschlug, wie der Herr Lehrer über seinem Schreibtisch? bald, weil er das Gedicht nicht gelernt — wann sollte er es denn lernen, wenn er dem Nachbar Milch austrug oder er die Kinder hütete oder es ihn mit allen Fasern seines Daseins an den Hafen zur Baggermaschine oder zu den Fuhrleuten und ihren Pferden am Güterbahnhof zog, wo er oft aus ihrer Flasche trinken durfte, bis sie ihn mit der Peitsche davonjagten; bald weil seine Rechenaufgabe falsch war, die er schnell an dem langen Tisch im Obdachlosenasyl hingeschrieben, bald weil er überhaupt fehlte — es regnete in Strömen und seine Schuhe waren mehr Löcher als Leder. Ein Gemüsehändler hatte sie der Mutter geschenkt. Aus diesem Zuchthaus Schule trotz ihrer sauberen großen hellen Zimmer sehnte er sich hinaus.

Im letzten Schuljahr gab es auch noch Konfirmandenstunde. Die gab ein Junger. Er hieß Vikar. Sie nannten ihn aber doch „Herr Pfarrer". Er hatte neue Ideen im Kopf. Den Katechismus ließ er nicht mehr lernen. Den hatten sie schon in der Schule manchmal buchstäblich „eingebläut" bekommen, und doch gingen ihnen alle Erklärungen, weil sie alle mit „wir sollen Gott fürchten und lieben" anfingen, durcheinander. Das Leben will ich ihnen schildern, dachte der Herr Vikar, und beschrieb ihnen Familie und Werkstätte, wie sie sein sollten. Karl horchte manchmal auf, ja das wäre schön, wenn wir die Bilder, von denen der Vikar sprach, in der sauberen Stube hätten; aber wir haben sie nicht, und die Werkstätte — die kannte er noch nicht. Wohl hatte er gehört von dem Lehrbub Robert Kahle drüben, daß der Meister ihn auch manchmal „väterlich" mit Ohrfeigen bedachte, also wird es auch da ein Zuchthaus wie in der Schule sein, dachte Karl. Der Herr Vikar erzählte auch eine Geschichte

von einem Mädchen, das Zitherspielen lernte, um den Vater aus dem Wirtshaus zu locken und es ihm zu Hause angenehm zu machen. Das wäre was für uns, dachte Karl, und es rührte etwas Eigenes seine Seele, etwas wie Sehnsucht und Schmerz und Glück und Ideal. Aber solche Rührungen waren selten. Wenn er wieder am Hafen oder bei den Fuhrleuten war und sie schimpften und fluchten, war es wieder fort, wie der Wind den Duft einer Blume davon trägt. Noch eine Geschichte erzählte der Herr Vikar von Wichtelmännchen, die nachts die Stube aufräumen und armen Kindern bei der Arbeit helfen. Wieder horchte Karl auf. So ein Wichtelmännchen der Mutter sein! Aber wenn der Vater heimkommt, wirft er doch wieder alles durcheinander, daß es nur so kracht. So ließ Karl den Gedanken wieder fortschwimmen, wie einen Zweig mit ein paar Blüten, den man in den Fluß wirft. Auch der Herr Lehrer hatte von den Eltern geredet und gerade beim vierten Gebot immer gerade ihn mit drohendem Zornesblick aufgerufen: Knies, wie heißt das vierte Gebot, das mußt du Schlingel dir besonders merken: Und das wußte er vom vielen Aufsagen: „Ehre Vater und Mutter . . .“ kam es prompt heraus. Die Zornesmiene glättete sich dann etwas. „Merk dirs, wenn ich dich nicht eines Tags im Gefängnis antreffen soll,“ setzte der Lehrer wohlmeinend hinzu. Er weissagte, ohne ein Prophet zu sein. Daß übrigens beim vierten Gebot auch sein Vater und seine Mutter gemeint sein könnten, ist Karl nie recht klar gewesen. Aber nun wurde er auch noch unglücklicherweise nach dem „was ist das?“ gefragt. Aber da versiegte sehr bald der Quell der Weisheit, den der Lehrer mit ein paar derben Ohrfeigen vollends verstopfte: „Das wirst du wohl nie lernen, du Taugenichts.“ Karl hat's auch nicht gelernt bis an seinen Tod, weder dem Wortlaut noch dem Inhalt nach.

III.

Eines Tags erschien der Herr Vikar in der Dachstockwohnung bei den Leuten Knies. Er hatte die Idee, alle Eltern seiner Konfirmanden zu besuchen. Haben auch die Leute nichts von meinem Besuch, sagte er sich, so lerne ich sicher sozial sehr viel. Mit klopfendem Herzen ging er jedesmal die Treppe hinauf, diesmal besonders, denn Karls kleiner Bruder war gestorben. „Er ist gestern verstickt,“ hatte Karl ihm gesagt, als wäre eine Katze verendet. Was sollte er der Mutter für Trostworte sagen? Im Vorderhaus fragte er zaghaft im Parterre: „Ach bitte, können Sie mir nicht sagen, wo die Familie Knies wohnt?“ Ein vierschrötiger Mann in Hemdärmeln öffnete halb und fuhr ihn an „do hinte im Hinterhaus ganz obe wohnt des Lumpegesindel“. „Danke schön,“ prallte der Vikar zurück und setzte seinen Hut wieder auf und stieg gelassen im Hinterhaus in den Dachstock. Aber wo anklopfen? Mansarde an Mansarde ohne Name. Endlich wagte er es an einer. Es wird geöffnet, zwei halb angezogene Frauenspersonen mit frechen Gesichtern öffnen: „Wollen Sie zu uns herein — nur

herein". Aber der Vikar läßt sich nicht beirren, „wohnt hier oben Familie Knies?" — „da drübe", zeigen sie auf eine Tür.

Endlich steht er im Zimmer. Niemand zu Hause als drei kleinere Kinder, schmutzig auf dem Boden spielend. Ein Bett, ein zerborstenes Sofa, ein Tisch, zwei Stühle sind der Hausrat. An der Wand klebt Zeppelin und Lord Roberts. „Habt ihr einen Bruder Karl?" fragt er. „Der spielt im Hof," schreien die Kleinen. „Wo ist denn eure Mutter?" Die kommt bald von der Markthalle. Und euer Vater? — sie stieren ihn verständnislos an. Ein dumpfiger Geruch verbrauchter Luft herrscht in der Mansarde. Der Vikar läßt sich auf einem der Stühle nieder. Nach einer halben Stunde kommt die Frau, Karl mit ihr. Beide sind erstaunt und verlegen: „Mama, unser Pfarrer", flüstert der Bub. Der Vikar besinnt sich auf seine Trostworte, die er anläßlich des Todes des Kindes sagen wollte, aber es bleibt ihm alles im Halse stecken. Er hat noch kein Wort geredet, da erzählt ihm die Marie schon ihre ganze Lebensgeschichte. Der Vikar hat so etwas noch nie gehört, ist noch in keiner solchen Wohnung gewesen. Er hört sprachlos zu. Es fiel ihm viel diesen Abend zusammen. Alle schönen Theorien von öffentlicher Armenpflege. Durch seinen Vorsehungsglauben ging es wie ein furchtbares Erdbeben. Wie ein dumpfer Orgelton gurgelte es dazwischen: „ich will heimsuchen die Sünde der Väter an den Kindern. . ." In seinen Gedanken, während die Frau sprach, klammerte er sich an die Lichtgestalt seines Heilandes, aber sie wurde furchtbar ernst und schien nur ein Wort auf den Lippen zu haben: „Ein arger Baum kann nicht gute Früchte bringen, er kann nicht, er kann nicht. . ." Aber jetzt ein Heiland sein dieser Frau, diesem Mann, diesem Bub, ein Heiland, der aus dem Zöllner einen Jünger machte und zu dessen Füßen Magdalena weinte. Warum habe ich nicht diese Heilands- und Liebeskraft, daß dies Eis schmelzen muß, daß der arge Baum doch Früchte bringen muß? Weiter stürzten Theorien über Theorien in ihm zusammen von Einzigartigkeit und Selbstbewußtsein Jesu, alles verrann durcheinander. Er dachte an seine letzte Predigt über den Wert der Bibel und an seine vorletzte über den unendlichen Wert der Menschenseele. In diesem Augenblick und in dieser Umgebung kam ihm alles vor wie ein Geschwätz, Schönrederei, Phrase. Er verwünschte sie jetzt alle, die unter seiner Kanzel saßen, von denen eine Dame ihm neulich in der Straßenbahn sagte: „es wäre ihr ein wahrer Genuß, ihm zuzuhören." Diesen Menschen wirklich helfen, wäre mir lieber, als hundert schöne Predigten halten. Wo ist die Kraft meiner Religion? Er sagte die ganze Zeit über, als die Frau sprach, kein einziges Wort; auch nicht, als sie schwieg; er drückte ihr nur die Hand und sah dem Karl lange in die Augen und ging. Der Frau sandte er von seinem Vikargehalt zehn Mark mit der Post. Ein älterer Kollege schalt ihn „so unterstützt man die Liederlichkeit", ein anderer lachte über seine Sentimentalität. Und er selbst sagte sich: „Ein Tropfen auf dem heißen Stein." Ein

Heiland sein, das wäre es, nicht von ihm predigen! Das war sein Gewinn. Aber er mußte weiter predigen. Das war sein Amt.

An jenem Abend, als er fort war, aßen sie in der Mansarde einen Topf voll Salat, ein Stück Brot und tranken Kaffee. Karl hatte der Metzger an der Ecke einen Knochen von einem Rippchen geschenkt.

K. A. Busch.

(Schluß folgt.)

Memento.

Vorbemerkung.

Heute liegt der Maßstab für die Kulturhöhe eines Volkes nicht mehr wie einstmals im „Seifenverbrauch" desselben, sondern eher in der Zahl der journalistischen und literarischen „Druckbogen", welche ein Volk binnen Jahresfrist zu verdauen, oder sagen wir lieber, zu verschlingen vermag.

Es wird unbestritten sein, daß der barometrische Höhenstand der Bildung, oder dessen, was man „Kultur" nennt, als ein außerordentlich hoher bezeichnet zu werden pflegt.

Ob er dies in Wirklichkeit ist, wird, angesichts der Gegensätze, welche da zu Tage treten, als offene Frage behandelt werden dürfen.

Der Zweck dieser Zeilen besteht darin, einerseits den Begriff der „Kultur" festzustellen; nachzuweisen, daß und wie eine falsche und halbe Kultur zur Barbarei zurückführt; und daß es drittens für die Zerrissenheit und das Unglück des Einzelnen und des Ganzen kein anderes Heilmittel gibt, als die Wiederherstellung des verlorenen Gleichgewichts, dadurch, daß die planetarische Welt sich wieder um die richtige Zentralsonne des Universums zu bewegen anfängt, statt um einen richtigen usurpatorischen Satteliten des Mondes, der selbst nur in entlehntem Lichte strahlt.

Daß die Menschheit in einem Zustand der Zerrissenheit, innerer und äußerer Not und Unfriedens sich befindet, dürfte nur den leiblich und seelisch Blinden unbekannt sein, während die Andern sich verwundert fragen dürften: war denn nicht „Harmonie" der ganzen Menschheit zugedacht, als es dort auf Bethlehems Höhen, vom Himmel ertönte: „Friede auf Erden und zwischen den Menschen ein gegenseitiges Wohlgefallen?!"

Ein solcher Gesang könnte nicht von der Erde ausgehen, die bis in die friedlichste Ecke ihres weiten Raumes, mit Menschenblut getränkt, mit dem Lärm, Zorn und Haß sprühender Parteien erfüllt war.

Es mußte und konnte nur von oben, aus der realsten weil unsichtbaren Welt, kommen und dorthin müssen sich deshalb unsere sehnsuchtsvollen Blicke und unser Verlangen nach Frieden, Licht, Leben

und Glück auch heute noch richten, wenn wir wirklich finden, erleben und genießen wollen.

Ich werde nachzuweisen suchen, worin der Verlust des Gleichgewichts in der dreiteiligen Oekonomie, d. h. in der leiblichen, seelischen und geistigen Gesamtheit unseres Wesens besteht.

Ich werde die Symptome dieser Störung darlegen und zugleich nachzuweisen suchen, daß eine Krankheit und die sichtbaren Symptome derselben zwei ganz verschiedene Sachen sind, daß das gewaltige Chaos, in dem die ertrinkende Welt nach den rettenden Strohhalmen greift, ein Sammelsurium armseliger Versuche ist, durch symptomatische Behandlung der sichtbaren Wunden und Schäden der Gesellschaft über das innere Grundübel hinweg zu täuschen.

Dieses Letztere kann hier von vornherein mit wenigen Worten angedeutet werden.

Es liegt in der schon Eingangs leise angedeuteten Ueberkultur durch eine sündflutartige literarische, wissenschaftliche und philosophische Fütterung und Bearbeitung des menschlichen Intellekts, d. h. des Kopfes allein, unter gleichzeitiger Vernachlässigung des persönlichen Zentralorgans, d. h. des Herzens.

Eine folgenschwerere Verschiebung, besser: Vernichtung des Gleichgewichts, läßt sich gar nicht denken, und wie sich dieselbe am Menschen selbst, und an den äußern Lebens- und Wohlfahrtsbedingungen straft und rächt, das zeigt sich in der folgerichtigsten Weise hier, wie überall, wo der ohnmächtige kleine und doch so stolze Mensch glaubt, sich seine eigene Harmonie des Daseins bauen und erzwingen zu können, indem er das, was Gott zusammengefügt und als Grundprinzip der Harmonie erklärt hat, glaubt auseinander reißen zu dürfen.

Das Palladium des menschlichen Gleichgewichts besteht in der richtigen Stellung des Intellektes als Fakultät des Verstandes für die Welt der sinnlichen Wahrnehmung, zweitens des Herzens oder fühlenden Gemütes mit dem Regulator des Gewissens, das kein Mensch leugnen und vernichten kann, und des freien Willens, und drittens, des jedem Menschen schöpferisch eingesenkten göttlichen Lichtfunkens, durch den wir befähigt sind, das göttliche Licht in seiner verwandtschaftlichen Beziehung zu unserm eignen Wesen und zu unserm Licht- und Lebensbedürfnis zu erkennen.

Man darf sich nur die verschiedenen Funktionen dieser Fakultäten, sowohl als selbständiger Größen nach außen, als in ihrer Gegenseitigkeit nach innen vorstellen, um sich eine Idee zu machen von dem Ausgeschaltetwerden des Einen oder des Andern, oder von der bloßen einseitigen Betonung des Einen, auf Kosten des Andern.

Dies ist nun aber, allen Bildungsmitteln und Kulturfortschritten zum Trotz oder vielmehr gerade durch die falsche Richtung, die diese Bestrebungen genommen, geschehen.

Bewußt und unbewußt, der Kopf wird heute als oberste Instanz der Entscheidung in allen Menschen- und Weltfragen in Anspruch ge-

nommen; Erziehung und Unterricht, Studium und Wissenschaft, alles zielt heute mit blindestem Eifer darauf hin, diese Autorität des eiskalten herzlosen Verstandes, als goldenen Geheimschlüssel, als passe partout für alle Lebensaufgaben, zu pflegen und zu entwickeln.

Dieser Weg führt wohl zum altrömischen Rechtsstandpunkt, welcher, trotz seines heidnischen Ursprungs, heute noch als Grundlage der Rechtsprechung gilt, der aber nicht bedingungslose Grundlage eines gesellschaftlichen Organismus sein kann, welcher auf der Voraussetzung eines nicht heidnischen, sondern „christlichen" Friedens in Herz, Haus, Staat und Volk beruht.

Der sich selbst überlassene, durch keinen über ihm stehenden Regulator gebändigte Verstand führt uns nicht zum „Frieden", sondern zum Streit. Oder ist dieser Friede überhaupt eine Utopie, und welche Bedingungen müßten an uns gestellt werden, um dieses hohe Ziel wirklich erreichen zu können?

Ich will keine Lehren aufstellen und die anzubringenden Sentenzen beliebe der freundliche Leser selber aus dem farbigen Sonnenbild abzuleiten, um dessen geistiges Anschauen ich ihn bitte.

Da zieht der Straße entlang, in dicht gedrängter Masse, eine Herde Schafe, den Spuren des Hirten still und willig folgend. Sie glänzen nicht durch hohen Intellekt, aber harmlos wie sie sind, verlassen sie sich auf die gegenseitige, wollenweiche Fühlung. Das lehrreichste und charakteristische für uns Menschen liegt in der Tatsache der demütigen Senkung der Köpfe. Keines trägt den Kopf hoch, um auf die Andern herabzusehen. Keine primi inter pares. Sie scheinen des großen Hirten Wort besser verstanden zu haben, als die Kirchenandächtigen und andere Fromme: „Haltet euch herunter zu den Niedrigen" und „Wer der erste sein will, den sei aller Diener".

Aber sollen wir denn Schafe werden um des ersehnten Friedens willen!?

Das nicht gerade buchstäblich, aber die Natur, die ja von Grund aus böse und krank ist, muß doch so weit umgewandelt werden, daß die Grundpostulate des Friedens erfüllt, und die Elemente der Feindschaft aus dem Herzen gestoßen werden.

Einst hatte ein alter Tiger ein großes Wohlgefallen an der Sanftmut des Lämmleins. „So weiß und rein möchte ich auch sein. Das würde ein hübscher Fortschritt in meinen alten Kulturbestrebungen bedeuten und mir zur Ehre gereichen vor aller Welt." Als der Tiger diese lobenswerten Entschlüsse faßte, hatte er zufällig keinen besondern Hunger. Aber als dann der Tigermagen wieder sein gewohntes Futter verlangte, war das Tigerherz nicht im Stande, seine alte Natur zu verleugnen und das appetitliche Musterbild der Sanftmut wurde aufgefressen.

Der Kopf war bekehrt, das Herz war das alte geblieben.

Dies ist die Geschichte aller Kulturbestrebungen auf dem Weg der Verstandesbildung, welche sich vermißt, die höhern und edelsten

Fakultäten des Herzens und des Geistes als minderwichtig vernachlässigen zu können.

Dieser Art war die altgriechische und altrömische philosophische Kultur, neben welcher ein barbarisches Helotentum freien Spielraum finden konnte.

Unsere Zivilisationsaera hat diesen odiosen Namen und die Form ausgetilgt, aber in anderer Form und Bezeichnung leben sie noch heute fort, nachdem uns seit 2000 Jahren die himmlische Sonne beschienen, aber wenig genug erleuchtet, und noch weniger erwärmt und entflammt hat.

Lohnt es sich nicht der Mühe, der Ursache des großen Widerspruchs zwischen der so reichen Aussaat literarischer und anderer Bildungsmittel und der so magern Ernte nachzuspüren, besonders aber dieser ergreifenden Tatsache nachzudenken, weshalb die Menschheit, im Einzelnen und im Ganzen, bei dem notorischen Bedürfnis nach Frieden, Glück und Harmonie, diesem Ziele, immer weiter, als einem Phantasiegebilde, zu entweichen scheint?

Der Schöpfer des Menschen soll also sein Herz mit einem Sehnen erfüllt haben, das in diesem Leben nie gestillt, mit Kräften des Willens ausgestattet haben, die als Luxusgaben nie zur Verwertung gelangen sollen!? Nimmermehr.

In der Gabe selbst liegt die Pflicht ihres Gebrauchs und im Anblick der Welt verstummt die Frage von selbst: „Ist hier für mich etwas zu tun oder nicht?"

Welches sind die Hauptschäden, welche der Mensch überhaupt und die moderne Kulturmenschheit insbesondere durch die Verschiebung des psychologischen Gleichgewichts erlitten hat?

Eine Krankheit besteht aus Ursachen und Symptomen. In der vorliegenden Frage handelt es sich um seelisch geistige Abnormalitäten, nämlich um falsche Bewertung und um Kompetenzkonflikte zwischen drei Potenzen innerhalb ein und derselben Persönlichkeit und Autorität.

Die dreifache Autorität besteht aus dem Intellekt, aus Seele und Gemüt, und aus Geist. Die Störung dieser hierarchischen Ordnung bedeutet Rebellion gegen überirdische Gesetze und bringt Unglück. Das Resultat offenbart sich als Disharmonie, Feindschaft und Streit innerhalb eines Organismus, dessen Lebens- und Gesundheitsbedingung die „Liebe" sein sollte.

Dies gilt für den Menschen als Individuum und als Glied der Gesellschaft. Er ist in sich selbst uneins und ein Friedensstörer nach außen.

Der innere Widerspruch besteht psychologisch darin, daß er für das Licht geschaffen ist und findet sich in Finsternis. Daß er ein Ideal des Glückes in sich hat und sieht sich doch ausgeschlossen von diesem Paradies. Hier liegt der Grund aller menschlichen Unruhe,

welche kein Ende nimmt, als dann, wenn diese hierarchische Ordnung wieder hergestellt wird.

Der Mensch, das Geschöpf, kann nicht um sich selbst kreisen, er kann keinen Weltmittelpunkt bilden. Dieser Gedanke ist eine furchtbare Anmaßung, das zerstörende Grundübel der Menschheit — „Hochmut".

Das Planetensystem erhält sich in seinen verschlungenen Bahnen nur durch die unwiderstehlich machtvolle Anziehungskraft seines Mittelpunktes, der Sonne. Stelle ich mich außerhalb dieses Mittelpunktes, so entziehe ich mich freiwillig der normalen Zentripetalkraft und verfalle damit fraglos der Zentrifugalkraft, die mich immer unrettbarer in die Nacht und Kälte der Gottesferne abschleudert.

Hat sich denn die ganze Menschheit von der Zentralsonne abgesondert und einen exzentrischen Standpunkt für sich in Anspruch genommen?

Ja, sie hat es damals getan, als sie noch durch ein einziges Menschenpaar im Paradies repräsentiert war. Der Sauerteig des Ungehorsams hat den ganzen Teig durchsäuert. Aber unter gewissen Bedingungen kann er entsäuert werden.

Es existiert also bei allem Kampf eine Botschaft des Friedens, aber wir müssen vorher noch vom Kriege reden.

Die Philosophie, eine Feindin des Friedens.

Eines der höchsten Attribute der menschlichen Würde besteht aus der Fähigkeit des Wissenkönnens und des Wissenwollens derjenigen Dinge, die außer und über unserer unmittelbaren Persönlichkeit liegen. Es offenbart sich darin der in uns liegende Hunger nach Licht und nach dem Leben und Genuß, die mit dem Licht verbunden sind.

Eine gottgegebene Kraft kann an sich nur gut und heilig, niemals böse und gefährlich sein. Aber dies kann sie werden durch Mißbrauch, dem auch das Beste unterworfen ist. Das Gold ist an sich die reinste und schönste Sache der Welt. Weshalb geht eine unzählbare Schar von Menschen an der Liebe zu diesem so edlen Metall zu Grunde?

Es findet nur eine kleine Verschiebung in der Bewertung statt. Der Intellekt allein hat noch nie einen Menschen ins psychologische Gleichgewicht gebracht. Die menschliche Klugheit, deren Kunst Milliarden zu erwerben versteht, ist nicht imstande, ihm einen einzigen Lichtfunken zu liefern, um ihn von der größten aller Irrtümer und Torheiten zu überzeugen.

Die Philosophie, die Freude am „Wissen", an der „Wissenschaft", kann also nicht gottwidrig, sondern muß gottgefällig sein und ist deshalb an sich eine Feindin des Friedens so wenig als das Gold an sich ein Unglück für den Menschen ist.

Aber ganz anders wird das Verhältnis, wenn das glänzende Metall und der helle Glanz des Wissens zum Selbstzweck, zur Er-

langung eines thronartigen Piedestals unserer eignen Persönlichkeit erhoben und mißbraucht wird.

Es ist ein ungeheurer Unterschied, ob ich sage: „ich liebe die Philosophie", oder ob ich sage: „ich bin Philosoph". Diese zweite Art der „Philosophie" stempelt sich selbst zu einer selbständigen, vom Mittelpunkt der Welt und alles Lebens, d. h. von Gott losgelöste freie Größe. Dies ist Usurpation und führt zum Anarchismus und Nihilismus. Der Mensch ist zu schwach, um keines festen Stützpunktes außer ihm selbst zu bedürfen, und wenn er sich in seinem Kreislauf auf seine Wissenschaft, als zentralen Drehpunkt, stützen will, so gleicht er dem Manne, der sich am Wind halten will, der ihn im nächsten Augenblick zu Boden wirft oder wirbelnd in die Luft hebt, um ihm auf dem Boden der harten Realität alle Rippen zu zerschmettern.

Wann und weshalb bezeichnet sich der moderne Mensch als Philosoph?

Sobald er mit dem Christentum, als einer altväterischen und kindischen Sache, nichts rechtes mehr anzufangen weiß.

Was fehlt ihm denn, daß er das kindliche Evangelium, die süße Himmelsbotschaft des „Friedens", nicht mehr verstehen kann, wie in den schönen Tagen der Kindheit, auf dem Schoß einer lieben Mutterseele?

Nichts fehlt ihm, sondern zu „groß" ist er geworden. Die große Wissenschaft hat den demütigen Kindersinn zum Herzenstempel hinausgejagt und beherrscht nun, in stolzem Selbstbewußtsein, den Intellekt, während Herz und Gemüt in den hintersten Winkel des Hauses zurückgedrängt und der Geist von seinem erhabenen Thron zum alten verrosteten Eisen geworfen wird.

Der Mensch, der den Schöpfer des Auges, das Organ des Lichtes, aus dem Programm seines innern und äußern Lebens ausgeschaltet hat, wird doch nicht die Inkonsequenz seiner Logik begehen, zu glauben, er könne dem Schöpfer des Auges und des Lichts den Abschied geben und dennoch im Besitz des Auges und der Sehkraft bleiben! Nein, so inkonsequent und unlogisch sind weder die natürlichen Gesetze noch die Gesetze der Geisterwelt.

Wir können des Gesetzgebers nicht spotten, ohne seine Gesetze als Stricke um unsern eigenen Hals zu legen, bis sie uns, d. h. bis wir uns selbst damit erwürgt haben. — Wir bedürfen nicht nur „eines" Mittelpunktes nach Auswahl unter Vielen. Wir bedürfen „des" Mittelpunktes, des einzig wahren unter Vielen. Wenn die Menschheit in ihrer babylonischen Verwirrung in tausende von Religionen, Konfessionen, in Anbetung ganz- oder halbhölzerner, sinnlicher und geistiger Götzendienerei zerrissen ist, so liegt dies einzig und allein daran, daß jeder sein eigenes Sonnensystem aufrichten will, statt daß sich alle um die Zentralsonne des Gottes sammelten, der nicht ein Wesen menschlicher Einbildung ist, sondern der die Welt geschaffen hat, von deren

kleinstem Teil wir in staunender Bewunderung Augen- und Ohrenzeugen sein dürfen.

Wenn wir die Quelle der Philosophie aufsuchen wollen, so müssen wir ins Paradies zurückgehen. Dort treffen wir auf ihre ersten leisen Spuren. Unsere Ureltern empfingen die Erlaubnis von allen genießbaren Früchten des Gartens zu essen: nur vom Baum der Erkenntnis von Gut und Böse sollten sie nicht essen. Hierin lag der Probierstein für die hohe Gabe der Wahlfreiheit, die ihnen anvertraut war. Also gerade dem „Wissen" war eine bestimmte Grenze gezogen und die Ueberschreitung dieser Schranke sollte Verwirrung und Tod nach sich ziehen. Ich habe es nun nicht mit dem Nachweis zu tun, daß und wie, gerade in und mit dieser Strafgerechtigkeit, das automatisch sich vollziehende Heilmittel, als Antidot des Sündengiftes, gegeben war. Ich beschränke mich auf den Hinweis des qualitativen Unterschiedes zwischen einer Art des „Wissens" und der andern.

So lange sich die Philosophie mit den eßbaren und unschädlichen Früchten des Weltgartens abgibt, wozu ihr die Zähne und der entsprechende Verdauungsapparat zur Verfügung gestellt sind, soll und darf sie tapfer essen, dem Gehirn seine Nervensubstanz, dem Herzen und allen Arterien stets neues Blut bereiten.

Vergreift sich aber der Mensch an den Gegenständen, die sich als Imponderabilien auch mit den feinsten Instrumenten des Intellektes und der Wissenschaft weder wägen noch messen lassen, so begeht er ein Unrecht, es ist die Verleugnung jener kindlichen Eigenschaft der Demut, die uns in andern so wohltuend und köstlich entgegenwinkt. Aber soll und kann sich denn das Wissen und Erkennen des Menschen ganz und gar nur auf unsere, gewiß hochinteressante, tellurische Wohnstätte, beschränken? Liegen nicht in Herz und Seele Bedürfnisse für das Eindringen in die höchsten Regionen des Lichtes und des Ursprungs des Lebens? Und wenn Bedürfnisse da sind, so sind unfehlbar auch die Instrumente und die Hände da, um sie zu befriedigen.

Hier versagt nun aber die Philosophie ihren Dienst vollständig, und wenn sie ihr Unrecht nicht verewigen und unheilbar machen will, sollte sie ihre Ohnmacht einfach bekennen.

Weshalb weigert sie sich hier, so ausnahmslos wie möglich, zu dem einzig möglichen und brauchbaren Werkzeug des „Glaubens" zu greifen, dessen sie sich tausendfach bedienen muß, um ihrem Wissen eine feste Grundlage und halbwegs greifbare Gestalt und Realität zu geben, und zwar sogar in substanziellen Dingen, die nicht einmal dem geistigen Gebiet angehören? Geht nicht unser ganzes Denken, Urteilen und Philosophieren, ganz unbewußt von mathematisch und verstandesmäßig ganz unerwiesenen und unbeweisbaren Vordersätzen und von Prämissen aus, welche in unserm instinktiven und angeborenen Wahrheitsgefühl, und nicht in unserm kalkulatorischen Verstand ihre Wurzeln und ihre bestätigenden Zeugnisse haben?

Das philosophische Wissen verbreitet Glanz in der Menschenwelt

und gibt dem Menschen eine aufrechte und stolze Haltung. Darin liegt aber gerade der Beweis seiner Hohlheit, denn die volle Aehre neigt sich demutvoll zur Erde, während die taube Aehre, trotz aller ihrer Signatur der Aechtheit, stolz aufrecht gen Himmel steht.

An sich ist also die Philosophie keine Feindin des Friedens, aber sie wird es nur dadurch, daß sie sich nicht unter, sondern neben die göttliche Weltordnung, als Gestirn eigenen Glanzes und selbständiger Bahn, halten und bewegen will.

Das ist wohl eine schöne, aber eine gefährliche Luftreise, denn wo ist jener feste Punkt im Weltall und in der Geisterwelt, nach dem schon Archimedes vergeblich fragte, nicht um die Welt aus den Angeln zu heben, was einst so wie so geschehen wird, sondern um als feste eiserne Axe zu dienen, um die sich, in harmonischem, sekundengenauem Kreislauf, die übrigen Körper und Kräfte drehen könnten!?

Reden nicht die Vertreter der Philosophie selbst von „Wandlungen" der Philosophie in der Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft? Eine Türe, die ihren Angelpunkt beständig wechselt, ist keine Türe mehr, sie gleicht vielmehr der Windfahne, bei der es auf mehr oder weniger Festigkeit nicht ankommt.

Der Intellektualismus und die Philosophie können das Problem des wahren und klaren Wissens nicht lösen, weil sie nur mit den halben Koefizienten rechnen.

Die neuen Erfahrungen und wissenschaftlichen Erkenntnisse befestigen und vertiefen ihre Axiome keineswegs, sondern verflachen sie noch mehr, indem sie neben die schon vorhandenen überlieferten Weltanschauungen eine bunte Anzahl neuer aufstellen, um zuletzt an der Quadratur des Kreises mutlos irre zu werden.

Das Leben ist aber nicht lange genug, um sich an scheinbar unlösbaren Problemen Jahrzehnte lang den Kopf zu zerbrechen.

Wer will heute die erdrückende Masse des Wissensstoffes in allen Gebieten des Weltlebens beherrschen, wenn dieser Berg wie ein Trümmerhaufen ungeordnet vor ihm liegt, ohne in seiner Seele ein Licht zu tragen, das von Wechsel und Wandel der „Wissenschaft" unabhängig ist?

Und wenn das unerbittlich realistische Ende des kurzen Laufes da ist, dann steht der Philosoph, fast ärmer als jeder Andere, vor dem trostlos dunkeln Abgrund, für den ihm das bisherige vermeintliche Licht nicht mehr dient.

Dort läßt uns der Intellekt im Stich, wenn wir durch ihn das Licht von oben nicht ins Herz haben dringen lassen, um von dort aus der ganzen Persönlichkeit eine neue Richtung, neue Impulse, neue Kräfte, neue Sehkraft und neue Lebensgenüsse auf- und einzuprägen.

Die Theologie.

Darf oder muß ich, bei der Erörterung über das verlorene Gleichgewicht und den mangelnden Frieden unter den Menschen und

Völkern, mit den furchtbaren Schäden und Leiden, die das Eingeweide des Menschen zerfressen und zerwühlen, auch die Theologie einer gewissen Verantwortlichkeit zeihen?

Ich will dieses Kapitel möglichst kurz machen, weil die Theologie eine besondere Wissenschaft und kein psychologisches Element der Persönlichkeit ist.

Mit der Bezeichnung „Wissenschaft" habe ich ihre Hauptschuld am bejammernswerten Zustand der Menschheit schon gekennzeichnet.

Die Theologie als Wissenschaft ist kein Christentum, das sie doch repräsentieren und sein möchte, denn wenn das Christentum auch auf einem „Wissen" gewisser Tatsachen beruht, so ist doch dieses „Wissen" noch keineswegs das Wesentliche und Ausschlaggebende im Christentum, sonst wären alle diese Wissenden Christen, was nicht der Fall ist. Die Theologie, d. h. ihre kirchliche Betätigung, hat deshalb eine schwere Mitschuld am verlotterten Zustand der Kulturmenschheit, weil sie selbst ihre Lehre von der einigenden und erneuerden Kraft des christlichen Geistes und Sinnes nie tatsächlich bewiesen hat, so daß ihre Propaganda ohne praktische Beweiskraft und als blasse Theorie in der Luft hängen blieb, ihre Lehre vom Licht, von der weltüberwindenden Kraft, vom Frieden der Seele und von dem gegenseitigen Wohlgefallen und Einigsein der Glieder eines Leibes als rhetorische Bilder wirken, aber leblos bleiben mußten.

Die Theologie soll ihr Recht haben, wie jede andere Wissenssphäre und wie die Philosophie. Da sie aber eine Wissenschaft ist und sein will, so ist es vom Uebel, wenn sie sich, schon um ihres „Wissens" willen, Kräfte und Befähigungen oder apostolisches Lehramt zutraut, die eine ganz persönliche Berufung voraussetzt.

Gewiß besteht das löbliche Bestreben, in der gleichen Persönlichkeit die Theologie als „Wissenschaft" mit der Kraft des christlichen „Seins" zu verbinden und dies wird des höchsten Preises wert sein. Leider lehrt die Erfahrung und der tatsächliche Zustand der kirchlichen, geistig so unselbständigen und oberflächlichen Welt, daß man sich hier, wie in der Philosophie, trotzdem mehr auf das Wissen des Kopfes, als auf das Ergriffensein des ganzen Herzens wirft.

An sich selbst ist die „Schriftgelehrsamkeit" so wenig eine Sünde als das Gold. Sie wird zum Uebel dadurch, daß sie die höchste Stelle am gestirnten Himmel aller Wissenschaften einnehmen, das Wesen der göttlichen Harmonie vertreten will und in sich selbst ein zerrissenes Reich der Uneinigkeit und Disharmonie darstellt.

Sie wird zum Uebel, wenn sie das Bild der eigenen Münze nicht zu deuten weiß und von der Weisheit der Gasse sich den Mund stopfen lassen muß, weil sie durch Hintergedanken und schielende Blicke auf das Eigeninteresse die Klarheit des Intellektes verloren hat.

Sie wird endlich zum Uebel für die Welt, wenn sie als selbstständige Größe bestehen und geachtet sein will, während das Salz als Salz verschwinden muß, um als Geschmack durch Auflösung seiner selbst zum Vorschein zu kommen.

Die Schriftgelehrsamkeit im letzteren Sinne wird an Ehre vor den Menschen verlieren, aber gewinnen an Ehre vor Gott. Die Menschenwelt aber, die nicht nach Theorien und Theologien, sondern nach Realitäten hungert, wird, soweit sie sich retten läßt, durch das leuchtende und wärmende Feuer nicht nur der trockenen Schrift-, sondern der Gotteserkenntnis angezogen und zu gleicher Harmonie gebracht werden.

(Schluß folgt.) A. Schindler.

Vermögen und Eigentum.

Eigentum ist das Besitztum, über das der Besitzer ein freies Verfügungsrecht hat; so sagt es der Jurist. Im Erwerbsleben wird fast allgemein Eigentum und Besitztum als gleichbedeutend betrachtet. Dabei entsteht der Widerspruch, daß auch der als Eigentümer betrachtet wird, der nicht recht weiß, was er anfangen soll, um auf einen bestimmten Tag einen bestimmten Zins herauszuschlagen, der diese oder jene Reparatur, die notwendig ausgeführt werden sollte, unterlassen muß, diese oder jene Verbesserung nicht ausführen kann, weil er sonst nicht rechtzeitig zinsen könnte. Kann da im Ernste von einem freien Verfügungsrecht über ein Besitztum gesprochen werden?

Jedes Geschäft wirft einen Ertrag ab. Gelehrte und Ungelehrte streiten sich darüber, wie der Ertrag in Geldwert zu berechnen sei. Am gelungensten sind jene Buchführungslehrer, die von kaufmännischer, gewerblicher, landwirtschaftlicher und industrieller Buchführung reden und jeder Erwerbsgruppe das Recht zuerkennen, nach besondern Grundsätzen zu rechnen, als ob nicht für alle die gleiche Wahrheit bestünde. Bei allem Wirrwarr lassen sich aber doch nur zwei grundverschiedene Anschauungen erkennen. Es gibt eben auch auf diesem Gebiete Männer einer kommenden und Männer einer scheidenden Zeit. Wir wollen uns bei diesem Thema nicht länger aufhalten; es gibt vielleicht Gelegenheit, darauf zurückzukommen.

Wir wollen annehmen, der Geldwertsertrag eines beispielsweise landwirtschaftlichen Gewerbes sei bekannt. Daraus gibt es nun allerlei Betriebsauslagen zu bestreiten. Aber jetzt haben wir wieder die gleiche Geschichte wie vorhin; Gelehrte und Ungelehrte streiten sich darüber, welche der gehabten Auslagen Betriebsauslagen und welche neues Anlagekapital bedeuten. Aus diesen Tatsachen kann man ermessen, was von Rentabilitätsangaben und den daraus abgeleiteten Schlüssen zu halten ist, wenn nicht genau gesagt ist, wie eigentlich gerechnet wurde. Ueber die streitbaren Punkte wollen wir uns hinwegsetzen und sagen, die Betriebsauslagen setzen sich zusammen aus den Auslagen für Gebäude-, Geräte- und Maschinenreparaturen, aus der Anlage eines Erneuerungsfonds, damit, wenn Geräte und

Maschinen ersetzt, Gebäude renoviert und zeitgemäß abgeändert, abgehende Kühe durch Nutzkühe ersetzt werden müssen, das nötige Geld dazu da ist, dem Arbeitslohne für den Betriebsleiter, dem Arbeitslohne inbegriffen den Geldwert der Beköstigung allfällig fremder Arbeiter, dem Ankauf von Hilfsstoffen und den Zinsen und Steuern. Die beiden letztgenannten Posten wollen wir vorläufig aus dem Spiele lassen und nur die übrigen vom Ertrage in Abrechnung bringen. Die Summe, die uns dann übrig bleibt, stellt die *Rente des gesamten Besitztums dar*. Statt gesamtes Besitztum können wir auch sagen Anlagekapital oder *Produktionsmittel*. Die Rente ins Kapital erhoben, ergibt den *Ertragswert*. Tausend Franken Rente ergeben einen Ertragswert von Fr. 25,000, sofern ein Zinsfuß von 4% angenommen wird. Die meisten Betriebs- und Buchführungslehrer halten strenge auseinander zwischen Grund- und Betriebskapital, berechnen einen bestimmten Zins vom Betriebskapital und reden nur von einer Grundrente. Andere halten Gebäude-, Boden- und Betriebskapital auseinander und reden von einer Gutsrente und einem Ertragswerte des Gutes. Selbst das Schweizerische Zivilgesetzbuch kennt einen Ertragswert von Grundstücken. Das ist Unsinn! Gebäude, Boden und Betriebskapital gehören zusammen; mit dem einen ohne die andern ist nichts anzufangen. Daran ändert auch die Tatsache nichts, daß sie getrennt gehandelt werden.

Wenn man von der Rente des gesamten Besitztums die Passivzinsen in Abrechnung bringt, so erhält man die Rente des eigenen Vermögens. *Nur Renten tragendes Besitztum ist Vermögen*. Für die Bewertung muß ein Zinsfuß von mindestens 4% angenommen werden Eine andere Art der Feststellung des eigenen Vermögens besteht darin, daß man vom Ertragswerte des ganzen Besitztums die verzinslichen Passiven abrechnet. Diese Auffassung ist durchaus nicht gleichbedeutend mit der jetzt herrschenden Anschauung, wonach Vermögen identisch ist mit schuldenfreiem Besitztum, wobei für die zahlenmäßige Darstellung desselben der Verkehrswert die Grundlage bildet. Ein einfaches Beispiel mag den Unterschied veranschaulichen: Ein kleineres Heimwesen, dessen Ertrag, mag nun so oder anders gewirtschaftet werden, kaum die Haushaltungskosten zu decken vermag, kann infolge Parzellierung oder ungünstiger Terrainverhältnisse die Arbeitskräfte des Besitzers und seiner Familie vollauf in Anspruch nehmen. Ein solches Heimwesen repräsentiert mit samt dem Betriebskapital keinen Ertragswert, somit ist auch kein Vermögen des Besitzers vorhanden. Hat er Zinsen und Steuern zu bezahlen, so muß er sie am Munde absparen. Parzellenweise zu Arrondierungszwecken auf den Markt geworfen kann es Fr. 20,000 gelten.

Rechnen wir von der Rente des eigenen Vermögens die Steuern ab, so erhalten wir den *Gewinn* oder das *Eigentum*. Ueber diese Summe können wir wirklich frei verfügen. Wir können auch das Besitztum, soweit es uns Gewinn einträgt, als Eigentum erklären.

Vorläufig wollen wir Gewinn und Eigentum als gleichbedeutend ins Auge fassen.

Eigentum ist Diebstahl an der Gesamtheit, soll einmal ein Sozialpolitiker gesagt haben. Sofern er damit den Gewinn meinte, so hatte er nicht so ganz unrecht; es wird darauf ankommen, wie er erworben wurde und wie er verwendet wird. Wenn er das Produkt außergewöhnlicher Tätigkeit ist oder im Interesse der Nebenmenschen verwendet wird, so kann er kaum als Diebstahl bezeichnet werden. Jetzt kommen wir aber zu den interessanten Fragen: Wo liegt die Grenze zwischen Arbeitslohn und Gewinn und was heißt es, den Gewinn im Interesse seiner Mitmenschen verwenden? Im konkreten Falle dürfte es aber doch nicht schwer sein, die richtige Antwort zu finden. Wer Fr. 10,000 einnimmt bei einer Arbeitsleistung, für die er einen anderen mit bloß Fr. 3000 belöhnen würde, wird nicht mit gutem Gewissen sagen können, er habe bloß seinen wohlverdienten Arbeitslohn eingenommen und keinen Gewinn gemacht. Wer den Gewinn dazu benutzt, den Seinen alle möglichen Annehmlichkeiten des Lebens zu verschaffen, während seine Arbeiter nicht das Notwendigste haben, wer den Fabrikbetrieb einstellt nur um seinen Privatvergnügen um so ungehinderter obliegen zu können, und wer sein Geld für unproduktive Zwecke ausleiht, von dem wird man nicht sagen können, er verwende den Gewinn im Interesse seiner Mitmenschen.

Die Rente des eigenen Vermögens sollte der Ausgangspunkt und zwar mit Ausnahme etwa einer Aktivbürgersteuer der einzige Ausgangspunkt für die Berechnung der der Gesamtheit zu entrichtenden Steuer sein.*) Ob wir nun so weit gehen, daß wir die ganze Rente dem Staate zufließen lassen oder nur einen Teil derselben, so bleibt dies in der Wirkung nur in ungleichem Grade gleich: Tausende sogenannter selbständig Erwerbender würden vielem Kummer und vieler Sorge enthoben und hätten weniger Steuern und wohl auch weniger Zinsen zu bezahlen, während dann allerdings andere um so mehr hergenommen würden. Der Staat würde in diesem Falle doch wohl auch die Pflicht auf sich nehmen, dafür zu sorgen, daß zwischen Ertragswert und Verkehrswert keine solchen Gegensätze mehr bestünden, wie an einem Beispiele bereits gezeigt wurde.

Es ist schon oft von einer Inventarisation in allen Todesfällen Erwachsener gesprochen worden und unterliegt es kaum einem Zweifel, daß wir in wenig Jahren zu diesbezüglichen Gesetzen kommen. Das ist dann die ungeschickte Ausführung eines richtigen Grundgedankens. Nicht eine Inventarisation im heutigen Sinne brauchen wir nach jedem Todesfalle Erwachsener, wohl aber eine Rentabilitätsuntersuchung bei allen Handänderungen von Betrieben.

R. Rüegg.

---

*) Pfarrer J. Bolliger, Neumünster Zürich, hat im „Grütlianer" Nr. 208, Jahrg. 1912, ähnliche Ansichten geäußert.

Von den Fremdwörtern.

I.

Sehr geehrte Schriftleitung!

Wollen Sie gütigst einem Ihrer Leser eine kleine Bemerkung gestatten. Ich erlaube mir dieselbe in der Absicht, Ihnen damit einen Dienst zu leisten, d. h. Sie auf einen schwachen Punkt Ihrer Blätter aufmerksam zu machen, den Sie vielleicht nicht beachtet haben.

Es ist wohl möglich, daß ich Ihnen mit meiner Aussetzung wie jener Mann vorkomme, der vor einem Löwen steht, diesen aber nicht sieht, sondern nur das Tierchen wahrnimmt, das zwischen seinen Haaren kraucht.

Selbst auf diese Gefahr hin wage ich es, mit meiner Bemerkung herauszurücken. Die Veranlassung dazu gibt mir die Arbeit von Herrn P. Hitz im eben erschienenen Hefte der Neuen Wege.*) Was ich ihm vorwerfe ist der Mißbrauch des Fremdwortes, besser gesagt: der übertriebene Gebrauch desselben.

Wenn ich Ihnen sage, daß ich mehr als 40 Jahre in französischen Landen gelebt, mich ebenso lange von französischem Schrifttum geistig genährt, so werden Sie meine Abneigung gegen das Fremdwort verstehen.

Der Franzose ehrt seine Muttersprache, er liebt sie inniglich und er befleißt sich, sie ganz rein zu schreiben und allem, was er mündlich oder schriftlich ausdrückt, die größtmögliche Klarheit zu geben. Durch dieses edle Streben haben die Franzosen ihre Sprache zur vollkommensten Ausdrucksweise der Welt gestaltet, und diese Tatsache gereicht ihnen zum ewigen Ruhme.

Warum tut der Deutsche nicht ein Gleiches? Warum befleißt er sich nicht der Reinheit seiner Sprache? Warum hat er für dieselbe nicht eine ähnliche Liebe und Verehrung wie der Franzose? Warum verhunzt er geflissentlich seine Muttersprache und macht aus ihr ein unwürdiges Kauderwelsch, ein aus fremden Lappen zusammengeflicktes Bettlerkleid? Was verleitet ihn, das deutsche Wort hintanzusetzen, es zu verachten und es so oft wie möglich durch ein Fremdwort zu ersetzen, während er trachten sollte, da er doch deutsch schreiben will, sich ausschließlich nur deutscher Ausdrücke zu bedienen, wie es ein Luther getan? Ist die deutsche Sprache etwa so arm, daß es ihr an den nötigen Bezeichnungen fehlt, und daß man genötigt ist, zu französischen seine Zuflucht zu nehmen? Nein. —

Kennt der Deutsche seine Muttersprache und ihren Wörterschatz nicht, so daß er damit nicht auskommt? In dem Falle lerne er erst sein Deutsch und verschiebe die Schriftstellerei bis zum Augenblick, da er es kann.

Der Denkfaulheit darf man gewiß keinen Menschen bezichtigen, der mit so viel Eifer die Wörter seiner Muttersprache durch fremde zu ersetzen sucht. Woher diese lächerliche Schwäche, die man meines Wissens bei keinem andern Volke Europas antrifft?

Darf ich Ihnen verraten, was den Deutschen — auch den deutschen Schweizer und den Oesterreicher — zur Fremdwörterei treibt? Es ist seine hochgradige Eitelkeit, seine äffische Geckerei, sein Bildungs- und Gelehrtendünkel, seine kindische Sucht, sich wichtig zu machen.

Könnte uns Herr Hitz vielleicht einen anderen Grund angeben, warum er Sensorium anstatt Empfinden, Dekoration statt Schmuck, partout anstatt überall, Terminologie statt Sprache usw. usw. gebraucht hat? Daß er „blamabel" schreibt, ist höchst tadelnswert, und solcher Wortungeheuer wie „Blamage" und „renommieren" sollte ein akademisch gebildeter Deutscher sich einfach schämen.

Ich bin kein Deutscher und darf mich nicht rühmen, der Sprache Luthers und Goethes Meister zu sein, da sie nicht meine Muttersprache ist; aber ich mache mich doch anheischig, $^9/_{10}$ der Fremdwörter, die Herr Hitz gebraucht hat, durch ebenso bezeichnende gute deutsche Ausdrücke oder Wendungen zu ersetzen.

Obschon die deutsche Sprache nicht meine Muttersprache ist, ist sie mir doch ans Herz gewachsen, und es tut mir stets in der Seele weh, wenn ich sehe, wie

*) Vergl. Heft 1, 1913.

schnöde gerade diejenigen mit ihr umgehen, die berufen sind, ihre Ehre zu wahren und die sie schänden.

Haben Sie eine Ahnung von dem Eindruck, den das deutsche Schrifttum auf die Franzosen macht? Haben Sie je das Hohngelächter gehört, das die Fremdwörtersucht der Deutschen bei ihnen hervorruft? Wissen Sie, daß die Deutschen gerade deswegen bei den gebildeten Fremden die Achtung vor der deutschen Sprache und Kultur untergraben und deutsches Wesen lächerlich machen? — Deutsch sein, sagte jemand, heißt gar nicht deutsch sein, sondern Fremde nachäffen, und deutsch schreiben heißt soviel französische Wörter wie möglich anwenden, um seine Gedanken mitzuteilen. Es lohnt sich also nicht der Mühe, eine so elende Sprache zu lernen.

Das alles sollte man laut verkünden, damit endlich die Fremdwörtersucht allgemein als das erkannt werde, was sie eigentlich ist: ein Beweis alberner Eitelkeit.

Ich bitte Sie zu glauben, daß die Arbeit von Herrn Hitz mir nur als Anhaltspunkt für meine Bemerkungen gedient hat. Er selbst ist mir unbekannt, und abgesehen von seiner Vorliebe für Fremdwörter, erkläre ich mit Freuden, daß seine Abhandlung mir einen hohen geistigen Genuß gewährt hat, für den ich ihm sehr dankbar bin.

Die Neuen Wege schätze ich sehr hoch ein. Meine Befriedigung würde noch größer sein, wenn Sie auf völlige Sprachreinheit dringen wollten.

Achtungsvoll J. Barblan.

II.

Geehrter Herr Barblan!

Sie bringen die übertriebene Zahl von Fremdwörtern in meinem Aufsatz „Vor 13 Jahren und Jetzt" zur Sprache, heben die Reinlichkeit der französischen Sprache gegenüber der Unordentlichkeit und Unreinlichkeit der deutschen hervor und kommen sogar mit dem Verdacht auf Fremdwörter-Eitelkeit. Eine Antwort darauf könnte den Ausgangspunkt bilden zu einer Erörterung über Gebrauch von Fremdwörtern, aber einmal spüre ich weder Lust noch die nötige — verzeihen Sie — Bewandertheit (Versiertheit) dazu und dann sind die Neuen Wege nicht das Organ dafür. Ich beschränke mich daher auf wenige, nur persönliche Bemerkungen bezw. Bekenntnisse. Sie haben Recht: ich habe es auf acht Seiten auf über 100 Fremdwörter gebracht. Für den theologisch oder allgemein akademisch gebildeten Leser spielen sie als solche im Bewußtsein keine störende Nebenrolle und haben den hervorragenden (um nicht zu sagen eminenten) Vorzug der durch das Rein-Deutsche nicht erreichbaren Präzision im Ausdruck des Gedankens. Für den „Laien" hingegen sind gewisse Fremdwörter eben fremde und fremdsprachliche Wörter, machen das Verständnis lückenhaft und beeinträchtigen die verständnismäßige Aneignung des Ganzen. Dieser Leser kommt bei meinem Stil zu wenig zu seinem Recht und spielt in meinem Bewußtsein eine zu unbedeutende Rolle. Etwas davon mag Fahrigkeit im Formulieren sein. Der Hauptgrund aber ist meine Wertschätzung des Fremdwortes. Die Theologie hat neben anderen Fachwissenschaften ihre technischen Ausdrücke und das sind Fremdwörter. Es gibt eine Sprache der Wissenschaft und des Fremdwortes und das ist die wissenschaftliche Muttersprache. Will man wissenschaftlich-technisch präzis („genau" ist hier weniger genau ausgedrückt) sich ausdrücken, so genügt einem alles andere nicht, außer eben das Fremdwort als technisch bezeichnendster Ausdruck (Terminus technicus). Man kann freilich unterscheiden zwischen unentbehrlichen und unnötigen Fremdwörtern und die letzteren in meinem Aufsatz haben mich bei Ihnen wahrscheinlich in den Geruch der Eitelkeit gebracht. Es hat keinen Zweck, sich gegenüber einem gänzlich Unbekannten zu verteidigen. Vielleicht würde ihm freilich die Bekanntschaft mit der verdächtigten Person seinen Verdacht in einem etwas eigentümlichen Licht erscheinen lassen. Was aber, abgesehen von der zu kurz gekommenen Rücksicht auf Laien-Leser die beiden Sprachen Französisch und Deutsch in Bezug auf Fremdwörter-Reinheit anbetrifft, so lasse ich dem Franzosen gerne seinen Stolz auf seine sprachliche Reinheit und freue mich der Souveränität der deutschen Sprache, die das — Postulat (pardon!) des Bezeichnenden obenan stellt, sich zum Mittel des besten Ausdruckes hergibt und

sich nicht zum Selbstzweck macht. Damit wahrt sie den Sinn und Zweck der Sprache besser. Ich bin nicht eitel, aber stolz auf diesen Fremdwörter-Adel der deutschen Sprache, es ist noch ein Rest von römischem Klassiker- (schlechthin unersetzbar) Adel und das Lateinische, woher die meisten Fremdwörter kommen, ist ja sowieso die Mutter der Sprachen, besonders der Französischen. Die lateinische Sprache liefert aber die denkbar besten Stempel und Prägungs-Mittel des Sinnes und des Ausdruckes. Ich kann das Fremdwort nicht ganz entbehren und ich kann es umgehen, je nachdem ich etwas schreibe, aber wenn mich nicht ausdrücklich eine innere Mahnung zur Rücksicht auf fremdwortfeindliche Leser beeinflußt, lasse ich mich gehen im Fremdwort, brauche gelegentlich auch unnötige, wie z. B. partout 2c., was zwar auch bezeichnender ist als „durchaus" und eigentlich mit „durchs Ganze hindurch" ersetzt werden müßte. Sparsamerer Gebrauch als geschehen läßt sich machen und darin besteht der Wert Ihres Briefes, daß er mich darin zum Aufsehen gemahnt hat. Absolute Sprach-Reinheit aber kann ich nicht versprechen, weil mir eine solche pedantisch vorkommt und mir alle Pedanterie (— auch ein Fremdwort —) zuwider ist.

Achtungsvoll P. Hitz.

Redaktionelle Bemerkungen.

Zu der heutigen Nummer müssen wir im Besonderen die Bemerkung machen, die unausgesprochen von jeder gilt: daß die Redaktion sich selbstverständlich nicht alle Ansichten ihrer Mitarbeiter zu eigen macht, aber sich jeder tapferen und selbständigen Meinungsäußerung freut. Nicht ohne Bedenken haben wir die Skizze von Herrn Pfarrer Busch in Bremen aufgenommen. Denn wir sagen uns, daß sie vielleicht nicht so verstanden wird, wie sie gemeint ist. Auch verhehlen wir uns nicht, daß sie an einigen Fehlern leidet, die ihre Wirkung beeinträchtigen können. Trotzdem haben wir uns entschlossen, die Skizze in die Neuen Wege aufzunehmen. Sie enthüllt mit der Unerbittlichkeit, die einem tapferen Wahrheitswillen entspringt, ein Stück wirklichen Lebens und wird so zu einer Anklage gegen gewisse soziale Zustände und einem gewissen kirchlichen Betrieb, die zu hören wir uns nicht sträuben dürfen. Wir schenken unseren Lesern das Zutrauen, daß sie, trotz den ihr anhaftenden Fehlern, aus dieser düsteren Geschichte eines Lebens etwas zu machen verstehen.

Aehnliche Gesichtspunkte gelten für die Beurteilung der Arbeit von Herrn Schindler. Wir können uns nicht alle seine einzelnen Ansichten zu eigen machen, aber wir stimmen mit ihm in der Gesamtrichtung seines Wollens überein und meinen, daß ein solcher Mann gehört werden müsse, umsomehr, als er nicht Theologe von Beruf ist. In diesem Sinne nennen wir auch folgende neuerdings erschienene vom Verfasser zu beziehende Aufsätze Schindlers: „Religion oder Christentum", „die biblischen Wunder", „der Dualismus der Welt und die Harmonie des Himmelreichs". (Die Adresse des Verfassers ist: Ingenieur A. Schindler, Porto val travaglia, Lago Maggiore, Italien.)

Die Mitarbeiter, die etwas lange auf die Veröffentlichung ihrer Beiträge warten müssen, bitten wir neuerdings um Geduld. Wir hoffen, nach und nach wieder freieren Atem zu bekommen und geben uns redlich Mühe, Allen gerecht zu werden. Stets willkommen sind uns kurze (höchstens sechs bis acht Seiten lange Aufsätze über wichtige und im höheren Sinn „aktuelle" Gegenstände, die in den Bereich unserer Arbeit gehören.

Noch eine Bemerkung zu der Auseinandersetzung Wernle-Ragaz. Sie ist nicht weiter geführt worden, weil die Gefahr drohte, daß daraus ein Theologenstreit werde und Beide diese Gefahr vermeiden wollten. Das Wesentliche ist ja gesagt und wenn sich auch an diese Aussprache neue Mißverständnisse geknüpft haben sollten, so würde das bei einer Wiederholung nicht weniger der Fall sein. Die behandelten Fragen sind für Viele lebendiger geworden, ihre Klärung und Lösung muß die Zukunft bringen.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Die Auferstehung und die Hölle.

(Nachdruck verboten).

Als Jesus gestorben und auferstanden war, lichtete sich über den Geistern der Menschen eine jahrtausendjährige Finsternis, denn das Allerfinsterste im menschlichen Leben ist der Tod, und die Schattens seines Grauens lagern weithinein in unsere besten Jahre und löschen langsam, aber sicher die Lichter des Lebens aus. Eine Menschheit, deren sicheres Erbe der Tod ist, sitzt in Verzweiflung und trotz alles Lebenslichtes in Finsternis und Todesschatten.

Als aber der erste Mensch vom Tode nicht mehr gehalten werden konnte, weil er in Gott stärker war als alle Gewalten der Finsternis, da wurde zum erstenmale deutlich, daß der Tod überhaupt nicht diese Allgewalt besitzt, die man ihm allgemein angefürchtet hatte, daß es eine Macht gibt, die unendlich viel größer ist als aller Schrecken des Todes und der Hölle, nämlich das Leben, das Gute, Gott.

Mit einem Schlage war die Menschheit erlöst vom Tode. Bis in den Hades hinein fielen die Lichter der Gnade und der Erlösung. Die Gefesselten waren frei für alle Zukunft, denn Gott war offenbar geworden als Vater der Menschen. Nur durch den Menschen war der Tod so mächtig geworden, durch den Menschen wurde seine Gewalt zerbrochen.

Wer die Geschichte vom Auferstandenen hörte, erlebte eine erschütternde Umwälzung all seines Denkens und wurde jauchzend inne: ich bin ja frei, ich bin Gottes und fing an zu leben. Selige nannte man diese neu Aufgelebten, und sie waren's auch, denn sie seufzten nicht mehr unter der Allgewalt des Hades, sondern sie lebten in Gott. Der Sieg des Lichts über alle Finsternis war gegeben. Tausende traten ein in den wunderbaren Machtbereich des Lichts und des Lebens.

Es gibt in der Geschichte unseres Planeten kein größeres Ereignis als die Auferstehung eines Menschen aus dem Grabe, eines am Freitag verurteilten und hingerichteten angeblichen Verbrechers, der am Sonntag schon in Gott lebendig war als Herr über den Stoff, über die Sünde, über Tod und Hölle, und der schon vorher triumphierend gesagt hatte:

Mir kann überhaupt niemand das Leben nehmen. Wenn ich's freiwillig ablege, ja dann lege ich's ab, aber nur, wenn ich will. Kann ich's ablegen, so kann ich's auch wieder annehmen, denn der Mensch ist Herr über Leben und Tod. Der Tod darf über den Menschen keine Gewalt haben. Gott ist Alleinherr, und der Mensch ist Gottes.

Ueber diesen Sieg der Menschheit war in allen Gebieten des Todes und der Hölle die größte Bestürzung. Umsonst hatte man sich Mühe gegeben, den siegreichen Menschen in Schande, Verderben und Tod zu stürzen. Er war nachher viel mächtiger als vorher, und das Schlimmste war, in ihm wurden alle mächtig, die an ihn glaubten, denn er gab ihnen Macht, Gottes Kinder zu werden. Da war das Reich der Hölle zu Ende, denn der Tod war besiegt.

In der finstersten Hölle kamen die Geschlagenen zusammen, über die veränderte Sachlage zu beraten. Man war verzweifelt, daß der Palast des Starken erbrochen war, und der Raub ausgeteilt wurde. Man hörte das entsetzliche Wort: Solche wie ich braucht's nur Zwölfe. Sie genügen, die ganze Welt in das Reich des Lebens zu versetzen. Es war in jedes Gefangenen Zelle der Schlüssel gelegt, und man mußte wehrlos zusehen, wie Tausende jauchzend aus den Kerkern entrannen und — lebten.

Zum ersten Male wußte Satan keinen Rat mehr und rief seine Getreuen auf, ihm beizustehen.

Da stand ein Kerl auf wie ein Regenwurm, geschmeidig und gelenkig, räusperte sich und wollte reden.

Mißtrauisch beäugte ihn der Höllenfürst und fragte ihn: wie heißt du?

Ich heiße der So und der So, ich kann alles so und kann alles so, und ich weiß einen Rat.

Sprich, rief der Finstere, und spie ihn verächtlich an.

Ich will ausgehen, sprach der So und der So, und will ein geschmeidiger Geist sein in der Propheten Munde und will sie reden machen über die Auferstehung so und auch so. Ich will sie lehren eine neue Lehre, die Theologie des Gewissermaßen, und sie sollen so lange reden so und auch so, bis kein Mensch mehr weiß, ob so oder so, und ich verspreche dir, die ganze Auferstehungsgeschichte wird nicht so und nicht so sein, und kein Mensch wird sich mehr getrauen, an den Tod zu rühren.

Unschlüssig wiegte der Mächtige sein finsteres Haupt: Und da glaubst du mit dem Paulus fertig werden zu können? — Na, wenigstens hast du's böse gemeint, und du kannst ja dein Sächelchen versuchen. Gehe aus und hänge dich als unser Bote an den Paulus und schlage ihn mit Fäusten, aber warte lieber, bis er tot ist. Dann kannst du ja dein So und dein So bringen. Aber helfen wird's uns nicht viel. Es wird den Menschen zu ledern werden, und so dumm sind sie doch nicht, daß sie sich dauernd mit deinem Trug zufrieden geben, wenn sie ebenso gut die Möglichkeit haben, wirklich zu leben.

Aber wie gesagt, probier's, du ekler Wurm, und tauche von Zeit zu Zeit auf, aber nie zu lange und lasse es den Menschen übel werden auf der Erde.

Der Ekelhafte schlich von dannen.

Der hilft uns nicht viel, murrte Beelzebub. Ihr müßt übleres raten, sonst ist's um uns geschehen.

Da ließ sich ein Rauschen vernehmen, und ein Dampf von Schwefel hüllte die Versammelten ein und machte ihre Finsternis zum schneiden dick. Aus dem Höllenbrodem hörte man ein Zischen, und der Finstere erlaubte dem Zischen seine Bosheit darzulegen.

Ich weiß einen Rat, wie wir's sicher gewinnen, auch gegen den Paulus. Wir werden die Auferstehung schwer leugnen können, darum ist's besser, wenn wir sie uns aneignen.

Was? brüllte der Oberteufel, du willst die Empörung bis hieher tragen? und bebte vor Wut. Dir will ich's besorgen!

Aber das Zischen und Rauschen ließ sich nicht einschüchtern, und der Schwefeldampf wurde immer stärker. Es wurde so finster, daß niemand den Schwefelgeist erkennen konnte. Nur reden hörte man ihn mit gellender Stimme.

Aneignen, sagte ich, jawohl aneignen und nachmachen, sage ich. Eine nachgemachte Auferstehung, ein nachgemachtes Leben, das sage ich wird die echte Auferstehung und das echte Leben austreiben. Jawohl austreiben, sage ich.

Und wie willst du das machen? donnerte der Höllenherr.

Ach sehr einfach. Ich will auf allen Gassen ausschreien lassen: Auferstehung, Auferstehung! Ich will die Mächtigen der Erde gewinnen, und sie müssen Auferstehung! rufen. Ich will große Häuser bauen mit himmelragenden Türmen und alle Menschen sollen hören: Auferstehung, Auferstehung! Ich will Schulen gründen für kleine Kinder und große Kinder und für Gelehrte, und überall soll's gellen: Auferstehung! Glaub mir, oberster Satanas, wenn ich die Wahrheit erst in den Schulen habe, dann ist sie maustot geschlagen, die richtige Auferstehung ist dann gemordet.

Aber ich will noch viel mehr tun. Ich will von Zeit zu Zeit einen auferstehen lassen, wenigstens glauben sollen sie's, und Wunder will ich sie tun lassen, alle die Der getan hat. Nachmachen sollen sie Den, und schwatzen sollen sie drüber. Sie sollen Teufel austreiben und Kranke gesund machen und Tote auferwecken und predigen sollen sie, predigen bis sie nicht mehr können, alles in Seinen Worten, aber alles nachgemacht. Und das Nachgemachte wird unsere Herrschaft um so mehr befestigen.

Aber das ist mir noch zu wenig. Ich nehme alle Geheimnisse von Dem droben und rufe sie auf den Gassen aus. Sie sollen erklären das Geheimnis vom Brote und vom Weine, vom Wasser, vom Sohn, vom Vater, vom Geist, von der Wiedergeburt, vom jüngsten Tage, vom Leben, vom Tode, vom Teufel, alles, alles sollen sie wissen und

zum System ordnen und reden und lehren und erklären. Und wenn einer ein wenig anders erklärt, dann sollen sie einander tun wie dem Meister geschehen, und Kriege sollen sie führen, verleumden, morden, lügen, alles für die Wahrheit. Es wird soviel Uebles werden als nicht war von Anfang der Welt, und so viele Christusse will ich machen als Teufel in der Hölle sind, und so viele Christentümer schaffen als es Höllentümer gibt.

Und noch viel mehr will ich tun. Sie sollen bei all der Höllenwirtschaft glauben, daß sie erlöst sind vom Tode und vom Teufel, ja das will ich noch machen, daß sie den Tod selber als ihren Erlöser preisen werden und keine andere Seligkeit kennen und wollen und erbitten als eine im Tode.

Und predigen sollen sie ohne Ende, aber mehr von der Sünde und vom Teufel als von Gott und dem Leben.

Und Ostern sollen sie sehr groß feiern und Pfingsten und Weihnachten sollen sie feiern und fasten sollen sie und beten sollen sie; bloß erlöst sein, das sollen sie nicht, und leben sollen sie auch nicht, und auferstehen sollen sie nicht einmal wollen.

Da lächelte grimmig der Oberste der Teufel und schrie: Du bist ein ausgepichter Satan, du Schwefelgeist, du Zischer, du Rauscher, du gellender Schwätzer. Das ist ein höllischer Gedanke, den Tod umtragen im Namen des Auferstandenen. Mit solchen Truppen erobern wir das verlorene Land und knüpfen unser Netz fester als je. Ich will dir auch helfen dazu. Ich ernenne dich hiemit im Angesicht der versammelten Höllenfürsten zum nachgemachten Christus und alle deine Knechte sollen das Recht haben, eine Uniform zu tragen, wie ich sie bestimme. Schwarz soll ihre Farbe sein und schwarz sollen sie selbst sein.

Von jener Stunde ab schien die Erlösung des Auferstandenen ausgelöscht zu sein. Wo ein Engel das Wort des Lebens hintragen wollte, da wußten sie schon alles viel viel besser und gründlicher, und schmerzbewegt trat Michael vor den Allerlöser und berichtete ihm von der höllischen Versammlung und ihren Folgen.

Da sprach der Heiland mild: Michael, du glaubst doch nicht, daß sie die Wahrheit Gottes auslöschen können mit ihrem Geschwätz? Höre du, gehe hin und sammle alle meine Geheimnisse wieder auf, die Auferstehung und das Leben, die Wiedergeburt, Taufe und Abendmahl und alle Worte im Buche des Lebens und verbirg sie im Allerheiligsten vor dem Throne des Höchsten. Kann die Hölle schwätzen, so können wir schweigen. Dann gehe aus mit allen himmlischen Heerscharen und suche unter den Menschen die aus, die schweigen können, und wer es wert ist, dem vertraut von unsern Geheimnissen an, was er vertragen kann und laßt ja niemand davon reden als zu den Schweigenden, und jenen darf's nur in's Ohr geflüstert werden. Während die Hölle lärmt, will ich die Unmündigen sammeln, und glaub mir, die Macht der Schweigenden soll größer werden als die der Lärmenden, und wenn meine Zeit ist, werde ich das Schweigen

brechen, ich allein, und die Auferstehung und das Leben soll doch mein und aller großer Sieg sein.

Da leuchtete Himmelsklarheit und unbeschreibliche Herrlichkeit über Michael und alle Gefilde der Seligen, und staunend wurde man inne der Macht der Unmündigen, die stärker wurde als aller Höllenlärm.

Heinrich Lhotzky.

Sind wir noch Christen?*)

Ist es nicht eine Anmaßung, wenn ich diese Frage für einen mir völlig unbekannten Zuhörerkreis beantworte? Ist es nicht Sache jedes Einzelnen von Ihnen, darüber zu entscheiden, ob Sie persönlich die Stellung zu Gott und Welt, die den Christen ausmacht, sich aneignen können? Aber so ist unsere Frage nicht gemeint.

Wir fragen: Erlauben es unsere heutigen Erkenntnisse von Natur und Geschichte, die wir nicht lassen können, wenn wir wahrhaftige Menschen bleiben wollen — erlauben sie es, daß wir noch Christen bleiben? Wir sind sicher alle darin einig, daß ein Christentum, das wir nur um den Preis der Unwahrhaftigkeit festhalten könnten, über Bord geworfen werden müßte. Aber nicht bloß auf die Wahrhaftigkeit, auch auf die Einheitlichkeit unseres geistigen Lebens können wir nicht verzichten. Wohl ist jeder von uns kein ausgeklügelt Buch, sondern ein Mensch mit seinem Widerspruch. Es gibt aber Widersprüche, die wir nicht ertragen können, weil sie eine Unehrlichkeit bedeuten würden; bestehen solche nicht zwischen dem Christentum und unsern heutigen Erkenntnissen?

Zu der theoretischen gesellt sich die praktische Frage: läßt sich unter unsern heutigen Daseinsbedingungen eine christliche Lebensführung überhaupt verwirklichen? Heißt mit dem Christentum ernst machen nicht auf jede Daseinsmöglichkeit verzichten? Nun kann es ja immer für Einzelne sittliche Pflicht werden, auf das Leben zu verzichten. Aber wenn eine allgemeine Verwirklichung des christlichen Lebensideals den Untergang unserer ganzen Kulturgemeinschaft bedeuten würde, wenn es sich, um mit Kant zu reden, nicht zur Maxime einer allgemein gültigen Gesetzgebung erheben ließe, wenn es zur Beherrschung des menschlichen Gemeinschaftslebens untauglich wäre, dann wären wirklich die Tage des Christentums gezählt. In diesem Sinne fragen wir: Sind wir noch Christen? Können, sollen, dürfen wir es noch sein?

Es gibt einen Standpunkt, der diese Frage, kaum ist sie gestellt, schon von vornherein verneint. „Wir stehen als moderne Menschen auf dem Standpunkt der Entwicklung, heißt es da. Alles, selbstverständlich auch das Christentum ist der Entwicklung unterworfen. Alles, was entstanden ist, wird auch wieder vergehen. Und wenn

*) Vortrag gehalten am 18. Februar in Freiburg i. B.

das Christentum schon vor 1900 Jahren entstanden ist, so muß es veraltet und überholt sein. Die Geschichte steht nie still; welche Torheit, eine einzelne Erscheinung so aus dem Strom der Entwicklung herauszureißen und festhalten zu wollen, so dem Rad der Zeiten in die Speichen fallen zu wollen!"

Verehrte Anwesende, nicht nur die Kirche hat ihre Dogmen, sondern auch der Zeitgeist, und hier wie dort gilt es, daß Dogmen für die lebendige Wirklichkeit blind und für die Wahrheit unempfänglich machen. Und zu einem dieser modernen Dogmen hat sich der Entwicklungsgedanke ausgewachsen. Wir haben es hier mit einer grundfalschen Uebertragung von Naturgesetzen auf das geistige Leben zu tun. Die geistige und Kulturentwicklung vollzieht sich eben nicht als ein endloser Wechsel von Werden und Vergehen, sondern sie gleicht einem Bau, dessen Fundamente keineswegs wieder abgebrochen werden, wenn das erste Stockwerk aufgerichtet ist. Es gibt Errungenschaften, die nicht wieder preisgegeben werden müssen, Wahrheiten, die, einmal entdeckt, nicht wieder veralten, Grundsätze, die nicht abgenutzt werden, Kräfte, die nicht erlahmen, Ziele, die nicht ins Wanken geraten. Wohl tauchen im Lauf der Entwicklung Bildungen auf, die wieder versinken können, wenn sie ihren Dienst getan haben, Irrtümer, die eine Zeit lang die Menschen gefangen nehmen und dann in zähem Kampf überwunden werden müssen; aber wenn die Menschheitsgeschichte nichts Bleibendes schüfe, da wäre sie ein müßiges Spiel und wenn es keine bleibenden Wahrheiten gäbe, so wäre es eine Torheit zu forschen. Zu diesem allgemeinen Vorurteil kommt meist auch das besondere hinzu, daß die Entwicklung geradlinig vorwärts gehe. Schon die Natur kennt Degenerationserscheinungen, kennt Sprünge und Stillstände. In der geistigen Entwicklung geht es meist so, daß das große Neue überraschend, scheinbar unvermittelt auftaucht, sich zu seiner Umgebung in Gegensatz stellt, von ihr verkannt, verachtet, verspottet und verfolgt wird; nur ein kleiner Kreis treuer Anhänger nimmt es auf, erst lang nach ihrem Tode errichtet man den Bahnbrechern Monumente, die Nachgeborenen zehren an ihrem Erbe, aber die Wirkung in die Breite wird meist durch eine Einbuße an Schärfe und Tiefe erkauft. Die Höhepunkte liegen deshalb gar nicht immer vor uns, sie können auch hinter uns liegen. Könnte es nicht auch mit dem Christentum so sein? Jedenfalls ist es schief, unsere Frage von einem verkehrten Entwicklungsdogma aus von vorneherein zu verneinen.

Aber, so ruft man uns weiter zu, werft doch nur einen Blick in euer Neues Testament, fragt was wirklich dasteht und sucht es nicht mit allerlei Künsten umzudeuten, und ihr werdet nicht mehr drüber im Zweifel sein, daß ihr eine versunkene Welt vor euch habt. Da ist das völlig andere Weltbild. Die Erde, der Mittelpunkt, darüber räumlich aufgebaut der Himmel, in dem der liebe Gott seinen Thron aufgeschlagen hat, umgeben von seinen himmlischen Heerscharen, und unter der Erde die Hölle, das Reich des Teufels und

seiner Engel. Dazu eine völlig andere Vorstellung vom Geschehen, keine Ahnung von Naturgesetzen, von natürlichen Ursachen und geschlossenem Kausalzusammenhang, sondern überall herrscht die Vorstellung von einem willkürlichen unmittelbaren Eingreifen Gottes, die Welt erscheint belebt von Engeln und Teufeln, denen man die unsinnigsten Wunder zutraut. Ferner eine kindliche Psychologie: kein Gedanke an einen gesetzmäßigen Ablauf von Seelenvorgängen, sondern da ist die Rede von Einwohnung fremder Geister, und der heilige Geist erscheint wie ein geheimnisvolles Fluidum, das den Menschen durchdringt. All dem entspricht eine Zukunftserwartung, die nicht mit Entwicklungsmöglichkeiten rechnet, die der üppigsten Phantasie keine Zügel anlegt, die Sterne vom Himmel auf die Erde niederfallen sieht und himmlische Reiter auf die Menschenwelt herunterfahren läßt. Und endlich wird Jesus zu einem mythischen Wesen gestempelt, die ganze Erlösungs- und Versöhnungslehre ist ein, wenn man will, großartiger, aber doch heute unannehmbarer Mythus von einem himmlischen Drama, das sich jenseits der Grenzen menschlicher Erfahrung in einer himmlischen Welt abspielt, das aber seine Wirkungen auf die sichtbare Erde herniedersendet und sich dann umgekehrt wieder hier abwickelt mit Wirkungen nach dem Jenseits. Wer aber nur eine ferne Ahnung von der modernen Wissenschaft hat, vermag mit diesen Vorstellungen nichts mehr anzufangen. So versichert man uns mit dem Pathos der Ehrlichkeit.

Verehrte Anwesende, ich lade Sie ein, im Geist mit mir einen Gang durch ein kulturhistorisches Museum zu unternehmen. Sie werden da Besuchern begegnen, die es für ein gewöhnliches Raritäten- und Kuriositätenkabinett ansehen. Wir aber suchen hinter all diesen auf den ersten Blick wunderlichen Gegenständen eine ganze Kultur, ein blühendes, warmes Leben, das sie benutzte, sich in ihnen Ausdruck verschaffte, ihnen seine Eigenart aufprägte. Ja, wir erblicken darin nicht bloß entschwundenes, sondern noch fortwirkendes Leben; es kommt uns zum Bewußtsein, wie viele Generationen an der Kultur gearbeitet haben, in die wir hineingeboren wurden. Es beschleicht uns ein Gefühl der Ehrfurcht und Dankbarkeit und geht uns ein Eindruck von der Stetigkeit des Lebens auf, wir sehen dahinter den Menschen stehen, der immer derselbe bleibt. Uralte Dokumente können uns berühren mit unmittelbarer Kraft, daß wir ausrufen: das ist Fleisch von meinem Fleisch und Bein von meinem Bein!

So lassen Sie uns auch die Schriften des Neuen Testamentes lesen! Wir wollen nicht haften bleiben bei den einzelnen Vorstellungen. Diese bilden ja nur die Peripherie des Lebens und nicht sein Zentrum, kein Stück seines Wesens; sie gleichen dem Gewand, das wir nach den Launen der Mode wechseln, ohne deshalb selbst andere zu werden. Wir wissen ja auch zur Genüge, daß man alle diese alten Vorstellungen mit Haut und Haaren verschlingen und doch von Jesu Wesen unberührt bleiben kann. Wir wollen das frische,

blühende Leben erfassen, das dahinter steht und sich diese Vorstellungen geschaffen, sich in sie gekleidet hat. Ja, nicht nur das Neue Testament, die Dokumente des ganzen Christentums bis auf den heutigen Tag wollen wir in dieser Weise betrachten. Wir fragen nicht bloß: was haben die Menschen, die so geredet und gehandelt haben, gedacht, was für Vorstellungen haben sie gehabt? Nein: Was haben sie erlebt? Gegenstand des Erlebens sind Realitäten. Mit was für Realitäten sind sie zusammen getroffen? Was für Kräfte sind auf sie eingedrungen? Und wie haben sie diese Kräfte gedeutet? Worin haben sie Wesentliches und worin nur Beiläufiges gesehen? Was haben sie für einen Sinn darin gefunden? Wie haben sie in diesem Gewirr von Kräften, von Bewegungen und Strömungen Partei genommen? Wie haben sie sich zu ihrem Schicksal gestellt, wie haben sie es innerlich verarbeitet und darauf geantwortet? Wie haben sie sich gestellt zu der Gemeinschaft von Menschen, in die sie hineingeführt worden waren? Das sind die Fragen, die wir stellen müssen, um bis zum innersten Wesenskern des Christentums vorzudringen. Das, nicht die Vorstellungen sind die Elemente, welche das Leben ausmachen, welche die Menschen verbinden oder trennen.

Sollte dieses Leben heute nicht mehr möglich sein? Wohl ändert sich die Welt und ändern sich die Menschen in ihr, die Verhältnisse und Erkenntnisse, aber in allem Wechsel steht doch der Mensch, der immer derselbe bleibt. Es sind dieselben Mächte, die in der Welt draußen mit einander im Kampfe liegen und dieselben Regungen, die aus unserm Innern heraus auf sie antworten, sich von ihnen entzünden lassen oder ihnen entgegentreten. Sollte Alles so ganz anders geworden sein? Sollten die Realitäten und Kräfte, die beim Ursprung des Christentums gespürt worden, die damals wirksam geworden sind, nicht mehr vorhanden sein? Sollten jene Deutungen, Entscheidungen, Wertungen, die dem Christentum charakteristisch sind, nicht mehr möglich sein? Es sind den Menschen die Augen geöffnet worden; sollten wir, was sie damals sehen lernten, nicht mehr schauen können?

Sollte dieses Leben von uns nicht mehr angeeignet werden können? Es handelt sich da nicht um verstandesmäßige Reflexionen, bei denen unsere moderne Wissenschaft eine Rolle spielen könnte. Leben überträgt sich, es steckt an, es ergreift, es reißt mit. Es preßt den Einzelnen nicht in eine Schablone, es nimmt ihm seine Eigenart nicht, und so läßt es auch jeder Zeit das, was ihr eigen ist, ihre Kultur, ihre Kunst und Wissenschaft. Es handelt sich also darum, ob wir im Christentum ein Leben, eine Wirklichkeit, eine Macht spüren, von der auch wir uns erfassen lassen.

Wenn das Christentum die Macht, welche über uns und die uns umgebende Wirklichkeit Gewalt hat, mit dem Wort Vater deutet, so ist das ein Gleichnis, das zeitlos und unmittelbar zu allen Zeiten spricht. Das ist ja das Grunderlebnis des Christentums: der über uns steht ist Vater. Das Wesen eines rechten Vaters

ist auch das Wesen der Macht, die über der Welt waltet; väterliches Wesen mit seiner ganzen Verbindung von Ernst und Liebe ist verwandt mit göttlichem Wesen, ein Abglanz, eine Offenbarung, ein Stück davon. Und in Jesus ist es verkörpert, ist es wirksam geworden, ist es mit neuer Gewalt in die Welt eingeströmt, hier ist der Sinn des Lebens gedeutet, hier ist dem Geschehen Richtung und Ziel gegeben. Hier tritt uns Gottes Macht als heiliger Ernst fordernd entgegen, um uns über das, was wir sind, emporzuheben zu neuem Wesen, hier stehen wir vor einer Neuschöpfung, dem Anfang einer neuen Menschheit. Hier zeigt Gott, wo er mit uns hinaus will, aber er tritt uns hier auch nicht bloß als fordernde Heiligkeit, sondern auch als erbarmende Liebe entgegen. Diese Macht der Liebe erfaßt uns durch Jesus, zieht uns in ihren Wirkungsbereich, und das tut sie nirgends so gewinnend und überwältigend, wie in seiner Aufopferung am Kreuz. Das ist das Erlebnis, das hinter allen christlichen Versöhnungslehren und Deutungen des Kreuzestodes steht. Freilich, nicht ein Verständnis dieser Lehren kann uns seinen Segen mitteilen, sondern eine Wiederholung dieses Erlebnisses, daß das Leben, das in diesen Ereignissen sich auswirkt, auch uns erfaßt und wir uns für dieses Leben entscheiden, uns daran hingeben.

Dieses Grunderlebnis führt auch zu einer andern Stellung den Mitmenschen gegenüber, zu dem Verhältnis der Brüderlichkeit, ihrer Anerkennung als gleichberechtigter Kinder des himmlischen Vaters, sodaß wir sie nicht bloß als Mittel zur Befriedigung unserer Selbstsucht behandeln, sondern uns ihnen verpflichtet wissen. Es führt zu einer andern Wertung der Dinge dieser Welt, einer Umwertung aller Werte, einer inneren Freiheit und Unabhängigkeit, einer Ueberlegenheit über die äußern Geschicke, einer innern Ruhe gegenüber aller äußern Aufregung. Diese Stellung zu Gott stellt uns auch mit einem Vertrauen in diese Welt hinein, das tüchtiger macht, mit einer festen Hoffnung, die auch vor dem Bösen der Welt, vor den Rätseln des Lebens, vor dem Tode nicht zusammenbricht. Diese Stellung zu Gott und Welt, diese Art das Leben auf- und anzufassen ist das Wesentliche, das Verbindende und Bleibende im Christentum. Darin kann man sich über allen Unterschied der Zeiten mit den Christen aller Epochen eins fühlen.

Wie wenig haben doch die Verschiedenheiten der Vorstellungsform zu bedeuten! Mögen wir uns Gottes Walten als unmittelbares Eingreifen oder als vermittelt durch natürliche Ursachen denken, mögen wir ihn uns vorstellen im Himmelssaal thronend oder als alles durchdringende geistige Macht — wenn wir nur vertrauensvoll zu ihm aufblicken! Mögen wir es bei dem Leid, das uns zu schaffen macht, mit Dämonen oder mit Bazillen oder Schwankungen des Weltmarktes zu tun haben, wenn wir es nur zum Segen umbiegen! Mögen wir uns nun das Verhältnis von Fleisch und Geist

wie Paulus oder wie die moderne Psychologie denken, wenn wir nur Herr werden über die niedere Natur! Wie wir uns nun das Verhältnis Jesu zu Gott und Menschen vorstellen, wie wir uns die Bedeutung seines Werkes zurechtlegen, ob wir in das Geheimnis einzudringen suchen oder uns dabei bescheiden, das Unerforschliche ruhig zu verehren — ich möchte es mit letzterem halten — wenn nur sein Leben in uns mächtig wird und uns umwandelt!

Es ist nicht meine Aufgabe, den christlichen Gottesglauben im Einzelnen mit den modernen Erkenntnissen auseinanderzusetzen. Es genügte mir zu zeigen, wie das Christentum im Kern von diesen Wandlungen der Erkenntnis nicht berührt wird. Aber das charakteristische Leben, als das ich Ihnen das Christentum zu schildern suchte, gerät in der modernen Welt noch in größere praktische Schwierigkeiten.

Das Mittelalter zeigte eine einheitliche Kultur, in welcher die Religion eine dominierende Stellung behauptete. Aber mit der Renaissance begann die Emanzipation der verschiedenen Kulturgebiete: Wissenschaft, Kunst, Staat, Recht, Technik, Volkswirtschaft machten sich unabhängig und suchten ihre eigenen Gesetze, behaupteten ihren selbständigen Wert. Eine immer wachsende Zahl von Menschen findet in der Betätigung auf diesen Gebieten ihren Lebensinhalt, das sie beherrschende Interesse. Wenn sie der Religion nicht völlig den Abschied gegeben haben, so ist sie ihnen längst nicht mehr höchstes Anliegen. Sie ist etwas, das man neben vielem Andern ganz gern auch noch besitzt, man hält es für sicherer, nicht ganz damit zu brechen. Aber sie wird an die Peripherie geschoben als eine schöne Weihe für einige festliche und schmerzliche Anlässe im Leben. Und man will sie etwa damit verteidigen, daß man nachweist, sie sei eine Kultur fördernde Macht. Damit daß man aber die Religion an der Kultur mißt, stellt man Kultur über die Religion. Diese jedoch bedankt sich dafür; sie will sich nicht mit dieser Aschenbrödelrolle begnügen. Sie will herrschen, den Menschen bestimmen und durchdringen oder dann, wenn sie das nicht kann, lieber das Feld räumen. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und seiner Gerechtigkeit; und du sollst Gott lieben von ganzem Herzen, nicht mit geteiltem Herzen, davon weicht das Christentum keinen Schritt weit. Daß der Mensch seinen Gott finde, seinen Forderungen genüge, mit ihm eins werde, das soll das zentrale, das höchste Anliegen werden, und diese Verbindung mit Gott soll so eng als möglich werden, ihr soll willig alles andere geopfert werden, wo es ihr hinderlich ist. Aergert dich dein rechtes Auge, so reiß es aus und wirf es von dir.

Das aber will sich die moderne Welt nicht gefallen lassen. Daß man wissenschaftlich, künstlerisch, kulturell auf der Höhe sei, das liegt ihr am meisten am Herzen. Sie hat durch die freie Entfaltung dieser Kulturgebiete eine Bereicherung und Erhöhung des

Lebens erfahren, die sie nicht preisgeben mag. Und eine Herrschaft der Religion erschiene ihr wie eine Verkümmerung des Lebens.

Was sollen wir darauf antworten? Man hat das Christentum schon als kulturfeindlich dargestellt. Mit Unrecht. Wohl hat Jesus auf die Kulturgüter persönlich um seiner größern Aufgabe willen verzichtet und Bereitschaft zu diesem Verzicht gegebenenfalls auch von seinen Jüngern gefordert. Aber im Gegensatz zum Buddhismus würdigt er die natürliche Welt als Schöpfung Gottes, sein Kulturverzicht ist kein allgemeines Gesetz.

Kultur, Kunst, Wissenschaft sind Entfaltungen des natürlichen Lebens, der Erkenntnistrieb, der Kunsttrieb, der Kulturtrieb sind legitime Elemente des menschlichen Wesens und es ist kein Unrecht, wenn sie sich ihre eigenen selbständigen Lebensgebiete schaffen. Aber nun wohnt diesen Größen die Tendenz inne, sich aus einer Diener- in eine Herrscherstellung aufzuschwingen; die Kultur ist nun nicht mehr um des Menschen, sondern der Mensch um der Kultur willen da. Sie will ein Maßstab aller Dinge werden, und damit haben wir die Herrschaft der toten Dinge über die lebendigen Menschen. Wenn sich der Mensch an sie verliert, so bedeutet das eine Einseitigkeit und Verkümmerung. Jedes dieser Gebiete für sich allein bietet noch keinen befriedigenden Lebensinhalt. Sie heben den Menschen nicht über den Egoismus hinaus. Es liegt in ihrem Wesen, daß sie bloß einer Elite zuteil werden. Sie geben kein Alle umfassendes Lebensziel. Für einige Zeit vermag sich wohl die Seele dran zu sättigen, aber bald wird der Durst nach dem Leben in ihr erwachen. *So weisen diese Gebiete über sich selbst hinaus.* Es entspricht einer Anlage der menschlichen Natur, wenn diese Kulturgebiete einem überragenden Ziele untergeordnet werden wollen, durch das sie nicht entwertet, sondern gerade verklärt und veredelt werden.

Dieses Ziel zeigt uns das Christentum. Die Kultur ist der Boden, in dem eine edlere Pflanze keimen und sich entfalten soll, eben das sittliche und religiöse Leben, das in Jesus erschienen ist. In der Betätigung, durch die Betätigung auf den verschiedenen Kulturgebieten soll sich christlicher Charakter entfalten. Sie sind sozusagen der Stein, aus dem der Funke herausgeschlagen wird. *Die Religion will nicht bloß ein besonderes Lebensgebiet neben ihnen sein,* keine abgegrenzte Provinz, *sondern sie stellt dem Menschen ein bestimmendes Lebensziel,* dem auch die Kultur dienstbar gemacht werden soll, von dem aus sie erst ihren Wert empfängt. Alle Kulturbetätigung soll mit Religion geschehen; Religion macht zu solcher Betätigung nicht untüchtig, sondern sogar viel tüchtiger. Sie nimmt ihr den Fluch des Egoismus und erfüllt sie mit einer höhern Verpflichtung.

Sie läßt diesen Gebieten durchaus ihre Selbständigkeit und ihre eigenen Gesetze; sie respektiert diese Gesetze als Ausdruck der von Gott gegebenen Weltordnung. Wir lassen die pietistische Angst vor diesen

Gebieten nicht aufkommen. Aber freilich da, wo sittliche und religiöse Entscheidungen auf dem Spiele stehen, da verlangt die Religion, daß Kultur, Kunst, Wissenschaft geopfert werden kann. Wird unter Umständen das Opfer des Lebens verlangt, sollten wir dasjenige dieser Güter verweigern dürfen? Und wenn die moderne Welt dazu den Entschluß nicht aufbringt, so ist das kein Ruhm, sondern eine Schwäche; kein Zeichen, daß wir über das Christentum hinaus, sondern daß wir noch gar nicht dabei angelangt sind. Kultur, Kunst, Wissenschaft sollen uns keine Götter, sondern bloß Güter sein. Das will sagen: wir sollen uns ihnen nicht opfern, sondern sollen sie zu opfern bereit sein. Sie sind nur Teilgebiete des menschlichen Lebens, die Religion aber ist das Umfassende, das alles in sich begreift. Deshalb dürfen und sollen wir ihren Herrschaftsanspruch gegenüber dem profanen Leben aufrecht erhalten und brauchen sie um des willen nicht preiszugeben.

Aber nun erhebt sich noch eine weitere Schwierigkeit. Ist eine Verwirklichung christlicher Lebenshaltung überhaupt möglich? Lassen sich christliche Grundsätze in der Welt durchführen? Ein entschiedenes Nein bekommen wir nicht nur von Solchen zu hören, die allem Ernst aus dem Wege gehen, sondern auch von Solchen, die es gern möchten, die es probiert haben. „Ihr könnt sie nur durchführen, wenn ihr ihnen die Spitze abbrecht und ihnen damit gerade das Charaktervolle raubt," sagen sie uns. Nehmt beispielsweise die Forderung der unbedingten Wahrhaftigkeit; ihr könnt sie in einer verlogenen Umgebung gar nicht durchführen. Wenn du es mit einem durchtriebenen Menschen zu tun hast, von dem du weißt, daß er dir Fallen stellt und alles was du sagst verdreht, so sagst du dir unwillkürlich: ich muß wohl auf der Hut sein, daß ich ihm meine wahre Meinung nicht verrate, meine tiefsten Beweggründe nicht aufdecke. Du hast wahrscheinlich dabei nicht einmal ein böses Gewissen. Und doch ist es gegen die unbedingte Wahrhaftigkeit.

Wie viel hat in letzter Zeit eine andere Schwierigkeit zu schaffen gemacht. Es ist klar, daß der Krieg dem Grundsatz: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst, dem eigenen Verhalten Jesu und seinem Geist zuwiderläuft. Wir sind für einander da, zu gegenseitigem Dienst, und nicht einander totzuschießen, daran kann nur ausgemachte Sophistik rütteln. Und doch kann ein Volk nicht drauf verzichten, wenn es sich nicht selbst aufgeben will. Es muß aus Pflicht der Selbsterhaltung nach Macht streben, es kann hier das Christentum nicht verwirklichen.

Ebenso aber steht es im wirtschaftlichen Leben. Muß ein Geschäftsmann nicht darauf ausgehen, so gute Geschäfte als möglich zu machen, so viel als möglich zu gewinnen? Aber Gewinn läßt sich nur erzielen auf Kosten Anderer. Wenn sich einer von jeder guten Stelle sagte: ich will sie lieber dem und dem überlassen, der ohne Arbeit ist, so könnte er verhungern. Oder wenn ein Arbeitgeber sich

sagte: Es ist wahr, daß der Mehrwert, was die fertige Ware an Wert das verwendete Material übersteigt, gerechter Weise dem gehört, der diesen Mehrwert durch seine Arbeit geschaffen hat —, wenn er wirklich dem Kapital seinen Gewinnanteil entzöge, was wäre die Folge? Er würde mit mathematischer Sicherheit in der Konkurrenz unterliegen, es würden ihm seine Kapitalien, die er nicht mehr verzinsen könnte, gekündet, der Bankdirektor würde ihm sagen: „ich bin auch kein Unmensch, ich ehre Ihre Gesinnung, ich gönne Ihren Arbeitern alles Gute, aber ich bin eben wieder meinen Aktionären verantwortlich; ich muß mein Kapital wieder haben und in ein Unternehmen mit gesunden kapitalistischen Grundsätzen anlegen. Sie aber können aufstecken und tun weder sich noch Ihren Arbeitern einen Gefallen." Kurz, es hilft alles nichts, er *muß* seinem Geld den Profit sichern, den Platz zu behaupten suchen durch Anwendung „gesunder kapitalistischer Grundsätze", mag sein christliches Gewissen hundertmal widerstreben. Das Wirtschaftssystem, das am Gewinn und nicht am Bedarf orientiert ist, zwingt den Einzelnen, ihm zu huldigen, die Menschen als bloßes Mittel und nicht als Zweck zu behandeln, keiner kann sich entziehen.

Angesichts dieser Tatsache bleibt auch der Arbeiterschaft gar nichts anderes übrig, als sich zu organisieren, ihre Macht geltend zu machen, den *Klassenkampf* zu führen. Man hört bei Arbeitskonflikten oft mit dem Brustton heiligster Entrüstung sagen: „es ist den Arbeitern nur um *Macht* zu tun!" Ja, bleibt ihnen denn überhaupt eine andere Wahl? Sie könnten auf Macht verzichten, wenn sie sich der Liebe gegenüber befänden. Aber sie haben es mit der Macht des Geldes zu tun, das nicht von dem Grundsatz abweicht: ich zahle euch nur den Lohn, unter dem keine andern die Arbeit leisten. Nimmt man es dem Kapitalisten nicht übel, wenn er möchte, daß sein Geschäft rentiert, so darf man es auch dem Arbeiter nicht übel nehmen, wenn er auch nach einer rechten Rendite seiner Arbeitskraft trachtet. Die Entrüstung darüber ist entweder Naivetät oder Heuchelei.

Darin also liegt die Schwierigkeit: *Unsere Kultur läßt der Betätigung christlicher Grundsätze einen gewissen Spielraum, gewährt aber keine konsequente Anwendung.* Es ist wahr, wenn Jesus heute käme, um seine absolute Forderung durchzusetzen, er würde wieder gekreuzigt. Nicht buchstäblich; aber er würde untergehen; man ließe ihn wahrscheinlich Hungers sterben. Sollen wir uns aber bei der Lösung beruhigen, *daß wir heute nur noch bis zu einem gewissen Grade Christen sein können?* Diese Auskunft hat jedenfalls den Vorwurf größerer Ehrlichkeit voraus vor jener Halbheit, welche das Leben in eine geistliche und eine weltliche Hälfte teilt und doch sich für vollgültiges Christentum ausgibt, und vor jener Heuchelei, welche der eigenen Selbstsucht die religiöse Weihe erteilt. *Aber wir können bei dieser Lösung nicht stehen bleiben.*

Verehrte Anwesende, ich möchte Sie nochmals einladen, einem modernen Dogma den Abschied zu geben. Handelte es sich vorher darum, den Entwicklungsgedanken nicht an einem Ort anzuwenden, wo er keine Geltung hat, so gilt es jetzt umgekehrt, da mit ihm ernst zu machen, wo er meist nicht angewendet wird. Es ist ein Vorurteil, daß die Ordnung der Welt stets dieselbe bleibe. Die Welt ist keine tote Maschine, sondern ein lebendiger Organismus. Sie soll anders werden, sie hat eine Aufgabe, sie soll einem Ziel entgegenwachsen.

Wohl herrscht in der Welt die Ordnung des Kampfes ums Dasein, des Kampfes Aller gegen Alle. Aber schon im Tierreich beginnend macht sich dieser Naturordnung gegenüber eine sittliche Ordnung der Sympathie und Solidarität, der gegenseitigen Hilfe und Förderung geltend. Im Lauf der Kulturentwicklung setzt sich zuerst im kleinsten Kreis, der Familie, die Anerkennung der Pflicht der Solidarität durch. Dann erweitert sich mit dem Aufstieg durch die Kulturstufen immer mehr der Kreis, der durch die Forderung der Solidarität zusammengehalten wird. Auf der Stufe der Nomaden ist es der Stamm, in der Ackerbaukultur der Nationalstaat, für dessen Glieder gegenseitige Aufrichtigkeit, Liebe und Treue gefordert wird. Jetzt wird der Aufschwung des Verkehrs, die Belebung der internationalen Beziehungen in den letzten Menschenaltern eine fernere Erweiterung des Solidaritätskreises bringen, zunächst auf größere Kulturkreise. Es ist kein bloßer Scherz, wenn etwa von den „Vereinigten Staaten von Europa" gesprochen worden ist; die Haager Konferenzen, die jüngste Londoner Botschafter-Reunion sind, freilich noch sehr embryonische, Ansätze zu einem europäischen Kulturkreis. Ihm werden der amerikanische, der mohammedanische, der afrikanische und ostasiatische Kulturkreis gegenüberstehen, bis der Humanitätsgedanke eine Solidarität der Menschheit zur Anerkennung bringt.

Gleichzeitig hat freilich die industrielle und kapitalistische Entwicklung eine soziale Zerreißung innerhalb des Volksverbandes herbeigeführt, die der Ordnung der Solidarität hindernd in den Weg tritt. Aber anderseits hat diese selbe Entwicklung in der Betriebs- und der Arbeitsgemeinschaft neue soziale Gebilde geschaffen, innerhalb deren sich eine neue Form der Solidarität angebahnt hat, die nur deshalb nicht genügend gewürdigt wird, weil sie noch ungewohnt, in die hergebrachten moralischen Kategorien noch nicht eingeordnet ist und gewisse Interessen bedroht. Es ist meine Hoffnung, daß schließlich auch die Feindschaft der sozialen Schichten überwunden wird, und ich bin überzeugt, daß das durch eine Entwicklung in der Richtung des Sozialismus, durch eine Verschiebung der gegenwärtigen Verhältnisse zu Gunsten der Arbeit geschehe, durch Herbeiführung einer Wirtschaftsweise, die am Bedarf und nicht am Profit orientiert ist.

Darin also erblicke ich den Sinn der geschichtlichen Entwicklung, daß die Naturordnung des Kampfes ums Dasein durch die sittliche

Ordnung der Solidarität verdrängt wird. Bis jetzt ist das Staats- und Erwerbsleben auch ein Gemisch von sittlichen und unsittlichen Kräften, im Krieg der Völker und im Konkurrenzkampf entfalten sich wohl manche edle Regungen und göttliche Kräfte, aber auch tierisches Wesen und rücksichtslose Selbstsucht, ja dieselbe Handlung kann sehr gemischten Motiven entspringen. Da zeigt sich bald eine Hingabe, welche die schönsten Seiten des christlichen Charakters zum Ausdruck bringt, bald eine Grausamkeit, gegen die sich das Innerste aufbäumt. Aber eben um dieses gemischten Charakters der gegenwärtigen Ordnung willen kommen wir ohne Kompromisse nicht aus. Das ist nicht erst eine Eigentümlichkeit unserer Zeit, das war schon so in der alten Zeit. Wir können sogar sagen, daß die Ordnung der Solidarität seit Jesu Zeit Fortschritte gemacht haben. Wir spüren das nur deshalb nicht so, weil mit diesen Fortschritten unsere Empfindlichkeit gegen die Brutalitäten der gegenwärtigen Ordnung wächst.

Weil wir ohne diese Kompromisse nicht auskommen, ist allerdings eine konsequente Verwirklichung des Christentums heute nicht möglich. Nur dürfen wir nicht sagen: sie ist nicht mehr möglich. Es muß heißen: sie ist noch nicht möglich. Diese Kompromisse dürfen wir nicht als definitiv betrachten. Wir müssen darunter leiden, wir müssen über sie hinauszukommen trachten. Selbstverständlich müssen wir mit der Welt wie sie ist rechnen — das ist eine Binsenwahrheit, aber unversehens wird dafür meist der große Irrtum untergeschoben, daß wir die Welt lassen dürften wie sie ist, daß wir kapitulieren dürften vor dem Widergöttlichen in der gegenwärtigen Welt. Die Rede: „So ist es nun einmal in der gegenwärtigen Welt" schickt sich nicht für einen Christen. Zum mindesten sollte er sie nicht mit einer Geste der Beruhigung aussprechen, als ob er fortfahren wollte: „Gott sei Dank, so brauchen wir also nichts dagegen zu tun." Nein, mit Sorge und Trauer, mit Scham und Zorn sollten wir es konstatieren, daß es in der Welt nicht göttlich zugeht, daß andere Mächte als Gott sich breit machen, daß Ordnungen herrschen, welche eine Verwirklichung christlicher Lebensgestaltung hindern. Die Frage sollte uns auf der Seele brennen und keine Ruhe mehr lassen: kann es nicht anders werden? Es beruht auf einem Sündenfall der Christenheit, daß sie als eine der Schutzmächte des Bestehenden angesehen wird. Wir haben keinen Grund, im Namen Jesu das Bestehende zu verteidigen. Die Völkerfeindschaft, das Reich der Gewalt, die kapitalistische Wirtschaftsordnung, das auf der Profitsucht gebaute Reich des Mammons, diese verkörperte Selbstsucht muß verschwinden, wenn das Reich Gottes kommen soll. Wie kann das geschehen? werden Sie mich fragen. Nun, zunächst müssen wir die Hindernisse des Christentums erkennen, zunächst muß Einsicht und Wille vorhanden sein, daß es anders werde; wir brauchen die Unermüdlichkeit, die nicht zu arbeiten aufhört, wenn sich nicht gleich eine glatte Antwort auf die Frage nach dem Wie ergibt, sondern es

immer neu versucht. Wir werden der Schwierigkeiten überhaupt nicht so Herr werden, wie wenn man nach einem genauen Plan ein Haus baut, sondern so, wie wenn man Schritt für Schritt in einen noch unerforschten Urwald eindringt. Ich persönlich glaube, daß dieses Vordringen in der Richtung erfolgen müsse, die mit dem Namen Sozialismus bezeichnet wird, ohne deshalb den Sozialismus als letzte Lösung aller Schwierigkeiten zu betrachten. Doch möchte ich nicht bei solchen Ausblicken verweilen. Die Hauptsache ist mir, daß wir uns als Christen bewähren, indem wir für eine Ermöglichung des Christentums arbeiten. Wenn wir solche Arbeit aufgäben, würden wir allerdings aufhören, Christen zu sein.

Lassen Sie mich hier noch eins beifügen: es ist eine überaus schwere und zarte Gewissensfrage, wo wir uns auf Kompromisse einlassen dürfen, wo wir sie um des Gewissens willen ablehnen sollen. Man kann hier keine allgemein gültigen Entscheidungen treffen, darum sollen wir hierin einander nicht richten, ein jeder steht und fällt seinem eigenen Herrn. Aber wir sollen nicht von Unmöglichkeiten reden, wo wir Unannehmlichkeiten riskieren, wir sollen uns nicht mit Kompromissen behelfen, sobald irgendwie Behagen, Einfluß, Ansehen, guter Name, gesellschaftliche Anerkennung auf dem Spiel stehen. Es geht nicht vorwärts auf glatten Pfaden, sondern bloß auf dem Wege des Opfers. Es ist noch so wie zu Jesu Zeiten: diejenigen tun am meisten für das Reich Gottes, die vor Kreuz und Schmach Christi nicht zurückschrecken. Scheinbare Mißerfolge im Reiche der äußern Welt sind oft die größten Erfolge im Reiche des göttlichen Geistes.

Man hat gegen diese Auffassung schon geltend gemacht, ein kampfloser Zustand durchgehender Harmonie sei gar nicht erstrebenswert. Ohne die Spannungen und Gegensätze habe das Leben keinen Reiz und keine Tiefe, erst im Widerstand und Kampf entfalte sich der christliche Charakter. Und in der Tat können wir uns das Gute ohne das Böse gar nicht vorstellen; erst am Kontrast wird das Gute ganz offenbar und deshalb wissen wir auch vom Segen nicht bloß des Leides, sondern sogar der Schuld zu reden. Aber sollen wir deshalb Leid und Schuld künstlich konservieren? Nein, denn nur im Gegensatz und Kampf gegen sie, wenn wir zur Arbeit an ihrer Ueberwindung unsere ganze Energie anspannen, gewinnen wir das Gute. Das ist die seltsame Paradoxie des Lebens, daß wir Schuld und Not bekämpfen sollen und doch nötig haben, nötig haben und doch bekämpfen sollen. Dieser Widerspruch ist uns ein Zeichen, daß dieses Dasein, in dem wir hier stehen, nichts Fertiges, Abgeschlossenes ist, er weist über dasselbe hinaus auf ein höheres Leben, eine höhere Welt der Harmonie, die sich über dieser Welt der Gegensätze aufbaut. Aber deshalb können wir diese Welt weder überspringen noch als unverbesserlich preisgeben. Wir wollen nicht in jenes Zerrbild von Christentum verfallen, das nur aus diesem Jammertal hinübergerettet werden möchte durch die Wasser des Todes in ein glück-

seliges Jenseits. Durch die Arbeit in und an dieser Welt, für Verwirklichung des Reiches Gottes in ihr wachsen wir in diese höhere Welt hinein, fangen wir hier schon an ihr anzugehören; darum sollen wir darum kämpfen, daß wir die höhere Welt in diese Welt herunterziehen, die Unordnung der Selbstsucht durch die Ordnung der Liebe verdrängen. Wir glauben damit Christi Werk zu treiben, in der von ihm gewiesenen Richtung fortzufahren und nehmen daher das Recht, uns Christen zu nennen; nicht weil wir es schon sind, sondern weil wir es werden möchten.

Ist das Alles nicht Utopie, ungesunde Schwärmerei? Wird die Menschheit jemals anders werden? Wird die Selbstsucht nicht immer wieder durchbrechen, die Bestie im Menschen obenauf kommen? Wir kennen alle die Schwierigkeiten wohl, Leichtsinn und Stumpfsinn, Habsucht und Herrschsucht, und wenn wir darauf allein schauen wollten, so wäre alles Streben und Hoffen Torheit. Aber dann wäre auch der Protest unseres Gewissens Irrtum und Torheit. Dann wäre auch Jesus ein Tor und Schwärmer gewesen; denn unser Gewissen protestiert gegen das Reich der Selbstsucht, weil wir von Jesus nicht loskommen, weil ohne das Licht, das von ihm kommt, das Dasein dunkel und sinnlos wäre, weil uns ohne ihn das Leben wertlos vorkommt, weil wir es ohne ihn nicht aushalten könnten. Und sicher wird es auch die Menschheit auf die Länge nicht ohne ihn aushalten.

Nein, weil wir nicht anders können als urteilen: Hier in Jesus Christus ist uns Richtung und Ziel des Lebens von Gott gezeigt worden, hier hat Gott die Macht in die Welt eintreten lassen, die uns helfen kann und will — deshalb sagen wir auch: der uns dazu berufen hat, wird es nicht umsonst sein lassen. Das Gute bleibt doch stärker als das Böse, es behält doch den Sieg. Das kann man nicht beweisen, es ist Sache des Vertrauens.

Man könnte auch sagen: das liegt doch in weiter Ferne, wir haben ja noch längst nicht im Ernste damit zu rechnen, darum brauchen wir uns darüber keine Gedanken zu machen. Sicher sollen wir zunächst einfach die nächste Aufgabe angreifen und nicht von der Vollendung träumen. Aber wie wir sie angreifen, hängt doch sehr davon ab, ob wir Glauben und Hoffnung in uns tragen. Von dem Glauben an das Ziel, an den Sieg des Guten hängt es ab, ob wir vorwärts kommen. Unglaube lähmt, Glaube stärkt. Nur er führt durch Enttäuschungen, Mißerfolge, Niederlagen doch immer wieder zu neuer Energie, nur er macht frei, nur er befähigt zu dem, was am meisten vorwärts bringt, zum Opfer. Ohne den Glauben ist das Opfer Torheit, aber der Glaube vertraut, daß nichts, was für Gott getan ist, verloren geht und umsonst getan wird. Wäre mehr Glaube vorhanden, es wäre der Berg schon so mancher Unmöglichkeit versetzt worden. Und dann würde es uns immer leichter werden, zu glauben. Alles Große ist aus dem Glauben getan worden, vielleicht einem unbewußten Glauben, der dem Kirchenglauben so gar nicht glich; aber

aus dem Vertrauen, auf Grund der Ueberzeugung, daß die Welt auf das Gute hin angelegt sei und das Gute Meister bleibe, das Gute wie wir es von Jesus her verstehen. Die da sagen, der Glaube mache die Menschen untätig und energielos, wissen nicht was er ist; sie meinen den toten bloßen Kirchenglauben, Dogmenglauben, Bibelglauben. *Aber der lebendige Gottesglaube ist die stärkste Energie des Guten.*

Wenn wir glauben, daß in der Nachfolge Jesu auch heute noch das Heil liege, so handelt es sich nicht um ein *Gesetz*, das man jemand auferlegen möchte, sondern um ein *Leben*, von dem man innerlich erfaßt wird. Und das kann man nur vorleben, es gibt dafür nur den Beweis des Geistes und der Kraft. Aber wenn es wieder mehr eine Macht wird, die nicht mit dem Bestehenden paktiert, sondern es erneuert, dann wird auch das Vertrauen dazu wachsen. Und die Erfahrung, daß die Menschheit auf dem Weg der Selbstsucht sich immer tiefer in Degeneration und Zerrissenheit stürzt, daß auf diesem Wege alles Raffinement der äußern Kultur nur die Schwierigkeiten des Zusammenlebens bergehoch auftürmt, diese Erfahrung, die nicht ausbleiben kann, wird das Ihrige dazu beitragen. Sie wird zeigen, daß die Menschheit auf Solidarität und Gemeinschaft hin angelegt ist.

Verehrte Anwesende! Wir sind noch Christen, wir können, wir sollen und müssen es noch werden. *Aber ist dieses Christentum*, von dessen Recht ich Ihnen sprach, *denn noch dasselbe wie dasjenige Jesu und der Apostel? Ja und nein.* Nein, es ist nicht dasselbe und braucht es nicht zu sein, denn das Christentum ist Bewegung, Leben und darum beständig im Fluß. Und doch ist es dasselbe, es hat noch das Recht, sich Christentum zu nennen. Ich trage in meinem Leibe kaum noch eine Zelle, die schon in mir war, als ich die Universität bezog. Ich habe seither viel gelernt und viel vergessen, eine Menge Anschauungen revidiert und empfinde in Vielem anders. Und doch bin ich noch derselbe. Hinter allem Wechsel ist doch ein Bleibendes, das man wohl nicht mit Händen greift und mit Augen schaut, das aber nicht minder Realität ist. Es ist eine Lebenskraft da, die beständig Altes abstößt und Neues in sich aufnimmt und sich aneignet; das tut sie im körperlichen und im geistigen Leben.

Was so jedes lebendige Individuum von sich sagen kann, das gilt auch vom Christentum, weil es eben Leben ist. Von Jesus Christus geht eine Lebenskraft aus, die sich beständig mit neuen Erkenntnissen, neuen Kulturen, neuen sozialen Gebilden verbindet und trotz allen Entwicklungen und Umwälzungen doch eine Kontinuität herstellt und dem, was sie sich aneignet, ihren Charakter aufprägt. Solange wir uns von dieser Kraft treiben, Richtung und Ziel geben lassen, dürfen wir uns noch Christen nennen. R. Liechtenhan.

Memento.

(Fortsetzung.)

Die Selbstsucht und ihre Sippschaft.

Hier handelt es sich nicht um irgend eine Abnormität und Einseitigkeit der intellektuellen Bildung und um halbes und deshalb verkehrtes „Wissen", sondern um die Umwandlung des innersten Seins des menschlichen Herzens in sein Gegenteil. Das „Ich" wird an Stelle Gottes auf den Thron gesetzt; es wird zum Mittelpunkt der Welt — wenn nicht als solcher erklärt, so doch als selbstverständliches Axiom vorausgesetzt und behandelt.

Hier feiert der nackte und kalte Intellekt, als Alleinherrscher, seine größten Triumphe. Sein großer Moderator und Regulator, das Herz, hat sich ihm selbst ausgeliefert und unterworfen. Das „Ich" besteht nicht mehr aus drei Fakultäten, sondern aus der ungeteilten selbstherrlichen Autokratie, die für sich selbst sorgt und sonst für niemand. Die Selbstsucht in ihrer Reinzucht ist der absolute Gegensatz, die Antithese des christlichen Geistes und Sinnes.

Ist es da verwunderlich, wenn sie als die größte Feindin und Zerstörerin des menschlichen und weltlichen Friedens und aller Harmonie erklärt werden muß!? Und die Menschheit, die sog. „christliche", getaufte und konfirmierte, mit der Milch des Evangeliums aufgezogene Gesellschaft, was sagt sie zu dieser Quelle alles Unheils, dieser giftigen Otter des Verderbens, die offen und versteckt ihr Wesen fast in allem treibt? Es wird ihr nicht nur der Vertilgungskrieg nicht erklärt, sondern von ungezählten Tausenden, vom ganzen Durchschnitt wird sie am eigenen Busen gepflegt, genährt und geschützt, um den Betrogenen zuletzt mit tötlichem Biß in jene Unterwelt zu schicken, über der es heißt: „lasciate ogni speranza."

Warum greifen wir nicht mit mehr Ernst und kühner Entschiedenheit zu der einzigen Waffe gegen allen Irrtum, Verblendung, Neid und Bosheit, die uns im Evangelium in die Hand gelegt ist!?

Wie wunderbar schön harmonieren dort die Gesetze und Prinzipien der individuellen Selbsterhaltung und Wohlfahrt mit denjenigen der sozialen Mitwelt und der Allgemeinheit!

Aber dieses Universalheilmittel des Evangeliums, das die Krankheit an der Wurzel trifft, hat nicht die Ehre, den Intellekt zu befriedigen. Mit hunderten von Rezepten für Pflästerchen und Salben, mit Nadel und Faden, geht er den Symptomen auf den Leib, vernäht die bösesten Wunden, oder deckt das Aergste mit dem Mantel der Liebe zu.

Der Intellekt ohne das Herz, die lebendige Seele, das Gewissen, und ohne die Führung und Erleuchtung des göttlichen Geistes, bringt nichts harmonisches, nichts gutes zu Stande, und den Frieden,

den er selbst nicht hat, kann er niemand geben. Dagegen gebiert die Selbstsucht eine ganze Zahl ihr gleichwertiger Schwestern. Die Intellektuellen, pur sang, sind immer stolz auf ihr Kopfwissen, welches doch meist nur aus entlehnter oder unbezahlter Ware besteht.

Bekanntlich sollte unsere Weisheit damit anfangen, daß wir uns selbst kennen lernen. Nun gibt es aber kein schlimmeres Verblendungsmittel als der „Hochmut". Er macht so kurzsichtig, daß man auch das Zunächstliegende, wie das eigene „Ich", nicht mehr sehen kann. Wie will man dann erst die andern und die Welt richtig beurteilen!? So vereinigt sich so oft in ein und demselben Menschen ein starker Intellekt mit geradezu verblüffender Stumpfheit des sittlichen Urteils. Als erstgeborne Tochter der Selbstsucht figuriert stets die Selbstgerechtigkeit. Die spielt schon im Familienleben, weil unbelehrbar und unlenksam, eine unleidliche Rolle und wird mit dem Alter, beim natürlichen Lauf der Dinge, nicht kleiner, sondern größer, wie jedes Unkraut. Diese Elemente sind das Scheidewasser, das schließlich in alle gesellschaftlichen, religiösen, politischen und wirtschaftlichen Einigungsbestrebungen Unfrieden und Trennung bringt. Wird es doch immer schwieriger, auch nur zwei Menschen auf Grund wirklicher Herzensverständigung friedlich und dauernd unter einen Hut zu bringen.

An Assoziationsgeist und Vereinsbedürfnis fehlt es unserer Zeit weniger als jeder andern bisherigen. Aber an zentrifugaler, atomistischer Zersplitterung der Köpfe, der Herzen und Seelen, nimmt es ebenfalls keine andere Zeit mit ihr auf. Wir müssen ganz beschämt auf den schön angefangenen Turmbau von Babel zurückblicken.

Einen Anlauf zum Bessern hat etwa die Sozialdemokratie genommen, wie denn der „Druck" immer Wärme und Energie erzeugt, während der Drückende ohne Pression nicht zusammengeschweißt wird.

Aber auch die soziale Massenkraft wird mit dem bloßen Intellekt nur zu einem Fiasko gelangen, wenn sie dem kalten Recht nicht die wuchtige Kraft der sittlichen Wahrheit und der christlichen Gerechtigkeit beiordnet. In diesem Zeichen wird gesiegt auch im Unterliegen, und das ist und bleibt die Hauptsache.

Wenn wir nun fragen, wie und woher eine so seelenmörderische Macht Eingang in die Menschheit gefunden hat, so müssen wir an die Quelle derselben zurückgehen. Wir werden sehen, daß sie nicht polternd und handgreiflich, sondern auf dem unauffälligen Schleichweg der Verführung und kleiner Verschiebungen hereingekommen ist.

Es war nur eine Störung des Gleichgewichts zwischen Intellekt, Herz und Gottesgeist. Das geschieht ja heute noch alle Tage und wird pädagogisch sanktioniert und akademisch doziert, vom ganzen Publikum praktiziert.

Der Kopf sagt: Ha, diese Sache liegt ganz einfach, ich sehe ja den schönen Apfel mit meinen guten Augen, und der Gaumen sagt mir ganz deutlich, daß er sehr gut sein muß. Die Rechnung ist richtig, aber was sagt die innere und obere Instanz? Da heißt es

nun, entweder Verzicht auf Weltgenuß oder auf seelischen Frieden. Die Wahl steht frei, aber in einer Welt, die fast nur auf das Sichtbare und Verstandesmäßige schwört, wird es schwer sein, dem schwachen „Glauben" an das Unsichtbare die durchschlagende Kraft und den Sieg zu verleihen.

Aber ein anderes Mittel, dem allgemein empfundenen Jammer der innern und äußern Zersetzung Herr zu werden, Frieden und Harmonie in die Gesellschaft, in die Kirche, in die politische Welt, in die sozialen Klassen und in die Weltanschauungen zu bringen, kurz, die Selbstsucht mit ihrer Habsucht, ihrem Neid und Geiz auszurotten, als die Ueberordnung des Herzens im Verhältnis zum Intellekt, und die Unterordnung dieses selben unter die für den Einzelnen und für die Gesamtheit geltenden Lebens- und Liebesordnungen Gottes, ist wenigstens mir nicht bekannt.

Die Blüten und Früchte der Selbstsucht

im gesellschaftlichen und im Einzelleben sind nicht sehr schön und werden auch in den großen staatlichen und völkerrechtlichen Weltbeziehungen kaum schöner sein.

Eine große Rolle spielt heute die Missions- und Kolonisationsfrage, in welcher ehrenwerte Kräfte selbstverleugnender Liebe an der Arbeit sind.

Die christliche Welt erkennt immer mehr die ihr obliegende Aufgabe, die zurückgebliebenen Völker in ihren wirtschaftlichen, zivilisatorischen und religiösen Interessen zu schützen und zu fördern. Die diesfalsigen Anstrengungen sind rühmenswert, aber angesichts der hohen Kultur, deren sich die Zeit rühmt, verhält sich doch der große Durchschnitt des Volkes diesen Fragen und Pflichten gegenüber furchtbar kalt und teilnamlos, wo nicht ablehnend.

Ein wunderbares aber trauriges Zeichen christlicher Zerrissenheit und beschämender Disharmonie bietet die Haltung der sogenannten christlichen Völker und Staaten gegenüber der solidarisch geeinigten Welt des Islams.

Man sollte meinen, es könnte da für jene nur eine ganz klar vorgezeichnete prinzipielle Richtschnur der Entscheidung geben, nämlich nicht diejenige des Sack- und Börseninteresses, sondern des Seeleninteresses der verkommenen Völker.

Dem ist leider gar nicht so. Auch hier führt der Intellekt allein das große Wort. „Die idealen Güter sind recht schön und gut, aber davon läßt sich auf dieser Welt der eisernen Realistik doch nicht leben."

Diese Sprache läßt an praktischer Einfachheit gewiß nichts zu wünschen übrig, ob sie aber auf der Wage der Sittlichkeit oder des Herzens nicht zu leicht erfunden werde, ist noch eine andere Frage. Ja, es ist sogar zweifelhaft, ob sie auf der Wage der bloßen Vernunft sich als ganz vernünftig erweisen könnte.

Man hat christlicherseits die tausendjährige Blut- und Feuerwirtschaft des Islam, dieses geborenen und geschworenen Erzfeindes des Christentums, ganz vergessen, zieht wenigstens nicht die minimalste Lehre daraus. Im Gegenteil, man schließt auch für die Gegenwart und Zukunft getrosten Mutes die Augen.

Der Islam aber rührt und reckt sich dagegen in allen Gliedern. Er missioniert und fanatisiert mit systematischer Berechnung durch besondere Agenten die ganze indische, asiatische und afrikanische Muhamedanerwelt.

Was will das für die kleinen europäischen Häuflein heißen gegenüber einem Volk, das Unrecht säuft wie Wasser und am liebsten Christenblut statt Wasser trinkt. Wo dieses Volk hintritt, ist Todesgreuel und Verwüstung. Man zähle in Afrika die Meilensteine der Sklavenkarawanen aus lauter menschlichen Gerippen, deren einstige Träger unter unausdenkbaren Qualen langsamer Verschmachtung hier umgesunken sind.

Sollte nicht der unglückselige Zustand der Völker Afrikas vom Zambesi bis zum Kongo der zivilisierten Welt als verantwortungsvolle Last auf der Seele brennen, und was tut sie, um die Quelle und Ursache dieses Jammers, die arabische teuflische Sklaven- und Elfenbeinjagd zu vernichten?

Der dunkle Erdteil ist, wie Drummond sagt, darum dunkel, weil er die helfende und heilende Liebe nicht kennt. Es war der Humanität nie eine schönere Aufgabe vorbehalten, als sie jetzt der Kulturvölker*) wartet; Afrika wartet nicht auf Kolonisten, die bloß rechte Kolonisten sind, sondern auf Kolonisten, die rechte Menschen sind. Auf europäische Niederlassungen wartet Afrika, um Stätten der Gerechtigkeit zu sehen, wo die Nächstenliebe wandelt und Friede herrscht.

Die Probe, was der kahle Intellekt mit seiner nackten Selbstsucht und Geldgier unter jenen armen Völkern hervorbringt, steht in den Annalen der portugiesischen Kolonisationsgeschichte, mit ihren Länder- und Völkertrümmern an der Ostküste, geschrieben.

Nach dem Norden Afrikas blickend finden wir, daß fast jede Stadt in Marokko ihren Sklavenmarkt hat. Bis vor kurzer Zeit blühten solche Märkte in sämtlichen Gebieten der Mittelmeerküste. Sie

---

*) Die Kultur, im gewöhnlichen Sinn des Wortes aufgefaßt, geht nicht auf den tiefsten Grund der Seele, ihr Gewissen begnügt sich mit der Oberfläche der Wahrheit und der Gerechtigkeit. Man nennt „ehrlich" alles das, was dem Zivil- und Kriminalgesetz keine Handhabe zur Anklage bietet. Das sittliche Gewissen des Christen ist viel enger und schärfer. Der Italiener hat für das Erstere, das sehr bezeichnende Wort „furberia". Es bedeutet jene unlautere Intelligenz, welche sich durch Schlauheiten unrechtmäßige Vorteile zu verschaffen versteht.

Bei der lateinischen Rasse ist dieser Charakterzug besonders heimisch und bildet die Hauptursache des Mißtrauens im Geschäfts- und persönlichen Verkehr von Seiten der mehr zur Aufrichtigkeit neigenden teutonisch-angelsächsischen Rasse.

Leider nimmt der böse Zug auch dort immer mehr die Stelle des zurückweichenden sittlich scharfen christlichen Gewissens ein.

bestehen jetzt noch überall südlich der europäischen Grenzen. Mit einem Wort, fast jede muhamedanische Stadt in Afrika ist eine Empfangs- und Auslieferungsstätte für Sklaven.

Angesichts dieser Tatsache fragt man sich unter größtem Erstaunen, wie es möglich sei, daß es nicht von der ganzen zivilisierten und christianisierten Welt gebilligt werde, wenn an Stelle eines kulturunfähigen und freiheitsmörderischen Volks, wie das der Türken, ein kolonisationstüchtiges, fortschrittliches Volk tritt.

Behält man diese Hauptfrage menschlicher Wohlfahrt und Kultur im Auge, so müssen alle juridischen und besitzrechtlichen Skrupeln in das Register jener Talmudsatzungen verwiesen werden, nach denen die Buchstabengesetze des Todes den Gesetzen des Lebens vorangestellt werden.

Der bloße Intellekt erweist sich auch hier wie überall nicht nur als schlechter Berater, sondern auch als ein einseitig urteilender und deshalb unbrauchbarer Richter.

Was damit als Schaden des Einzelnen sich ergibt, spiegelt sich auch in der Gesamtheit. Man fragt sich oft: wo ist doch die sechste und stärkste Großmacht der Welt hingekommen, „die öffentliche Meinung" für die Gerechtigkeit, der Zorn gegen das Unrecht, deren gewaltige Sturmflut an die höchsten Throne menschlicher Macht heranreicht und die papiernen Autoritäten dahin verweht, wo sie hingehören, in die Scheinwelt der großen Nichtse.

Ja, sie äußert sich noch hie und da, diese „öffentliche Meinung", wenn es gilt, einem menschlichen Ungeheuer, einem frechen Massenmörder, in krankhafter, hysterischer Bewunderung durch Blumen und Verse den gottlosen Tribut zu entrichten; aber wo zeigt sie sich in ihrer flammenden Wucht gegenüber den Greueln am Kongo, in Putumaio und überall wo sich die „christliche" Raub- und Schandwirtschaft und der türkische Blutdurst an armen wehrlosen Völkern vergreift, daß die Steine selbst zum Himmel schreien?!

Ja, ja, der herzlose Intellekt ist voll Mitleid und Erbarmen, aber nur für sein eigenes Portemonnaie und die dazu gehörigen Luxuritäten eines verweichlichten Christentums, das auf diesen Namen Hohn und Spott häuft. A. Schindler †.

(Schluß folgt.)

Abfall von Christentum und Kirche!?

Ein Streiflicht auf unsere Zeit.

Der Abfall von Christentum und Kirche ist in unsern Tagen größer denn je!" rief unlängst ein Stadtpfarrer von hoher Kanzel aus und sagte damit unbewußt dasselbe, was Freidenker und Stundenhalter mit Vorliebe ihren Anhängern verkündigen.

Bald darauf kam ich anläßlich eines Verwandtenbesuches nach Oesterreich und Bayern und machte bei dieser Gelegenheit eine Wahrnehmung, die mir umso überraschender war, weil ich noch unter dem frischen Eindruck des zu Anfang erwähnten Kanzelausspruches stand. Worin bestand diese Wahrnehmung? Unterwegs las ich die auf den Bahnhöfen jeweilen erhältlichen Tageszeitungen und da traf es sich jedesmal, daß sie irgendwelche Artikel enthielten, die sich speziell auf kirchliche Angelegenheiten bezogen oder sonst irgendwie das Gebiet der Religion berührten. Wären es konservative oder ausgesprochen konfessionell-kirchenpolitische Zeitungen gewesen, so hätte dies nichts verwunderliches an sich gehabt, da solche Blätter sich gerne als „Stützen des Altars", als Verteidiger von Christentum und Kirche betrachten und darauf halten, ihre Leser auch über kirchliche und religiöse Fragen zu unterrichten. Es waren aber meist ausgesprochen liberale Tagesblätter, die manchen Ortes im Ruf stehen, sie hätten für Kirche und Religion nicht viel übrig, seien jedenfalls indifferent.

Bald nach Beginn der Reise kam mir eine „Meraner Zeitung" in die Hand. Der Leitartikel bezog sich auf die Marianischen Kongregationen, die ihre Zöglinge — spätere Richter und Regierungsbeamte — zu folgendem Eid verpflichten: „Ich verurteile, verwerfe, verdamme alle Ketzereien, welche immer von der Kirche verurteilt, verworfen oder verdammt worden sind. Ich will Sorge tragen, daß der katholische Glaube, außerhalb dessen niemand selig werden kann, von meinen Untergebenen oder von jenen, deren Obsorge mir einmal in meinem Amt zukommen wird, gehalten, gelehrt und verkündet werde. . . ." Das Blatt fügte bei, nur die Regierung sehe nicht, was jeder klar blickende Mensch sehe. Aus solchen Zuständen müsse sich „ein Verlust an Ansehen, Hoheitsrechten und Kulturwerten ergeben, deren ein moderner Staat nicht entraten kann, wenn er im internationalen Wettbewerb bestehen will. Erziehung zur Mißachtung staatlicher Gesetze, anbefohlene Frömmigkeit, ein systematisch ausgebildetes Angeberwesen, der bedenkliche Marienkult und die Vergiftung der jungen Seelen mit den genügend bekannten Moralgrundsätzen der Jesuiten (Probabilität, Mentalreservation und Leitung der Absicht) sind das Resultat der jesuitischen Erziehungsmaxime in den marianischen Kongregationen." Ist das „die christliche Reform aller Stände und damit der Welt?" Der Artikel schloß mit einer Legende von heute. Der Menschensohn tritt barfuß, in unscheinbarer Gestalt mit zwei Begleitern in das im erzbischöflichen Palast befindliche Bureau eines katholischen Kongresses à la Wiener Eucharistenkongreß. In der Kanzlei herrscht betäubendes Leben. Kassiere packen Banknoten zu Bündeln, Geldstücke aller Sorten in Rollen, Nickel- und Kupfermünzen werden in Säcken aufgestapelt. Die Schreibmaschinen knattern. In einem Saal beraten geistliche Würdenträger mit Hofbeamten über Rangordnung, Vortritt und Etikette. Niemand bekümmert sich um die drei Männer, die verwundert und bescheiden auf das geschäftige

Treiben blicken. Endlich spricht der mittlere von ihnen mild und doch gebietend durch den prunkvollen Saal: „Des Menschen Sohn ist gekommen!“ Ein Schreiber blickt auf. „Was wünschen Sie? Kongreßkarten, Abzeichen, Tribünensitze?“ Ein anderer ruft die Männer an: „Wünschen Sie Ansichtskarten? Zehn Stück eine Krone! Oder die Festschrift? Programme gefällig? Andenken?“ Da der Menschensohn mit seinen Begleitern nicht gleich antwortet, läßt man ihn stehen und warten bis am Abend. Endlich fordert ein geistlicher Herr mit goldener Brille ihn auf, sich in der Vorstadt draußen um ein billiges Quartier umzusehen.

„Wer am Festzug teilnehmen will, muß eine Karte haben. Sie kostet sechs Kronen!“

„Wir haben nicht Geld, noch Geldeswert. . .“

„Also, dann seid so gut und schaut, daß Ihr weiter kommt. Ohne Geld gibt's hier nichts!“

Die beiden Begleiter wollen auffahren, doch der Menschensohn wehrt ab: „Herr, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie tun! Kommt, lasset uns den Staub dieser Stadt von den Füßen schütteln!“... Der mittlerweile in vornehmer Damenbegleitung eingetretene Erzbischof will den drei Wanderern ein Geldstück geben lassen, doch diese waren nicht mehr da. Dem Schreiber geht eine Ahnung auf, er macht sich auf die Suche nach den Dreien; ohne Erfolg. Auch am Tag der Prozession sucht er sie vergebens.

Dies alles und noch mehr stand in packender Anschaulichkeit im Leitartikel des Tirolerblattes. Ich staunte. Im Tirol, dem allerkatholischesten Stammland der österreichischen Monarchie eine liberale Zeitung, die eine solche Sprache führen darf! Auf Schloß Tirol gab ein Prager Professor darüber Aufschluß. Meran, Tirols frühere Landeshauptstadt sei der Mittelpunkt einer alten lebenskräftigen Opposition gegen Reaktion und Hierarchie. —

Am andern Reisetag stieß ich in der „Wiener Freien Presse“ auf zwei Dinge, die mich besonders interessierten. Das eine war der Bericht über eine Protestversammlung der „Freien Schule“ in Wien. Zu dieser Versammlung hatten sich Tausende eingefunden, darunter Reichsrats- und Landtagsabgeordnete, Gemeinderäte, kaiserliche Räte, Doktoren, Universitätsprofessoren, auch der Wiener evangelische Pfarrer. Der Vorsitzende des deutschen Monisten- und Freidenkerbundes, Professor Ostwald aus Leipzig hätte referieren sollen. Da er verhindert war, legte der Obmann der Freien Schule, Abgeordneter Baron Hock, die Prinzipien derselben dar. Ihr Standpunkt sei, „daß kein Kampf zu führen ist gegen religiöse Meinungen oder gegenüber konfessionellen Empfindungen, sondern daß ein heftiger Widerstand geleistet werden muß gegen den klerikalen Geist, welcher nichts ist als eine Ausnützung der Religion zu politischen und materiellen Machtzwecken . . . es gelte den Kampf um die Freiheit der künftigen Generation.“ — Treffend wurde ferner beleuchtet, in welcher Weise die durch die Staatsverfassung

garantierte Kultusfreiheit in Oesterreich geschützt werde. Während die ultramontanen Bonifazinsblätter jeden Monat unbehelligt verteilt werden durften, wurden die von der Freien Schule herausgegebenen Josefsblätter unterdrückt und deren Kolporteure verhaftet, und doch war auf eine diesbezügliche Interpellation hin von der Regierung gleiches Recht für Alle versprochen worden. — In der nämlichen Versammlung protestierten Vertreter des deutschen evangelischen Bundes im Namen der Religion gegen die klerikalen Machenschaften. Ihnen schlossen sich verschiedene Vertreter des Monistenbundes an.

In seiner Art ebenso interessant war ein in derselben Nummer der „Neuen Freien Presse" erschienenes umfangreiches Feuilleton über Kirchliche Kunst. In seinem kulturhistorischem Rückblick war darauf verwiesen, wie in den Anfängen menschlicher Kultur Wissenschaft und Kunst stets im Dienst der Religion standen, ja gewissermaßen aus ihr hervorgegangen seien und späterhin mit Recht Töchter der Kirche genannt wurden. Dann seien sie mehr und mehr ihre eigenen Wege gegangen und es hätten schließlich gegen den ausgesprochenen Wunsch der Mutter die Wissenschaft den Rationalismus, die Kunst den Naturalismus geheiratet, worauf zwischen Mutter und Töchtern grimmige Feindschaft ausgebrochen sei. „Inzwischen brachte diese Doppelehe nicht das geträumte wolkenlose Glück. Als der Honigmonat vorüber war — und in der Geschichte des menschlichen Geistes wird man ein Jahrhundert und auch etwas darüber für nicht mehr rechnen dürfen als einen Monat — begannen die beiden Frauen nach und nach zu merken, daß sie ein Paar recht trockene Patrone geheiratet hatten, die bei all ihren großen Verdiensten, ihrer Ehrlichkeit und Tüchtigkeit wenig Verständnis für die idealen Regungen ihrer Gattinnen zeigten. So begannen diese sich wiederum auf Umwegen der Mutter zu nähern, von der sie sich vollständig losgesagt hatten." Ein besseres Einverständnis bahnte sich an, als man nach alledem für möglich gehalten. Ohne Bild gesprochen: Noch vor anderthalb Jahrhunderten wurden infolge der „erstaunlichen Fortschritte in den exakten und experimentellen Wissenschaften" alle Versuche „Uebersinnliches oder besser gesagt Außersinnliches in den Kreis menschlicher Betrachtung zu ziehen, kurzweg für müßige Spekulation und unwissenschaftliche Spielerei" erklärt. Die Metaphysik galt als ein für alle Zeiten abgetaner Aberglaube. Aehnlich stand es in der Kunst. „Die Wiedergabe der Natur, des äußeren Scheins der Dinge galt als das einzig erstrebenswerte Ziel, jeder begriffliche Inhalt, jede gedankliche Tendenz war verpönt, l'art pour l'art die Parole und das Feldgeschrei. . . Aber nun stellte sich heraus, daß man damit den ganz großen Fragen, die Geist und Gemüt stets beschäftigen werden, nicht näher gekommen, daß man ihnen nur ausgewichen war. Und jetzt merken wir, daß wie in der Wissenschaft einzelne seriöse Geister und feine Köpfe sich wieder der Metaphysik zuwenden, auch in der darstellenden Kunst der begriffliche Inhalt, das Geistige, der Ausdruck der Idee durch die schöne Form eben die bloße

Form aus der Alleinherrschaft zu verdrängen beginnen. Symptomatisch für diese Strömungen in der bildenden Kunst ist es unter anderm, wenn schon seit einigen Jahren, zuletzt im Jahr 1912 in Wien, erfolgreiche Ausstellungen von kirchlicher Kunst veranstaltet werden. Vor zwanzig Jahren wäre dergleichen noch unmöglich gewesen. . . Die Kunst bewegte sich ganz und gar im Fahrwasser des Naturalismus; Pleinair- und Impressionsmalerei dominierte." Nur wenige Ausnahmen davon gab es. „Kirchliche Kunst verlangt Stil, und damals strebte man vom Stil weg. . . Nun aber hat sich das Blatt gewendet." Die modernste Kunst, in Malerei wie Plastik, wendet sich wieder auch religiösen Motiven zu. Extravaganzen und Originalitätshaschereien, affektierte Exzentrizitäten, Absurdes, Karrikiertes, „pseudo-geniale überschlampige Skizzenmanier" werden allmählich überwunden; das Weihevolle kommt wieder zu seinem Recht. —

Als ich dies las, mußte ich von neuem staunen. Konnte es wirklich die mancherorts als freigeistiges Judenblatt verschrieene „Neue Freie Presse" sein, die so Objektives über kirchliche Kunst brachte?

In den „Münchener Neuesten Nachrichten" des nächsten Tages standen gleichfalls nicht nur ein, sondern zwei Artikel, die kirchliche und religiöse Angelegenheiten betrafen. Der eine Artikel an leitender Stelle befaßte sich mit der kirchenpolitischen Stellung des bayrischen Ministerpräsidenten. Als seinerzeitiger Professor und Referent der Reichsratskammer hatte dieser in Sachen von Staatsverfassung und Kirchengemeindeordnung andere Anschauungen vertreten denn als nunmehriges Haupt der ultramontanen Landesregierung. Ueber diese offenkundigen Widersprüche interpelliert, hielt er im Reichsrat eine in außergewöhnlich gereiztem Ton gehaltene Verteidigungsrede, die einem dialektisch-sophistischen Diplomaten alle Ehre machte, aber selbst von seinen Zentrumsfreunden mit bloßem Schweigen aufgenommen wurde, weil es ihr zu sehr an lauterer Klarheit und an Charakter gebrach.

Fast ein wenig humoristisch mutete es an, in der gleichen Zeitungsnummer einen freiheitlichen Entscheid des deutschen Reichsgerichts in einem Fall von angeblicher Beschimpfung der Reliquienverehrung zu finden. In Köln waren im Vorjahr die Reliquien des heiligen Severin zur öffentlichen Verehrung ausgesetzt und die Hoffnung ausgesprochen worden, daß der Heilige auf die Gebete der Frommen hin Regen geben möchte. Ein Buchhändler hängte „einen Abdruck dieser Notiz in sein Schaufenster und setzte daneben eine handschriftliche Bemerkung. Darin hieß es: Es sei begreiflich, daß es Menschen gebe, die an einen persönlichen Gott glauben, aber daß die Priester die Menschen verhöhnen und vernarren, weil angeblich durch Verehrung des heiligen Severin die Dürre aufhören solle, das sei ein gemeiner grober Schwindel und höchst unsinnig." Das Landesgericht hatte den Buchhändler deswegen zu einem Monat Gefängnis verurteilt; das Reichsgericht hob den Entscheid wegen mangelnden Nachweises des subjektiven Tatbestandes auf.

Am darauffolgenden Tag brachte die „Münchener Zeitung“ einen eingehenden instruktiven Bericht über die protestantische Landeskirche in Bayern. Laut demselben erfuhr die Gesamtzahl der Angehörigen dieser Kirche im Jahre 1911 einen Zuwachs von zirka 1%. Die Zahl der Geburten ging um nahezu 4% zurück. Die Unehelichen betrugen 13,24% aller Geburten und zwar stand in dieser Hinsicht ein mittelfränkischer Bezirk obenan; München folgte erst an dritter Stelle. Auf rund 12,000 neugeschlossene Ehen kamen nahezu 3500 gemischte Ehen. Von diesen gemischten Ehen wurden etwas weniger als die Hälfte protestantisch eingesegnet und gleichfalls die kleinere Hälfte entschied sich für evangelische Erziehung der Kinder. Ehetrennungen erfolgten 67. Durch Konfessionswechsel traten im Jahr 1911 in die protestantische Landeskirche 262 Personen ein und 541 traten aus. Die Eintritte rekrutierten sich zum allergrößten Teil aus der katholischen Kirche; vereinzelte kamen von der freireligiösen Gemeinde, von den Methodisten, Adventisten, Neu-Apostolikern, Juden und Konfessionslosen her. Von den ausgetretenen 541 Personen schlossen sich 140 der katholischen Kirche, 46 der freireligiösen, 7 der apostolisch-katholischen und 8 der neuapostolischen Gemeinde, 50 den Adventisten, 12 den Methodisten, 5 den Darbysten, 3 den Baptisten, 1 den Mormonen, 2 dem Judentum an; 267 traten keiner Religionsgesellschaft bei. Als Hauptursache der verhältnismäßig vielen Austritte wird die im Jahr 1911 eingeführte protestantische Kirchensteuer betrachtet. An Stiftungen, Schenkungen und Kollekten erhielt die protestantische bayrische Landeskirche im gleichen Jahr rund 2½ Millionen Mark bei einer Gesamtzahl von rund 1¼ Millionen Kirchengliedern.

Wiederum einen Tag nachher standen in den „Münchener Neuesten Nachrichten“ zwei Einsendungen über Vorkommnisse, die weite Kreise erregten. Der Elsäßer „geistliche Zentrumshäuptling“ und Abgeordnete Abbé Wetterlé mußte wegen Beleidigung eines Beamten drei Monate Gefängnis verbüßen. Während seiner Haft erhielt er vom kaiserlich deutschen Staatssekretär für Elsaß-Lothringen, Freiherrn Zorn von Bulach, eine sehr freundschaftlich gehaltene, französisch verfaßte Neujahrsgratulationskarte. „Die Anrede hieß: ‚Mon cher Emile‘. Der Schluß hieß: ‚Hugo‘, das ist der Vorname des Staatssekretärs.“ Eine offizielle Erklärung in der Presse suchte die Sache durch Dementierung zu vertuschen. Fatalerweise hatte aber der Staatssekretär selbst schon einem Kammermitglied die Existenz der Karte zugegeben und Abbé Wetterlé hatte sie schon jemandem gezeigt. Obschon Monate und Monate darüber vergangen waren, wollte die Sache nicht zur Ruhe kommen und das Wahrheitsgefühl des Publikums machte sich endlich in der öffentlichen Anfrage Luft, „durch welche Eiertänze die offizielle Korrespondenz sich da heraushelfen werde?“

Ins nämliche Kapitel von offizieller Wahrheit und Unwahrheit bezüglich geistlicher Persönlichkeiten schlug die in der gleichen Zeitungs-

spalte stehende Erklärung des Kieler Theologieprofessors Baumgarten in Sachen des abgesetzten Pfarrers Traub. Nicht weniger als fünf Punkte waren da aus der offiziellen Urteilsbegründung des Oberkirchenrates herausgegriffen und als unwahre Angaben der obersten Kirchenbehörde hingestellt.

Am vorletzten Reisetag fand ich in der „München-Augsburger Abendzeitung" Drastisches berichtet über elsäßisch-lothringische Schulsorgen. Wo ein klerikales Regiment sei, da gebe es Schulsorgen und Schulkämpfe. Der Lehrerstand in seiner übergroßen Mehrheit sei ein Feind des Klerikalismus, in dem sich Gebundenheit und Rückschritt verkörpere, während aus der steten Berührung mit der Jugend immer neue Impulse zum Schaffen für die Zukunft und zum unablässigen Vorwärtsschreiten erflössen. Um so nötiger sei es, den Uebergriffen der römischen Kirche zu wehren, die in jeder Weise ihre Hand über die Schule zu schlagen suche. Ein Symptom hiefür sei der Fall jenes Lehrers, der, von den Klerikalen gleich einem Wild gehetzt, eine staatliche Untersuchung verlangte. Vollständig gerechtfertigt ging er aus derselben hervor. Daraufhin machten die Priester die Kirchenbehörde mobil. Eine Untersuchung durch das Bistum fand statt und ohne daß der Lehrer auch nur abgehört worden wäre, fiel der Entscheid gegen ihn aus.

Auf ein ganz anderes Gebiet führte das zweite Blatt jener „München-Augsburger Abendzeitung", das eine Berichterstattung über die letzte 84. Versammlung deutscher Naturforscher und Aerzte brachte. An erster Stelle war da der Vortrag von Professor Dr. Nernst aus Berlin über die neuere Entwicklung der Thermodynamik skizziert. „Die sogenannte klassische Thermodynamik besteht aus dem ersten Hauptsatz, auch Gesetz von der Erhaltung der Energie genannt, und dem zweiten, der die Umwandlung von Wärme in äußere Arbeit behandelt. Diese beiden Naturgesetze sind wohl die allgemeinsten, die wir überhaupt besitzen, sie sind mit Erfolg in den verschiedensten chemischen und physikalischen Laboratorien und auch auf kosmische Erscheinungen angewendet worden und man bezweifelt wohl auch nicht, daß die Vorgänge in tierischen und pflanzlichen Organismen ihnen unterworfen sind. Im Gegensatz zu allen übrigen Naturgesetzen nimmt man ihre Gültigkeit als unbeschränkt an, alle übrigen Naturgesetze gelten nur für ideale Grenzfälle, die streng genommen, in der Natur nicht vorkommen. Die beiden Hauptsätze der Thermodynamik werden also als Naturgesetze besonderer Art angesehen. Um so wichtiger erscheint die Frage, ob sie das Verhältnis der Wärme zu den anderen Energieformeln bereits vollständig erschöpfen oder ob nicht noch neue Beziehungen vorhanden sind. Den älteren Thermodynamikern, wie Helmholtz und Lord Kelvin, waren zwei Gebiete vollständig fremd, die Erscheinungen der Radioaktivität und die neueren Untersuchungen über die spezifische Wärme. Die Entdeckung des radioaktiven Zerfalls der Elemente hat uns mit Energiequellen von einer Mächtigkeit

bekannt gemacht, von denen man früher keine Vorstellung hatte ... Wir müssen uns übrigens immer bewußt bleiben, daß unsere Erfahrungen zu unsicheren Resultaten führen müssen, wenn wir sie, die doch mit räumlich und zeitlich beschränkten Versuchsanordnungen gewonnen sind, auf Größenordnungen anwenden, wie sie bei kosmischen Problemen die Regel sind." Der zweite Hauptsatz der Thermodynamik weist viele Ausnahmen auf, „aber seine Regel trifft doch gar zu häufig zu, um absolut falsch zu sein."

Angesichts dieser Darlegungen eines Vertreters der exakten Wissenschaften möchte man das Gleiche ausrufen, was oben über kirchliche Kunst stand. Vor zwanzig Jahren wäre dergleichen noch unmöglich gewesen; nämlich daß von Seiten der Wissenschaft zugegeben worden wäre, die uns bekannten Naturgesetze seien, wenn nicht revisionsbedürftig, so doch ergänzungsbedürftig; sie reichten nicht aus, seien bloß menschliche Anschauungsweisen der Verhältnisse des Weltalls. Während die Wissenschaft oder wenigstens, was sich dafür ausgab, eine zeitlang sich geberdete, als könne sie Alles erklären und als wisse sie Alles, kommen ihre berufenen Vertreter von selbst auf das paulinische Wort zurück: Unser Wissen ist Stückwerk.

Eine weitere Spalte der nämlichen Zeitung befaßte sich mit dem Einspruch, den Professor Harnak in seiner Broschüre „Die Dienstentlassung des Pfarrers Lic. Traub" gegen das Urteil des evangelischen Oberkirchenrates erhob. Im Fall Jatho hatten gewisse Aeußerungen Harnaks bekanntlich den Anschein erweckt, als ob er eher Stellung gegen Jatho genommen habe. Im Fall Traub nun tritt Harnak mit flammender Entrüstung auf die Seite des Gemaßregelten, fordert auch für kirchliche Disziplinarfälle unparteiische Rechtsentscheidung und fragt: „Spielen sich denn die großen Aktionen des Lebens auf einem Eisberg ab? ... Man hat kein Zutrauen mehr dazu, daß man wahrhaftig bleiben kann, wenn man Theologe wird, weil man in den Ordnungen und in der Leitung der religiösen und kirchlichen Dinge keinen Schutz für die Wahrhaftigkeit zu erkennen vermag, sondern ihre Gefährdung." —

Als ob nach solch schwerwiegenden Erörterungen über Welterkennen und Kirchenrecht das Humoristische doch auch zu seinem Recht kommen müsse, waren in derselben Nummer der „München-Augsburger Abendzeitung" die Verhandlungen des bayrischen Landtages über die Beratungen des Eisenbahnetats wiedergegeben. Mitten aus eisenbahntechnischen und verkehrspolitischen Materien heraus verlangte ein Abgeordneter Erleichterung der Prüfungsbestimmungen für Stationsgehilfen und beschwerte sich darüber, daß bei diesen Prüfungen an die Aspiranten Fragen gestellt würden, die mit der Eisenbahnverwaltung gar nichts zu tun hätten. „In München (Hauptbahnhof) wurden z. B. die Bewerber gefragt: Wie heißen die Erzbistümer in Bayern? (Große Heiterkeit.) Wie heißen die vier großen und die vier kleinen Propheten? (Schallende Heiterkeit.) Wo ist das Konsistorium, wie benennt sich

der Konsistorialrat, wie heißen die vier Evangelisten? (Dr. Haller: Unglaublich!) Wenn von der richtigen Beantwortung dieser Fragen die Zulassung zur Anstellung abhängt, tut mir die Eisenbahnverwaltung wirklich leid. Wenn, wie der Minister im Ausschuß sagte, eine Verschärfung der Prüfungsbestimmungen in Aussicht genommen ist, muß wenigstens die Religion ausgeschaltet werden."

Der letzte Reisetag endlich ließ mich in der „Neuen Zürcher Zeitung" aufmerksam werden auf eine Korrespondenz aus Spanien über die dort gegenüber Protestanten geübte Toleranz. „In Ferrol war die Marineinfanterie zu einer Messe ins Zeughaus des Arsenals kommandiert. Als der zelebrierende Priester die Hostie emporhob, knieten alle Soldaten nieder, mit Ausnahme eines einzigen, der sich schließlich auch dem befehlführenden Offizier gegenüber weigerte mit der Erklärung, er sei Protestant, wie er es auch bei seiner Aushebung angegeben habe, und sein Gewissen erlaube es ihm nicht, einem Kulte Verehrung zu erweisen, der mit seiner Ueberzeugung im Widerspruch stehe. Der Fall wurde dem Generalkommandanten angezeigt, der eine Untersuchung einleiten ließ, und der Widerspenstige wurde in Arrest gesteckt. Es ist von Belang, daß der Soldat, als er einen Monat vorher in's Heer eingetreten war, ausdrücklich seinen evangelischen Glauben angegeben hatte. Denn in den Personallisten der spanischen Rekruten steht in der Spalte „Religion" schon vorgedruckt R. C. A., d. h. katholischer apostolischer Religion; wer dann nicht ausdrücklich bemerkt, daß er evangelisch sei, wird ohne weiteres als katholisch angesehen und verliert das Recht auf Beschwerde. Ein Teil der Madrider Presse forderte daraufhin Respektierung der Verfassung, die die Achtung vor andern Kulten anerkennt und sanktioniert; die militärischen Ordnungen dürfen nicht über den Grundsätzen der Verfassung stehen, so daß der Wille eines Gefreiten oder eines Regimentspriesters die Menschenrechte unterdrücken könne." Der erwähnte Fall bildete nicht eine Ausnahme. Einzig in der spanischen Provinz Galizien sind innert acht Jahren schon sechs solcher Fälle vorgekommen.

Fügen wir noch bei, daß außer all den im Vorstehenden genannten, mehr oder weniger ausführlichen Artikeln in den zitierten Blättern sich noch zwei kleinere Notizen fanden: eine über den vom schweizerischen Bundesgericht mit Berufung auf die Glaubens- und Gewissensfreiheit freigesprochenen „Wunderdoktor" Rütschi in Muri bei Bern, sowie eine Notiz über eine vom deutschen Reichsjustizamt ausgearbeitete Denkschrift, die dem deutschen Bundesrat in Sachen der Jesuitenfrage vorgelegt werden sollte.

Damit ist unser Rundgang geschlossen. Es konnte da wohl heißen: Soviele Reisetage, soviele Zeitungen; soviele Zeitungen, soviele Artikel über Kirchliches und — im weitesten Sinne — Religiöses. Freilich handelte es sich in der Hauptsache um österreichische und bayrische Tagesblätter und um Zustände in Ländern, in denen der sogenannte Kulturkampf, der Kampf um Geistes- und Gewissensfreiheit

hohe Wellen schlägt. Es ist aber hinreichend bekannt, wie der Kampf speziell gegen den Ultramontanismus leicht zur reinen Negation von Kirche und Religion überhaupt führt. Dies ist bei keinem der genannten Blätter der Fall. Die Kirchen, die römische, wie die evangelische, kommen zwar im Großen und Ganzen nicht gut weg. Aber die Opposition richtet sich nicht gegen die Kirche als solche, sondern gegen ihre Mängel und Uebergriffe; es ist eine gesunde und nötige Kritik, die da geübt wird. Bedeutet dies Abfall von der Kirche oder gar vom Christentum? Gewiß machen sich in unserer Zeit allerlei Zeichen des Abfalls von Kirche und Christentum bemerkbar: Indifferentismus, pietätlose Ungebundenheit, Menschenkultus, Vergötterung der Wissenschaft, Genußsucht, Mammonismus, moralische Dekadenz. Dergleichen ist jedoch zu allen Zeiten in wechselnden Formen vorhanden gewesen und tritt heutzutage nur deutlicher hervor als früher. Dafür regen sich andererseits in den verschiedensten Lagern viele Kräfte, die das Gute in jeder Form, auch in der kirchlichen Form anerkennen und für Wahrheit und Gerechtigkeit, für Gewissensfreiheit und Menschenrechte eintreten. Nach freiwilliger Religion ruft unsere Zeit; anbefohlene, aufgezwungene Religion läßt sie nicht mehr gelten.

Ist es wirklich so, daß der Abfall von Kirche und Religion in unseren Tagen größer sei denn je?

Daß ein Pfarrer dazu kommt, dies von der Kirche auszusagen, begreift sich. Allerlei deutet darauf hin, daß die Kirche als solche viel von ihrem frühern Nymbus eingebüßt hat. Als historische Größe gilt sie nicht mehr soviel wie in früheren Zeiten; in abnehmendem Maße sind kirchliche Institutionen als solche den Menschen unserer Zeit wichtig oder gar verehrungswürdig. Viele bewerten die Kirche nur als vorübergehende Stufe in der menschheitlichen Kulturentwicklung. Drum sprach es Zwingli Wirth schon anno 1880 am Protestantentag zu Gotha aus: Die Kirche sollte sich nicht in allerlei äußern Mitteln und Mittelchen ihre Größe suchen.

Daß dagegen ein Pfarrer die Meinung verficht, auch der Abfall vom Christentum, von der Religion, sei in unseren Tagen größer als je, scheint kaum begreiflich. Aller Orten werden in zunehmendem Maße religiöse Fragen rege; ungesuchte Religion tritt da auf, wo sie nicht zu erwarten ist. Der Missionsgedanke hat weite Kreise erfaßt, die ihm sonst verständnislos und apatisch gegenüberstanden. Die religiösen Klassiker der alten Zeiten werden ausgegraben und in einladender zeitgemäßer Ausstattung an's literarische Tageslicht gefördert.

Ist der Abfall von Kirche und Religion in unseren Tagen größer denn je? Dürfte nicht gesagt werden: Vieles, das wie Abfall aussieht, ist es im Grunde gar nicht, sondern bedeutet nur einen Schritt vorwärts; einen Schritt näher zur Verwirklichung desjenigen Ideals, das der Größte, Wahrste und Freieste, der über die Erde gegangen

ist, in die Worte faßte: Es kommt die Zeit, daß die wahrhaftigen Anbeter werden den Vater anbeten im Geist und in der Wahrheit.

Dr. A. Meyer-Steinmann.

Karl Knies.

Ein Leben.

V.

Das Konfirmandenjahr war um. Und damit auch die Schulzeit. Der Vikar hatte mit den Kindern hie und da Ausflüge gemacht, um sie mehr an sich zu fesseln. Draußen im Wald hatte er ihnen einmal von Italien erzählt. Wie horchten sie auf, als er von dem ewigen Schnee der Alpen erzählte und von der Herrlichkeit der Peterskirche in Rom. Dann hatten sie Wettlauf gemacht. Als Preis gab es Bilder in Dreifarbendruck, ein Tizian, der Zinsgroschen, und ein Kaiser Wilhelm. Karl errang den Kaiser Wilhelm. Stolz brachte er ihn nach Hause. Als der Vater ihn in die Hände bekam, riß er ihn wütend in Stücke: „das fehlt mir gerade noch hier oben in dem Hundeloch." Schon die Uniform und der Degen des Lord Roberts war ihm längst ein Dorn im Auge; aber weil es ein Engländer war, hatte er etwas Respekt davor und ließ es hängen. Karl war zum ersten Mal empört gegen den Vater. Betrunkenheit und Püffe wunderten ihn nicht. Aber so seine Ehre, im Wettlauf gesiegt zu haben, geschändet zu sehen, entrüstete ihn bis ins Innerste. Das Ehrgefühl hatte er vom Alten. Zudem hatte ihm bis jetzt in der Konfirmandenstunde nichts so gefallen als der Wettlauf im Walde, mehr noch als die Geschichten, die der Vikar sonst erzählte und die ihn schon hie und da aufhorchen ließen, mehr als wenn in der Religionsstunde vorerzählt, nacherzählt und zergliedert wurde. Im Winter behandelte der Vikar das Leben Jesu. Er erzählte, wie er erzählen konnte, bunt und farbig. Der Heiland sollte sich diesen Seelen unauslöschlich einprägen, wie er bei den Zöllnern und Verachteten saß, den Samariter lobte und die reichen, stolzen und heuchlerischen Pharisäer schalt. Dann erzählte er ihnen die Abendmahlsgeschichte und Gethsemane und die Kreuzigung und suchte anschaulich zu machen, wie Stolz, Demut, Hoheit und Niedrigkeit sich wunderbar in dem Manne von Nazareth vereinten als unerreichbares, sittliches Vorbild. Karl schaute meist teilnahmslos drein. Der Jesus in Gethsemane gefiel ihm gar nicht. Er hätte wie Petrus mit dem Schwert drein geschlagen und den Judas verhauen. Am meisten gefiel ihm, daß Jesus aus Wasser Wein gemacht und den fünftausend Leuten soviel Brot gegeben hatte. Das müßte er heute wieder tun, dachte er. Das hatte aber der Religionslehrer erzählt. Beides erwähnte aber merkwürdigerweise der Vikar gar nicht.

So kam die Konfirmation heran. Vor der Prüfung hatte Karl ziemlich Angst. Er wußte, daß er auf zehn Fragen nicht eine rechte Antwort geben konnte, wenn sie auch nie viel aufgehabt hatten. Einige Geschichten hatte er behalten, die konnte er erzählen. Da kam er auch einmal dran. Sonst saß er da klopfenden Herzens, wenn die Nachbarn vorn, hinten und neben ihm aufgerufen wurden. Es war in einer älteren, kleineren gotischen Kirche. Die Marie hatte sich nicht entschließen können, zur Prüfung zu gehen. Die Schande wollte sie nicht erleben, wenn ihr Karl aufgerufen würde und nichts wußte. Der Vater ging mit; aber ehe sie gingen, hatte er zu Karl gesagt: „Das sage ich Dir, wenn Du nix kannst, wenn Du dra kimmst, ich hau' der nachher an der Kirchetür vor alle Leut' auf de Backe, daß de dein Lebe drau denkst." Das erste Mal, daß Karls Vater um ihn und sein Lernen bekümmerte. Aber Karl haßte ihn fast seit dem Tag, da er ihm den Kaiser Wilhelm zerissen hatte, nicht weil er ihm mit Schlägen drohte.

Sonntag darauf war die Konfirmation. Jetzt ging die Mutter mit. Ihren Karl wollte sie am Altar knien sehen, wenn der Pfarrer ihm den heiligen Geist gab. So hatte sie es einst im katholischen bayrischen Pfarrdorf gelernt. Der Vater ging ins Wirtshaus. „Einmal in de Kirch', ist genug", sagte er der Marie, als sie ihn fragte, ob er nicht wieder mitginge. Wie die Orgel in der Kirche anfing zu spielen, konnte sich die Marie nicht mehr halten. Die Tränen liefen ihr nur so aus den Augen. Sie hatte sich ganz hinten in eine Ecke gesetzt. Auf einmal kniete sie wieder in der katholischen Pfarrkirche auf dem Dorf. Sie wußte bald nicht mehr, ob sie wachte oder träumte. Jetzt kamen die Kinder mit dem Vikar herein. Karl blickte trotzig und sah frech die Leute an. Der Anzug und das Gesangbuch war ihm vom Pfarrer geschenkt worden, den Hut und die Handschuhe, die er kaum an die Finger gekriegt hatte, hatte sie ihm selbst gekauft. Wie er doch so stolz aussah, dachte die Marie mit ihren beträuten Augen. „Ach, Herrgott, wenn er nur gut wird," betete die Marie mit ihren harten Händen, hart und zerrissen wie Holz. Die Gemeinde sang: „Bis hierher hat mich Gott gebracht durch seine große Güte." Der Vikar stand am Altar und sah über die Leute; als sie gerade „große Gü=ü=te" sangen, fiel sein Blick auf die Marie in der Ecke. Wie ein Messer fuhr es ihm durch die Seele: Wo war die große Güte in ihrem Leben? Er hatte sehr lange im Gesangbuch hin= und hergeblättert; als er die Konfirmationslieder aussuchte, schließlich hatte er sich entschlossen, dies Lied singen zu lassen im Glauben, daß irgendwo im Verborgenen jeder doch einmal die Güte Gottes gespürt haben müsse, sonst hätte er das Leben bis daher nicht aushalten können. Aber jetzt, da er wieder an die Erzählung von Karls Mutter damals abends in der Mansarde dachte, verlor er fast die Anfangsworte seiner Rede darüber aus dem Gedächtnis, die er gleich beginnen mußte.

Er hatte sich vorgenommen, über den Segen der Not zu sprechen. Einmal hatte er den Superintendenten gefragt, was er den Leuten

in ihrem Elend für Trost spende. Der sah ihn erstaunt an. „Aber lieber Herr Amtsbruder, schlagen Sie das Neue Testament und das Gesangbuch auf, wo Sie wollen, so finden Sie überall goldene Trostworte: „Achtet es für eitel Freude, wenn ihr in Anfechtung fallet“ — „Trübsal bringt Geduld, Geduld aber bringt Hoffnung“ — „Was Gott tut, das ist wohl getan“ — „Herr deine Güte reicht, soweit die Wolken gehen.“ — Er hatte alle diese Worte als Textworte verworfen, weil er oft an die Marie dachte. Aber er wollte den Eltern, die einmal im Leben in die Kirche kamen, doch eine wirkliche Wahrheit für ihr elendes Leben sagen und er hatte bei seinen Besuchen so oft namenloses Elend und namenlose Not gefunden und, wo kein Elend war, da war Oberflächlichkeit und Vergnügungssucht, aber nirgends Gottsuchen, geschweige denn Gottinnigkeit. Und er predigte soviel von seelischen Gütern und vom innerlichen Leben. Er hatte sich gedacht, allein das innerliche Leben hilft den Menschen über ihr äußeres Elend hinweg. Aber nun hatten sie gar kein innerliches überhaupt. Da ward ihm klar, was diesen Menschen allein als Erlösung vorkommen konnte: Eben das, was sie sich zu verschaffen suchen: Bier und Tanz und Kinematograph und mehr Geld und eine bessere Wohnung und ein Bett mehr und ein geschenkter abgetragener Rock und ein paar Schuhe. Das war wenigstens eine Wirklichkeit für sie. Seele, Schuld, Innenleben oder gar Gott war für sie Luft, denn es blieben Worte ohne Wirklichkeit. Und nun stand er da am Altar, und sie sahen alle nach ihm hin, die Trinker und abgeschafften Frauen, die brutalen sinnlichen Männer und die Frauen, die dreizehn Kinder geboren und neun schon wieder ins Grab gelegt hatten und deren ganze Hoffnung ihre Buben und Mädchen waren, die jetzt verdienen sollten. Konfirmation hieß für sie, daß die Kinder aus der Schule kämen und verdienen sollten.

Und nun fing er an zu reden vom Segen der Not, wie er es sich zu Hause ausgedacht und säuberlich aufgeschrieben. Er wollte ganz nüchtern und sachlich reden. Nur keine Phrase, nur keine bloßen Worte, war seine beständige Sorge. Und so sagte er: Not stärkt den Arm. Not lehrt kämpfen. Not macht uns größer. Not lehrt uns über das Leben nachdenken. Not macht uns barmherzig. Not läßt uns eine bessere Zukunft erhoffen, hier und dort. Not lehrt uns unsere Zuversicht vom Leben abwenden und auf Gott richten, denn hier werden wir sie nie ganz und nie ganz allein überwinden. Einer war in der größten Not und er ließ sich nicht besiegen: Jesus. Das waren so seine Gedanken. Er unterschied auch zwischen leiblicher und seelischer Not. Aber als er von der seelischen Not, der Lebensangst und Schuld redete, hatte er immer die Empfindung, sie verstehen ihn nicht, sie empfinden es doch nicht mit. Kein Geld haben für Kleider und Schuhe drückt sie doch alle härter als ihr Leichtsinn, ihre Trunksucht und Unzucht. Während er redete, sah er über die Leute hin. Einige Männer hörten ihm zu, andere blickten fast höhnisch ihn an,

als wollten sie sagen: was verstehst du, Pfaff, vom Leben, der du mit deinem guten Auskommen — sie wußten nicht, daß sein Vikarsgehalt kleiner war als der Lohn eines gleichaltrigen Arbeiters — die Not noch nie gespürt hast? Andere machten so stumpfe, blöde Gesichter, daß er fast erschrak und dachte, selbst diese schlichten Gedanken gehen nicht in sie ein. Viele Frauen weinten leise für sich hin, sie fühlten noch am ehesten, was es für eine Not war, das Kind, das ihnen geblieben war, bis dahin zu bringen, daß es jetzt da vorne im Konfirmandenkleid auf der vordersten Bank saß. Sie fühlten so etwas doch wie Dank für das Sonnenstrählchen Güte, daß ihnen wenigstens dies Kind soweit gewachsen war und ihnen bald etwas Geld ins Haus brachte. Die Kinder sahen fast sämtlich in die Luft, einige schlenkerten mit den Beinen, andere nestelten an ihren schwarzen steifen Handschuhen und klopften sich das weiße Handschuhpulver vom schwarzen Kleid, eins blätterte im neuen Gesangbuch mit dem Goldschnitt und löste vorsichtig und behutsam die knisternden Seiten von einander, die noch alle ein wenig aneinanderklebten; ein Mädchen stierte wie verloren in unendliche Ferne, ein anderes dachte an den Tanzboden, den es im langen Kleid heute zum ersten Mal besuchen durfte. Jetzt wandte sich der Vikar mit einem Schlußwort an die Kinder; sie hörten sich angeredet, und sahen zu ihm hin. Er malte ihnen ein Bild von den zwei Wegen, dem schmalen und breiten, den sie gehen könnten, vom Fluch des Leichtsinns, vom Segen der Treue und des Fleißes. Dann kam das Amen und die Orgel setzte wieder ein.

Endlich durften sie sich wieder rühren, die eine halbe Stunde hatten unbeweglich dasitzen sollen. Dann mußten sie paarweise am Altar knieen. Karl kam es fast lächerlich vor, er hatte noch nie gekniet. Währenddem fühlte er die Hand des Vikars warm einen Augenblick auf seinem kurzgeschorenen Haar. Die Marie in der Ecke schluchzte in sich hinein: „Wenn er nur gut wird, wenn er nur gut wird," dann lauschte sie auf seinen Spruch: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen." Sie faßte sich wieder, als Karl und der andere auf ihren Platz zurückgingen. Karl sah wieder trotzig, fast frech in die Leute. Ein Mann am Pfeiler sagte zu seinem Nebenmann: „Der hat aber auch eine Fratze wie ein Verbrecher." Der Gottesdienst ging zu Ende. Am Schluß ward noch das heilige Abendmahl ausgeteilt. Sie kamen alle, die Männer und Frauen. Der Vikar erschrak manchmal, wenn er die stumpfen, dicken, roten Gesichter dicht vor sich sah, die ihn verständnislos, manchmal wie herausfordernd ansahen, viele Frauen verrunzelt und mit harten abgeschafften Händen. Und die wollten alle an dem zartesten Geheimnis des Opfertodes Jesu teilnehmen? Karl blieb die Oblate fast im Halse stecken. Als er hinter dem Altar herumging, spie er sie schnell aus — nachher fand sie der Küster; — der Schluck Wein mundete ihm; es war das erste Mal, daß er Wein bekam. Bier kannte er, auch Schnaps, aber keinen Wein. In dem Augenblick dachte er an alles mögliche, daß er nicht

die Altarstufe herunterfiel, daß er jetzt in der Bank noch ein wenig stehen bleiben solle und so tun, als bete er — so machten sie es alle, — ob er wohl bald zu dem Schlosser käme, der den Robert Kahle schon geohrfeigt, daß er drei Tage einen geschwollenen Backen hatte, oder lieber morgen schon ausrisse und irgendwo in die Welt hineinwandre, . . . nur nicht an Jesus und seine große Liebe. Die Feier ging zu Ende.

In der Sakristei teilte ihnen der Vikar die Konfirmandenscheine aus, jedem eine schöne Reproduktion von Steinhausen „Dieser nimmt die Sünder an." Als Karl sie ansah, dachte er: wie kommt die Frau in der Ecke hier in die Abendmahlsgeschichte? Das stimmt nicht, da hat der, der es gezeichnet, einen Fehler gemacht. Karl und einige andere bekamen den Schein gleich eingerahmt; merkwürdig, gerade sie, die nie was gekonnt und gelernt hatten. Das vermochte sich Karl nicht zu erklären. „So, den Schein hängt ihr euch über euer Bett und wenn ich euch in den nächsten Wochen noch einmal besuche, will ich sehen, ob ihrs getan habt und ob ihr euren Spruch auch auswendig könnt." Damit gab der Vikar allen die Hand und entließ sie. „Ach, er ist ein guter Herr," dachte die Marie, als sie den eingerahmten Schein sah. Er hat gewiß gedacht, ich hab doch kein Geld, ihn einrahmen zu lassen und mein Mann vertrinkts. Sie trocknete sich die Tränen ab. Dann gingen sie miteinander heim. Marie hatte so ein Gefühl, jetzt kommts doch noch. So etwas wie Glück.

VI.

Etwas über zwei Monate waren vergangen, da machte der Vikar noch einmal Besuche bei den Eltern seiner konfirmierten Kinder, zugleich wollte er sie einladen zu einer zwanglosen Zusammenkunft auf seiner Stube am Sonntag nachmittag und fragen, wie ihnen die Lehre gefiele. Er stieg im Hinterhaus zur Mansarde hinauf, wo Knies wohnten. Es war spät abends, so glaubte er wenigstens die Frau sicher zu treffen. Er traf sie auch. „Wie gehts, liebe Frau Knies?" Da kam schon ein Tränenstrom. Er brauchte wieder kein Wort weiter zu fragen, da kam alles heraus bis in alle Einzelheiten, was in den acht Wochen seit Ostern sich ereignet. Erst sollte Karl als Liftjunge in ein Warenhaus, um sogleich zu verdienen. Nach fünf Tagen stahl er sich dort die Taschen voll und wurde entlassen. Der Chef hatte Mitleid mit der Mutter und zeigte ihn nicht an, entließ ihn einfach ohne Lohn. Dann dachte sie, ich will mich noch drei Jahre plagen und er soll etwas lernen, dann hat er später leichter sein Brot. Aber er mußte unter eine feste Hand. Sie tat ihn richtig zu dem Schlosser, bei dem der Robert Kahle war. Es dauerte nicht lange, da kam der Karl heulend nach Hause, er, der an viel gewöhnt war. Ueber seinen Kopf zog sich ein breiter blauer Striemen. Mit einer Eisenstange hatte der Meister nach ihm geschlagen. Sie ging zum Meister. Dem aber kam sie gerade recht. „An dem ist Hopfen

und Malz verloren, totschlagen sollt' man ihn, da wär' ihm geholfen," das war seine Auskunft nach seiner Untat. Am nächsten Tag warf er den Lehrbub mit einem Fußtritt aus der Tür: „geh hin, wo du hergekommen bist." Zwei Wochen strich Karl in der Gegend umher, manchmal kam er nach Hause, manchmal überhaupt nicht. Marie war in Verzweiflung. Sie beschwor ihn mit Bitten und Tränen. Schließlich nahm ihn der Gemüsehändler an der Ecke, Waren auszutragen für drei Mark die Woche. Mit dem ersten Lohn in den Fingern verschwand Karl auf Nimmerwiedersehen. Als sie es ihrem Mann sagte, erwiderte er bloß: „dös hab ich vorausgewußt," warf sich angetrunken ins Bett und schnarchte. Als sie nach ein paar Tagen es ihm wiedersagte, was sie machen wollten, sagte er bloß: „da hast du ein sauberes Bürschli in die Welt gesetzt. Meinst du, ich will noch Schand auf meinen Namen bringen und mit der Polizei ihn suchen lassen?" Drehte sich auf dem Absatz herum und stieg schweren Schrittes die Treppe hinunter. Die Ehre in ihm rebellierte wieder. So fand sie der Vikar. Richtig über dem Bett hing der Steinhausensche Christus, eichen eingerahmt. Der verlorene Sohn kniete schuchzend am Tisch. Darunter stand von seiner eigenen Hand geschrieben: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen." — „Wo aber keine Aufrichtigkeit ist . . ." so raunte es in seiner Seele. — „Warum ist keine da?" fragte er die Stimme in seinem Innern. — Und es kam zurück: „Weil keine da sein kann, weil sie nicht da sein kann" kam es zurück. — Aber er, der dort sie alle überragend am Tische sitzt, hat sie in den Versunkensten erweckt, erwiderte er der Stimme in seinem Innern. — Und es kam zurück, als käme es von demselben, der mit den Sündern zu Tische saß: „Ein arger Baum kann nicht gute Früchte tragen, er kann nicht." — Aber wieder empörte er sich selbst gegen die Stimme in seinem Innern: „und ich hab ihn ein ganzes Jahr gehabt, wie er die Zöllner und Sünder, und hätte ihm ein Heiland sein sollen und bin es nicht gewesen." Er hörte gar nicht mehr, was die Frau noch alles zu ihm sprach, viel lauter sprachen die Stimmen in seinem Innern. Wieder brachte er kein Wort über die Lippen wie damals. Er vermochte ihr nur wieder die Hand zu drücken und sie voll Schmerz anzusehen. Karl war nicht da, um ihm wie damals in die Augen zu sehen. Aber Marie fühlte, es lag etwas in dieser Hand. Sie wunderte sich gar nicht mehr, daß er nichts sagte.

Der Vikar schritt, vorsichtig sich am Seil festhaltend, die steile Treppe hinab. „Ein Heiland sein, statt vom Heiland predigen, das ist's. Aber wie einer werden?" Er dachte an den alten Plato, der die Zeugung und Erziehung vom Staat geregelt haben wollte, er dachte an die Sozialisten, an Abschaffung allen Privateigentums und aller Standesunterschiede, er dachte an Pestalozzi: Volkserziehung nicht bloß Volksbildung; schließlich dachte er wieder an Jesus selbst, wie er besitzlos, ehrlos, verlassen von den Freunden und Brüdern, verachtet, verspottet, verlassen von Gott und der Welt, sich kreuzigen ließ. Sich

kreuzigen lassen, das ist's. Jetzt hatte er es. Es will sich aber keiner kreuzigen lassen! Er war im Hausflur. Ein freches Mädchen stieß ihn absichtlich. Er ging seines Wegs. Wieder ein Menschenkind ohne Heiland ..... Auch ihr hat ein Pfarrer die Segenshand aufgelegt und auswendig kennt sie vielleicht alle Worte und Taten des Heilandes und ist doch, was sie ist ..... Er war wie verzweifelt. „Ein Heiland sein," das ließ ihn nicht mehr los. So kam er nach Hause und hatte sich zu überlegen, worüber er am nächsten Sonntag zu predigen hatte, was er für eine Geschichte im Kindergottesdienst behandeln wollte, was er morgen früh am Grab eines 41-jährigen Wirts sagen sollte, der eine Witwe und drei Schulbuben hinterließ. Und endlich, was er morgen den neuen Konfirmanden erzählen sollte. Er lachte fast auf und schlug die Bücher unwillig zu. Immer reden und reden! Wie geduldig die Menschen sind! Seine Bücherregale, seine Kommentare, die Kirchengeschichte, seine Dogmatiken, Bücher, Bücher, Bücher — es kam ihm vor fast wie ein Hohn auf das Leben. Hätte der Heiland nicht ein wiedergefundenes Menschenkind für wertvoller gehalten als alle meine Bücher, die ich in bitteren Jahren mir zusammengekauft? Alle diese Bücher haben noch nicht soviel einen Karl Knies besser gemacht; wir predigen von der Erlösung und haben noch keinen erlöst .... Wahrlich, er hätte gesagt: „Wer in diesen Büchern studiert und läßt darüber eine Menschenseele verkommen, es wäre ihm besser, er würde ersäuft im Meer, da es am tiefsten ist ...."

VII.

Jahre waren ins Land gegangen. Karl kam nicht mehr nach Hause. Der Vater trank weiter. Marie alterte schnell. Der Vikar war noch ein paar Mal bei ihr gewesen, ehe er von der Stadt fortkam. Karl war eine Zeit lang herumgestromert, solang die drei Mark reichten. Er war genügsam. Dann half er Fuhrleuten. Sie gaben ihm Brot und Schnaps. Dann half er Wagen abladen und bekam einmal eine Mark fünfzig Pfennige für eines Tages rechtschaffene Arbeit. Einmal war ihm ein Gensdarm auf den Fersen. Da versteckte er sich im Wald. Er wanderte, wo er hinkam. Er war ein freier Herr aller Dinge. Zerrissen von oben bis unten. In eine ordentliche Stelle nahm ihn keiner. Eines Sommers half er bei der Erntearbeit auf dem Lande. Im Heu kriegte er eine Lagerstatt. Es war eine warme Sommernacht. Eine junge Magd, sie war vor einem Jahr konfirmiert, hatte es ihm angetan. Sie schalt ihn zwar Dreckfack. Aber warum nicht tun, was sein Vater — er wußte es freilich nicht — auch längst getan, als er neunzehn war? Karl erinnerte sich zwar einer seltsamen Konfirmandenstunde, die ihm fast deutlicher in Erinnerung geblieben war, als die anderen. Der Vikar hatte von etwas geredet, wovon sie sonst nur untereinander witzelten und zoteten. Bei ihm kam zwar alles so schön und poesievoll und ernst und streng heraus, daß niemand lachte, obwohl sie, als er davon anfing, sich

heimlich unter der Bank anstießen und auf die Zehen traten, obschon das Gesicht des Vikars selbst eine leichte Röte überflog, so wie wenn er ihm ins Gesicht log, wenn er die Stunde geschwänzt hatte und angab, er habe seiner Mutter etwas besorgen müssen. Damals hatten sie einige, die sagten, im Alten Testament da stünde alles drin und noch viel mehr, als der Pfarrer gesagt hätte und sie lasen sich die Köpfe heiß dabei, andere hatten schon vor zwei Jahren erzählt, was sie gesehen und gehört hätten. Karl kam es ganz uninteressant vor, er wußte längst, wie alles zuging. Aber ein Wort war ihm von der einen Konfirmandenstunde im Ohr geblieben, was wenigstens zehnmal damals vorkam und welches ihm damals nicht klar wurde, was das heißen soll; jetzt konnte er es sich denken: „Selbstbeherrschung." Aber warum er sich in diesem Augenblicke selbst beherrschen sollte — soviel er aus den Reden der Knechte, Gesellen und Fuhrleute wußte, die er getroffen, beherrschte sich niemand selbst — konnte, wo die Gelegenheit so günstig und die Freude so nahe war, konnte er nicht begreifen ...

VIII.

Ueber zweiundzwanzig Jahre waren herum. Die Marie lebte noch, sie bekam vom Armenamt wöchentlich drei Brote und zwei Liter Milch; ihr Mann war im Säuferwahnsinn gestorben, nachdem er sie einige Male halbtot geschlagen. Von Karl hatte sie nie mehr etwas gehört. Ihre andern Kinder waren groß geworden. Sie hatten alle spärlichen Verdienst bekommen. Karl war wild in der Welt umhergetrieben worden. Bald Bettler, bald Taglöhner, bald im Gefängnis und Arrestlokal. Beim Militär Soldat zweiter Klasse. Herumgestoßen, herumgejagt, zerlumpt; zeitweilig, wenn er Geld hatte, betrunken, gealtert, verrunzelt, verkrümmt, abgemagert, so lag er oft im Straßengraben. Er hatte so oft gestohlen, daß man es nicht mehr zählen konnte.

Wieder war es Sommer. Im Gebirg vor den Hotels spielte er Drehorgel. Damen in Seide rauschten vorbei und warfen zwei Pfennige in seine Mütze. Dann jagte ihn der Hausknecht fort. Hinten am Speisesaal kroch er vorbei nach der Küche zu, ob ihm ein mitleidiges Mädchen einen Teller Suppe abließe. Aber niemand gab sie ihm. Sie lachten ihn aus und ließen sich lieber vom Hausbursch und vom Koch kneifen. Die Fenster des Speisesaals standen weit offen. Lustiges Geplauder und der Duft von Braten und Wein strömte heraus. „Ach, Herr Major — wandte sich eine Schauspielerin gerade an einen weißhaarigen halbblinden Herrn mit hochaufgekämmtem Schnurrbart — heute sind wir aber eine entzückende Autostraße gefahren, ich lade Sie auf morgen ein, dieselbe Fahrt mit mir noch einmal zu machen." — „Sie sind wirklich zu liebenswürdig, meine Gnädige, mit allerverbindlichstem Dank werde ich's annehmen," kam es prompt unter dem stolzen weißen Schnurrbart heraus. Der Braten wurde gerade herumgereicht. „Mama" — rief eine Kinderstimme — „das Fleisch

mag ich aber nicht, ich will mir noch Platz lassen für den Pudding." Währenddem begann ein Student mit dem Zwicker zu seiner Nachbarin: „sehen Sie, der Kern der sozialen Frage liegt einfach da, daß es Menschen gibt, die nicht sparen und hausen können, sie vertrinken ihren Ueberschuß, statt ihn auf die Ausbildung ihrer Kinder zu verwenden . . ." Ein Pfarrer, der, wie er sagte, vom viertägigen Examenabhalten in einem höheren Lehrerinnenseminar sich so überanstrengt hatte, daß er eine sechswöchentliche Kur gebrauchen müsse, brach schnell sein Thema ab, das er mit einem Prokuristen hatte über den echten Pfälzer, den ihr ganzes Kränzchen in einem Fuder bezöge und unter eigener Aufsicht abfüllen lasse und von dem er ihm gerne zukommen lassen wolle, wenn er ihm seine Adresse aufgebe, als er etwas von sozialer Frage hörte und sagte würdevoll zu dem Studenten: „mein lieber junger Freund, der Kern liegt doch einfach da, daß es, wie das Wort Gottes sagt, immer Reiche und Arme untereinander geben wird. So hat es Gott geordnet auf Erden." Damit beugte er sich zurück, um von der Bratenschüssel, die gerade an ihn kam, zwei große Stücke zu nehmen. Dann tat er noch einen tiefen Zug aus dem Rotweinglas, ehe er zu Messer und Gabel griff.

Karl, der alte zerlumpte Karl, hatte es durchs offene Fenster mitangehört. Soweit sein Denken noch reichte, verstand er nichts von der sozialen Frage, aber wohl davon, daß ihm mit nur einem Stück Braten augenblicklich geholfen wäre. Er humpelte von dannen. Der Hausknecht sah ihm nach und schimpfte hinter ihm her: „Mach daß Du fortkommst, sonst . . ."

Karl wanderte und wanderte. Es war Winter. Er spielte in den Höfen. Dabei kam er auch an einem Pfarrhaus vorüber und sprach vor um einen Almosen. Der Pfarrer ließ ihn ein und gab ihm drei Mark, aber setzte hinzu: „Wenn Sie so weitertrinken, richten Sie sich zu Grunde." Im Augenblick erschien seine Frau in der Tür — „aber Alfred, daß Du immer noch Leute vorlässest, ich habe doch Luise gesagt, sie möchte dem Küster bestellen, an der Haustür ein Schild zu befestigen, wir sind verreist." — „Aber meine Liebe, wir sind ja noch nicht abgereist." — „Du hast aber doch schon deinen Urlaub angetreten;" sie brach ab: „Alfred, genügt der neue Hut und der mit dem breiten grünen Band, der braune und der, den ich letzten Herbst kaufte? Wir müssen zu unsern drei Reisekoffern dann freilich vier Hutschachteln mitnehmen?" Karl hörte die Antwort nicht mehr, er ging schwerfällig die Treppe hinab, sie war mit Läufern belegt. Der Pfarrer hatte in einem großen Ledersessel gesessen an einem großen feinen Schreibtisch, vor sich Kursbücher und Landkarten. Aber Karl dankte es ihm doch — die drei Mark. Er hatte freilich keine Ahnung, wieviel Banknoten sich der Geber heute Morgen für die Reise an die Riviera auf der Bank eingesteckt hatte und daß auch die drei Mark nicht aus seiner Tasche kamen.

Nach vier Tagen kam Karl wieder. Das Haus war verschlossen.

Ein Zettel klebte daran: „Verreist, man wende sich an . . .“ An vielen Türen hatte Karl vorgesprochen, immer auf der Hut vor dem Schutzmann. Fast überall abgewiesen, deshalb versuchte er es noch einmal beim Pfarrer. Jetzt ging er am Fluß entlang. Die Schlote rauchten und schwer legte sich der Rauch über die Dächer. Purpurrot tauchte die Sonne in den Rauch am Horizont und goß einen breiten Streifen wie Blut über den Fluß, auf dem einzelne Eisschollen trieben. Karl fror schon Wochen lang erbärmlich. Seine Nase und Finger waren blau. Kein Stück am Leib war mehr ganz. Ein Gläschen Schnaps und eine halbe trockene Semmel war seine ganze Nahrung heute. Passanten sahen ihn am Ufer mit seinem Orgelkasten hinwanken bei den Geleisen der Güterbahn. Es ward Dämmerung. . .

Am andern Tag stand in der Zeitung, eine Leiche sei am Wehr gelandet. An den Geleisen der Güterbahn lag ein Orgelkasten. War er hineingefallen oder hineingesprungen? Niemand wußte es. Ertrinkende sollen noch einmal im letzten Augenblick ihr ganzes Leben vor sich sehen. Auch Karl hatte es gesehen, wie vom Blitz erhellt: Den Vater, wie er die Mutter schlug — jenen Augenblick am Konfirmationsaltar, wo die warme Hand des Vikars auf seinem Kopf ruhte — jenen Augenblick in der Scheune; ob wohl ein Kind wie er jetzt in der Welt war? Er hätte es gern gewußt — jener Bratenduft aus den Fenstern des Kurorts . . . und auf einmal das Konfirmationsbild über seinem Bett: Da sah er Christus; einer kniete vor ihm, alle sahen bittend und fragend nach ihm. Ihm schwanden die Sinne. Ihm war, als wäre er der Knieende und als blicke ihn Christus an, furchtbar ernst und doch . . . da war es aus mit ihm.

Auf Armenkosten ward die Leiche begraben. Im weißen Schnee machten sie ein schwarzes Loch und ließen den schwarzgestrichenen Sarg hinab. In den Kleidern hatte man einen Wanderschein mit dem Namen „Karl Knies“ gefunden. Die Totengräber schaufelten zu und steckten ein Holzkreuz darauf „Karl Knies“. Einer von ihnen, die ihr Gefühl bei ihrem Geschäft nicht ganz verloren, nahm doch seinen Hut ab, als wollte er ein Vaterunser beten — kein Pfarrer war dabei — und murmelte etwas wie: „Was hier wohl ein Pfarrer geredet hätte?“

Die Marie wußte nichts vom Tod ihres Karl. Sie war eine alte verschrumpelte Frau geworden. „Hexe“ riefen ihr die Kinder nach. Sie litt nachts an schweren Träumen. Sie sah immer eine dunkle Schlange aus der Ecke kriechen, die nach ihrer Hand fuhr. Eines Tages starb sie an ihrem eigenen schweren Traum. Ueber ihrem Bett fand man immer noch den Steinhausenschen Christus, die letzte Erinnerung an ihren Karl, den sie nie vergessen hatte, mit der Unterschrift: „Den Aufrichtigen läßt Gott es gelingen.“

K. A. Busch.

Man kommt an kein Ziel!

Es sind jetzt etwa anderhalb Jahre verflossen, seit mir eine Freundin mitteilte, sie habe einen Vortrag angehört, den ein älterer Geistlicher in engerem Kreise gehalten habe über das Thema: „Der Luxus in der Gegenwart." Der Redner sei zum Schlusse gekommen, man komme beim Nachdenken über wirtschaftliche Fragen an kein Ziel. Die paar Personen, die sich an der Diskussion beteiligten, hätten dies nur bestätigen können. Schon in der Einleitung habe der Redner bemerkt, er habe die Absicht gehabt, an Hand von Beispielen aus seiner Jugendzeit zu zeigen, wie vieles die Menschen entbehren und doch dabei gesund und stark und alt werden könnten, um dann der heutigen Generation eine Moralpredigt zu halten. Je mehr er aber über die Sache nachgedacht habe, um so mehr sei er in Verwirrung hineingeraten. Heute sei er nur noch in der Lage, Mitteilungen aus der Vergangenheit zu machen, ohne bedingungslos den Satz abzuleiten, die armen Menschen müssen nur wieder zur Vätereinfachheit und Sparsamkeit zurückkehren, um aus der Armut herauszukommen. Denn wenn solche Räte allgemein befolgt würden, so kämen Tausende um ihren Verdienst und damit erst recht ins Elend.

Man kommt beim Nachdenken über wirtschaftliche Fragen an kein Ziel. So geht es allen, die noch nicht begriffen haben, daß der einzelne Mensch kein ganzes für sich bildet, sondern nur einen Bestandteil eines großen Organismus ist. Man muß sich nur fragen, was würde geschehen, wenn alle arbeitsfähigen Menschen das Gleiche tun wollten, dann kommt man sofort zum Ziel. In dieser Frage liegt der Schlüssel zu den wirtschaftlichen Rätseln. Denken wir uns, es würde alle menschliche Arbeitskraft zum Hervorbringen von Luxusartikeln verwendet. Was wäre dann die Folge? Jeder findet die Antwort sofort heraus; sie lautet: Die Menschheit müßte verhungern. Daraus geht doch unwiederlegbar hervor, daß der Luxus, sobald er gewisse Grenzen überschreitet, eine Quelle der Armut wird. Dem Verdienst, der durch Luxus am einen Orte entsteht, kommt naturnotwendig an einem andern Orte Armut gegenüber zu stehen, wobei unter Armut Mangel am Notwendigen zu verstehen ist. Von einer gewissen Grenze an steht der Arbeiter, der Luxusartikel verfertigt, im Dienste der Schmarotzer der Gesellschaft, wird unbewußt selber zum Schmarotzer und hilft die Armut unter Seinesgleichen vermehren.

Nun kommen aber in mir der Bürger eines bestimmten Staates und der Mensch miteinander in Konflikt. Als guter Schweizerbürger kann es mir nur recht sein, wenn Millionen ins Land kommen für Luxusartikel, die von Schweizerhänden verfertigt werden. Als Mensch empört es mich bei dem Gedanken, daß in unsern Konsumländern Tausende nicht das Notwendigste haben. Als guter Schweizerbürger kann es mir recht sein, wenn die reichen Ausländer in unseren Bergen

ihr Schmarotzerleben führen, wenn sie nur wacker Geld ins Land bringen. Als Mensch empöre ich mich bei dem Gedanken, daß so viele in den Ländern, aus denen die Gäste herkommen, der Erholung wirklich bedürftig wären und sich nicht erholen können. Was muß ich in erster Linie sein: Bürger eines Staates oder Mensch?

Bei einer vernünftigen Weltwirtschaft käme bezüglich Produktion der Grundsatz zur Geltung: zuerst das Notwendige, dann das Nützliche und zuletzt das Angenehme. Wer ist schuld, daß es nun einmal nicht so ist? Doch gewiß nicht der Lohnarbeiter, denn der hat ja gar kein Wort dazu zu sagen, wie seine Arbeitskraft verwendet werden muß.

Dem einzelnen Arbeiter kann man Sparsamkeit predigen und dabei sein Wohltäter sein. Wenn er unsern Rat befolgt, so wird er manches Unnütze entbehren und das Geld für Notwendiges, das er bisher entbehrt hat, verwenden und sich dabei wohl befinden. Auf dem Weltmarkte wird die Aenderung seiner Lebensweise nicht verspürt. Ganz etwas anders ist es, wenn wir den Massen Sparsamkeit predigen. Dann verraten wir einen großen Mangel an Einblick in das Weltwirtschaftsgetriebe, sofern wir nicht gleichzeitig oder in erster Linie auch denen Moral predigen, die über die Arbeitskräfte verfügen.

Man kommt freilich an ein Ziel beim Nachdenken über wirtschaftliche Fragen. Das Ziel heißt: Richtige Verwendung der Arbeitskraft und dann richtige Verwendung des Arbeitsertrages. R. R.

Gedichte eines Proletariers.

Empor.

Ich will meinen Willen an die starren Mauern des Elends stemmen
Und eine Lücke brechen, daß die Sonne auch in mein Reich scheint!
Ich will meinen Willen tief in den Schmutz des Alltags einwühlen
Und den Boden aufreißen, daß von tief unten Leben keimt!

Ich habe meine Sehnsucht im Schmutze begraben müssen
Und meine Wünsche in den Boden gestampft.
Um mich ist ein eiserner Gesang, und das Hilfegeschrei
Der Zertrampelten knirscht an mein Ohr.

In das Rasen der Sägen und schwirrender Riemen
Zittert das Dulden der Unwissenden.
In das Poltern und Lärmen der großen Maschinen
Schreit die Wut der Geknechteten.

Doch aus dem Chaos von Haß und Sehnsucht
Wirrt sich das Erkennen der Zielschauenden siegreich empor.
Ich will mich in des Alltags Schmutz einwühlen und kühn
An den Toren des Lebens rütteln und Einlaß heischen!

Ich will mich befreien von meiner Unwissenheit
Und der blinden Wut des Getretenen!
Ich will hochkommen ins Licht!
Ich will zur Freude empor!

Heilige Arbeit.

Ich lehnt, umtost von Lärm und Gebraus
An einer Eisensäule,
Und sehnt mich in die Welt hinaus,
Umhöhnt von irrem Geheule.
Im Ohre gellt ein schriller Ton
Von tiefgepeitscher Sklavenfron.

Mich packte Haß und wilde Wut,
Im Auge brannten Tränen,
Sah ich in voller Sommerglut
Die Fluren weit sich dehnen.
Rings Sonnengold und Ernteglück ...
Ich bin der Sklave der Fabrik.

Doch wunderbar — ein gülden Schein
Quoll durch die Fensterscheiben,
Und blitzend zog die Sonne ein,
So licht — nicht zu beschreiben.
Ein Diadem drückt mir auf's Haupt
Die Sonne, der ich nicht geglaubt.

Der Arbeitslärm tönt wie Musik,
Wie Feiersang im Raume.
Er jubelte Erlöserglück.
Ich hört's im Sehertraume ...
Der Riemen rast, das Triebrad saust,
Der Hammer schwingt in meiner Faust!

Wir bauen stille ...

Wir bauen stille, wir bauen fein —
Ich bin ein wuchtiger, trotziger Stein
Am Bau der Barrikade.

Wir bauen auf Leichen, auf Märtyrerblut,
Und dieser Grundstein trägt sicher gut
Die Barrikade der Zukunft!

Wir binden mit Blut, wir kitten mit Mark!
Das macht dich unüberwindlich stark
Du stolze Barrikade!

Ein jeder bringt einen Stein zum Bau . . .
Nun halten die Schaffenden prüfende Schau:
Vorwärts! Zur Barrikade!

Reich wogt das protzende Heer der Welt . . .
Stolz rückt es an . . . heihussa! zerschellt!
Zerschellt an der Barrikade!

Wir bauen stille, wir bauen fein —
Ich bin wuchtiger, trotziger Stein
Am Bau der Barrikade . . .

Max Bartels.

Büchertisch.

Zur Kirchenfrage sind uns einige Schriften zur Besprechung zugegangen, auf die wir unsere Leser kurz hinweisen möchten:

G. Traub, Staatschristentum und Volkskirche. (Jena, Eugen Diederichs.)

Im ersten Teil gibt sich Traub davon Rechenschaft, was er eigentlich glaube. Er hat sich durch seine Gegner in ein Chargieren seiner Negationen treiben lassen, die peinlich wirkt. So hoch die Wahrhaftigkeit zu achten ist, die sich vor jedem Wort zu viel scheut, so hat die ganze Darstellung etwas Gequältes. Wie viel wirksamer wäre die Schrift geworden, wenn er die Fechterstellung verlassen und einfach ein Bekenntnis seiner Positionen gegeben hätte! Daß auch in dieser Partie manch gutes Wort steht, ist bei Traub selbstverständlich.

Das Wertvollste ist die Mittelpartie der Schrift, wo er vom Ideal der Einheit der Kultur aus die Freiheit in der Kirche verficht und gegen die Theologensünde, die Abschließung der Religion vom übrigen geistigen Leben, zu Felde zieht. Eine Schilderung der verschiedenen religiösen Gruppen der Gegenwart stellt vielleicht die Schicht der vom deutschen Idealismus beeinflußten Gebildeten allzu günstig dar. Aber die Darlegung ist voll glänzender Partien, und klar tritt hervor, daß die Forderung der kirchlichen Freiheit vom Glauben an den Sieg der Wahrheit, getragen sein muß. Den Schluß bildet eine uns weniger interessirende Kritik am Urteil des Spruchgerichts über Jatho. Daß es an scharfen Angriffen in schroffster Form nicht fehlt, läßt sich nicht leugnen; daß dieselben Material für einen Disziplarprozeß und Absetzung abgeben konnten, ist aber für unsere Begriffe unfaßbar.

M. Rade, Jatho und Harnack. Ihr Briefwechsel, mit einem Geleitwort (Tübingen, Mohr. Fr. 1.35).

Die Kontroverse, die sich nach dem

Urteil über Jatho zwischen diesem und Harnack entsponnen hatte, ist dem Verfliegen mit der Tagespresse entrissen- als interessanter Beitrag zur religiösen Lage der Gegenwart zusammengestellt und durch verbindenden Text erläutert.

G. Herzog, Zur Reform des evangelischen Pfarramts. Die Pfarrersfrage eine Gemeindefrage. (Heilbronn, Salzer).

Nach dem Urteil über Jatho hat Schrempf den württembergischen Pfarrern Unwahrhaftigkeit vorgeworfen. Herzog weist diese Anklage zurück und fordert dann in besonnenen, aber entschiedenen Ausführungen eine Reform des Pfarramts, die bei uns längst Wirklichkeit geworden ist. Die Schrift hat deshalb für uns weniger praktischen Wert; sie wird aber den, der an den gegenwärtigen kirchlichen Kämpfen Deutschlands innern Anteil nimmt, lebhaft interessieren. Seither hat die württembergische Landessynode durch Freigabe des sog. apostolischen Glaubensbekenntnisses eine wichtige Forderung der Schrift bewilligt.

Schleiermacher, der Philosoph des Glaubens. Hilfe-Verlag, Berlin-Schöneberg, 1910.

Sechs erlesene Autoren (E. Tröltsch, A. Titius, P. Natorp, P. Hensel, Samuel Eck, M. Rade) beleuchten Schleiermacher von verschiedenen Seiten und zeigen, daß er noch ein Lebendiger ist. Naumann hat dazu ein Vorwort geschrieben. Das Büchlein sei Kennern Schleiermachers empfohlen, die Andern tun besser, nach seinen eigenen Schriften zu greifen, zu den „Reden über die Religion" oder den „Monologen", um die zwei zu nennen, die auch den „Laien" am meisten bieten werden. L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Es trifft sich wehmütig, daß der Verfasser von „Memento", Herr Schindler, nach kurzer Krankheit unerwartet gestorben ist, im Alter von 84 Jahren. Dieser Aufsatz ist also neben den in der letzten Nummer (s. Red. Bemerkungen!) erwähnten das Testament des Verfassers geworden. Desto mehr werden wir geneigt sein, seine Mahnung auf uns wirken zu lassen.

Herr Schindler hat zu den bedeutendsten der auf das Gottesreich wartenden Menschen gehört, die wir kennen lernen durften. Er besaß einen Blick für das richtende und aufbauende Schaffen Gottes in unserer Welt wie Wenige und dazu einen seltenen Mut, die geschaute Wahrheit zu bekennen. Seine religiösen und sozialen Schriften haben viel zu wenig Beachtung gefunden. Sie haben vor Jahrzehnten viele von den Gedanken geäußert, die wir heute vertreten, wenn auch in etwas anderer Form. Diese Form ist urwüchsig und knorrig, wie der ganze Mann war, aber das ist doch in der Zeit des Persönlichkeitskultus und der — Flachheit ein Vorzug. Wir werden ihn und sein Werk nicht vergessen.

Dem Artikel von Lhotzky wünschen wir verständnisvolle Leser.

Wir möchten vorläufig auf die Auseinandersetzung über „Religiös-sozial" (oder: „die Schweizer Religiös-Sozialen"), die sich durch eine Anzahl Nummern der „Christlichen Welt" und der Zeitschrift des evangelisch-sozialen Kongresses, „Evangelisch-Sozial" hinzieht, wenigstens aufmerksam machen, behalten uns aber vor, darauf in Bälde genauer einzugehen. Es ist in dieser Sache, wie in manchen andern, immer wieder der Raummangel, der uns zwingt, auf Nötiges und Nützliches zu verzichten. Wir freuen uns jedenfalls, daß diese Auseinandersetzung gekommen ist. Das Hauptverdienst daran hat ohne Zweifel der in der „Christlichen Welt" erschienene Aufsatz von Pfarrer Peter Barth: „Was wollen die Schweizer Religiös-Sozialen?" Die Nummern sind uns, da wir diese Zeilen in den Ferien schreiben, nicht zur Hand, doch können wir die Notiz später nachholen.

Einladung

zur

Religiös-sozialen Konferenz in Bern

in Verbindung mit den Gesinnungsgenossen
der französischen Schweiz

Sonntag, den 4. und Montag, den 5. Mai 1913.

Auf Anregung der Gesinnungsgenossen in der französischen Schweiz hat die junge religiös-soziale Vereinigung des Kantons Bern die Veranstaltung dieser Konferenz übernommen, zu der wir heute schon auch die Freunde in der übrigen deutschen Schweiz recht herzlich einladen möchten. Im Herbst 1910 fand die letzte religiös-soziale Konferenz in Bern statt. So dürfte diese neue Zusammenkunft nicht mehr zu früh sein. Schon damals empfanden wir die Teilnahme der welschen Freunde als eine wertvolle Bereicherung. Wir freuen uns auch diesmal auf die Anregungen von ihrer Seite und den geistigen Austausch mit ihnen. Im Jahr 1914 soll in Basel der Internationale Kongreß für soziales Christentum stattfinden. Da scheint es uns dringend notwendig, neben der äußeren Organisationsarbeit auch für eine engere persönliche Fühlung zwischen den verschiedenen religiös-sozialen Gruppen der ganzen Schweiz zu sorgen. Die Konferenz in Bern wird dafür eine treffliche Gelegenheit bieten. Und so laden wir alle unsere näheren und ferneren Freunde herzlich zu dieser Tagung ein.

Die religiös-soziale Vereinigung des Kantons Bern.

Programm.

(Aenderungen im einzelnen noch vorbehalten.)

Sonntag, den 4. Mai, 6½ Uhr: Gemeinsames Nachtessen im Hotel Kreuz, Zeughausgasse 41.

8 Uhr: **Oeffentlicher Volksabend** im Café des Alpes, Zähringerstraße 15.

1. **Der religiöse Sozialismus und die Wissenschaft.** M. le prof. Dartigue, Genf, und Herr Pfarrer Schädelin, Bern.
2. **Der religiöse Sozialismus und die Frauen.** Frau Prof. Ragaz, Zürich, und M. de Morsier, Genf.
3. **Der religiöse Sozialismus und die Kirche.** M. le pasteur Béguin, Neuenburg und Herr Pfarrer v. Greyerz, Kandergrund.

Außerdem Begrüßung, Männerchöre und gemeinsame Gesänge (Choräle, Volkslieder 2c.).

Montag, den 5. Mai, 9 Uhr: Oeffentliche Sitzung im Liedertafelsaal des Kasinos (Eingang: Herrengasse).

Das Erwachen des sozialen Gewissens in der Kirche. Einleitung von M. le pasteur Sublet in Vallorbe und Herr Pfarrer Schmidt, Bern.

1 Uhr: Gemeinsames Mittagessen im Kasino.

2½ Uhr: Oeffentliche Sitzung im Liedertafelsaal des Kasinos (Eingang: Herrengasse):

Christentum und Militarismus. Einleitung von M. de Meuron, Genf, und Herr Redaktor O. Lauterburg, Bern.

5 Uhr: Gemeinsamer Tee und Schluß der Konferenz.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Eine neue Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt.

Petrus redet nicht nur von einer neuen Erde, sondern auch von einem neuen Himmel. Gewiß, aber von diesem Himmel ist nun seit vielen Jahrhunderten zur Genüge gepredigt worden, so daß wir uns nun einmal die Einseitigkeit erlauben dürfen, von der neuen Erde allein zu reden. Diese neue Erde ist zunächst das Ziel unserer Hoffnung, weil dann eigentlich mit der Erfüllung dieser Hoffnung sich das andere von selbst versteht, nicht aber umgekehrt. Wir freuen uns im Innersten in einer Zeit zu leben, da die Hoffnung auf eine neue Erde, auf eine Erneuerung der Menschheit mächtig aufwacht, eine Erneuerung nach der Seite der Gerechtigkeit hin: Wir warten einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt.

Neugestaltungen hat ja unsere Erde in der Neuzeit vielfach erfahren, das Weltbild hat sich gewaltig verändert, aber doch ohne Zweifel unter der Vorherrschaft der Materie, sie hat die Gestaltung der Erwerbs- und Lebensverhältnisse an sich gerissen und die Menschen haben sich blindlings unterworfen, bis ihnen der Fluch dieser einseitigen Entwicklung zum Bewußtsein gekommen ist. Es geht ein geheimer Schrecken durch die Reihen der menschlichen Gesellschaft vor den ins Riesenhafte und Schwindelhafte wachsenden Mächten und Gewalten, die Angst ist umso größer, als diese Mächte etwas Unpersönliches und darum Unberechenbares an sich haben. Keiner wagt dem andern zu trauen, weil alles zur Machtfrage und Geldfrage geworden ist, wo keine sogenannten idealeren Gesichtspunkte mehr Geltung haben.

In dieser Unsicherheit nehmen die einen ihre Zuflucht zum allmächtigen Staat und zu den staatserhaltenden Faktoren wie Gesetz und Militär, und die andern flüchten sich mit ihrem Warten auf Gerechtigkeit in ein besseres Jenseits. Das erste ist eine verhängnisvolle Täuschung, das andere eine feige Kapitulation, und beides hat keinen Wert, wenn wir nicht glauben können an eine Macht der Gerechtigkeit, die stärker ist als diese materielle Welt.

Vor Zeiten hieß es: „Die Erde ist des Herrn, der Erdboden und was darauf wohnet." „Er wird den Erdboden richten mit Ge-

rechtigkeit und die Völker mit seiner Wahrheit." „Herr unser Heerschar wie herrlich ist dein Name in allen Landen." Und die Propheten glaubten noch an eine Herrschaft Gottes auf Erden, die in Gerechtigkeit, d. h. in gerechten Ordnungen und Verhältnissen sich kund tue auf Erden; sie kämpften für solche Zustände, da auch der Arme sich seines Lebens freuen könne. Schafft Recht den Armen und Waisen und helft den Elenden und Dürftigen zum Recht! Daß solches geschehe, ist nicht nur ein Gebot der Menschlichkeit, sondern ein Zeichen göttlichen Regiments. Gottes Ehre steht dabei auf dem Spiel.

Diese Stimmen, die in dieser Weise die Erde direkt für Gott in Anspruch nehmen, sind in der christlichen Kirche beinahe verstummt, ja man hat sie als Merkmale einer alttestamentlichen, vorchristlichen Stufe unterdrückt, oder, sofern sie im neuen Testament auftauchen, als apokalyptische Verirrung bezeichnet. Sehen wir denn nicht, daß Jesu Seele für diese Verklärung Gottes auf Erden glühte, und daß er in der Glut dieser Hoffnung betete: Dein Name werde geheiligt, dein Reich komme, dein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Daß Gottes Wille mitten in all den Härten und Ungerechtigkeiten sich durchsetze, daß Gottes gütiges und heiliges Wesen sich innerhalb der Menschenwelt immer mehr Geltung und deutlichen Ausdruck verschaffe, daß es seinen Schöpfergedanken entspricht, wenn die Menschen aus den Nöten heraus zu neuen, besseren Lebensbedingungen streben, kurz, daß Gott nicht stille steht mit der Menschheit, sondern als der ewig schaffende unter uns wirkt, was ihm wohlgefällt, nämlich eine neue Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt, das gehört nun einmal zu unserem Glauben.

Es ist unrichtig, wenn behauptet wird, wir wollten damit Gott etwas vorschreiben, was doch nur menschlicher Phantasie entspringt. Es ist gerade umgekehrt, Gott schreibt uns vor, stellt es am hellen Tage klar vor Augen und schreibt es mit aller Deutlichkeit in unsere Seelen, daß ein Neues werden soll auf dieser Erde. Trotz all den widerstrebenden Mächten nehmen wir fröhlich und getrost den Schauplatz dieser Erde für Gott in Anspruch und behaupten mit keckem Trotz: Und sie bewegt sich doch — nämlich ihrem hohen Ziel entgegen.

Wir denken und reden so nicht nur um dieser Erde willen und derer, die darauf wohnen, sondern um dessen Willen, der sie uns gegeben und uns hineingestellt hat. Mag er uns am Ende auch zumuten, auf einer noch unvollkommenen Erde unser kurzes Leben in Entsagung zu fristen und uns im Geringen als treu zu bewähren, so können wir unmöglich Gott zumuten, daß er, wie Jesaja sagte, seine Ehre einem anderen gebe, daß er sein Werk anderen Mächten überlasse. Darum warten wir einer neuen Erde, in welcher Gerechtigkeit wohnt.

L. Stückelberger.

Von Christlich-sozial zu Religiös-sozial.*)

I. Christlich-sozial.

Die Anfänge der Bewegung, die wir in Ermangelung eines bessern Ausdrucks immer noch die ältere christlich-soziale Bewegung nennen müssen, ließen nicht vermuten, daß ihre Geschichte eine Leidensgeschichte sein würde, und daß sie zunächst dazu berufen sei, mehr durch ihr Scheitern als durch große Triumphe eine entscheidende Wendung herbeizuführen. Der große, weltumspannende Zug, die kühne Hoffnung bereiten auf etwas ganz anderes vor als auf Enttäuschungen und Mißerfolge.

Es war eine prachtvolle Renaissance christlichen Geistes. Frühlingsstimmung war in der Luft. Wohl sah man mit scharfem Blick, welch trostloses Bild die Welt bot. Es fehlte nicht am Bewußtsein, daß die Welt in ihrem jetzigen Zustand, ohne Liebe, ohne Seele einer vereisten Winterlandschaft gleicht. Aber man spürte Sonnenkräfte und traute ihnen die Macht zu, die stärkste Eiskruste zu schmelzen. An der Glut der christlichen Liebe sollte die Welt wieder erwarmen, sie sollte neues Leben entfalten. Das düstere Bild ließ die Zukunft nur in hellerem Licht erscheinen. Man traute dem Christentum die Kraft zu, diese Zukunft ohne schwere Erschütterung, ohne tragische Umwälzungen herbeizuführen. Die Welt ist auf Harmonie angelegt. Mag auch eine Störung des Gleichgewichtes Krisen hervorrufen, die Störung kann beseitigt werden, wenn das Christentum wieder von der Macht des Geistes erfüllt wird.

Die sozialen und wirtschaftlichen Mißstände sind wesentlich durch eine Umwandlung der Gesinnung zu heben und zu bessern. Wie es der Abfall von Gottes Ordnung ist, der die Not herbeigeführt hat, so ist es die Rückkehr zu ihr, welche sie heben wird. Wobei allerdings mit allem Nachdruck betont wird, daß es nicht bei der bloßen Umwandlung der Gesinnung bleiben darf, sondern daß dieselbe kräftig in die äußere Welt ausstrahlen muß.

Wir stehen hier vor einem seltsamen Gebilde, das bei scheinbarer Geschlossenheit, Einfachheit und Harmonie etwas Widerspruchsvolles hat, und das die Keime späterer Konflikte, ja der Zersetzung in sich birgt. Groß und rein ist die Stimmung dieser Strömung, welche die

---

*) Die folgenden Ausführungen sind dem soeben erschienenen Buche unseres Freundes: „Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart" entnommen. Wir haben gerade diesen Abschnitt ausgewählt, weil er (wie übrigens das ganze Buch) ein Beitrag zu der Auseinandersetzung mit den „Deutschen" bildet, worin wir gerade gegenwärtig begriffen sind. Die Gesamtüberschrift ist von uns gewählt.

Das Buch ist als Ganzes eine Darstellung des „religiös-sozialen" Wollens, so wie der Verfasser es auffaßt. Es erscheint gerade zur rechten Zeit und wird ohne Zweifel viel beachtet und besprochen werden. Wir werden eine Besprechung in einer der nächsten Nummern bringen und empfehlen es zunächst der ernsten Aufmerksamkeit unserer Leser, besonders auch der reichsdeutschen. Die Red.

Seele des Christentums anders als durch ein mattes Zurück mit der Moderne in Beziehung bringen möchte. Echt christlich ist es, wie man das Heil von der Umkehr, von der in der Tiefe der Seele erfolgten Umwandlung erwartet, und wie man anderseits von der großen Seele des Christentums verlangt, daß sie das Bestehende umgestalte.

Aber auf dieser Strömung liegt ein schwerer Bann. Sie ist noch nicht zum Bewußtsein der eigenen Kraft und des eigenen revolutionären Dranges erwacht, durch welche erst das Aeußere umgestaltet wird. Auch erlaubt ihr ihre Stellung zur modernen Kultur nicht, zu den tiefsten Konflikten dieser Kultur in enge Beziehung zu treten. So verdeckt hier die Harmonie starke Widersprüche. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß man auf einer dünnen Kruste, unter der ein Vulkan schlummert, gewaltige Gebäude aufrichtet. Was wird aus ihnen werden, wenn der Vulkan erwacht?

Je genauer wir die Strömung und ihre Hauptpunkte analysieren, desto deutlicher sehen wir, daß sie den stärksten Erschütterungen ausgesetzt ist. Einmal, weil das Christentum noch viel zu wenig frei von den Lebensformen ist, zu denen es sich in Gegensatz stellen muß, wenn es der Kultur einen neuen Geist einhauchen will. Zuweilen scheint es, als fließe hier groß und rein der ursprüngliche Strom. Man ist erstaunt, wenn man die christlich-soziale Bewegung in Deutschland und England verfolgt, wieviel Sprengstoff da an einzelnen Stellen vorhanden ist, wie bei einzelnen Vertretern und in einzelnen großen Augenblicken ein Christentum auftaucht, das zu den radikalsten Konsequenzen führen müßte. „Was wir von der Sozialdemokratie übernehmen müssen, ist der Gesichtspunkt ‚von unter her'. „Wir bearbeiten die soziale Frage vom Standpunkte der Bedrängten, für die Bedrängten und mit den Bedrängten. Nur so sind wir ehrlich christlich-sozial. Die Erde soll durchwärmt werden mit Himmelswärme, ein Elend soll nach dem andern überwunden werden. Am Eigentum darf kein Herz hängen, das Geld soll nicht der Wertmesser des Menschen sein." (Naumann: Was heißt christlich-sozial?*)

Aber dies ist nur die eine Seite. Stark gehemmt und schließlich gelähmt wird dieser neuschöpferische Geist von ganz andern Tendenzen. Man will die Mißstände beseitigen, aber dabei geht man vom Bestehenden aus. Das radikale Entweder — Oder, das auch hier auftaucht, manchmal in seltener Größe und Reinheit,**) weicht wieder dem Sowohl — Als auch. Der Sinn dafür geht wieder verloren, daß

*) Man vergleiche damit den späteren Standpunkt Naumanns (Briefe über Religion). „Diese unsere kapitalistische Welt, in der wir leben, weil es keine andere für uns gibt, ist nach dem Prinzip eingerichtet: Du mußt begehren deines nächsten Haus ... du sollst dir eine Fabrik gründen und damit alle älteren Betriebe verdrängen ..."

**) Man denke vor allem an Naumanns erste wirklich große Haltung. Wie viel Wucht, Größe, Impuls! Soviel, daß man sich fragen könnte, ob die Quelle wirklich versiegt ist, und ob sie nicht einmal wieder in ursprünglicher Frische sprudeln wird?

das Christentum aufs Ganze gerichtet ist, und daß es zu königlicher Natur ist, um sich mit einigen Brocken zu begnügen. Man vergißt wieder, daß die Anwendung des Christentums auf die Kultur ein Neuschaffen ist, nicht ein Paktieren mit dem Bestehenden. So wird der große Anlauf wieder gehemmt. Das revolutionäre Christentum gärt auch hier, und aus der Tiefe ringt sich der Versuch heraus, zu einer christlichen Wertung zu gelangen. Echt christlich soll die Stellungnahme nach den Letzten, Aermsten, Niedrigsten bestimmt werden. Aber es ist nur Wetterleuchten; zum Sturm und erlösenden Gewitter kommt es nicht.

Statt der Gärung von unten her finden wir Versuche, die Kultur von oben herab und im Anschluß an die bestehenden Mächte zu christianisieren. Die starke christliche Renaissance, die wir hier haben, ist zwar nicht fruchtlos gewesen. Das Ferment hat sich weiter entwickelt, aber nicht mehr in den Grenzen der christlich-sozialen Bewegung selber. Dazu war der vulkanische Boden der Arbeiterbewegung oder das stürmische Gebiet einer radikalen religiösen Strömung vonnöten.

So wird das Christentum auf christlich-sozialem Boden durch Formen und Mächte, zu denen es seinem innersten Wesen nach in Gegensatz treten sollte, weil sie ungenügend sind, gehemmt und eingeengt. Es kann in der modernen Kultur seine radikal entwertende und neuschaffende, verjüngende Kraft nicht entfalten. Was versucht und durchgeführt wird — vollzieht sich in einem Rahmen, der viel zu klein ist für das Christentum. Es ist darum das Christentum selber, das hier die enge Form sprengen muß, weil sein stärkstes Wesen sonst eine Einengung erfährt.

Es ergibt sich mit einer Art Naturnotwendigkeit, daß dieses gehemmte, unfreie Christentum nicht zu den tiefsten und brennendsten Konflikten der heutigen Kultur in Beziehung treten wird. Es muß sich mit einer peripherischen Rolle begnügen. Denn es fehlt an allen Voraussetzungen zu einem solch radikalen, mutigen Eingriff ins Zentrum. Man wagt sich die Frage nicht zu stellen, ob vielleicht mehr als nur einzelne Mißstände zu beseitigen sind. Ob es genügt, die jetzige Ordnung als unantastbar anzusehen und, auf sie gestützt, einzelne Uebel zu heben, oder ob der Geist des Christentums ein viel radikaleres Eingreifen gebietet? Die Frage wird kaum gestellt, geschweige denn bejaht. Und damit nimmt man sich selber die Möglichkeit, einen großen Einfluß auszuüben. Man versperrt sich den Blick für die tragischsten Fragen und die qualvollsten Probleme der heutigen Zeit. Man darf nicht zugeben, daß sich ein Konflikt durch unsere Zeit zieht, der nur durch eine völlige Erneuerung der Grundlage der Gesellschaft gelöst werden kann. Nicht zugeben, daß es in der heutigen Gesellschaftsordnung solche Ungerechtigkeit, solche Not gibt, daß ganz große Hilfe geboten ist. Nicht zugeben, daß unsere christliche Kultur so sehr die Orientierung verloren hat, daß nur eine Erneuerung ihrer innersten Seele ihr wieder eine neue Richtung geben

kann. Mehr und mehr sind es die radikalen religiös-sozialen Bewegungen und die Arbeiterbewegung, welche Vertreter dieser Ideen geworden sind.

II. Die Zersetzung der christlich-sozialen Bewegung.

Wenn man diese Versuche, die Kultur nach christlichen Prinzipien neu zu begründen, genauer analysiert, begreift man besser, warum so viel guter Wille, so viel Begeisterung und Eifer, so wenig Erfolg hatten. Gerade wenn man sie (wie es hier versucht wird) im Zusammenhang mit der Gesamtstimmung, aus der sie entspringen, betrachtet, wird einem klar, daß die ganze Strömung einmal beim Zusammenbruch anlangen mußte. Es mußte sich einmal offenbaren — und gerade in diesen so reinen, begeisterten Versuchen kam es am deutlichsten zum Ausdruck — daß die moderne Kultur dem Christentum einen starken Widerstand entgegensetzt. Es mußte klar werden, daß sich das Christentum nicht leicht mit der modernen Kultur verbinden läßt.

Von zwei Seiten wird somit hier die Zersetzung ausgehen. Erstens wird die moderne Kultur die Versuche des Christentums, sie zu bevormunden, abweisen und dadurch das Christentum zu einer andern, strammeren Position veranlassen. Zweitens wird das Christentum von innen heraus zu einer radikaleren Stellung zu dieser Kultur gelangen und dabei in tiefere Beziehung zu ihren Krisen und Gärungen zu treten suchen.

Was sich dem Sehenwollenden zuerst aufdrängt, ist, wie die moderne Kultur die Versuche, sie nach christlichen Grundsätzen umzuwandeln, aufs energischste abweist. Sie ist das klassische Beispiel für das Wort Herbert Spencers, daß eine dünne Kruste von Christentum eine Welt des Heidentums und der Gewalt bedeckt. Selbstverständlich findet man die Ausrede, daß dies der Widerstand ist, den jeder Boden am Anfang dem christlichen Ferment entgegensetzt. Dieser Ausflucht steht aber die ganze, starke Evidenz der Tatsachen gegenüber. Nichts ist so falsch, wie die Meinung, daß der Widerstand der modernen Kultur gegen das Christentum am Schwinden ist. Es gilt hier, sehen zu wollen. Und wenn man sehen will, bemerkt man in der Moderne einen starken Widerstand gegen den Ansturm der christlichen Werte. Gerade die Versuche des Christentums, sich ihrer wieder zu bemächtigen, bringen ihr zum Bewußtsein, daß sie auf unchristlicher Grundlage ruht und das Christentum nicht erträgt. Es wäre ein Gift für sie, gegen das sie kein Gegengift besitzt. Sie braucht die Gewalt, sie braucht die Macht, sie braucht die Triebe, Leidenschaften, Motive, die nicht christlich sind, ja zum Christentum im Widerspruch stehen.

Diese Realitäten sind, so roh sie auch sein mögen, die Grundlage, die das ganze Gebäude stützt. Daher das stolze Begehren der modernen Kultur, sich dieses Fundament zu bewahren und ihre breiten

Massen darauf zu gründen. Daher die Absage an das Christentum. Sie wird roh, brutal, ehrlich gegeben, wie es dem brutalen, aber brutal ehrlichen Charakter der Zeit entspricht. Und diese Absage berührt noch sympathischer als die andern Erscheinungen, die aus demselben Boden erwachsen. Viel tiefer stehen die Versuche, die ganze Unchristlichkeit der modernen Kultur so mit dem Christentum zu überkleiden, daß sich die Moderne mit einem christlichen Gewand brüsten kann. Man kann höchstens darüber streiten, was mehr Ekel erregt, ob eine durch und durch unchristliche Kultur, die sich den Anschein gibt, als stehe sie in Beziehung zur lebendigen Seele der christlichen Religion — oder die unwürdige Haltung der Christen, die sich zu dieser Schleppenträgerrolle erniedrigen.

Wer für Würde und Ehrlichkeit Sinn hat, dankt denen, die, von der einen oder der andern Seite, diesem Bündnis ein Ende machen. Man kann nur froh sein, daß es zum schroffen Bruch kommt, der ein Gericht über diese unwürdigen Allianzen ist.

Von diesem Gesichtspunkt aus, scheint mir, muß der Widerstand der modernen Kultur gegen die christlich-sozialen Bestrebungen beurteilt werden. So ekelhaft oft das Verhalten der Vertreter der Industrie, des Imperialismus und Militarismus den mutigen und aufopfernden Christlich-sozialen gegenüber ist, so muß man es doch von einem höheren Standpunkt aus begreifen und, fast möchte ich sagen, begrüßen. Denn es offenbart sich darin, wes Geistes Kind unsere Kultur ist, und wie sich das Christentum ihr gegenüber zu verhalten hat. Nun kann das Christentum eine schmähliche Annäherung vermeiden und die Haltung einnehmen, die seinem Wesen entspricht. Ich gestehe — ohne hier mehr als eine subjektive Ansicht geben zu wollen —, daß mir ein Großindustrieller, der unentwegt im Gegensatz zu den christlich-sozialen Bestrebungen steht, weil er ihren schwächenden Einfluß fürchtet, lieber ist, als sein Kollege, der durch einzelne peripherische Aenderungen in christlich-sozialem Sinne eine Kultur zu christianisieren sucht, deren innerste Seele unchristlich ist.

Die Moderne wehrt sich gegen die Versuche des Christentums, sie wieder unter seine Herrschaft zu bringen. Sie wehrt sich durch ihre berufenen Vertreter, die Träger der heutigen Industrie, der rücksichtslosen Politik der Macht, der rohen Expansion. Noch mehr. Wir können noch tiefer blicken in den großen Zwiespalt und die verzweifelte Gegenwehr, welche die heutige Kultur den christlich-sozialen Bestrebungen entgegensetzt. Der Gegensatz spiegelt sich in der Seele ernster Christen, die heiß darnach ringen, ihrem Christentum Ausdruck zu verleihen, die sich aber zugleich als Vertreter der heutigen Kultur vor ein qualvolles Dilemma gestellt sehen. Als Christen verurteilen sie eine Ordnung, die sie als Glieder der modernen Gesellschaft billigen müssen. Auch hier findet der Gegensatz der modernen Kultur gegen das Christentum seinen Widerhall. Noch mehr: in der Tiefe der menschlichen Seele wird uns seine ganze zersetzende Wirkung erst recht klar.

Erst hier sehen wir, wie er ein schroffer Urteilsspruch über die bisherigen Legierungsversuche ist, und wie er zu einer andern Problemstellung veranlaßt. Nicht bei den Vertretern der modernen Kulturautonomie und der rohen Gewalt ist der Widerspruch am stärksten, sondern im Schoß der Bewegung, die eine Versöhnung dieser Kultur mit dem Christentum erstrebt. Er kommt am ergreifendsten bei der mächtigen Persönlichkeit zum Ausdruck, deren Name und Wirken von der christlich-sozialen Bewegung auf deutschem Boden nicht zu trennen ist.

Dies allein würde Friedrich Naumann schon eine hohe Bedeutung zusichern. Schwer gelitten und gekämpft hat Naumann, bevor er das Band zwischen Christentum und moderner Kultur zerschnitt. Der Schnitt drang tief in seine eigene Seele. Denn mit der ganzen Sehnsucht groß angelegter, leidenschaftlicher Naturen hat er darnach gerungen, der modernen Kultur die Seele des Christentums einzuhauchen. Wir dürfen es ihm glauben, wenn er von einem Riß redet. Er fällt damit das Urteil über sein eigenes Wollen, über ganze Jahre einer großen, aus reinen Motiven entspringenden Tätigkeit. Er ist Verkündiger der Harmonie gewesen, bevor er Verkündiger des Risses wurde. Wir können es ihm glauben, daß es tiefere Gründe waren, die ihn zum Aufgeben des früheren Standpunktes veranlaßt haben.

Tief einschneidend, erschütternd und verwirrend ist die Botschaft, die der Verfasser der klassischen Urkunden der christlich-sozialen Bewegung deutscher Sprache später seiner Zeit zu verkünden hat. Zwei Seelen wohnen in der Brust der Moderne. Keine Möglichkeit, sich leicht zu einigen. Einmal kann das Christentum die Moderne nicht nach seinem Ideal umwandeln. Wenn die Umwandlung vollzogen würde, wäre es Tod, Zusammenbruch. Die Räder stünden still, das Leben entwiche aus dem großen Organismus der modernen Kultur. Kanonengedonner ist nicht Gottes Stimme; auf Granaten und Maximgeschützen steht nicht „Gott mit uns“. Aber das Prinzip der Macht und der brutalen Gewalt kann die Neuzeit nicht entbehren. Leben muß sein, bevor man in großer, reiner Weise lebt. Leben heißt für die Moderne: Kampf, Aneignung des Fremden, Erobern, Sichausdehnen. Die Seele des großen Stils in der Politik ist der Wille zur Macht. Radikaler, großzügiger kann der Gegensatz gegen das Christentum nicht gefaßt werden. Radikaler kann auch die Abwehr der modernen Kultur gegen das Christentum nicht sein. So wehrt man sich gegen das Gift, das den Tod bedeutet.

Und diese Ansicht ist um so bedeutsamer, als sie von einem Christen stammt, der die eigene Seele tief zerreißt, indem er die Welt entzweit. In der markanten Persönlichkeit Naumanns, in der das intensive Leben der Bewegung pulsiert, konzentriert sich der große Widerspruch der Bewegung, das, was sie schließlich zersetzen muß.*)

*) Sehr richtig bezeichnet Wenk (Die Geschichte der Nationalsozialen) die Wendung: „Bisher war das proletarische Christentum der Ausgangspunkt gewesen. Nun aber trat das Nationale als politischer Machtfaktor in den Gedankenkreis und erfüllte ihn bald ganz und gar.“

So lautet das Ergebnis: Unverträglichkeit der modernen Kultur mit dem Christentum. Es ist unmöglich, dem Leben eine wahrhaft christliche Grundlage zu geben, ohne daß das Gebäude berstet und stürzt. Dem Christentum bleibt ein Gebiet gewahrt. Es bleibt die Oase in der Wüste; es bedeutet Trost im Leiden, Ruhe in der Bedrängnis, Hoffnung für die Ewigkeit. Aber es muß darauf verzichten, den ganzen, wilden Strom der Moderne zu lenken. Sein Gebiet ist außerhalb der Schlacht. Es pflegt die Verwundeten und sorgt für sie. Aber unter den Kämpfenden hat es nichts zu tun.

So steht die moderne Kultur den Versuchen der christlich-sozialen Bewegung voll Mißtrauen und Abneigung gegenüber. So stark ist der Widerspruch, daß er sich im Schoß der Bewegung selber geltend macht.

Eine weitere, ebenso grundlegende Tatsache reiht sich dieser ersten an: die christlich-sozialen Bestrebungen werden vollständig von den Strömungen abgelehnt, welche die Schäden dieser Kultur am kräftigsten bekämpfen, und welche diese Kultur überwinden wollen, indem sie das Große, Bahnbrechende in ihr erhalten. Ein merkwürdiges Gegenstück zu der Absage der national-sozialen Richtung an das Christentum als einzige Kulturnorm bildet die Verwerfung der christlich-sozialen Bestrebungen durch die sozialistische Arbeiterbewegung. Immer deutlicher wird es, daß die Arbeiterbewegung gerade da, wo sie sich als starke, autonome Macht konstituiert, den christlich-sozialen Grundsätzen ihre Sympathie gänzlich versagt. Die Gründe dafür liegen sehr tief.

Ganz oberflächlich ist die Ansicht, daß sich die Arbeiter aus Mangel an Tiefe, an innerem Gehalt gegen das christliche Prinzip und seine Anwendung auf die Kultur sträuben; die Ansicht, daß schlechter Wille, aufrührerischer Geist, stolze Ueberhebung und roher Materialismus schuld daran sind. Ich gebe im weitesten Maße zu, daß solche Momente oft mitspielen. Wie oft haben wir beim Versuch, den Arbeitern Sinn für die Größe eines frischen, reinen, unmittelbaren Christentums einzuflößen, schwer darunter gelitten. Und dennoch ist es eine kleinliche Betrachtungsweise, die sich hierauf beschränkt und nicht weiter gräbt. Jedem, der auf vertrautem Fuße mit den Arbeitern steht, muß es auffallen, wie diese Abneigung oft gerade bei den strammen, energischen Elementen, welche den kühnsten Revolutionarismus mit der größten Selbstzucht und Aufopferung verbinden, am stärksten ist. Es muß also einen tieferen Grund hierzu geben, einen Grund, der in einem Mangel der christlich-sozialen Bewegung liegt. Ein Grund ferner, der in der Arbeiterbewegung selber liegt, sofern sie sich ihrer hohen geschichtlichen Aufgabe bewußt wird und kräftig daran arbeitet, diese Aufgabe in großer geschichtlicher Weise zu lösen.

Warum wendet sich die Arbeiterbewegung, sofern sie je unter dem Einfluß dieser Strömung stand, davon ab? Warum bildet sie in diesem Punkt eine seltsame Parallele zu den Tendenzen, die sie

sonst aufs heftigste bekämpt? Warum berührt sich in dem Gegensatz gegen die christlich-sozialen Grundsätze der revolutionäre Sozialismus mit der imperialistischen Politik?

Verfolgen wir diese Parallele genauer; sie mag uns vielleicht den Schlüssel des Rätsels zu geben.

Es ist eine feine Ironie der Geschichte, daß zwei solche Gegner soweit übereinstimmen. Naumann und die radikalsten Strömungen der Arbeiterbewegung, vor allem der Syndikalismus, haben eine tiefe, weitgehende Wesensverwandtschaft. Sie wollen eine Kultur der Kraft, der Gewalt, wenn es sein soll; sie wollen den Kampf, das Ringen. Das Leben ist ihnen Wille zur Macht, ein Wille, dessen gesunde Kraft nicht eingedämmt werden darf. Die Stimmung ist vielfach dieselbe. Auf der einen Seite der starke, weltumspannende Kapitalismus, auf der andern die junge, revolutionäre Arbeiterklasse, welche die ganze vorwärtstreibende Kraft des Kapitalismus nur an sich reißt, um sie in anderer Gestalt weiter wirken zu lassen.

Es mag sehr gewagt erscheinen, hier eine Zusammenfassung zu versuchen; denn es handelt sich um Tatsachen, die auf verschiedenen, einander gänzlich entgegengesetzten Gebieten liegen. Und doch gibt es hier eine Einheit, welche uns das Versagen der christlich-sozialen Bewegung erklärt. Sie scheitert beim Versuche, der modernen Kultur einen neuen, reinen Geist einzuhauchen. Denn die Kultur weigert sich, die Seele ihres Christentums aufzunehmen. Abgelehnt wird sie auch von den Strömungen, welche diese Kultur umstürzen wollen; denn sie müssen dieses Christentum und sein ganzes Verhältnis zur Kultur als etwas Mattes, Schwächliches ansehen. Es ist kein Wunder, daß man sich von einer Strömung abwendet, welche den Grundschäden der modernen Kultur gegenüber versagt.

So erweist sich die christlich-soziale Taktik älterer Observanz als unfähig, das wahre, heroische Wesen des Christentums zur heutigen Kulturkrise in Beziehung zu bringen. Aus innerer Notwendigkeit gelangt man hier zur Frage, ob die Zersetzung der christlich-sozialen Strömungen das Ende der christlichen Kultur ist. Oder ergibt sich vielleicht aus der Zersetzung die Möglichkeit neuer, fruchtbarer Bewegungen, welche gerade in den Hauptmomenten einen wesentlichen Gegensatz zur christlich-sozialen Bewegung bilden? Das heißt, welche gerade dank einer strammeren Stellungnahme zur modernen Kultur in ganz andere Beziehung zu den zukunftsfähigen Strömungen treten könnten, als die christlich-soziale Bewegung?

Dazu muß aber das Christentum zu dieser modernen Kultur eine andere Stellung einnehmen, als es im Rahmen der christlich-sozialen Strömung alten Stils möglich ist.

Und hiemit gelangen wir zum zweiten wesentlichen Punkt, der beim Scheitern der christlich-sozialen Bewegung in Betracht kommt. Erst wenn wir diesen zweiten Punkt berücksichtigen, können wir den Mißerfolg der Bewegung mit einem großen geschichtsphilosophischen

Maßstabe beurteilen. Ich meine die Tatsache, daß das Christentum seine Beziehungen zur modernen Kultur ebenso entschieden abbricht, als diese Kultur ihre Beziehungen zu ihm. Diese Tatsache wird sehr selten beachtet, geschweige denn in ihrer ganzen prinzipiellen Bedeutung erfaßt. Gewöhnlich wird die Sache so dargestellt, als ob sich die moderne Kultur vom Christentume lossagte und als ob das Christentum genügsam die kleine Rolle annähme, die ihm die Kultur noch einzuräumen geruht.

Es ist kaum möglich, den wahren Tatbestand mehr zu entstellen. Bei einer Darstellung der Zersetzung, von der die christlich-soziale Bewegung ein besonders prägnantes Symptom ist, muß man in weitestem Maß dem Umstand Rechnung tragen, daß sich das Christentum hierbei höchst aktiv verhält. Man begeht eine verhängnisvolle Geschichtsfälschung, wenn man seine Haltung als wesentlich passiv darstellt. Es ist viel weniger die moderne Kultur, welche das Christentum verwirft, als das Christentum, welches diese Kultur von sich stößt. Der Niedergang der christlich-sozialen Bewegung ist in erster Linie darauf zurückzuführen, daß das Christentum dank seinen lebensfähigen, starken Tendenzen zu einer radikaleren Stellungnahme gelangt.

Das, was dieser Strömung den Charakter einer Durchgangsstufe verleiht, ihre inneren Kämpfe und Konflikte, steht im engsten Zusammenhang mit den Vorgängen, die wir hier besprechen. Es sei mir gestattet, den Tatsachen, die wir ins Auge fassen, einen größeren Rahmen zu geben. Ich möchte sie im Zusammenhang mit der großen Wendung darstellen, deren Teilerscheinung sie sind.

Die Richtung, welche das Christentum von der Verbindung mit der modernen Kultur befreien möchte, verkörpert sich in der großen Persönlichkeit Tolstois. Er sei hier erwähnt, weil er der gewaltigste Zeuge dieses Erwachens des Christentums ist. Er sei auch erwähnt, weil er einen so merkwürdigen, großartigen Gegensatz zu der Persönlichkeit bildet, welche die Zersetzung der christlich-sozialen Bewegung verkörpert, zu Naumann. Naumann und Tolstoi bilden den äußersten und seltsamsten Kontrast. Aber gerade durch diesen Gegensatz sind sie lebendige Symptome einer Krise, die in einzigartiger Weise die Welt zerreißt. So schroff sie einander gegenüberstehen, so sind sie doch beide aus *einer* großen Krise hervorgegangen.

So entschlossen Naumann dem Christentum im Namen der Moderne kündigt, so schroff kündigt Tolstoi der Moderne im Namen des Christentums.*) Man hat von einer Uebersetzung des Christentums ins Russische geredet; man hat Tolstoi Einseitigkeit, Verständnislosigkeit vorgeworfen. Man täte besser, sich zu fragen, ob nicht wir mit unseren Anpassungen, unsern Kulturlügen, den Maßstab für wahres Christentum verloren

*) Mit aller nur wünschenswerten Klarheit bei Naumann selber. (Briefe über Religion.) „Entweder wir gehen mit Bismarck oder mit Tolstoi. Entweder das Evangelium von der gepanzerten Faust oder das Evangelium der Brüder vom gemeinsamen Leben."

haben. Statt Tolstois Christentum als Uebersetzung ins Russische abzutun, und dann ruhig unser Christentum der Kompromisse und der Trägheit weiter zu leben, täten wir besser, uns zu fragen, ob wir nicht in Tolstoi die Aeußerung eines wahren, reinen Christentums haben. Haben wir hier nicht den heroischen Kampf der großen, reinen Seele des Christentums, das die Verbindung mit einer Kultur der Roheit und des Schmutzes von sich weist? Nichts ist für die Psychologie des Christentums und seine Art, in der Welt zu wirken, so bezeichnend wie Tolstois Auftreten in unserer Zeit. Hier wird wieder der große Bruch vollzogen, ohne den kein Christentum denkbar ist. Ich begreife es, wenn man in ihm den einzigen echten Christen unserer Zeit sieht. Auch im Unfertigen, noch Ungenügenden an ihm vermag ich Zeichen einer alles andere weit übertreffenden christlichen Gesinnung zu sehen. Ich gestehe, daß er mir bei unserer Trägheit, bei unseren unwürdigen Versuchen, das Christentum zur Verbindung mit einer Kultur der Roheit herabzuwürdigen, oft als einer der Wenigen vorkam, welche den Namen Christ verdienen. Er ist das lebendige Zeugnis für die Vitalität der Macht, der wir das Christentum verdanken. Er zeigt uns, daß diese Macht, die sich im Christentum, stürzend und Neues schaffend, offenbart, nicht aufgehört hat, in der Welt zu wirken. Er zeigt wie das Christentum heute mit der Welt bricht, um sich wieder auf sein eigenes Wesen zu besinnen. Diese Vertiefung in das eigene Wesen ist ein Zeichen, daß es im Begriff ist, eine neue Welteroberung zu wagen.

Dazu muß es sich aber von allem loslösen, was nicht seines Wesens ist und es verhindert, so tief in die heutigen Mißstände einzugreifen, wie es seine große radikale Seele fordert. Es muß abstreifen, was es mit dieser Kultur und ihren dunkeln Seiten verbindet, Es darf nicht mit dem im Bunde sein, worüber es der Menschheit hinüber helfen will. Soll es die Menschheit durch eine Erneuerung der Gesinnung zu einem neuen Reich führen, so muß es auch die Verbindung mit unserer Kultur noch völliger zerschneiden.

Das sind die Wurzeln des Tolstoischen Gegensatzes zur Moderne, namentlich zum Staat mit seiner Politik der rohen Macht, und die Wurzeln dessen, was man kurzweg seine Anarchie nennen könnte. Man mag hier von russischem Christentum reden. Fassen wir aber das echte, große Christentum ins Auge, und betrachten wir im Gegensatz dazu das Gemisch von Kompromissen und schmählichen Verbindungen, das wir unser heutiges Christentum nennen, bedenken wir ferner, daß unser heutiges Christentum wesentlich dazu hilft, unsere Kultur in das zu verwickeln, was ihre stärkste Qual und ihr Todesurteil ist, nämlich hohe Ideale aufzustellen, die sie stündlich verleugnet — da werden wir den Mann anders bewerten, der einstweilen noch so wenig verstanden ist.

Spätere Zeiten werden diesen ganz großen Versuch Tolstois würdigen, das Christentum von einer Kultur loszureißen, welche bei

aller scheinbaren Größe und Geschlossenheit den Keim des Todes in sich trägt, loszureißen, damit es in der Zukunft wieder Zentralmacht werde. Besser als wir werden sie sehen, daß seine prophetische Botschaft eine Erlösung aus der tiefsten Qual und Schmach unserer Zeit bedeutet. Mir scheint, man könne jetzt schon wenigstens spüren, wie diese grandiose Gestalt der typische Vertreter einer ganzen Geistesrichtung innerhalb der modernen Welt ist. Auch da, wo Tolstois spezifische Art, seine grandiose Schroffheit und Einseitigkeit, fehlt, gibt es Erscheinungen, die ihm wesensverwandt sind. Nicht nur bei Tolstoi kündigt das Christentum der Moderne. Nicht nur bei ihm möchte es durch eine innere Erneuerung die moderne Kultur überwinden. Auch anderswo gewahren wir ein großes Verlangen, einmal mit der christlichen „Umwertung aller Werte" völlig Ernst zu machen. Man sucht den Mut zu einer Reorganisation von innen heraus zu gewinnen. Auch anderswo — wenn auch in etwas anderer Art — gärt in unserer Kultur der stark proletarisch revolutionäre Geist des Christentums. Es sei, um Mißverständnissen vorzubeugen, bemerkt, daß ich hier, und im folgenden den Ausdruck „proletarisches Christentum" im gleichen Sinne gebrauche wie im Abschnitt über das Christentum. Gemeint ist natürlich nicht, daß das Christentum bloßer Reflex der Notlage des Proletariats ist und sich darin erschöpft, proletarische Forderungen geltend zu machen. Ich meine damit, daß das Christentum — seinem innersten Wesen nach — bei der Notlage des Proletariats einsetzt und von hier aus seine ganze regenerierende Kraft entfaltet, weil ihm gerade im Dasein des Proletariats die Mächte entgegentreten, gegen die es kämpft: die Welt in ihrem widergöttlichen Drang, die Bewertung des Menschen nach den Grundsätzen des Mammonismus, statt nach dem Wert seiner Seele und die Ausbeutung des Bruders durch den Bruder. Es erstrebt im Gegensatz zu den äußerlichen Restaurationsversuchen von oben her eine Neubildung der Kultur von innen heraus.

Diese Gärungen können wir auch inmitten der christlich-sozialen Bewegung und der Strömungen, die aus ihr hervorgingen, wahrnehmen. Auch hier deutliche Symptome davon, daß das Christentum den zu engen Rahmen sprengt und aus einer Verbindung herausstrebt, die es an der vollen Entfaltung seines Wesens hindert. Wie wir oben gesehen haben, gelang es trotz der Renaissance des stark christlichen Geistes nicht, die Bewegung im ursprünglichen Sinn weiter zu leiten. Das radikal proletarische Empfinden wurde vom nationalen und vom theologisch-kirchlichen Moment zurückgedrängt. Aber ersticken ließ es sich nicht, und als es ihm zur Unmöglichkeit gemacht wurde, der Bewegung seinen Stempel aufzudrücken, konnte es sie doch innerlich sprengen. In dem Maße namentlich, als die ursprünglich von einem starken proletarischen Empfinden beseelte Bewegung das nationale Moment mehr in den Vordergrund stellt und als die nationalsoziale Bewegung den Armen-Sozialismus mit dem Kanonen-Sozialismus vertauscht, in dem Maße wird die proletarische Richtung in ihr zu einem Gericht über sie.

Ich denke hier vor allem an das Auftreten Paul Göhres in Deutschland. In ihm und durch ihn vollzog sich der Bruch des radikal gesinnten, aus dem proletarischen Empfinden herauswachsenden Christentums mit dem nationalen Sozialismus, bei dem das nationale Moment, die rücksichtslose Machtpolitik das Soziale immer mehr in den Hintergrund zurückdrängte.

Dies gibt Göhres Auftreten und seinem Uebergang zur Sozialdemokratie eine Bedeutung, die etwas Weltgeschichtliches an sich trägt und weit über die Grenzen des einzelnen Falls hinausreicht. Im älteren christlichen Sozialismus waren die verschiedenen Momente vermengt. Hier kommt es zu einer klaren Scheidung. Es zeigt sich, daß das Christentum dank seiner großen, ursprünglichen, auf völlige Umwertung gerichteten Wesen eine Strömung hervorruft, die in scharfem Gegensatz zu dem mit Chauvinismus und Imperialismus vermengten Christentum tritt. Der Fall Göhre ist besonders bedeutungsvoll und prägnant, weil die Gegensätze in Deutschland eine besondere Schärfe erreicht haben. Aber es läßt sich allgemein beobachten, in Frankreich, England und in der Schweiz, wie aus der älteren christlich-sozialen Bewegung eine Strömung herauswächst, die das christlich-proletarische Moment konsequent weiter entwickelt, wo es schon vorhanden ist, und es ins Leben ruft, da, wo es noch nicht besteht. Es handelt sich hier nicht mehr um einzelne peripherische Reformen oder um Aenderungen, die von oben her vorgenommen werden, sondern um eine totale Erneuerung von unten herauf. Die radikalen Strömungen im religiösen Sozialismus der Gegenwart hängen eng damit zusammen. Was sie kennzeichnet, ist, daß man eine Erneuerung der Gesellschaft von der Tiefe aus erstrebt, und daß man darum der proletarischen Bewegung in der heutigen Kultur anders entgegentritt als die Christlich-sozialen. Und es ist bezeichnend, daß dies von einem tief und warm erlebten Christentum geschieht, bei dem gerade die absolute Forderung als das Charakteristische empfunden wird. Gefordert wird eine göttliche Weltordnung, welche die Tiefen wie die Höhen umfaßt.

Ich habe absichtlich bei der Darstellung der Zersetzung der christlich-sozialen Bewegung älterer Observanz einen großen Maßstab angelegt und versucht, sie im Zusammenhang mit allgemeinen weltgeschichtlichen Strömungen darzustellen. Denn diese Strömung und ihre innern Konflikte bilden einen wichtigen Wendepunkt in der Geschichte des Christentums und der Welt überhaupt. Die Bewegung ist der letzte Ausläufer einer ganzen Kultur. Was sie jetzt schon zersetzt und noch zersetzen wird, gibt uns schon die Leitmotive zu einer neuen Stellungnahme des Christentums zur Welt.

Die christlich-soziale Bewegung setzt ein, wo die reaktionäre Strömung ihre völlige Unfähigkeit an den Tag legt. Wie sie, will die ältere christlich-soziale Strömung dem Christentum wieder den bestimmenden Einfluß auf die Kultur sichern. Sie will eine christliche Kultur. Sie will sie aber nicht durch ein Zurück zu den alten Kultur-

formen herbeiführen, sondern wesentlich durch eine Christianisierung der modernen Energien. Prinzipiell hat sie den richtigen Weg angegeben. Aber sie gibt sich nicht Rechenschaft, daß es ganz anderer, radikalerer Eingriffe bedarf. Sie lebt des Glaubens, daß sich die moderne Kultur leicht christianisieren lasse. Aber sie übersieht, wieviel ungebärdige, widergöttliche Energie in der Kultur vorhanden ist, und wieviel Gegensatz zum Christentum sie in sich birgt; übersieht, daß sich diese Kultur die Christianisierung nicht gefallen lassen wird. Sie versteht auch nicht, daß die christianisierte Kultur nur ein von einer dünnen Erdkruste bedeckter, lodernder Vulkan sein kann. Sie übersieht, daß das Christentum nur dann wirklich zur Moderne in Beziehung treten kann, wenn es noch viel radikaler die Einkehr in sein eigenes Wesen, die Rückkehr zu seiner großen Psychologie wagt. Was den großen radikalen Geist des Christentums hemmt, sich zur modernen Kultur in Gegensatz zu stellen und zu den Vorwärtsstrebenden Energien der Zeit in Beziehung zu treten, das muß viel vollständiger entfernt werden. Die Strömung begeht den Fehler, als gegeben vorauszusetzen, was erst eine Aufgabe ist. Jede Zeit bedarf einer Neugestaltung des christlichen Prinzips und einer Verbindung dieses Prinzips mit ihren tiefsten Konflikten. Nie hat es eine bloße Renaissance des Christentums gegeben. Was man oft fälschlich so genannt hat, sind immer Neuschöpfungen gewesen. In jeder dieser sogenannten Renaissancen ist das Christentum zu einer bestimmten Epoche und zu dem, was derselben ihr bestimmtes Gepräge gab, in Beziehung getreten. Es hat sich dazu früherer Formen entledigen müssen; es hat sich selber neu geschaffen, indem es sich an seiner ursprünglichen Größe orientierte.

Jede Renaissance des Christentums ist ein Weiterwirken des Lebensimpulses, der der Menschheit im ursprünglichen Christentum gegeben worden ist. Dabei gibt dieser Impuls Stück für Stück das preis, was ihm am Anfang Unvollkommenes anhaftete, er entfaltet sich stets voller und kann stets besser seine hohe Mission erfüllen.

Dies gibt der bisherigen Geschichte der christlich-sozialen Strömung, ihrer Zersetzung und den Neubildungen, die daraus entstehen, ihre Bedeutung und ihre tragische Größe. Erst diese Betrachtungsweise erlaubt uns, die Richtung groß zu bewerten, und — paradox ausgedrückt — in ihrer Unzulänglichkeit ihr Wertvollstes zu erkennen. Nichts Schieferes, als nur Kompromisse und kleinlichen Geist bei ihr finden zu wollen; aber nichts Törichteres, als hier die wahre Stellungnahme sehen zu wollen, die allein dem Wesen des Christentums entspricht.

Groß ist an dieser Strömung, wie sie im Laufe ihres Werdens über sich hinausgeht und zu neuen Positionen kommt. Voller Pietät steht man ihr gegenüber, wenn man die Anstrengungen sieht, die hier gemacht, die Opfer die gebracht werden; und doch schließt diese Pietät nicht aus, daß man das Schwächliche, Halbe an ihr und ihr Versagen nach einem scharfen Maßstab bewertet, und verurteilt.

Wir haben hier, wenn nicht alles trügt, das Ende der christlichen

Kultur alten Stils. Gerade die Bemühungen dieser Strömungen zeigen uns, wie unmöglich es ist, das historisch bedingte, mit zahlreichen fremden Bestandteilen vermischte Christentum mit ganz neuen Kulturformen zu verbinden; wie es schließlich zum Scheitern führen muß.

Aber gerade in diesem Untergehen liegt der mächtigste Ansporn zum Weiterarbeiten. Es erweist sich wieder einmal, wie im Christentum der Bruch nur Vorbedingung zur Neuschöpfung ist. Es gibt im Christentum keinen bloßen Bruch mit der Welt. Der christliche Bruch mit dem Bestehenden ist nur der Ausfluß eines reichen intensiven Lebens. Gerade die tiefe Zersetzung berechtigt zu großen Hoffnungen auf Neugestaltung. Denn die Zersetzung ist nur der Beginn eines Wiedererwachens des Christentums. Es erweist sich als schöpferisch, indem es sich von allem frei macht, was nicht seines Wesens ist. Die Glut des Vulkans muß sich durch die verdichteten Lavamassen Bahn brechen, bevor sie ungehindert weiterströmen kann.

Je tiefer man in die christliche Gärung der Moderne eindringt, desto klarer wird es, daß dieser Bruch nur der Anfang einer großen Neuschöpfung ist. Das Christentum entwertet nur darum so radikal, weil es die höchste Realität ist, die ins Leben eingreift und ihren Maßstab an das Bestehende anlegt.

So gelangt hier die Geschichte des Christentums zu einem bedeutungsvollen Wendepunkt. Diese Zersetzung ist zugleich Ende einer bestimmten kirchlichen Kultur und Beginn einer neuen Art. Die letzte Strömung inmitten der Moderne, welche die christliche Kultur erstrebt, ist durch ihre inneren Widersprüche und ihre bloß scheinbare Harmonie der Beweis, daß die christliche Kultur alten Stils vorbei ist, und eine neue Art im Anzug ist.*)

Aber die Kräfte, die ihren letzten Ausläufer zersetzen, werden sich konzentrieren und zu einer Macht werden, die Neues schafft. Das Christentum wird nun, nachdem es eine innere Läuterung und Vertiefung erfahren hat, darnach streben, der Kultur seinen großen Geist einzuhauchen. Die Verbindung mit der Moderne wird nicht mehr eine äußere, oft nur offizielle sein. Das Christentum wird zu den schwersten Konflikten der Neuzeit in Beziehung zu treten suchen und auch die Verbindung mit den Kräften der Moderne nicht scheuen, die mächtig und kühn aus ihr herausstreben.

Bruch und Neuschöpfung. Die Kräfte, die das Bestehende auflösen, ballen sich zusammen und richten sich auf eine Neuschöpfung.

Das ist der Eindruck, der sich aus der bisherigen Auflösung der christlich-sozialen Bewegung ergibt. Alles strebt nach einer starken Konzentration: die Tendenz, das, was im Christentum an unbändiger Kraft steckt, von den unvollkommenen Formen zu lösen, in die es sich hüllt; die Tendenz, es von dem zu befreien, was ihm von seinen

*) In diesem Sinne scheinen mir die großzügigen Ausführungen Troeltschs in „Protestantisches Christentum und Kirchen der Neuzeit" hinsichtlich der Kultur der Gegenwart zu ergänzen zu sein.

früheren Verbindungen mit der Kultur hemmend anhaftet; das Bestreben dieses freie, unmittelbare, lebendige Christentum in Beziehung zu den innersten Konflikten und schwersten Wirren der Zeit zu bringen. Gelöst wird die Krise vom christlichen Standpunkt sein, wenn sich diese Tendenzen derart steigern und zu einem geschlossenen Ganzen konzentrieren, daß ein mächtiger Durchbruch ermöglicht wird.

Wir sind noch weit davon entfernt, aber es fehlt nicht an Zeichen, daß wir uns diesem entscheidenden Wendepunkt nähern. Die Reformation ist noch nicht da; aber wir stehen in der vorreformatorischen Periode. Die großen Linien konvergieren schon gegen den Brennpunkt, von dem sie neu ausstrahlen werden. Gerade auf sozialem Boden haben wir heute die größte Neuschöpfung und Konzentration des Christentums. Hier sehen wir ein Wiedererstarken seiner Seele. Das Christentum wird sich seines Wesens, seines Lebens bewußt. Es sucht dieses Bewußtsein in seinem Verhältnis zur Zeit zum Ausdruck zu bringen. Es sucht wieder die Verbindung mit den großen, lebendigen Realitäten, welchen es sein Leben und seine Kraft verdankt.

J. Matthieu.

Ein religiös-soziales Predigtbuch.*)

Vor einigen Monaten schon ist mir der Auftrag geworden, die „Predigten religiös-sozialer Pfarrer der Schweiz" zu besprechen. Je mehr ich mich in das Studium dieser Predigten vertiefte, umso schwieriger und gewagter erschien mir meine Aufgabe. Bei jedem neuen Lesen stiegen neue Probleme in mir auf, erwachte neuer Widerspruch und Zweifel. Und doch wurden die zweifelnden und kritisierenden Geister stets wieder überwunden durch die Größe des Gesamteindruckes, durch die gewissenweckende Kraft, die wie ein mächtiger Strom diese Predigten durchflutet. Und merkwürdig, gerade die gewaltigsten Zeugnisse üben auf den Leser diese doppelte Wirkung aus: sie reizen ihn zum Nein-sagen, zur inneren Auflehnung, und zugleich bezwingen sie ihn durch die Wucht ihrer Wahrheit. Auf jeden Fall erregen diese religiös-sozialen Predigten einen Sturm in der Seele des ernsten Lesers, sie erfüllen ihn mit jenem Entsetzen, das die Wirkung jeder mit Vollmacht gehaltenen Predigt sein soll. Es gibt wahrscheinlich wenig Predigtbücher, in denen der Kritikbeflissene so viel Tadelnswertes, inhaltlich wie formell, herauszufinden imstande sein wird, wie in unserer Sammlung. Aber auch wenige, die wie unser Buch durch die Einheitlichkeit der Grundgedanken, durch die Macht des Wortes alles kleinliche Herumnörgeln zu Schanden machen.

*) „Wir zeugen vom lebendigen Gott!" Predigten religiös-sozialer Pfarrer der Schweiz. Herausgegeben von J. Eugster. Eugen Diederichs Verlag in Jena 1912.

Ob der Leser mit diesen Grundgedanken persönlich übereinstimmt oder nicht, sie greifen ihm ans Herz, sie lassen ihn nicht los, sie fordern energisch sein Ja oder Nein. Alles mehr nebensächliche Fragen und Widersprechen wird verscheucht durch die tiefen Probleme und Gewissensfragen, die in uns geweckt werden, die wir mit unserm Denken und Wollen beantworten müssen.

Eine besondere Schwierigkeit, unsere Sammlung zu besprechen, liegt in dem Umstand, daß die verschiedensten Persönlichkeiten in ihr zu Worte kommen. Damit ist die Verschiedenheit in der Art — und im Wert — der einzelnen Zeugnisse von selber gegeben. Läßt sich in diesem ungleichen Nebeneinander ein organisches Ganzes erblicken? Gewiß. Trotz der Mannigfaltigkeit der Prediger und ihrer Predigtweise ist das Buch eine geistige Einheit. Die einzelnen Predigten sind Strahlen aus einer Sonne, Flüsse, die aus einem Quellgebiet herkommen. Ob wir himmelstürmende Worte und Paradoxien von Kutter, ob wir tiefgegründete, wuchtige Ausführungen von Ragaz, ob wir schlichte Betrachtungen von C. Arbenz und A. Aeschlimann lesen, überall spüren wir hinter diesen mannigfachen Ausdrucksweisen denselben Geist, dieselbe Sehnsucht, dieselben Hoffnungen und Forderungen. Diese Tatsache genauer formulierend, könnten wir etwa so sagen: Sämtliche Predigten unserer Sammlung sind Versuche, ein besonderes Sehen und Erleben Gottes, ein ganz bestimmtes Verstehen der Welt und der Gegenwart in Worte zu fassen. Damit sind Thema und Richtung der weiteren Besprechung gegeben.

I. Kürzlich tadelte mir jemand die Religiös-sozialen mit den Worten: der Gottesbegriff dieser Leute ist zu explosiv. Ich muß gestehen, beim Lesen unseres Predigtbuches empfand ich wenig Lust zu solch dogmatischen Urteilen. Einen Gottesbegriff habe ich nirgends gefunden, wohl aber Gotteskraft, lebendige göttliche Mächte, die das Gewissen trafen. Daß bei derartigem Erleben das Moment des „Explosiven" nicht ganz auszuschalten ist, versteht sich von selbst. Wo Gott persönlich zum Herzen redet, da liegt nichts ferner, als solche Erfahrungen rasch in klare, wissenschaftlich vollkommene Theologumena zu fassen. Diese sind gewiß — nachträglich — auch nötig, aber für ein Predigtbuch ist es kein Schade, wenn in ihm die lebendige und lebenschaffende Gotteskraft hinter dem „Gottesbegriff" zurücktritt. So wird der ernste, suchende Leser nicht gleich theologische Ketzerei wittern, wenn z. B. an einer Stelle vom „schaffenden, vorwärtsschreitenden, vorwärtsdrängenden Gott" die Rede ist.

Gerade diese letzten Worte enthüllen uns die Eigenart des Gotterlebens und des Gottesglaubens, wie sie aus unsern Predigten uns entgegentritt: Gott ist ein lebendiger, gegenwärtig wirkender. Diese und ähnliche stets wiederkehrenden Attribute sind keineswegs gedankenlose Phrase, sie entsprechen vielmehr einem besonderen Verstehen und Erfahren Gottes, das durchaus untheologisch, aber

umsomehr unmittelbar, original, kraftvoll ist. Möchten wir dennoch dieses „stürmische“ Erleben in eine einzige Vorstellung zusammenpressen, so könnten wir etwa sagen: *Gott ist der gewaltige Arbeiter*, der durch den Staub und Sturm der Gegenwart hindurch sein Reich auf Erden baut. Dieses Spüren der erschreckenden und zugleich beseligenden Nähe Gottes macht vor allem die Bedeutung unseres Predigtbuches aus. Gerade unter diesem Eindruck wird manches — vielleicht berechtigte — Kritisieren verstummen.

Damit haben wir schon eine zweite, starke Ueberzeugung dieser religiös-sozialen Zeugnisse berührt: *In der Gegenwart* ist der lebendige Gott am Werke, *unsere Zeit ist in besonderer Weise eine Gotteszeit*. Doch diese Gegenwartsreligion versteigt sich nie zur schwärmerischen Geschichtslosigkeit, zum stolzen Ignorieren der Gottesoffenbarung in der Vergangenheit, wenn auch an einer Stelle (ich entsinne mich nur dieser einen) scharfe Worte zu lesen sind gegen das bloße Aufwärmen entschwundener Gotteszeiten ohne deutliche, kraftvolle Beziehung auf die Gegenwart. Am klarsten und schönsten stellt die erste Predigt („Auf Gott harren“) die gesunde Verbindung her zwischen Gegenwarts- und Zukunftsglauben einerseits und den göttlichen Kundgebungen der Vergangenheit anderseits. Es heißt da: „wir harren, weil wir uns erinnern ... gedenke dessen, was Gott schon getan hat ... Gott ist uns nicht ein unbekannter Gott ... der kommende Gott ist auch der Gott der vergangenen Tage ... er ist der gleiche Gott, der uns nur in verschiedener Gestalt erscheint ... wir setzen uns nicht den Gedanken einer höhern Welt, einer Gotteswelt willkürlich in den Kopf ... Gott hat Taten getan in der Geschichte ... er hat die Tat Jesu zum Ausgangspunkt einer neuen Weltzeit gemacht“ ... u. s. f.

So hält sich in unsern Predigten die Betonung des gegenwärtig schaffenden Gottes und des Zukunftshoffens frei von unhaltbarer Schwärmerei. Gerade die mächtigsten Zeugnisse sind durchdrungen von der Gewißheit, daß aller Zukunftsglaube geweckt und in die rechte Richtung geleitet wird durch die Erinnerung an den Gott, der zu den Vätern und vor allem durch *Jesus Christus* geredet hat. Freilich ebenso wahr ist, daß zum tiefen Verständnis der Vergangenheit des Reiches Gottes starkes Gegenwartsglauben und Zukunftsahnen nötig ist. So scheint mir z. B. Kutters Reformationspredigt ein geniales, durch alle zeitgeschichtlichen Hüllen durchbrechendes Verstehen der Bedeutung der Reformation und des Wesens des Protestantismus zu sein.

Was die bisher angeführten Grundgedanken über Gott und sein Gegenwartswalten kennzeichnet, ist der Kampf gegen allen *einseitigen Intellektualismus* in Leben und Frömmigkeit unserer Zeit und unserer Kirche. Da weiß denn wiederum Kutter seine wildesten Töne anzuschlagen, wenn er in ergreifender Rede abspricht über das „Flächenlicht des Verstandes“. Nur schade, daß ihn dieser Kampf gegen „Theologien und Religionen“ selber oft auf Höhen hinaufführt,

wo die Grenze zwischen gewagter Begriffsspielerei und urgewaltiger religiöser Mystik eine fließende wird, und wo der schlichte Leser einfach nicht mehr folgen kann.

Steigen wir dagegen vom Waffengeklirr auf diesem Gebiete herunter zu klaren, positiven Darlegungen, so zeigt z. B. die akademische Predigt (Seite 105 ff.) ein tiefes Verständnis für das Untheologische und Schlichte in der frommen Erfahrung. Die Religion wird da beschrieben als Erwachen des Menschen zu seiner Einfachheit, als Erlöstsein von allen verstandsmäßigen Kompliziertheiten, als ein Menschwerden des Menschen. Religiöses Erleben ist ein Freiwerden von vielem Druck und schweren Lasten — auch theoretischer Art —, das Einmünden des verschlungenen Menschenwesens in die selige Erfahrung: ich bin ein Kind Gottes, meines Vaters. Den Weisen und Klugen ist dies Geheimnis so oft verborgen; sie schleppen zu viel Kultur- und Vernunftballast mit sich; den Unmündigen ist es geoffenbart.

II. Dieses Persönlichste, Zarteste: Die Seele und ihr Gott — tritt nun aber in unserer Predigtsammlung zurück hinter dem andern Gedankengang: Gott und die Welt, das göttliche Walten innerhalb der gesamten Wirklichkeit, der Menschheit im Großen. Hier stoßen wir auf ein besonderes Charakteristikum unseres Buches, das zwar sachlich schon oben genannt war, im Gegensatz aber zur rein persönlichen Frömmigkeit erst jetzt seinen bestimmten Akzent bekommt und uns zum Probleme wird. In unseren Predigten wird das bloße Seelenchristentum energisch ergänzt durch den Glauben an die Weltüberwindung, durch die Ahnung und Gewißheit, daß das Gottesreich nicht nur die Herzen der Einzelnen, sondern alle Verhältnisse und Zustände durchdringen müsse, und durch die Forderung, dieses universale Herrschen des lebendigen Gottes in tätiger Mitarbeit fördern zu helfen. Daß in diesen Ueberzeugungen und Forderungen die Gefahr liegt, den Schwerpunkt allzusehr vom Inneren aufs Aeußere zu verlegen, ist ohne weiteres zuzugeben. Nur wer selber beständig besorgt ist für ein lebendiges Innenleben, kann diese Bahn betreten ohne dabei sein Bestes zu verlieren. Sicherlich ist die Möglichkeit einer organischen Verbindung zwischen dem Reiche Gottes „in uns“ und dem Reiche Gottes als „Kraft zur Weltüberwindung“ ein Problem, das Vielen, gerade den Religiös-sozialen selber, zu schaffen macht. Darauf werden wir noch weiter unten zu sprechen kommen.

Vorläufig müssen wir das Eine feststellen: Für den Frommen, den seine fromme Erfahrung auch wahrhaft frei gemacht hat, bedeutet diese Erweiterung und Vertiefung des Seelenchristentums durch den allumfassenden Reichsgottesglauben eine Entdeckung köstlichster Art. Wie uns Gott als Schöpfer weit geheimnisvoller und anbetungswürdiger erscheint, wenn wir den geozentrischen Standpunkt verlassen und die Größe der Himmelsräume und die Unendlichkeit des Weltalls im Vergleich zur kleinen Erde ahnen, so wird uns auch der Vater Jesu Christi viel wunderbarer und mächtiger, sobald wir seine Kraft

nicht bloß in unserer eigenen Seele, sondern im Weltganzen an der Arbeit sehen. Und wie durch die kopernikanische Betrachtungsweise unsere Erde nichts verliert an Schönheit und Herrlichkeit, so verliert auch durch das echt religiös-soziale Denken und Empfinden die einzelne Menschenseele nichts von ihrem ewigen einzigartigen Wert.

Bis zu diesem Punkte werden die Leser mit mir und mit unserer Predigtsammlung einig gehen. Wie nun aber, wenn dieser „allgemeine" Glaube spezialisiert wird in der Ueberzeugung, daß vor allem in einer Bewegung der gegenwärtigen Welt Gott am Werke sei, seine Ziele zu verwirklichen: in der Sozialdemokratie!? Wenn auch nicht alle Predigten dieser Ueberzeugung direkt und klar Ausdruck verleihen, so durchzieht sie doch — ich möchte sagen als stillschweigende Voraussetzung — das ganze Buch. Hier liegt nun der Stein des Anstoßes für Viele. Hier erheben sich die tiefsten Zweifel, die schärfsten Vorwürfe: „Ihr Schwärmer und Optimisten, wie könnt ihr eine Bewegung, die einzig um materielle Güter ringt, die selber befleckt ist mit Selbstsucht und vielfacher Sünde, die sogar Kirche und Gott bewußten Widerstand entgegensetzt, als Werkzeug des lebendigen Gottes betrachten? Gewiß, Gott kann und will auch die Sozialdemokratie — wie überhaupt alles Geschehen — gebrauchen zu seinen Zwecken; darf man aber daraus den Schluß ziehen: folglich ist der sozialistische Kampf an sich etwas göttliches? Gott verwendet schließlich auch den Teufel in seinem Dienst, wie aber dürfte man diesem deswegen das Prädikat „göttlich" geben? Vor diesem gefährlichen Trugschluß sollte man sich hüten." — Soweit die Gegner. —

Wir wollen uns gern belehren lassen und uns in Acht nehmen vor falschen Schlußfolgerungen, vor einem Optimismus, der die konkrete Wirklichkeit überfliegt und dadurch zur Schwärmerei werden müßte. Aber ich glaube doch, daß die vielen Vorwürfe gegen die „Verhimmelung" der Sozialdemokratie zum größten Teil einer unrichtigen Beurteilung des Tatbestandes entspringen. In dieser Annahme bestärkt uns unser Buch. Wer es aufmerksam liest, wem es gelingt, die Grundgedanken in ihrem Zusammenhang zu verstehen, dem werden in der Frage nach der Stellung zur Sozialdemokratie zwei bedeutsame Ueberzeugungen entgegentreten. Zum Ersten: Die religiös-sozialen Pfarrer, die da zu Worte kommen, glauben nach ihrem eigenen Zeugnis nicht in erster Linie an die sozialdemokratische Bewegung, sie ist nicht der Felsen, auf den ihr Hoffen gebaut ist; sie glauben vielmehr an den lebendigen, gegenwärtigen Gott. Und dieser Glaube wird so stark sein, daß er sogar mit dem Zusammenbrechen der Sozialdemokratie nicht auch selbst zusammenbräche. Je mehr die Religiös-sozialen ihr Glauben und Hoffen von der konkreten, nach außen hin sichtbaren Erscheinung des Arbeiterkampfes loslösen und in den über dem Weltgebrause stehenden Gott verankern, umso gefestigter, innerlich ruhiger, sieghafter werden sie sein. Umso mehr werden sie auch fähig sein, von diesem hohen, göttlichen Standpunkte

aus durch die oft verstaubten Hüllen der sozialistischen Bewegung hindurchzudringen, die schaffenden Kräfte in ihr zu erkennen, die Bewegung „geistlich zu richten".

Damit kommen wir zur zweiten Erkenntnis, die in dieser Frage unser Predigtbuch uns darbietet. Keiner der Prädikanten, die über die Sozialdemokratie irgendwie sich aussprechen, bleibt stehen bei dem rein ökonomischen, wirtschaftlichen Charakter des sozialen Kampfes; alle sehen unter diesem Gewoge materieller Fragen und Forderungen ein tieferes Sehnen, ein Fühlbarwerden des Menschheitshungers nach dem lebendigen Gott und seinem Reiche. Dieses Graben und Goldfinden ist allerdings ein Glaubensakt, der sich aber ebensosicher auf Tatsachen gründet. Ich kann mir nicht versagen, hier eine Stelle aus der Predigt von Pfarrer Kutter über die soziale Frage beizufügen, die geeignet ist, bei denen, die sehen und hören wollen, aufklärend zu wirken. Wir lesen auf Seite 205: „Die soziale Frage! Was suchen wir in ihr? Wollen wir uns von ihrer Hand in die verschiedenen Gebiete der Nationalökonomie einführen lassen? Soll sie uns über den Unterschied von Proletariat und Bourgeoisie belehren? Verlangen wir von ihr Auskunft über die Regelung der Lohnverhältnisse oder über die gerechte Verteilung der gesellschaftlichen Güter? Nein. Das alles gehört zur sozialen Frage, aber es erschöpft sie nicht. Oder wollen wir uns durch sie über den Klassenhaß verständigen, der immer wilder aufschäumt, immer deutlicher die Gesellschaft in zwei feindliche Heere auseinanderspaltet? Nein. Das sind die Staubwolken, die der Tritt der sozialen Frage aufwirbelt, nicht sie selbst. Wer sich vom Staub zurückschrecken läßt, hat hier nicht mitzureden. ..... Daher kommen die vielen schiefen und törichten Meinungen über die soziale Frage, daß die Leute nur die Staubwolken, die gegenwärtige Verwirrung, die Sünden der einzelnen Menschen und Klassen sehen, nicht die große, schaffende Macht, die dahinter steht. Und eben dies ist unsere Pflicht, daß wir nicht mutlos und verzagt in die gährenden Schlünde des gegenwärtigen Chaos starren, sondern das Walten des schöpferischen Geistes erkennen, der über den Wassern brütet." — Dies die Worte Kutters. Aehnlich tief erfassen andere Predigten unserer Sammlung die Bedeutung des sozialen Kampfes, so besonders diejenigen von Ragaz und Matthieu. Leider gewährt der mir vergönnte Raum es nicht, noch mehr Proben dieser genuin religiös-sozialen Anschauung hier beizufügen.

Es ist zu hoffen, daß gerade in Bezug auf dieses viel angefochtendste „Dogma" der Religiös-sozialen, ihre Stellung zur Sozialdemokratie, unser Predigtbuch klärend und aufklärend wirke bei Freunden und Gegnern.

III. Es sind aber noch zwei Fragen, die aus unserer Sammlung uns entgegentreten. Sie sind zu wichtig und zu quälend, als daß man sie nebensächliche Einzelprobleme des religiös-sozialen Denkens nennen könnte. Zuerst die Frage nach dem richtigen Ver-

hältnis individueller Frömmigkeit zur sozialen, alles-umfassenden Reichsgotteshoffnung, und zweitens die Frage nach der Stellung und Bedeutung des Jenseitsglaubens im religiös-sozialen Hoffen und Denken.

Die erste der beiden Fragen ist schon weiter oben berührt worden. Wir kommen jetzt noch einmal auf sie zurück im Blick darauf, wie unsere Predigten diese Fragen lösen — oder nicht lösen. Daß beides, Seelenchristentum und universale Reichsgotteshoffnung und -arbeit, verbunden werden kann und soll, und daß diese Verbindung für uns eine große Bereicherung bedeutet, das steht uns fest, das haben wir bereits ausgesprochen. Aber wie dieses notwendige Nebeneinander zu einer organischen Einheit wird, das ist ein Problem. Die Frage stellt sich genauer so: Wie wird der religiöse Individualismus, die religiöse Persönlichkeitskultur mit dem sozialen Glauben und Arbeiten so verbunden, daß keines von beiden Schaden leidet, daß vielmehr eins das andere bedingt, eins durchs andere gestärkt wird? Prüfen wir daraufhin unser Predigtbuch, so dürfen wir zunächst mit Befriedigung es sagen, daß es in dieser Frage manches treffliche, tiefgründige Wort enthält und deshalb fähig ist, falsche Vorurteile zu zerstreuen und falsche Urteile zu entkräften. Aus mehr als einer Stelle leuchtet die Tatsache, daß das „neue" Verstehen Gottes die Innerlichkeit der Religion nicht entwertet, nicht der Verarmung entgegenführt. Immer wieder wird die Gesinnung als Quelle der göttlichen wie ungöttlichen Zustände bloßgelegt. Ich denke hier an die originelle Predigt über den Turmbau zu Babel (von Pfr. Sutermeister), in der die tiefste Ursache der Schäden unserer modernen Kultur in der Selbstsucht, im unerlösten Egoismus des Menschen gefunden, und dieser Selbstsuchtskultur die auf Liebe gegründete Brudergemeinschaft gegenüber gestellt wird. Diese Betrachtungsweise ist übrigens ganz von selbst gegeben durch die eminent religiöse Orientierung, die für unser Predigtbuch charakteristisch ist.

Das alles freudig zugegeben, dürfen wir nun doch nicht zurückhalten mit dem Urteil, daß in der Behandlung der Frage: individuelles Seelenheil und universales Reichsgottesideal — das erstere in unsern Predigten zu kurz kommt. Daß die Gottessehnsucht, das Sündengefühl, das Trostverlangen, das Leiden und Weinen, Kämpfen und Irren, die innersten Probleme des Einzelnen zu wenig berücksichtigt und besprochen werden, das ist ohne Zweifel ein religiöser Mangel, der allerdings damit etwas zu entschuldigen ist, daß ein Predigtbuch nicht alles sagen kann, und daß das Seelenchristentum in hundert andern gedruckten und gehaltenen Predigten ausschließlich behandelt wird.

Aber trotzdem! Lesen wir die Predigt von Pfr. Kutter über „das Uebel". Hier wird den Nöten und Fragen, mit denen der Fromme ringt, wenig Rechnung getragen. Wie muß ein körperlich oder seelisch Leidender fühlen, wenn er da Worte, abschließende Definitionen liest wie die: „Die Leiden sind nicht in einem höhern Zu-

sammenhang zu verstehen, nein, sie sind überhaupt nicht zu verstehen, sie müssen aufhören." So? Wenn mir ein geliebter Mensch wegstirbt, wenn mein Lebensweg unverschuldet durch ein Getsemane, über ein Golgatha führt, oder wenn ich durch eigene Verschuldung in Trübsal bin, dann darf und soll ich meine Leiden nicht in einem höhern Zusammenhang verstehen lernen? Ist denn nicht dieser „höhere Zusammenhang" der einzige Weg, daß dem Leiden der bitterste Stachel genommen werde, und daß es, göttlich verstanden, „aufhöre" eine niederziehende, verderbliche Macht zu sein? Gewiß, Kutter will in seiner Predigt mit Recht einem falschen, zur Trägheit und Gottlosigkeit führenden „frommen" Tragen und Hinnehmen des Leidens und Uebels entgegentreten. Aber dabei steigert er eine Wahrheit so sehr, daß die andere ebenso christliche und wertvolle erdrückt wird.

Und weiter, was das gegenseitige Verhältnis von individueller Frömmigkeit und sozialer Reichsgotteshoffnung betrifft, so stoßen wir beim Lesen unserer Predigten da und dort auf das Unvermögen der Verfasser, hier die Brücke zu schlagen. Wie gezwungen, gemacht erscheint der Uebergang vom einen zum andern z. B. in der Predigt über den Berliner Weltkongreß. Da wird zunächst das Erlebnis der Wiedergeburt mit zartester Innerlichkeit beschrieben als ein schmerzvolles Gottsuchen und Gottfinden; dann plötzlich, durch eine merkwürdige Exegese des Textwortes, wird das Sehen und Angreifen aller sozialen Pflichten gefordert (Wohnungs-, Nahrungs-, Dienst-, Arbeiterverhältnisse). Sicherlich beides, das innere Erleben, wie das soziale Mitfühlen und -tragen ist gleich wichtig und gottgewollt. Aber wie in der betreffenden Stelle der Uebergang dargestellt ist, das wird nicht als notwendiger Weg, sondern als unvermittelter Sprung von einem ins andere vom Leser empfunden werden.

Deutlich zeigt sich das Ringen mit diesem Problem auch in anderen Predigten. Da wird bald das Ungenügende des bloßen Seelenchristentums mit scharfen Worten dargetan, bald wieder, wie zur Rechtfertigung, die Hoheit und Unantastbarkeit der individuellen Gotteserfahrung und Heilsaneignung betont. Es wäre wünschenswert gewesen, wenn speziell diese schwierige Frage, die so manchem zu denken gibt, in einer besonderen Predigt behandelt worden wäre.

Es bleibt uns noch übrig, einige Worte zu sagen über das zweite Problem, das oben genannt war: Wie verhält sich die Jenseitshoffnung zum diesseitig gerichteten Reichsgottesglauben und -arbeiten? Wie oft wird die Ansicht ausgesprochen, das intensive Glauben und Wirken für diese Welt lähme die Himmelssehnsucht und die Hoffnung aufs ewige Leben. Ohne Zweifel kann eine solche Erschlaffung der Ewigkeitshoffnung eintreten, aber nur dann, wenn dem Wirken hienieden die tiefen religiösen Quellen fehlen. Sonst nicht. Kürzlich sagte mir ein Freund, ein theologischer Laie, mit dem zusammen ich in verschiedener Richtung sozial arbeite: „Ohne den Jenseitsglauben verginge mir die Lust, hier auf Erden für

andere zu arbeiten". Das ist echt christliches Empfinden! Da schwebt und schwärmt die Jenseitshoffnung nicht frei in der Luft, sie gründet sich fest auf den Gottesglauben, mit dem die Diesseitsarbeit getan wird; und umgekehrt bekommt das Wirken hinieden seinen heiligsten Antrieb durch das gläubige Schauen künftiger Vollendung und Herrlichkeit. Die Predigt von Ragaz über diese Frage („Das Diesseits und Jenseits im Gottesreich") ist einer der wertvollsten Beiträge unseres Predigtbuches. Durch diese klaren, tiefgegründeten Ausführungen mag der, der in eigener Seele mit diesem Problem ringt, der Lösung näher kommen.

* * *

Damit schließe ich meine Besprechung. Ich wollte nicht der Kritik, dem Widerspruch mehr Raum geben, als es geschehen ist. Auch drängte es mich nicht, den etwas anmaßend klingenden Titel des Buches zu rechtfertigen oder zu tadeln; er hat ohnehin schon genug erlitten, und wir wissen ja, daß er nicht von den Verfassern der Sammluug gewählt worden ist. Der Gesamteindruck der Predigten ergriff mich zu mächtig, als daß ich diesen Eindruck durch mancherlei — vielleicht recht nebensächliche und rein formelle — kritisierende Urteile hätte verwischen mögen. Möchte doch dieses Predigtbuch manchem Suchenden verhelfen zu einem neuen Verstehen und Erleben des lebendigen Gottes, möchten durch sie viele sich anspornen lassen, freudige Mitarbeiter dieses Gottes zu werden, damit sein Reich komme. B. Pfister.

Etwas vom Pfingstgeist.

Eben kommt mein kleiner vierjähriger Walter zu mir mit seinem Gemalten und bittet: „Papa, rate mal, was das sein soll?"

Ich rate: „Ein Messer." — Er: „Nein, — eine Badewanne!"

Ich darf nicht lachen, denn er hat doch aus ganzer ehrlicher Ueberzeugung eine Badewanne gezeichnet, und sie sieht in seinen Augen auch sicher als nichts anderes aus, soviel sie mir auch immer als ein Messer erscheinen will.

Oder sollten wir gar darüber streiten, was Messer und Badewanne ist? Wir tun's nicht, aber die großen Kinder, die die Zeit der Entwicklung in ihren kleinen Geschwistern nicht abwarten können, die fahren oft gar schnell mit Händen und Füßen in deren Zeichnungen hinein, möchten alles zerreißen und zerstören und zornbebend rufen: Das ist gar nicht das Richtige, ihr macht ja ganz was falsches!

So? Wer sagt dir denn das?

Trägst du die Wurzel, daß du so wunderkluge Worte reden kannst oder trägt sie dich?

Und trägt sie dich bloß und nicht auch die andern?

Wirklich, bist du allein der Treue, der Konsequente, der niemals verleugnete, niemals die Wahrheit verließ? — Dann laß dir sagen, daß du auch niemals ein Fels sein wirst, auf dem eine Gemeinde gebaut werden kann. Wenn du so groß in deinen Augen bist, daß du Feuer vom Himmel auf die anderen fallen lassen möchtest, die nach deiner Ansicht nicht dem Meister nachfolgen. — Ja, dann weißt du noch nicht, welches Geistes Kind du bist. So spricht dein Meister, die Wurzel aus dem Stamm Isai.

Der ruhlose Geist in dir muß Platz machen dem heiligen Geist. Dazu ward jenen Jüngern, die am Charfreitag den Meister „alle verließen und flohen" eine stille Zeit beschcert, in welcher sie endlich einmal einmütig werden und eng beieinander bleiben sollten. In welcher endlich alle Rechthaberei, alles zur Rechten und Linken sitzen wollen, alles mit dem Schwert Dreinfahren aufhören sollte.

Hören wir etwas davon, daß man Petrus seine Verleugnung vorwirft und daß man davon spricht, wer zuerst das Zeichen oder den Anlaß zur Flucht gegeben?

Was war denn das für eine Stimmung, die die Menschen beisammen hielt? Die Stimmung, los zu kommen von dem Eigenen, von dem scheinbar Eigenen. Alle hatten den tiefen Ernst des Wortes durch das Kreuz erfahren: „Darum hütet euch vor eurem Geiste!"

Hier galt es, auszutauschen: das, was bisher oben geherrscht hatte, nach unten in den Kielraum des Schiffes als Ballast zu bringen, und jenes, was dort unten bisher zurückgedrängt war, durch Eigenwillen und Eigenwirken, hervorbrechen und herrschen zu lassen.

O, welches Unheil richtet der Ballast an, wenn er statt im Kielraum oben auf Bord liegt. Das Schiff kann keine Balance halten, es kippt nach rechts, es kippt nach links, nie hat es jene sichere Ruh, die der Friede Gottes schafft.

Nun kommt Pfingsten. Es fragt dich: willst du den Ballast deines vermeintlichen Gutseins und Gutwollens nach unten schaffen und den Geist einziehen lassen, der den wahren Meister erkennen läßt an den zwei Merkmalen, die er selbst angegeben:

Ich bin sanftmütig.

Und von Herzen demütig!

Und in diesem Geiste dann ein Sieger sein?

W. Müller.

Aphorismen.

Nicht wünschen, sondern Wollen! Das ist das Geheimnis des Erfolges.

Was gäbe das für ein wunderbares Leben auf der Welt, wenn wir es fertig brächten, niemanden zu kritisieren ehe wir uns dem Gedanken hingegeben haben: wie würde ich über ihn urteilen, wenn er mein Vater wäre?

Die Menschen sind ihrem Wesen nach nicht in Gute und Schlechte, sondern in Trotzige und Verzagte zu teilen. Niemand ist gut, aber seinem Lebenszweck kommt der am nächsten, der bemüht ist, sowohl dem Trotzigen wie dem Verzagten zu helfen.

Kämpfen ist gut; vergiß aber auch nicht, daß es Kämpfe gibt, die nur der Ausdruck des Zweifels sind. Ein derartiger Kämpfer ist einem Lande vergleichbar, das außer Landes Krieg führt, ehe es seine eigenen Festungen in Stand gesetzt hat.

Eins ist gewiß sonderbar: daß sich alle Menschen Gott als Vater denken und doch selbst in Konsequenz dieser Herkunftserklärung keine Götter sein wollen, d. h. keinen Gottesadel beanspruchen.

Was nützt alle Einsicht, wenn es zu keinem Entschlusse kommt.

Das kleine Wörtchen „sofort" ist der Prüfstein für den Wert deines Willens und Erfolges.

W. Müller.

Wunden.

Das ist die Flamme, die im tiefsten glüht:
Daß Leiden alle unsre Tage tränken,
Daß keine Stunde reiner Freude blüht
Und immer Nächte sich auf Tage senken.

Das ist die Glut, die mir im Herzen brennt:
Daß alle wir um gleiche Wunden weinen,
Und daß doch jeder nur sich selber kennt
Und jedem nur die eignen grausam scheinen.

Wir reifen alle an dem gleichen Baum
Und hätten gutes uns so viel zu geben —
Und doch ist jeder jedem nur ein Traum,
Und fremd und einsam gehen wir durch's Leben.

Paul Altheer.

Memento.

(Schluß.)

Eines der brennendsten Kampfobjekte unserer Zeit liegt in der

sozialen oder Arbeiterfrage

dar. Auch sie wurde, wie alle übrigen Symptomfragen, nach dem Schema des „Intellektes" behandelt und die Frucht liegt, wie natürlich, in einer immer größeren Verwirrung der Köpfe und Sinne vor. Anderes bringt der abstrakte Begriff des Intellektes überhaupt nicht hervor; wie will er auch andere Wesen, die seelische Empfindungen und oft auch höhere Gedanken und Sehnsucht haben, belehren und bemuttern, da er selbst diese Dinge weder kennt noch hat.

Die soziale Frage kann nur vom ganzen, nicht von einem Drittelsmenschen aus beurteilt werden, denn sie ist weder bloße Magen-, noch bloße Klassenfrage. Sie ist alles zusammen und deshalb „Menschenfrage pur et simple".

Wer den wahren Menschentypus sehen will, der betrachte sich mit scharfem Auge, mit fühlendem Herzen, und mit der höchsten Anforderung des denkenden Geistes den lebenden, leidenden und sterbenden Mann Gottes, Jesus Christus.

Der höchste Intellekt, das tiefste Gefühl der Seele, der höchste Flug des Geistes verkörperte sich in ihm.

Ist er euch nicht gut genug, ihr lieben Sozialdemokraten, die selig sein sollen, weil sie hungern nach Gerechtigkeit, und satt werden sollen, weil sie ein Bedürfnis nach Licht und Freiheit haben?!

Aber in Ihm müßt ihrs suchen, nicht außer Ihm und ohne Ihn. Denn in Ihm allein findet sich alles, was unsere dreieinheitliche Menschennatur braucht, ein vollständiges Gleichgewicht zwischen Welt, Seele und Geist.

Der erste Schritt heißt: erkennen und bekennen, daß wir nicht haben, was wir haben sollten, und nicht sind, wie wir sein sollten. Daß nicht nur kein Gleichgewicht da ist, sondern daß sozusagen alles verkehrt in uns ist.

Wie kann das Urteil eines verkehrten Menschen richtig und sein Handeln gut sei? Zu welchen ungeheuerlichen, tollen Grausamkeiten gegen Andere und gegen sich selbst hat nicht das Verlieren des Gleichgewichts und das damit verbundene Stock-blind-werden des Auges die Menschheit fallen lassen in dem schauerlichen Drama von Jerusalem, wo das tobende Volk einen Mordbuben dem größten Wohltäter, dem verlangten und doch verbannten Messias und König vorzog!?

Die Menschheit versucht es auf allen erdenklichen Wegen, das Friedensprogramm auszuführen. Sie möchte süße Früchte pflücken, und will diese in ihrem künstlichen Treibhaus selber machen. Vom Baumsetzen will sie nichts wissen. Aber auf diesem Wege wird die

große Weltfriedensliga so wenig zum Ziel gelangen, wie die kleine Sozialfriedensliga.

Es hat jede Sache ihre bestimmte Voraussetzung, wer eine Faust zu machen wünscht, läßt voraussetzen, daß er Finger habe. Und wer Frieden machen will, muß sich darnach umsehen, daß er die dazu erforderlichen inneren Kräfte und Gaben erlange.

Die Bedingungen der gesellschaftlichen Harmonie liegen, wie schon oben gezeigt, in der Aufhebung des „Ichs" als Zentrum, d. h. in der Selbstlosigkeit, oder was auf dasselbe hinausläuft, in der Nächstenliebe und in der Hingabe an Gott, durch die jene allein möglich wird.

Die Arbeiterwelt hat sich sonst punkto Stellungnahme zum evangelischen Glaubensprinzip, stets mehr ablehnend verhalten, später aber erkannt, daß ihre eigenen Forderungen große verwandschaftliche Aehnlichkeitszüge mit jenem haben.

Sie freute sich besonders, daß sich diese Forderungen mit dringender Wahrheit auf die obern Gesellschaftsschichten anwenden ließen, bei denen der Spruch zur Geltung kommen dürfte: „Hanselmann geh du voran, du hast die großen Stiefel an."

Dieses Anbieten eines ehrenvollen Vortritts ist in einzelnen Fällen wirklich akzeptiert, im großen Ganzen freilich nicht begriffen und befolgt worden. Das Verhältnis hat sich im großen Ganzen nicht nur nicht verändert, sondern scheint sich verschlimmert und beidseitig zugespitzt zu haben.

Worin soll denn eigentlich der richtige harmonische „Ausgleich" (um dieses ominöse österreichisch-politische Hilfszeitwort aus der Rumpelkammer hervorzuziehen) zwischen Kapital und Arbeit bestehen?

Ich verstehe darunter nicht dieses oder jenes christliche und philantropische „Tun", ein Dulden und Leiden einerseits und ein ermüdendes weil halb freiwilliges, halb notgedrungenes Opferbringen anderseits.

Unter „Christlichkeit" verstehe ich überhaupt kein „Tun" und kein „Werk", denn darin übertreffen Nicht-christliche vielfach die „Christlichen". Dieser Maßstab ist also untauglich.

Worin liegt denn das Kriterium der Christlichkeit?

Das Christentum ist ein neues „Sein," eine „Gesinnung" des Herzens, welche der echte Lebenskeim für das Sprossen, Wachsen und Gedeihen aller guten Gewächse von selbst hervorbringt.

Dieser Mensch kann gar nicht anders, als kleine und gelegentlich auch große christliche Werke zu vollbringen, und das Wunderbare ist, daß die sogenannten kleinen Taten der kleinen und kleinsten Leute nach Gottes Urteil oft noch viel höher stehen, als die großen Werke der Großen. Das Gottesreich kennt also kein Privilegium des Reichtums und der Ehre, es ist demokratisch, und wenn von Vorzügen gesprochen wird, so gelten diese nur den niedern irdischen Gütern, denen wir nicht die höchste Verehrung zollen dürfen.

Wenn, wie ich oben bemerkte, das Glück dem Menschen umso

mehr entflieht, je mehr er es nur für sich selbst sucht, und am meisten ihm entgegenläuft, je mehr er es dem Mitmenschen zu bringen sucht, — so liegt dieser Weg vor Hoch und Niedrig, Gelehrt und Ungelehrt gleich offen da.

Aber mit allem diesem greife ich ja eigentlich in ein fremdes Amt, d. h. in das Amt der offiziellen Kirche ein, die ja als geistiges Auge der Welt und Hirtin der Schafe, des Volkes Licht und Stab sein sollte. Ist sie dies wirklich, oder nur dem Namen und der Form nach? Realitäten bestehen nicht aus Worten und Gedanken, so schön und wahr diese auch sein mögen. Man sieht den Wind nicht, aber seine Wirkung und Kraft sieht man sehr deutlich, wenn er Bäume entwurzelt und Schiffe treibt. Auch die Elektrizität ist unsichtbar und doch von gewaltiger Kraft.

Die größte aller weltbewegenden Kräfte, die ein Perpetuum mobile in Gang gesetzt hat und heute noch in unverminderter Permanenz fortbesteht, wurde einst in einer Stallkrippe niedergelegt.

Wer will sich heute mit dem messen, was dieses Kindlein, aller Feindschaft und Bosheit der Welt zu trotz, in der Welt zu Stand und Wesen gebracht hat?

Sollten sich nicht gerade die gering Geachteten, denen auch ein hartes Los in dieser Welt gefallen ist, aber ein viel weniger hartes als jenem Kinde —, um diesen Bahnbrecher und Herold des Friedens scharen, ihm vollstes Vertrauen und unbegrenzte Liebe entgegenbringen?

Die Reichen und Satten bedürfen ja seiner nicht. Bleibt Er umso mehr das Privilegium derer, die seinem Rufe folgen: „Kommet her zu mir, ihr alle, die ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken!“

Entweder ist die Sozialdemokratie wirklich beladen, dann kommt sie zu Jesus, oder sie ist nicht beladen, dann soll sie auch nicht mehr klagen.

Ich habe mich oben gescheut, der Kirche in ihr Amt zu greifen, aber die Zeit ist ja längst vorbei, in welcher der Kirche die ausschließliche Verantwortlichkeit in derartigen Volksfragen überlassen werden konnte. Sie selbst trägt ja die Hauptschuld daran, daß sie mehr ein dekoratives Schaustück, als ein lebendigpulsierendes Zentralorgan der Gesellschaft geworden ist. Sie hat die Zeit und die Welt mit ihrer Not nicht erkannt, weil sie sich selbst nicht kannte.

Welche Stellung nimmt die Kirche, wenn von einzelnen persönlichen Ausnahmen abgesehen wird, in der vorliegenden Arbeiter- und Klassenfrage ein?

Worin besteht ihr Einfluß und ihre Autorität in den entscheidenden Prinzipien- und Charakterfragen?

Die Kirche von Rom rühmt sich, aus alter Gewohnheit, noch immer ihrer Kraft, und diese wird solange dauern, wie die vergängliche Welt, an die sie sich mit allen Fasern klammert. Sie ist ja selbst nichts anderes als Welt und will nichts anderes sein.

Aber unsere protestantische Kirche will nicht Welt sein, sondern Vertreterin der Reichsgottesgedanken, Führerin zum Himmelreich und Hirtin der Seelen.

Warum hat sie denn so wenig Anziehungskraft und Einfluß auf die Massen, so wenig Autorität gegen Wissenschaft und Philosophie, und so wenig agressive Kühnheit gegen Weltgeist und herrschende Gesellschaftssünden, Mammonsgötzendienst ꝛc. und keine Proteste gegen den Geist der Unwahrheit und Unaufrichtigkeit, der sich durch alle menschlichen Beziehungen hindurchzieht!?

Man kann andern nicht geben, was man selbst nicht hat. Und die Kirche ist arm an allen diesen Dingen. Es fehlt ihr der Mut des guten Gewissens, weil sie sich noch reich und stark fühlt, während sie arm und bloß ist. Sie predigt ja selbst: „Selig sind die Armen," weshalb will sie ihre Armut nicht einsehen und sich mit guten Werken herausputzen, statt zu Gott zu schreien im Hunger demütiger Selbsterkenntnis!?

Ihr Beruf liegt nicht im Hochdastehen der Selbstgerechtigkeit und äußern Ansehens, sondern im Suchen des verlorenen Groschens und im Zurückholen des verirrten Schäfleins. Sie hat bisher vielmehr als Hort des irdischen Besitzes gegolten und damit das Herz der breiten Masse nicht erwärmt, sondern abgestoßen, sie hat es mit einem Wort an kraftvoll entschiedener Sprache nach oben und unten und gegen sich selbst fehlen lassen und ist dadurch charakterlos geworden.

Es ist ganz falsche Pädagogik zu glauben, daß die Kinder durch übertriebene Zärtlichkeit und Schonung mehr gewonnen werden, als durch gerechte Strenge und Wahrheit.

Was soll und kann denn jetzt die Kirche in dieser verfahrenen und verkehrten Welt noch tun? Das was sie immer hätte tun und nie hätte lassen sollen.

Mit dem Evangelium von der Herzenserneuerung und der Vertilgung des Egoismus in feiner und grober Gestalt, das sie predigt, vollen und ganzen Ernst machen. Bei sich selbst anfangen, dann das Gewissen der tonangebenden Obern scharf machen und ohne jedes Ansehen der Person und des Standes, auch den nach oben trachtenden Untern die freimachende Wahrheit ins Gesicht sagen.

Auch das Proletariat, wie die Arbeiterschaft sich oft nennt, schwört viel mehr auf den Kopf als auf das Herz, und damit hat sie es gerade soweit gebracht wie die ganze übrige Welt, d. h. zu Nichts oder zu immer neuen Illusionen, die sich ablösen wie Regen und Sonnenschein im April.

Sie muß wieder das normale Gleichgewicht zwischen den drei Fakultäten herstellen. Ihre intellektuellen Argumente mögen richtig oder falsch sein; Kraft bekommen sie erst, wenn Herz und Gewissen durch ihre Sanktionierung die durchschlagende dynamische Kraft dazu liefern.

Die Arbeiterwelt begeht den Irrtum, zu tun oder zu meinen als

ob das Kapital an sich schon ein Unrecht, eine Sünde sei, und doch aspiriert sie ja selbst darnach. Darin liegt ein selbstverräterischer Widerspruch.*)

Das Kapital ist nicht nur nicht „Sünde", sondern es ist „Segen". Es kommt ganz auf den Gebrauch an, den man davon macht. Von dem zweierlei Sinn aber, auf den es dabei ankommt, weiß aber der Intellekt nichts, sondern nur das Herz. Deshalb gilt hier nicht das heidnische römische Recht, sondern das christliche Liebesgesetz.

Dieses Gesetz fängt schon damit an, daß es einen scharfen Unterschied macht zwischen Eigentumsrecht und Besitzrecht. Der Kapitalist besitzt seine Millionen, aber nur als seiner Verwaltung anvertrautes Gut. Es gehört ihm lehensweise, aber nicht als frei disponibles „Eigentum". Damit ist eine Rechnungsablegung verbunden, so daß das Gut auch nicht willkürlich verschenkt oder abgetreten werden darf. Um aber den Sinn des Eigentümers zu treffen, muß der Verwalter sich an dessen Instruktion halten, und innerlich mit ihm verbunden sein.

In dieser Unterwerfung unter höhere und unparteiische Ordnung, liegt die Gewähr, daß der Ertrag des Kapitals weder zur geizigen Anhäufung, noch zu leichtsinnigem Genußleben und zur Verschwendung mißbraucht werde.

Der falsche Begriff von Eigentumsrecht und Besitzrecht hat die ganze Zerrissenheit zwischen den (ganz fälschlich als arbeitende und nicht arbeitende Klasse bezeichneten) Parteistellungen verschuldet. Damit hängt auch der andere Mißbegriff zusammen, daß die Lohnfrage der Kernpunkt des Streites sei.

Die Oekonomie unseres leiblichen Organismus beruht genau so wie diejenige der Bank, des Kapitalisten und der einfachen Hausfrau oder der Staatsfinanz auf dem Gleichgewicht zwischen Einnahme und Ausgabe.

Der Durchmesser des Einlaufrohres hat gewiß seine Wichtigkeit, aber der Arbeiter soll doch nicht meinen, darauf allein komme es an, der Wasserstand in seinem Trog, die Höhe, die er als Normalniveau für alle seine Bedürfnisse angestrichen hat, hänge größtenteils von dieser Einlaufröhre ab. Wenn die Ablaufröhre zu groß ist hilft alle Lohnaufbesserung doch nichts und am Ende ist auch der Arbeitgeber nur ein Mensch und kein Gott.

Ich rede aus persönlicher Erfahrung, welche freilich weit zurückliegt, wenn ich sage, daß ganze Gegenden verarmt und zu Grunde gegangen sind, obschon und weil die Industrie ungeheure Löhne an ihre Arbeiter bezahlte. Wenn das innere Gleichgewicht dem Menschen fehlt, so geht auch das äußere verloren, und das Ende ist der innere und äußere Bankerott. Der Zufluß ist an gewisse Bedingungen ge-

*) Ist ein Mißverständnis des Verfassers. Der Sozialismus erklärt nicht das „Kapital an sich" als Unrecht und Sünde. Die Red.

knüpft, welche nicht immer vom Menschen abhängen, sondern von Verhältnissen. Der Abfluß hängt größtenteils von der Selbstbeschränkung ab, welche heute so ziemlich von ihrem Gegenteil, der Begehrlichkeit, ersetzt worden ist. Diese Tugend hat aber nicht nur der Arme zu üben, sondern auch der Reiche.

Der muß ja, wenn er ein Christ sein will, „tun als besäße er nicht", was ihm oft schwerer fallen mag, als dem, der es wirklich nicht hat.

Freilich sitzt der Reiche meist vor einer besser besetzten Tafel als der Arme und kleidet sich in feinere Stoffe als jener. Aber in der Frage des menschlichen Glückes, auf die es doch hauptsächlich ankommt, spielen diese Dinge doch eigentlich eine recht sekundäre Rolle. Neidisch sollte der Nichtbesitzende schon deshalb nicht auf jenen sehn, weil er sich selbst an seine Stelle zu setzen wünscht. Unsere Wünsche müssen sich höhere und würdigere Menschheits- und Kulturziele auswählen, als solch allzubescheidene der materiellen Besserstellung.

Worin tatsächlich die Selbstkontrolle bestehen solle, ist eine individuelle und lokale Frage, wie die Feststellung des Lebensminimums überhaupt.

Jedenfalls gehört der schöne Hut und der mehr oder weniger teure Kopfputz, mit dem der edelste Teil des Körpers mehr verunziert als geziert wird, nicht zu den unentbehrlichen Lebensbedürfnissen.

In die gleiche Kategorie, nicht nur des Ueberflüssigen, sondern geradezu schädlichen, gehört das Rauchen, Trinken und Spielen, mit den blödsinnig machenden Karten, die ein blödsinniger König erfunden und zu blödsinniger Kurzweil verwendet hat. Gehört überhaupt die Fürsorge für das Reichwerden der Wirtschaften und aller Tingeltangel des Vergnügens, durch die, wie es heißt, so sauerverdienten Batzen des armen Arbeiters zu den moralischen Obliegenheiten und Dienstpflichten eines guten Bürgers und sozialdemokratischen Familienvaters!?

Daß auch der Arme sein Vergnügen haben muß, ist selbstverständlich, aber er soll es doch nicht dort suchen, wo es in Wirklichkeit gerade ins Gegenteil hinausläuft. Er muß also seinen Geschmack veredeln, seine Bildung erhöhen, denn damit verändert er auch seine seelischen Bedürfnisse und findet Erholung, Freude und Genuß in Dingen, die er bisher als solche gar nicht kannte und noch weniger schätzte.

Der Trieb nach Fortschritt und Besserstellung ist gottgewollter Naturtrieb, der Mensch soll wirklich „hoch hinauswollen", aber nicht nur mit dem tierischen Teil seines Wesens und mit dem Kopf, sondern mit dem Ganzen seiner Persönlichkeit. Die ganze richtig urteilende öffentliche Meinung wird bei dieser Tendenz der sozialdemokratischen Partei auf ihrer Seite stehen und keine zweischneidige Waffe, wie der Streik, wird mehr nötig sein, um billige und gerechte Forderungen durchzusetzen.

In den absolutesten Mißkredit muß sich die Arbeiterwelt dagegen vor dem ganzen Volk selbst setzen, wenn sie so oder so das von ihr selbst verlangte Recht auf Arbeit despotisch und gewalttätig, verkürzt und vernichtet. Ein an sich unmoralisches Hilfsmittel kann niemals eine moralische und gesunde Frucht hervorbringen, weil der Zweck manche Mittel, aber lange nicht alle „heiligt".*)

Wir sehen also, daß es auch in dieser großen modernsten Streitfrage der Arbeiterbewegung und Klassentrennung dahin gekommen ist, wo wir sind, weil der Kopf allein alles leiten und entscheiden will. Ist solche innere Karrikatur in uns vorhanden, so werden auch alle unsere volkswirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Zustände nur Karrikaturen dessen sein, was sie sein sollten. Und das Bild ist wahrlich jetzt schon alles eher, als was die Harmonie des Lebens und der Seelenfriede in die Züge des Antlitzes zu prägen pflegt.

Der Kirche steht die schöne Aufgabe zu, auf „neuen Wegen" den alten Weg als den zu beleuchten, der allein zum Ziele führt.

Sie muß es deutlicher machen als bisher, daß das „Neuwerden" keine Vernichtung der persönlichen Originaliät und Individualität erfordert, sondern die Veredlung des Vorhandenen durch einen neugearteten Geisteseinfluß. Man hat lange genug davon gepredigt, Jesus suche Nachahmer, aber nein, Er sucht Nachfolger. Er will nicht Kopisten, sondern Originale mit allen ihren Sonderbarkeiten und ihrem Spezialcharakter; Er will kein langweiliges Einerlei, sondern die bunteste Mannigfaltigkeit, in die Er die vollendetste Harmonie zu bringen versteht.

Hat nicht die Harfe viele und ganz verschieden tönende Saiten? Wie herrlich stimmen sie zusammen, wenn die geschickte Hand des Meisters sie berührt.

Lassen wir ein jeder sein Herz von der gleichen Meisterhand bewegen und wir werden schon in dieser chaotischen Welt Akkorde zum Gehör bringen, die alle Klassen als ein zusammengehörendes friedliches Geläute erkennen lassen. —

Ich wende mich nun noch einem realistischern letzten Gegenstand zu.

Der Erosions- und Wasserbau.**)

Es ist viel Krankes und Unharmonisches auf der Oberfläche unseres Planeten, sowohl im physiologischen wie im psychologischen

---

*) Daß wir dieser Beurteilung der sozialen Frage und Bewegung nicht zustimmen, versteht sich von selbst. Sie enthält unseres Erachtens neben richtigen Bemerkungen sehr viel Schiefes und Ungerechtes. Die Red.

**) Wir veröffentlichen den folgenden Abschnitt nicht ohne große Bedenken. Denn es ist klar, daß wir von diesem Gegenstand nichts verstehen und daß er nicht in die Neuen Wege gehört. Aber der Verfasser hat darauf großes Gewicht gelegt. Die Umgestaltung des „Wasserbaus" war geradezu seine Lebensaufgabe geworden. Die Zunft der Fachleute, der offiziellen und nichtoffiziellen scheint ihn so behandelt

Gebiet. Fatalerweise muß dasselbe gesagt werden von unserer altehrwürdigen Erde selbst, die unter vielen großen und kleinen Gleichgewichtsverschiebungen krampfhafte Anstrengungen macht, dieses Equilibrium nicht ganz zu verlieren, oder wenn möglich wieder zu gewinnen.

Unsern Bergkolossen wird allgemein Bewunderung gezollt, und doch sind sie nur ruinenhafte, magere Ueberbleibsel einstiger Vollgesundheit und Schönheit. Alle physikalischen, chemischen und meteorologischen Kräfte der Natur haben durch den bekannten Zahn der Zeit an der Zerstörung der ursprünglichen Herrlichkeit auflösend und zersetzend, mitgearbeitet. Aus dem diluvialen Prozeß dieses teilweisen Ruins der Gebirge ging nach und nach die Bildung der fruchtbaren Fläche des Tales und damit der Wohnstätten des Menschen hervor. Und dieses Geschöpf trat als letztes Glied einer Kette lebendiger Wesen in die Erscheinung, sobald die Bedingungen seiner Existenz geschaffen waren. Sie sind einerseits an der Oberfläche, und anderseits im Innern der Erdkruste als ungeheure Reservelager für ein gewisses Zeitmaß niedergelegt.

Wir können die ganze Zerstörungsarbeit der physikalisch-mechanischen Agentien unter dem Namen der „Erosion" zusammenfassen, und wir müssen diese humusschaffende Erosion, auch mit Rücksicht auf die topographische Veränderung, d. h. der Füllung tiefer Klüfte, als segensreiche Arbeit der Natur bezeichnen. Sie sollte ein Segen sein, nun aber, da die Existenzgrundlage für das menschliche Dasein geschaffen ist, sollte die Erosionsperiode abgeschlossen sein. Was sie jetzt noch vollbringt ist vom Uebel, denn sie zerstört die Kultur, deren der Mensch bedarf.

Der Schaden, den die Erosion erzeugt, ist doppelter Art. Sie reißt tiefe Wunden in den Körper des Berges, und in unheilvoller Verbindung mit dem Wasser sendet sie das Produkt ihrer verderblichen Zerstörungsarbeit in die Täler, Flüsse und Seen des Tieflandes, in Form des groben und feinen Geschiebes.

Dieses Material gehört dem Berg, nicht dem Tal, und sollt dazu dienen, die ihm zufällig geschlagene Wunde wieder auszufüllen und zu heilen, wie auch die Heilung der leiblichen Wunde nicht durch Pflaster und Faden, sondern durch das Blut und sein fleischbildendes Serum zu relativer Heilung gelangen kann. Der andere Schaden besteht in der Hemmung des Laufs der Flüsse durch Sandbänke, Erhöhung der Flußsohle, und der Zerfressung der Ufer und Dämme mit Ueberflutung der Gelände ꝛc. Die menschliche Therapie der Erosions-

---

zu haben, wie die Zunft einen Nichtzünftler zu behandeln pflegt. Die Zeitungen und Zeitschriften nahmen seine Artikel nicht mehr auf (Ausnahmen abgerechnet). Darum möchten wir, den dringenden Wunsch unseres verewigten Freundes erfüllend, auch diese hydrotechnischen Ausführungen abdrucken und sie denen, die von solchen Dingen etwas verstehen, warm ans Herz legen. Es haben uns doch auch Fachleute versichert, daß Herr Schindler ein großes Recht auf seiner Seite habe.

krankheit gegenüber richtet sich wie gewöhnlich gegen die „Symptome", die sich bekanntlich nicht nur dem Auge, sondern durch polterndes Auftreten auch dem Ohr bemerklich machen. Hier — sollte man meinen — wäre nun der menschliche „Intellekt" gewiß auf seinem ausschließlichen Jagdrevier und sollte seine Rechte, aber freilich auch seine Pflichten, voll und ganz zur Geltung bringen, seine Meisterschaft zeigen. Tut er es denn nicht in der hochangesehenen Wasserbauwissenschaft? Es geht der Hydrotechnik wie dem viel schwierigeren Gebiet der Chirurgie. Sie macht viele operative Werke, aber ihre so viele schöne Ausführung bedeutet nicht Heilung, sondern Tod.

Welche Unmasse wasserbaulicher Katastrophen legen nicht von dieser Tatsache beredtestes Zeugnis ab.

Um davon in Zahlen einen Begriff zu geben sei bemerkt, daß Italien im Verlauf zweier Lustren (zehn Jahre) nahezu zwei Milliarden Lire ausgibt, und zwar unter fortwährender Verschlimmerung der erosiven und fluvialen Zustände.

Die italienischen Operateure haben dem Schreiber dies gleichwohl offiziell erklärt, daß sie so ganz auf der intellektuellen Höhe stehen, daß jedes weitere Wissen reiner Luxus wäre.

So klar stehen in der Schweiz die Verhältnisse nicht, dafür aber auch noch um mehrere Prozente schlimmer. Vor allem liebt unser hochentwickelter Bureaukratismus nicht, die schmutzige Wäsche seiner Kunstleistung durch Rechenschaft über gelungene und nicht gelungene Geniestreiche an die Sonne zu hängen. Es könnte denn doch dem schlaftrunkenen Volk einmal die Sache zu bunt oder auch zu langweilig werden. Es sollte eben auch wissen, daß zu allen Würden, Aemtern und Rechten auch Verantwortlichkeits- und Rechenschaftspflichten gehören, ohne welche das Gewissen nur schwer im Gleichgewicht erhalten werden kann. Nach meiner ungefähren Schätzung muß ich annehmen, daß, wenn die Bundesbehörde das ihr vor zirka 40 Jahren meinerseits ohne jede Bedingung angebotene illustrierte und druckfähige Manuskript angenommen statt abgewiesen hätte, heute ohne weiteres ein Reservefonds zwischen 100 und 200 Millionen vorhanden wäre.

Ich schließe dies aus der Tatsache, daß infolge der Unrichtigkeit des ganz falschen traditionellen hydraulischen Grundprinzips der Flußkorrektionen durchschnittlich vier- bis fünfmal höher als nötig budgetiert wurde und trotz dessen in der Ausführung dreimal mehr Geld verschlang als der Voranschlag war.

Ein noch viel größeres Mißverhältnis der vorausgesetzten und der wirklichen Kosten und der damit erzielten Resultate zeigt sich im Erosions- und Wildbachgebiet. Dort straft sich die Versündigung am Naturgesetz noch viel schärfer als im Flußbau, denn die Arbeit steht dort in unmittelbarster Beziehung zur Natur.

Man rühmt sich da großer Erfolge, weil man glaubt, große Taten vollbracht zu haben, und diese müßten groß sein, weil sie so

schweres Geld gekostet haben, aber wenn das Werk den Meister loben soll, dann ist es nicht genug, nach der Erstellung ein schönes Kontrefei davon zu nehmen und eine große Rechnung zu begleichen. Sein Bestand sollte doch einigermaßen im Verhältnis zu seinen Kosten stehen, und seine technische Heilwirkung den gehegten Erwartungen entsprechen. Dies ist, wenn ohne Ansehen der Person geurteilt werden soll, in keiner Weise der Fall.

Wenn ich mir nun sage, daß ich durch bloßen Zufall und ohne jedes Vorstudium plötzlich in dieses wissenschaftliche Gebiet geworfen worden bin und augenblicklich erkannte, daß der Intellekt in seinem ureigensten Gebiet nicht einmal bloß auf halben Weg stehen geblieben ist, sondern ein ganz falsches, naturwidriges Geleise befahren hat, durch welches alle Katastrophen sich des Leichtesten erklären lassen, so kann ich um so weniger einen gewissen Eigenruhm unterdrücken, als er mir durch andere auch nicht einmal in der unschuldigen Form einfacher Gerechtigkeit und offenherziger Zustimmung, gewährt worden ist. Sollte denn nicht jeder Arbeiter seines Lohnes wert sein und ist nicht der höchste Lohn die Ehre und Freude, in irgend einem Punkt des öffentlichen Haushalts Ordnung, Glück und Gedeihen erkämpft zu haben?!

Hätte nicht der kalte Intellekt stets die kaltberechnende Selbstsucht zum Verbündeten, sondern das selbstlose Herz, so wäre nicht nur dem eigenen Interesse eine unberechenbare finanzielle Ersparnis zu Teil geworden, sondern allen Ländern der Welt wäre aus dem Austausch eines falschen Prinzips, gegen ein richtiges die unberechenbarste Wohltat erwachsen. Jetzt wurstelt man allerorten mit einer Technik fort, welche keinen Schatten wissenschaftlicher Grundlage hat. Es paßt ganz zur Symptomtherapie, daß man sich einbildet, das Heil liege in gewissen medizinischen Rezepten, aber dort liegt es nicht, sondern in den Grundprinzipien, ohne deren Erkenntnis von einer richtigen Wahl der Hilfsmittel ebenso wenig die Rede sein kann, als von der Heilung selbst.

Weder im Erosionsbau noch im Flußbauwesen ist die Fachwissenschaft den hydrostatischen Grundgesetzen nachgegangen, sondern hat sich begnügt, in mehr als dilettantischer Oberflächlichkeit, die willkürlichsten Maßregeln gegen die auffälligsten Zerstörungen der Elemente zur Anwendung zu bringen. Daß sie damit dem automatischen Selbstteilungsgesetz der Natur nicht nur hindernd in den Weg trat, sondern direkt entgegenarbeitete, ließ sie ganz unbesorgt, wie auch die unausgesetzten katastrophalen Ereignisse keine prinzipielle Aenderung der Anschauung hervorzurufen vermochten, und nur eine Verstärkung der medizinischen Dosis und eine Verdopplung der Baukosten nötig erscheinen ließen.

Einen größern Bankerott als auf diesem Gebiet hat der Intellekt, so viel ich weiß, noch kaum je gemacht, und wenn dabei in Betracht gezogen wird, daß überall, wo das meinerseits patronisierte

neue Heilungsprinzip, mit seiner neuen Technik, zur Anwendung durch Fachleute und durch mich selbst gelangt ist, nicht nur prozentuale Vorteile für dasselbe konstatiert wurden, sondern daß demselben das Prädikat des alleinrichtigen unter allen bekannt gewordenen Systemen zuerteilt wurde, so wird derselbe zu einem Skandal, durch die Tatsache, daß er zum ungeheuren Schaden des Landes nicht vermieden, sondern aufrecht erhalten wird. Auch das furchtbare Mene tekel vom 10. Juni 1910 hat weder die fachwissenschaftliche Bureaukratie, noch die Behörden selbst im geringsten im traditionellen Gleichgewicht zu stören vermocht.

Der Leser dieser Zeilen vermutet ohne Zweifel, daß das als besonders schwierig verschrieene Wasserbauwesen eine ganz besondere Dosis des Intellektes erfordere. Dies ist so wenig der Fall als das Oeffnen eines Tresorschrankes, wenn man den Schlüssel in der Hand hat und nicht nur Beißzangen und Brechwerkzeuge. Weil sich sogar die unverständige Natur selbst zu heilen im Stande ist, wie könnte es für den so gescheiten denkfähigen Menschen ein schwer zu lösendes Problem sein!? Er soll doch nur den in der Schule so hochgeschätzten Anschauungsunterricht anwenden, die Natur, als alma mater aller Wissenschaft, in ihren einfachen Gesetzen studieren und deren Wirkungen genau beobachten, und er hat den Schlüssel, ohne daß seine Schuhsohlen je mit dem Fußboden eines Polytechnikums in Berührung gekommen wären.

Als sehr „einfach" darf das Gesetz der Natur doch gewiß bezeichnet werden, welches die Verminderung der elementaren Gewalten in der „Zerteilung" derselben, statt im zentralistischen „Zusammenschluß" derselben, sucht.

Und als ebenso selbstverständlich erscheint das technische Mittel, durch welches sie diesen Zweck zu erreichen strebt, nämlich durch seitliche Ausdehnungsmöglichkeit für das nasse Element und durch horizontale Verflachung und Konvexität des Sohlenprofils, durch welche sich eine zwanzigfache, oft dreißigfache Division der erosiven Kraft des Wassers ergibt. Man berechne daraus, nur mit gewöhnlichem Laienverstand, die Wirkung auf ein Hochwasser, welches weder durch das mindeste Geschiebe beschwert und bedeutend verlangsamt und um das vier- und fünffache der Sekundenschnelligkeit quantitativ vermindert ist! Nun beruht aber das bisher, allem Staats- und Landesinteresse zum Trotz, festgehaltene erosive Bauprinzip ganz und gar auf dem gegenteiligen geometrischen Grundsatz, nämlich auf der grabenförmigen Konkavität des Sammel- und Ablaufprofils. Dient damit also der Multiplikation der Kräfte, die es bekämpfen sollte und möchte. Also kann die wissenschaftliche Richtigkeit meiner These vernünftigerweise gar nicht in Frage gestellt werden, dagegen fragt sich, ob der Gedanke, der die reine grundsätzliche und technische Antithese alles Bisherigen ist, nicht allzukühn und praktisch unausführbar sei?

In Konkreto stellt sich die Frage noch plastischer dahin: Darf

der Mensch das tun, was die Natur in spontaner Gesetzmäßigkeit (des Gravitationsgesetzes) tut und tun will und tun muß (um ihren Schaden automatisch zu heilen) auch gutheißen, tun und unterstützend mithelfen, oder ist dieser neue Gedanke zu kühn, und, wie er anfänglich bezeichnet wurde, eine Verrücktheit?

Diese Frage hatte ich seit 40 Jahren — als Begründer einer ganz neuen wasserbaulichen Grundanschauung und ebenso phantastisch scheinenden Technik — durch authentische Tatsachen zu stellen.

Die Bejahung derselben ist durch diese ganze lange Zeit nicht nur zweifellos bestätigt, sondern das von mir aufgestellte Neue ist kompetenterseits, wissenschaftlich und praktisch, als die einzige mögliche Ganzlösung des Erosionsproblems und der flußbaulichen Uebelstände erkannt und erklärt worden.

Daß sich der durch offizielle Schutzwälle in seiner Schwäche gedeckt fühlende eidgenössische Bureaukratismus nicht dazu bekennen will, tut jetzt nichts mehr zur Sache, denn durch papierne Schranken und Phantome läßt sich für immer weder die Wahrheit noch die Weltgeschichte in ihrem Triumphzug aufhalten. Sie kommt für die Menschen zu spät, um ihnen zu nützen, aber nicht zu spät, um ihre Feinde, wie sie es verdienen, durch die Wucht ihrer Räder zu zerquetschen.

Die Tradition fährt mit eiserner Beharrlichkeit fort, in konkaver, grabenförmiger Vertiefung das zusammenlaufende Wasser, samt seinem schweren Geschiebe, aus dem Bereich des Berges, dem das Letztere rechtmäßig angehört, zu entführen. In den Augen eines Sachverständigen das non plus ultra des Unsinns und ein intellekter Selbstmord! Nicht einmal am Fuß des Berges, wo Millionen derartiger Naturgebilde des Selbstheilungsprozesses in Form pyramidaler Schuttkegel zur Anschauung vorliegen, sollen die tausend Tonnen schweren Geschiebe ihrem natürlichen Ruhebedürfnis fröhnen dürfen. Mit teurem Gelde baut man ihnen steinerne Kanäle und drängt ihnen in trapezoider Schale eine Stoßkraft des Wassers auf, welche die problematische Reise möglich machen sollte.

An Ort und Stelle weiß die Wasserbaukunst mit dem lästigen Geschiebe nichts Gescheites anzufangen und sorgt für ein Fortkommen, denn „aus den Augen, aus dem Sinn". Aber aus dem Sinn ist nicht „aus der Welt". Die oft mit Ach und Krach, und jedenfalls mit schweren Kosten und Gefahren verbundene Bagagespedition macht sich im Flachland um so unangenehmer geltend, als dort noch viel weniger anzufangen ist als droben. Was der Mangel wissenschaftlicher Klarheit und das gedankenlose, schablonenhafte Festhalten an einer bequemen Routine aktuell und finanziell bedeutet, kann in die wenigen Worte gesagt werden: daß seit den zirka 60 bis 70 Jahren, daß das sog. Talsperrensystem, zum Haupt- und Universalmittel in der Erosions- und Rüfenheilung erklärt wurde, die wasserbaulichen Verhältnisse zu

Berg und Tal nicht besser, sondern buchstäblich schlimmer geworden und künftig noch mehr sein werden.

Meine diesfalsige Beobachtung, im größten schweizerischen Flußgebiet und in allen andern, über einen vergleichenden Zeitraum von nahezu 70 Jahren, läßt mir über diese traurige und erstaunliche Tatsache keinen Zweifel, kann aber für solche, die sehen wollen, selbstständig aus den katastrophalen Tatsachen geschlossen werden. Ihre Notwendigkeit geht übrigens für den Sachkundigen schon daraus hervor, daß aus einem falschen Prinzip niemals eine richtige Wirkung hervorgehen kann.

Es gibt keine so stabil bleibende und rückständig gewordene Wissenschaft wie die hydraulische in der Welt, und dies verdankt sie dem bureaukratischen und aristokratischen Privilegium und Schulsystem, welche das beste aber nicht selbstgemachte Fabrikat nicht über die Grenze läßt.

Frage ich mich, ob diese Tatsache auf Rechnung des Intellekts zu setzen sei, der hier ja auf seinem ureigentlichen Terrain sein sollte, so scheint mir, bei Bejahung der Frage, die Ehre für mich fast zu groß zu sein, dagegen nehme ich jene Andere um so mehr für mich in Anspruch, daß ich meinen Intellekt nicht durch Selbstsucht und läppische Eitelkeit verwirren und fälschen ließ, sondern durch die Kraft des guten Gewissens und des patriotischen Wollens fest und unentmutigt dem Dienst der Wahrheit, trotz aller offiziellen Verachtung und Verweigerung des gewöhnlichen Anstandes, treu zu bleiben suchte.

Schlusswort.

Das Memento, von dem ich ausgegangen bin, hatte den Zweck, in die rasende Eile der modernen Windmühle eine kleine Pause, einen kurzen Stillstand des Triebwerks zu bringen, um während dem Ruhen des Geklappers einen Blick auf das Mahlgut zu werfen, wozu ein rechter Müller sich hie und da doch die Zeit nehmen sollte.

Die große Hauptsache bei unserm Rennen und Laufen, Denken und Forschen ist und bleibt denn doch das Mehl mit seiner Leib und Seele nährenden Kraft, denn das Klappern allein ist noch kein Beweis, daß die Mühle gutes Korn malt und nicht leer läuft.

Da die Güter dieser Welt und die Genüsse und Leiden hier unten auch gar so furchtbar ungleich und sogar ungerecht verteilt sind, so muß schon nach unsern schwachen Gerechtigkeitsbegriffen eine künftige Ausgleichung als selbstverständlich angenommen werden. Dies setzt aber eine hohe und feine Wage voraus, d. h. ein Gericht, und deshalb ist es gut und der Klugheit angemessen, wenn der Müller die maßgebenden Gewichte und die Qualität seines Produktes prüft, bevor es zu spät ist.

Beschämend ist für uns zivilisierte Menschen, daß die Tierwelt im Ganzen in harmonischerm Verhältnis zu ihresgleichen steht, als

der viel feiner geartete und höher stehende Mensch. Es muß dieser also eine viel tiefere Zerrüttung erfahren haben als jene.

Die Tierwelt hat die Behausung und die ihr schöpferisch gesetzten Schranken nicht verlassen, wie die höher organisierten Engel und Menschen es getan.

Das Tier überfrißt und übersauft sich nicht und meidet instinktiv das Schädliche.

Der Mensch, der sich dem bloßen Erdenverstand, ohne Seelen- und Himmelsverstand, führerlos überlassen sieht, ist im Stande, mit tollem Eifer sein Bestes an Gesundheit und sein Lebensglück zu zerstören, sein frühes Grab zu graben.

Was hilft ihm da der schärfste Intellekt, wenn er gerade das tut, was er nicht eigentlich tun will und umgekehrt!

Wir bedürfen also noch einer andern Verstandesart, als nur der auf das Sinnliche gerichteten, und wir können diese im Gegensatz zu jener Seelenverstand nennen, weil dieser, mit der Fähigkeit, die irdischen Dinge zu beurteilen, sie zugleich unter das höhere Licht des Seelenlebens und durch dieses unter das Himmelslicht stellt.

Nur durch das Letztere, welches als Gottesfunke auf dem Grunde jeder menschlichen Seele schlummert, welche in diese Welt kommt, nimmt der Mensch die ihm bestimmte Würde der Gottesverwandtschaft und Gotteskindschaft an.

Gehören nun aber die drei besonderen Tätigkeiten unserer Persönlichkeit so untrennbar zusammen, so ist es klar, daß die Verkümmerung oder gar die Ausschaltung des Einen oder des Andern eine Karrikatur oder Verzerrung des Menschenbildes bedeutet, und eigentlich einer Vernichtung desselben gleichkommt.

Aber auch die bloße Störung des Gleichgewichts zwischen den drei Fakultäten wird von unheilvollem Einfluß auf den Intellekt selbst und auf das Ebenmaß seines Urteils sein, und ebenso auf die Seele, in ihrem Verhältnis zum Weltleben einerseits und in ihrer Beziehung zum Reich des Geistes anderseits.

Hierin liegt meines unmaßgeblichen Erachtens die Ursache aller menschlichen Mißverständnisse und Mißhelligkeiten, aller ungelösten Welträtsel, an denen die Philosophie vergeblich herumgrübelt, die Religionen und Konfessionen ebenso vergeblich alle Schlüssel der Weisheit, der Tradition, der Klugheit und Superklugheit probieren. Genau betrachtet gelten alle Bewegungen der atmosphärischen, der physikalischen und mechanischen Welt keinem andern Zweck als das verlorene Gleichgewicht zu suchen.

Ganz dasselbe bezwecken die Bewegungen im Innenleben des Menschen. Alle seine Anstrengungen, sein ganzes Dichten, Trachten und Wünschen, gilt, wenn auch unbewußt, dem geheimem Sehnen seines Herzens, einem ahnungsvollen Sehnen nach Ruhe, Frieden und Harmonie. Diese Schätze sind Früchte des perfekten Gleichgewichts,

das uns wenigstens in relativer Wirklichkeit als beneidenswertes Lebensziel und Ideal vorschwebt.

Alles Hohe und Gute wird nur durch Entsagung im Niedrigen und durch Opfer erreicht. Um ins Gleichgewicht zu kommen und festen Grund zu finden, müssen wir uns dazu bequemen, von der Schaukel unserer eigenen persönlichen und wechselnden Meinung herabzusteigen und uns auf Grundsätze zu stützen, die sich seit Jahrtausenden als unerschütterlich bewährt haben.

Ich habe dies für mich selbst getan und auch das neue Grundprinzip meines Erosions- und Wasserbausystems auf die 6000jährige egyptische Pyramidalbaukunst und die noch hunderttausend Jahre ältere pyramidale Schuttkegelbildung gestützt, deren Dasein wir alle kennen. Die Erfahrungen, die ich damit gemacht, erregen den Wunsch in mir, daß auch Andere sie machen möchten. A. Schindler.†

Rundschau.

Brief aus Dänemark.*) II. Unter denjenigen Theologen, welche in den skandinavischen Ländern schon lange großes Verständnis für die geistige Verwandtschaft zwischen Christentum und Sozialismus gehegt haben, steht der Norwege Christopher Bruun in erster Reihe. Er ist eine eigentümliche Gestalt, welche viel mit Johannes dem Täufer gemein hat. Von der romantischen Schule ausgegangen, stellte er sich schon in der Jugend mit tiefem Ernste ideale Ziele und trachtete dieselben zu verwirklichen. Als Student und Teilnehmer an der skandinavischen Studentenkonferenz in den fünfziger Jahren des vorigen Jahrhunderts, hatte er mit Begeisterung gesungen, daß Norwegen und Schweden Dänemark helfen sollten, falls es wieder von Feinden angegriffen würde. Als der Krieg im Jahre 1864 ausbrach, lebte er in Rom, um die Geschichte des Altertums zu studieren. Sobald er konnte, reiste er zurück und meldete sich als Freiwilliger im dänischen Heer.

Nach dem Kriege gründete er eine der ersten Volkshochschulen für Bauern und leitete diese Schule ungefähr zwanzig Jahre.

Während eines langjährigen Kampfes zwischen der konservativen Beamtenpartei und der demokratischen Bauernpartei, kämpfte er immer in erster Linie auf der Seite der Bauern und gab eine besondere Zeitung: „Für freisinniges Christentum" heraus. In dieser Zeitung hat er furchtlos die Verbindung zwischen Christentum und Demokratie behauptet und auch Verständnis für den Sozialismus gezeigt.

Nachdem er Pfarrer in Christiania geworden war, gründete er hier 1894 mit einem anderen hervorragenden Theologen, Pfarrer Thr. Klavenes, eine große und ausgezeichnete Monatsschrift: „Für

*) Vergl. Nr. 12, 1912.

Kirche und Kultur". Diese Zeitschrift ist zwar keine Neue Wege, hat aber doch immer auf neue Wege hingewiesen und die christliche Verpflichtung zur Teilnahme an der Kulturarbeit empfohlen und ist auch sachlichen Erörterungen über dem Sozialismus immer offen gewesen.

Die Auffassung Bruuns bezüglich der sozialen und Friedensbewegung geht u. a. aus folgender Aussprache von 1895 hervor: „In dem Bild, welches die Bibel von dem irdischen Vollkommenheitszustand entwirft, sind zwei Züge, welche über alle anderen hervorragen: Die Abschaffung der Armut und die Abschaffung des Krieges. Die zwei Gedanken, welche unsere Zeit vor allen andern auf die Fahne des Fortschrittes geschrieben hat, sind dieselben wie die, welche deutlicher als alle anderen auf dem prophetischen Programm stehen; die Bibel lehrt ganz sicher, daß ein goldenes Zeitalter des Friedens, ein Reich der Gerechtigkeit und des Friedens auf der Erde kommen wird, wo es dem Armen gut gehen soll und wo der Krieg aufhören wird. Viele leugnen dies und behaupten, daß es nur ein Traum ist. Aber es ist ein Traum, welchen alle Propheten geträumt haben. Und ich bekenne, daß ich lieber mit den Propheten Gottes träumen will, als mit einem spießbürgerlichen Geschlechte klug sein." Diese Aussprache, welche geradezu wie ein Leitstern betrachtet werden kann, könnte sogar von Prof. Ragaz in Neue Wege 1913 geschrieben sein.

Es hat doch auch in den skandinavischen Ländern lange gedauert, ehe eine zielbewußte, von diesem Sterne geleitete Bewegung zum Ausbruche gekommen ist.

Im Jahre 1899 ist ein engerer Ausschuß zur Förderung sozialer Aufklärung, hauptsächlich von den Vertretern der Inneren Mission gegründet worden. Als er weder das notwendige Verständnis noch hinreichende Teilnahme unter den Gemeinden fand, löste er sich nach ungefähr einem Jahr wieder auf.

Im Jahre 1899 ist eine eigentümliche christlich-soziale Organisation, wieder von Vertretern der Inneren Mission (d. h. des Pietismus), ins Leben gerufen worden. In diesem Verein findet man auf einmal sowohl Arbeitgeber als Arbeitnehmer und die Leitung betrachtet es als seine wesentlichste Aufgabe, die Arbeiter vor den sogenannten christentumsfeindlichen sozialistischen Organisationen zu schützen.

Ein solcher Verein, welcher unmöglich die wahren Interessen des Arbeiters verteidigen kann, erregt nur Aergernis unter den gewerkschaftlichen organisierten Arbeitern und schadet deswegen nur das Christentum. Viele ernste christliche Männer bedauern deswegen auch sehr die Existenz dieses Vereins.

Im Jahre 1906 ist in Christiania in Norwegen ein christlich-sozialdemokratischer Verein gebildet worden, welcher sich vollständig der sozialdemokratischen Partei angeschlossen hat. Der Verein gibt eine kleine Monatsschrift heraus und versucht in Wort und Tat zu zeigen, daß es möglich ist, den Sozialismus auf christlicher Grund-

lage zu propagandieren. Bisher ist es doch nur ein ganz kleiner Kreis, welcher sich diesem Verein angeschlossen hat.

In Dänemark wurde im Jahre 1906 ein neuer christlich-sozialer Ausschuß von zehn Männern gebildet, größtenteils Pfarrern. Die meisten der Mitglieder dieses Ausschusses waren Jünger des großen Amerikaners Henry George, welcher viele Anhänger hier hat. Präsident des Ausschusses war Pfarrer Emil Koch aus Odense, ein hervorragender dänischer Pfarrer, welcher gleichzeitig kirchlich gar orthodox und sozial-religiös radikaler Anhänger von Henry George ist. Sekretär wurde ein Landpfarrer, A. Birke, ein politisch Radikaler, eine für die christliche Reformsache sehr tätige Persönlichkeit.

Der Ausschuß hat besonders gewirkt durch:

1. eine große Anzahl von Versammlungen, oft durch Gottesdienst in der lokalen Kirche eingeleitet.
2. Herausgabe von mehreren kleinen Schriften.
3. Zwei soziale Kurse mit Vorträgen über Sozialismus, Georgeismus, Versicherungswesen, Genossenschaftswesen 2c.

Es wurde mittlerweile klar, daß die christliche sozialreformatorische Sache nicht von einem Ausschuß getragen sein kann. Eine religiös-soziale Bewegung ähnlich der in der Schweiz und Frankreich kann nur in einem Verein zum Durchbruch kommen. Aeußeren Anlaß zum Uebergang zu dieser neuen Organisation gab der Kongreß von Besançon 1910. In einer kleinen Schrift von 1911, in welcher ich Bericht über die Verhandlungen in Besançon erstattete, habe ich den Ausschuß aufgefordert, eine neue Organisation gleichmäßig zu probieren. Dieser Aufforderung ist der Ausschuß entgegengekommen.

Am 17. Februar ist der Verein in Kopenhagen unter dem Namen „Christlich-sozialer Verband" ins Leben getreten.

Als Motto für den Verein dient das oben angeführte Wort von Christopher Bruun. Das Programm ist ganz radikal und versucht, die wichtigsten Teile des Sozialismus und Georgeismus zu verschmelzen.

Vorläufig kann der Verein nur aufklärend wirken und schließt sich deswegen keiner Partei an, sondern steht den Männern und Frauen aller Parteien offen.

Wir hoffen, daß es uns gelingen wird, Verbindungen mit gleichwie christlich-sozialen Vereinen anderer Länder zu bekommen. Falls der zweite sozial-reformatorische Kongreß in Basel im Herbst zustande kommt*), hoffen wir, daß auch Dänemark dort repräsentiert sein wird.

Die vorliegenden Aufgaben sind große. Möge es uns gelingen, im Dienste Gottes und zum Wohle der Menschheit etwas zu leisten.

Mit christlichem sozialen Gruß

Fernando Linderberg.

---

*) Soll 1914 stattfinden. Die Red.

Zum belgischen Generalstreik. Es ist noch kaum möglich, über die letzten Vorgänge in Belgien ein definitives Urteil zu fällen und ganz genau den Erfolg des Generalstreiks darzustellen. (Ein direkter Bericht aus Brüssel [aus Arbeiterkreisen], den ich zu meiner Darstellung benützen wollte, ist leider noch nicht eingetroffen.) Möglicherweise ist der Kampf noch nicht zu Ende, und ist, was man für den Frieden halten könnte, nur ein Waffenstillstand. Wenn nicht die Frage der Wahlreform — und zwar in Bälde — in Angriff genommen und gelöst wird, so bricht der Streik von neuem los.

Aber, ob wir einstweilen nur ein Vorspiel zum Hauptgefecht oder die Hauptschlacht gehabt haben — was geschehen ist, ist von solcher Bedeutung, daß wir in den Neuen Wegen in Kürze Stellung dazu nehmen möchten. Wir können später darauf zurückkommen, wenn sich Gelegenheit bietet, diese allgemeinen Betrachtungen an Hand von konkretem Material zu ergänzen.

Von großer Bedeutung ist zunächst die Art, wie der Streik vorbereitet und durchgeführt wurde. Wer seit dem Augenblick, da der Streik von der Arbeiterpartei im Prinzip beschlossen wurde, seine Entstehungsgeschichte genauer verfolgte, mußte darüber staunen, mit welcher Ruhe, Planmäßigkeit und Umsicht die Vorbereitungen getroffen wurden. Am Tage der Niederlage der Wahlreform wäre man in gewissen liberalen Kreisen einem raschen revolutionären Vorgehen nicht abgeneigt gewesen. Man hörte schon den Ruf: „Revolution, Generalstreik!" Davon wollte die Arbeiterbewegung nichts wissen. Sie wollte den Generalstreik, behielt sich aber das Recht vor, ihn zu präparieren und durchzuführen, wie sie es für richtig hielt. So ist der Generalstreik diesmal eine Ueberwindung des Putschismus, eines vielleicht hochherzigen, aber überspannten, übereilten Revolutionarismus durch eine sehr planmäßige, unwiderstehliche, ökonomische Aktion. So gibt es in der Revolutionsgeschichte Entwicklung und Fortschritt. Ein Ereignis von großer symptomatischer Bedeutung. Denn es zeigt uns, daß die Arbeiterschaft über eine furchtbare Waffe verfügt, die sie aber Dank einer gründlichen Einübung mit großer Präzision handhabt, die parat ist, wenn man sie braucht, und die im Augenblick, da sie überflüssig wird, wieder weggelegt werden kann.

Wir sehen einmal mehr — hier vielleicht noch deutlicher — was uns schon frühere Generalstreike gezeigt haben. Wie nämlich das Proletariat, indem es die Waffen gebraucht, die so recht seine Waffen sind, immer mehr in den Mittelpunkt all der modernen Krisen und Kämpfe rückt. Wie es damit frühere Methoden und Taktiken völlig entwertet, ja geradezu lächerlich macht. Und wir sehen auch — gerade das zeigte der belgische Generalstreik — mit welcher Ruhe, Geschlossenheit und Zucht sich das Proletariat in Waffen benehmen kann. Es ist wohl nicht zuviel gesagt: diese Ruhe ist die Ruhe, die aus dem Gefühl der eignen Kraft und Ueberlegenheit fließt. Sie kennt kein nervöses Hasten; sie hat in ihrer stillen, überlegenen Art höchstens

etwas Ironie, der Schwäche und Verlegenheit der Gegner gegenüber. Was sich übrigens in Belgien, dem Lande des Humors und Spottes, von selbst versteht.

Was hingegen in Belgien nicht selbstverständlich ist, ist, daß ein Generalstreik auf diese Weise durchgeführt und siegreich durchgeführt werden konnte. Hier sind Solidarität, geschlossenes Vorgehen, stramme Organisation noch weniger selbstverständlich als sonstwo. Das Land, das Marx als wahres Eldorado der „Laisser-faire" Theorie bezeichnete, ist leider sehr lang das Land gewesen, in dem es die Führer bei der Organisation der Arbeiterschaft mit den größten Schwierigkeiten zu tun hatten. Noch vor wenigen Jahren hörte ich belgische Arbeiterführer darüber klagen, wie schwer es sei, die Arbeiter zu festen Organisationen zusammenzuballen und aus den zersplitterten Einheiten eine feste Phalanx zu bilden. Nun aber scheint die lange, stille, aufopfernde Erziehungsarbeit ihre Früchte gebracht zu haben. In einem Land, in dem allerlei Umstände (Verschiedenheit der Sprache, des Charakters und der Abstammung, Volkstemperament, natürlicher Leichtsinn; Mangel an Solidaritätsgefühl) der Organisation starke Hemmnisse in den Weg legen, ist eine große, im ganzen geschlossene Aktion möglich gewesen und gelungen. Ein Beweis, daß es das Proletarit mit seiner eigenen Erziehung ernst nimmt. Ein Zeichen, daß es in den kommenden Kämpfen seine Bedeutung und seine Verantwortung fühlen wird.

Der Streik hätte furchtbar entarten können. Mit dieser Möglichkeit mußte man rechnen. Ich könnte mir sonst die Abneigung gegen den Streik bei gewissen Führern, die nicht zu den zahmen gehören, einfach nicht erklären. Wenn er trotzdem gelungen ist und keine Entgleisung war, zeigt dies, daß es im Proletariat einen Geist der Zucht und der Kraft gibt, der gerade in schweren, entscheidenden Situationen den Charakter bestimmt und dem Willen die Richtung auf das rechte Ziel gibt. Auch hier ist der belgische Generalstreik symptomatisch von ganz allgemeiner Bedeutung.

Gehen wir von der Form auf den Inhalt über, so erhebt sich zunächst die Frage, was mit dem Streik gewonnen wurde. Scheinbar wenig und doch, wie mich dünkt, recht viel. (Schon daß ein so revolutionäres Temperament wie Anseele das Zeichen zur Einstellung des Kampfes gibt, zeigt, daß ganz bestimmte Erfolge erzielt wurden.) Man muß bedenken, daß die Regierung nicht offen ihre Niederlage erklären und den Rückzug antreten konnte. Man muß sich vor allem darüber klar sein, daß der Generalstreik wieder losbrechen kann und losbrechen wird, sobald es die Arbeiterbewegung für nötig erachtet, die Arbeit der Kommission zu beschleunigen, welche formell das Recht erhalten hat, sich mit der Wahlreform abzugeben.

So bilden hier die proletarischen Waffen die beste Stütze eines ethisch-politischen Ideals und sind die beste Gewähr für die Verwirklichung dieses Ideals. In dieser Hinsicht ist der belgische Generalstreik

von größtem Interesse. Er ist nach syndikalistischer Auffassung kein „reiner Generalstreik" d. h. kein Streik, bei dem die Arbeiter einzig auf ihre Klasseninteressen bedacht sind. Die stärkste Waffe des Klassenkampfes wird für ein politisches, nicht für ein ökonomisches Ideal geführt.

Es handelt sich nicht um die ökonomische Umgestaltung, das eigenste Ziel der Arbeiterbewegung, sondern um die Ausgestaltung der Volksvertretung im Sinn des liberalen Parlamentarismus. Gerade dies verleiht dem Streik ein ganz besonderes Interesse. Denn es liegt darin der Beweis, daß sich die Arbeiterschaft nicht weigert, ihre geschlossenen Reihen noch zu andern Kämpfen aufmarschieren zu lassen, als zu den bloß ökonomischen, wenn es sich um die Beseitigung eines schweren Unrechts und einer traurigen Rückständigkeit handelt (unter denen sie natürlich selber schwer zu leiden hat). Und es liegt darin das Zugeständnis, daß das politische Gerechtigkeitsideal ohnmächtig ist, wenn es nicht von den Arbeitermassen unterstützt wird. So ist gerade dieser Doppelcharakter des belgischen Streiks von höchster Bedeutung. Auch wenn man das eigentliche Kampfgebiet der Arbeiterschaft nicht im politischen sondern im ökonomischen Gebiet erblickt, kann man seine Freude daran haben. Wir haben hier das in unserer Zeit seltene Schauspiel einer organisierten Macht, die sich in den Dienst einer sittlichen Idee stellt.

Der belgische Generalstreik ist das Vorspiel noch größerer und heftigerer Kämpfen. Er ist aber am Vorabend dieser Kämpfe wie eine Verheißung, daß die mächtigen Organisationen des Proletariats im Dienste sittlicher Ideen stehen und kämpfen werden. J. Matthieu.

Ueber die **religiös-soziale Konferenz,** die am 4. und 5. Mai in Bern stattgefunden hat, ausführlich zu berichten, erlauben uns Raum und Zeit nicht mehr; auch ist es ja nicht notwendig. Diese Konferenz hatte den besondern Zweck, die welschen und die deutsch-schweizerischen religiös-sozialen Kreise einander näher zu bringen. Die Berner religiös-soziale Vereinigung hatte die Organisation an die Hand genommen, während die deutsch-schweizerische „Organisation" für eine Zeitlang von großen öffentlichen Konferenzen absehen will, um für eine Weile mehr an der Vertiefung als der Ausbreitung der Sache zu arbeiten.

Man darf sagen, daß die Berner Konferenz im Ganzen wohl gelungen ist. Ihren nächsten Zweck hat sie sicherlich erreicht. Welsche und Deutschschweizer sind sich näher gekommen. Der Besuch war gut, zum Teil sehr gut. Der „Volksabend" fand in überfülltem Saale statt. Man sah deutlich, wie die Bewegung vorwärts geht und zugleich in die Tiefe dringt.

Eine warme und gehobene Stimmung waltete über den Verhandlungen. Ganz besonders haben die Diskussionen sich gehoben, sind lebendiger und bedeutender geworden. Die Gegensätze, die hervortreten, können die Einheit der Bewegung nicht zerreißen, dienen aber dazu, sie lebendig zu erhalten. Das Chaotische, das ihr noch ein wenig anhängt, ist doch wohl auch ein Zeichen, daß mannigfaltiges

Leben da ist und zwar ein Leben, das nicht so leicht in Formeln und Formen geht.

Kurz: ich glaube, daß wir für diese Tagung, trotz ihrer Unvollkommenheiten, dankbar sein dürfen. L. R.

Die Maifeier ohne Alkokolausschank und Wirtschaftsbetrieb durchzuführen, hat die Vorstände- und Delegiertenversammlung des Arbeiterbundes in Basel mit einer Mehrheit von Fünfsechstel beschlossen. Man vergleiche damit die üblichen patriotischen Feiern und unsere Schützen- und Sängerfeste großen und kleinen Stils, und auch die verstocktesten Sozialistenfresser sollten, wenn sie ehrlich sind, einsehen, auf welcher Seite mehr selbstloser Ernst und echte Begeisterung für den wahren Fortschritt zu finden ist. Jedenfalls sollte man nun jene heuchlerische Behauptung nicht mehr zu hören bekommen, daß eine Verkürzung der Arbeitszeit allgemein nur dem vermehrten Wirtshausbesuch Vorschub leiste. Wir gratulieren dem Basler Arbeiterbund zu seinem Vorgehen und hoffen, er finde bald allerwärts Nachahmung.

L. St.

Büchertisch.

Ausgewählte Psalmen, übersetzt und erklärt von Hermann Gunkel. 2. stark vermehrte Auflage. Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht. 1911. Preis geh. 3,80 Mark, in Leinwand 4,60 Mark.

Ein bekannter Vertreter alttestamentlicher Wissenschaft unternimmt es, eine Anzahl der wertvollsten Psalmen modernen Menschen durch eine geschichtlich begründete religiöse Erklärung nahe zu bringen. Zur Lösung dieser Aufgabe bringt er neben seiner wissenschaftlichen Ausrüstung und seinem genialen historischen Blick auch ästhetische Feinheit mit. Wer ein Bedürfnis nach solcher Art von Einführung in die Bibel empfindet, wird nicht leicht einen besseren Führer finden.

L. R.

Bei den Mariaviten. Eindrücke von einer neuen romfreien katholischen Kirche. Von Arthur Rhode, Pastor in Schildberg, Bez. Posen. Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin.

Eine aus persönlicher Berührung geschöpfte Schilderung jener religiösen Bewegung in Polen, die unter dem Namen der Mariaviten Aufsehen erregt. Für Beobachter der Zeit! L. R.

Ich suchte dich, Gott! Von Gottfried Traub. Diedrichs, Jena. 1912.

Drei Jahrgänge von in der Naumannschen „Hilfe" erschienenen Betrachtungen. Es sind Andachten im weitesten Sinne des Wortes, Früchte des Bemühens, ins Herz der Dinge zu sehen und im Augenblick das Ewige zu ergreifen. Die gewohnten geistlichen Pfade sind verlassen; an Stelle eines Bibelwortes steht irgend ein sonstiger Spruch (oft solche, die es an sich wert sind, gekannt zu werden); Gott wird im Alltag gesucht. Oft scheinen sich diese Betrachtungen mehr auf der Peripherie zu bewegen, sie schlagen viel weniger positive Töne an als die Predigten Traubs, dafür werden sie Menschen zusagen, die zunächst dem „Religiösen" im gewöhnlichen Sinne verschlossen sind und doch des tieferen Lebensgehaltes nicht ermangeln möchten. Frisch ist Traub immer und manchmal öffnet sich doch der Blick in die Tiefe. Zweifellos werden Viele für dieses Buch äußerst dankbar sein. Traubs, des Kirchenpolitikers, Wege gefallen uns nicht, auch seine „Theologie" nicht, aber ein Lebendiger ist er bis jetzt geblieben. L. R.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Christen- und Menschentum.

Es ist recht bezeichnend, daß Jesus sein Evangelium keinem aufgedrängt hat. Er spricht vom Reich Gottes, schildert es in Bildern und Skizzen und überläßt es dann dem, der Ohren hat zu hören, die Konsequenzen hieraus zu ziehen und diejenigen Wege zu betreten, die in dies Reich hineinführen. Er kennt kein System, nach dem ein Stand, eine Klasse, eine Partei für die Zustände in der Welt verantwortlich zu machen wären, für ihn schützt weder Kleid noch Name, noch hindern sie im letzten Grunde: der aufrichtige Wille wird mit allem fertig und beseitigt alle Hindernisse. Diesen aufrichtigen Willen in Allen zu wecken, ihn herauszulocken, dazu wendet er nun ganz verschiedene Mittel an, Mittel, die ihn hinreichend in den Verdacht gebracht haben, daß der Zimmermannssohn es mit den selig gepriesenen Armen halte, während er den Reichen „Wehe euch!“ zuruft. Kein Wort der Ermunterung hat er für die Reichen, nur ein hoffnungs- und strebensverminderndes: „Wie schwer wird ein Reicher in das Reich Gottes kommen!“

Wenn indessen beachtet wird, daß Jesus nach dem Wort, daß er das geknickte Rohr nicht zerbrechen werde, die Regel befolgte, niemals dort zu trösten, wo man bereits „seinen Trost dahin hatte“ und weder Mühseligkeit noch Beladenheit kannte, so versteht sich ganz von selbst, daß er den gedrückten und gebeugten Armen ermutigende, aufrichtende Worte sagte und nicht den Reichen. Auf sie, die von früh bis spät in Sorgen um das Brot ringen mußten, legte er kein Wehe: Lazarus wird getröstet, dem reichen Mann Qual und Pein zugesprochen. Und zwar weder um der guten Taten des Armen noch um der schlechten Werke der Reichen willen, sondern lediglich auf Grund des ausgleichenden Prinzips: Jedem sein Teil Plage, jedem sein Teil Trost. Mit eurem Maß wird man euch wieder messen, und das fehlende wird euch hinzugefügt werden. Wer hier herrlich und in Freuden seine zwecklosen Tage beschloß, soll in einem späteren Leben das Feuer der Leiden würdigen lernen.

Nachdem Jesus dieses Ausgleichsprinzip festgelegt hat, gibt er sich keine Mühe, die Reichen vor der ihrer hiernach wartenden Qual zu

bewahren, er unternimmt keinen Evangeliumsfeldzug zu ihrer Rettung: sein Evangelium wird, wie er Johannes sagen läßt, „den Armen verkündigt". Er überläßt es den Gebildeten, ihre Logik auf ihre Verhältnisse selbst anzuwenden, er beschäftigt sich so wenig mit der Frage des Besitzes und seines Rechts und Unrechts, daß niemand von ihm sagen konnte: er verlangt die Armut von uns.

Das tat er auch nicht. Er verlangte überhaupt nichts, sondern stellte es der Erkenntnis des Einzelnen anheim, wie er sich zu entscheiden habe. Darüber aber ließ er diejenigen nicht im Zweifel, die guten Willens waren ihm nachzufolgen, daß dies Nachfolgen bedeute, in seinen Fußstapfen zu wandeln. Jesus war also äußerst feinfühlig, seine Anweisung an die Reichen wie an die Armen war nicht: werde so und so, sondern werde wie ich, folge mir nach, — und du siehst ja wie ich bin: ich habe nicht mein Haupt hinzulegen und meistere doch die Verhältnisse. Anscheinend ist damals nicht wie heute die Frage aufgetaucht: Ja, wir können doch nicht alle Jesusse sein, wo sollte das hin, wenn wir es alle so machen wollten! — Die so Besorgten übersehen, daß es schon gut wäre, wenn nur sie selbst dann wenigstens Jesusse, d. h. Jesus-Nachfolger sein wollten, sagen wir nur ein halbes Dutzend.

So gern man heute sich selbst übersieht, wenn es gilt sich als Opfer zu geben, so wenig glaubten auch zu jener Zeit die Reichen, eine bündige Anweisung für ihr Verhalten von Jesus zu haben, und es geschah denn eines Tages, daß ein reicher und nach Veredelung strebender Mann Jesus selbst aufsuchte, um ihn darüber zu befragen.

Da kommt nun die Antwort. Ist sie nicht zum Erstaunen? Jesus sagt weder: Glaube an mich noch an Gott noch gib dein Geld weg, sondern: Halte die Gebote! — Wieder diese feine Logik: Sei nur treu auf der Stufenleiter des Gesetzes, so wirst du schon zu dem Punkt gelangen, wo du größere Einsicht bekommen und aus ihr heraus das tun wirst, was sich nicht mehr auf das eigene Heil beschränkt.

Aber der Mensch will nicht nur der inneren Stimme das Ohr leihen, sondern begehrt einen äußeren Führer. — „Welche Gebote?" fragt er.

Nun hätte Jesus sagen können: Gott über alles lieben und deinen Nächsten wie dich selbst, das ist das Gesetz und die Propheten! — Er sagt das aber nicht, sondern (bitte, man beachte dies doch): er vermeidet überhaupt jede Bezeichnung Gottes und der Verpflichtungen ihm gegenüber, er spricht zu dem Reichen ausschließlich von dem Verhalten den Mitmenschen gegenüber, und diese konsequente Teilung geht so weit, daß er bei Aufzählung der zu beobachtenden Gebote damit schließt: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst! er läßt also die erste Hälfte des citierten Wortes: Du sollst lieben Gott über alles — einfach weg.

Dies ist seine Antwort auf die Frage, wie ein Reicher „das ewige Leben erlange". — Und wenn dem so ist, so bleibt nur der

Schluß übrig, daß die Stellung des äußeren Reichseins als solche ausschließlich den Gottesdienst zu beobachten hat, Gott in den Menschen zu sehen und ihm darin zu dienen.

Im Vorübergehen noch einen Blick auf die Reihenfolge der von Jesus aufgezählten Gebote. Die sogenannten wichtigen Gebote (die „von den Pflichten gegen Gott"), also das erste bis dritte, läßt er vollständig weg. Auch dann beginnt er nicht mit der mosaischen Reihenfolge, sondern mit dem leichtesten „Du sollst nicht töten!" Dann kommt die Stufenleiter: nicht ehebrechen, nicht stehlen, nicht falsch Zeugnis reden, Vater und Mutter ehren, den Nächsten lieben — wie sich selber.

Wie jemand, der seinen Nächsten so lieben will wie sich selber, reich bleiben kann, während die Aussätzigen und Blinden am Wege betteln, das entgeht diesem jungen Juden vollständig, und ihm muß es daher Jesus handgreiflich sagen: wenn du das wirklich glaubst getan zu haben, dann ist es hoch an der Zeit es zu beweisen, indem du dein Besitztum verkaufst und es denen austeilst, die bedürftig sind.

Und dann, nachdem du durch dieses Tor, durch dieses enge Nadelöhr, gegangen bist — bitte nicht eher! — komm' und folge mir nach.

Kaum gesprochen, zeigt sich, wie es mit der Liebe zum Nächsten („wie dich selbst") bestellt gewesen ist. Der Reiche verzichtet mit Dank auf den Schatz, den er im Himmel haben soll, wenn er seine „vielen Güter" auf der Erde verkaufen und den Erlös verschenken würde. Er verzichtet darauf, sein eigenes Wort wahr zu machen, und seine schöne Phrase, was er tun müßte, das „ewige Leben" zu erlangen, zeigt sich in dem unbarmhig durchdringenden Licht als hohle Schwäche, als Mäntelchen, das eigene innere Licht verdecken zu können. Aeußere Autorität, wer deiner bedarf, der hat vorher seine innere vom Thron gestoßen. Und wer die äußere verstärken hilft, verhindert den Menschen, zu seiner Bestimmung zu gelangen. Darum unternimmt Jesus keinen Versuch, den Mann weiter zu belehren, denn *wem die sozialen Tatsachen nichts zu sagen haben*, dem hilft auch eine Antwort aus dem Munde eines Gottessohnes nicht weiter. Er geht hin und kehrt niemals wieder. Niemals als ein — Nachfolger.

Daß die Jünger Jesu das meisterliche Vorbild nicht anders aufgefaßt haben wie die Bedeutung der geschilderten Episode, beweist das jetzt folgende Wort des Petrus. Siehe, *wir haben* (1.) das Eigene verlassen und sind (2.) dir nachgefolgt! Für sie, die Leute mit der unverdorbenen Logik, hatte es keines Hinweises bedurft, daß man, um Jesus nachfolgen zu können, erst wie Jesus sein müsse. Sie bilden seitdem eine Genossenschaft, einen Staat im Kleinen, in welchem jeder ein Arbeiter und niemand Besitzer und Herr des Weinberges ist. Vielmehr lehren sie, daß der Herr des Weinberges wiederkommen werde, um diejenigen „übel umzubringen", die den Weinberg gern für sich behalten, also den Begriff des Eigentums am Boden verteidigen möchten. Und daß dieser Gedankengang den Kern dessen trifft, was Jesus das Himmelreich nennt, zeigt das nun unmittelbar folgende

Gleichnis von den Arbeitern, die, gleichviel, wann sie berufen wurden, je einen Denar Lohn bekommen.

Also gleiche Verteilung der materiellen Güter heißt das, aber wann, das ist die Frage.

Nicht nach dem Tode, auch nicht durch Revolutionen und Staatsumwälzungen, die nur auf eine Formveränderung des Egoismus hinzielen, sondern nachdem es gelungen ist, alle Müßiggänger zur Mitarbeit heranzuziehen. Alle, die noch andere für sich arbeiten lassen, selbst aber nur müßig am Markte stehen, sollen in Zukunft in die Reihen der tätigen Weinbergsarbeiter eingegliedert werden, sollen ihr selbsterworbenes Brot essen durch Arbeit für die Allgemeinheit. So haben wir denn außer der großen Masse der Berufsarbeiter solche, die fortlaufend von der Stimme, die an Gewissen und Einsicht appelliert, auserwählt werden aus der herrschenden, Luxus, Sport und heillose Torheit treibenden Gesellschaftsklasse der müßigen Minderheit, wir haben die vielen Berufenen und wenigen Auserwählten — aber schließlich nur Arbeiter, die ihrer Speise wert sind.

Wem die Augen geöffnet sind für das Interesse Jesu an den sozialen Verhältnissen, der findet denselben Faden dann weiterlaufen in der nun folgenden Aufrichtung der Verfassung im Jünger-Staat: keine Rangordnung durch Fürsprache und Kniefälle, sondern zu meiner Rechten und Linken kann nur sitzen, wer den Kelch mit mir trinkt, d. h. restlos mir nachfolgt.

Und dann kommt das unvergleichlich klare, Jesu politische Anschauung so unverhohlen deutlich aussprechende Wort: „Ihr wisset, daß die Fürsten die Völker unterjochen und die Großen sie vergewaltigen!" Dies „ihr wisset" setzt voraus, daß Jesus seine Jünger über politische Verhältnisse wissend gemacht hat, und wenn, seitdem es Kanzeln gibt, dies Wort zu denen gehört, die aus der Liste der Predigttexte „weggelassen werden", so ist dies auch der Grund, weswegen die sogenannten Gläubigen auf politischem Gebiet heut durchaus „nicht wissen", Unwissende sind und deshalb auch Untätige.

Würde dies Wort nicht in der Bibel stehen, so hätte es manchen Sturm zu erleiden. So aber ist es gut aufgehoben, man geht leis drum herum und rührt's nicht an. Denn die Sache ist sehr gefährlich, zum mindesten würde jeder Reichstagsabgeordnete einen Ordnungsruf und zahlreiche Pfuis dafür ernten.

Hier scheitert jeder Kittversuch, das Christentum mit staatlicher Gewaltherrschaft zusammen zu kleben. Unter euch soll es nicht also sein!

Der Begriff Christ ist also nur denkbar im Gegensatz zum Begriff des Gewaltsstaates, der auf die Hilfsmittel des Mammons angewiesen ist. Alles andere, der jahrhundertdicke Wust von Vertuschungen und Einwänden geht uns nichts an, geht die nichts an, denen das Wort gilt: „Ihr wisset!"

Die andern mögen weiter träumen, bis ein Meister auch ihnen

in Wahrheit sagen kann: Ihr wisset! — folgedessen soll es unter euch nicht so sein!

Lukas, der dieselbe Geschichte von dem reichen Jüngling berichtet, erzählt dann zur Ermunterung den Fall, in dem ein Reicher wirklich zu einem auserwählten Arbeiter wurde. Sehr fein gesagt ist dabei, daß diesen reichen Oberzöllner die misera plebs, das Volk, die Masse, hinderte, zu einem persönlichen Erleben Jesu zu kommen. Ehe er das kann, muß er erst ganz offenkundig eine Stellung einnehmen, die es am hellen lichten Tag zur Anschauung bringt: Dieser war bisher keiner aus dem Volk, sondern einer über dem Volk, ein Ausbeuter! Das erste Wort Jesu an ihn lautet deshalb auch: Steige eilends herab! Herab von deinem Maulbeerbaum, du, der du durch dein glatt geöltes Maulwerk unter dem Schutz der staatlichen Waffen das Volk bestiehlst!

Das erste Wort dieses Reichen in seinem Hause ist deshalb nicht: Heute glaube ich an dich, heute gebe ich dir mein Herz oder 50,000 Denar zur Gründung eines Aussätzigenheims, sondern:

„Die Hälfte der Güter gebe ich den Armen, und wo ich jemand betrogen habe, gebe ich es vierfältig wieder!"

Es wird sich jedermann ausrechnen können, wieviel da von dem Vermögen geblieben ist. Vierfältig! So urteilt einer und das galt einem für angemessen, der gewiß etwas von Zahlen und vom Rechnen verstand. Bis heute haben wenige Prediger diesen Ernst erfaßt, sonst müßten auch sie bei all dem vielen „Evangeliumsverkünden" einen so meisterähnlichen Einfluß und Eindruck auf die Zoll- und Börsenleute gemacht haben, daß man es wieder einmal bei hellem, lichtem Tage hörte: Wo ich „betrogen" habe, zahle ich vierfach zurück! Aber man hört nichs dergleichen.

Heute — und seit vielen Jahrhunderten — sagt man:

Das ist überspannt!

Das mag ja sein, aber dann müssen wir jede Hoffnung aufgeben, daß je auf einer nur annähernd ähnlichen Basis das „Reich Gottes" kommen könnte, — dann müßten wir uns die Wegrichtung von unseren nicht so Ueberspannten weiter weisen lassen, denn Jesus gab von der Praxis des Oberzöllners und Finanziers das Urteil ab: Heute ist diesem Hause Heil wiederfahren!

Wenn wir dann auch nur wenige sind, die in derselben Weise Heil für alle Häuser und die ganze Welt erwarten: es ist an uns, die Reden Jesu und die ganze Bibel nicht zu einem seelisch-selbstsüchtigen Erbauungszweck zu mißbrauchen, sondern auf ein „eilendes Herniedersteigen" unters Volk bedacht zu sein, um wie jener, der sich „entäußerte und Knechtsgestalt annahm", dem Volk zu helfen, dem uns das Leben zugeteilt hat, und die Größe darin zu suchen, daß wir „aller Diener" werden.

W. Müller, Berlin.

Jesus, das Geld und Wir.

Geld regiert die Welt! sagt man. Und ist es nicht so? Man nennt unsere Zeit gern eine materielle. Und wirklich sehen wir heutzutage deutlicher als jemals, daß auch dort, wo wir meinten, die Gefühle und Meinungen, Liebe und Haß der Menschen seien das Entscheidende, hinter diesen Gefühlen, sie bestimmend und sie hervorrufend, das Geld und immer wieder das Geld steht.

Man kann von einer Weltherrschaft des Geldes sprechen. Wenn man sich einmal die Frage vorlegt, wer mehr Einfluß und Gewalt habe — die Könige oder die Kapitalisten, so wird die Antwort wohl sicher „die Kapitalisten" heißen müssen. Es gab einmal eine Zeit, da pochte man auf Vorrechte der Geburt, der Abstammung, der Grafen- und der Fürstenkronen: heute ist der Wert dieser sogen. „Geburtsaristokratie" bedenklich gesunken und eine neue „Geldaristokratie" aufgekommen. Und zwar ist der Einfluß des Kapitals und der Kapitalisten auf das ganze öffentliche Leben, auf die Gesetzgebung und Beschlußfassung manches Parlamentes in allen Ländern ausschlaggebend; er ist in den Republiken ebenso nachzuweisen wie in den Monarchieen. Und auch die sog. „freie" Volksmeinung ist — leider! — oft nur eine dünne Verkleidung, hinter der das blendende Metall nur allzudeutlich hervorblitzt. Denken wir nur an das Bild des Riesenwahlkampfes in Amerika und der hierbei von allen Parteien aufgewandten Riesensummen.

Da nun aber in dem heutigen Leben der Menschen unter einander sich alle menschlichen Einrichtungen und Wertschätzungen auf Geld aufbauen, nimmt eben nur der im allgemeinen an den Einrichtungen der Kultur teil, wer — Geld hat. Das lehrt uns ein Blick in unsere Zeit: All die Einrichtungen der sogen. „höheren" Schulen, der Bildungsstätten für Kunst und Wissenschaften, Theater und Universitäten — sind nur für den da, dessen Eltern sich solche Ausgaben „leisten" können. Wer aber als noch so regsames und strebsames Kind sog. kleiner, armer Leute aufwächst — sei sein Vater nun Arbeiter, Handwerker, Kaufmann, Bauer oder Beamter — ist im Allgemeinen davon ausgeschlossen, und wenn ein inwendiger Trieb ihn auch voll Sehnsucht zum Lernen und zur Ausbildung des Geistes hintriebe. — Selbst das alte Trostmittel, daß man sich wenigstens die Gesundheit nicht kaufen könne, verfängt nicht mehr recht. Denn stehen nicht gerade wieder dem, der Geld hat, die teueren und wirksameren Heilmittel und Heilstätten zur Verfügung, während mancher Arme dahinsiecht, der durch eine teure Reise nach dem warmen Süden vielleicht gerettet werden könnte, wenn nur das Geld da wäre!

Aus all diesen bitteren Tatsächlichkeiten greift uns eine — ob gute oder böse bleibe dahingestellt! — gewaltige Macht des Geldes entgegen: das Geld teilt die Menschen in zwei Klassen: die Reichen

und die Armen, die Bevorrechteten und die Unterdrückten. Wer das Geld und die an ihm hängenden Güter: Macht, Freude und Lebensgenuß hat, will es festhalten mit aller Macht und allen Mitteln. Sehnsucht nach Schönheit, Wissen und Macht aber ist in gleichem Maße in allen Menschen vorhanden! Wenn nun aber das Geld gleichsam der Zauberschlüssel ist, der alle Schönheiten der Erde, Kunst, Wissen, Gesundheit und Lebensgenuß erschließt, wie sollte dann nicht in den von dem allen wie von einem unverständlichen Schicksal ausgeschlossenen Klassen und Menschen eine wilde, haßerfüllte Gier aufbrechen, die auch ihre Sehnsucht nach Sonnenschein und Freude stillen und darum an dem gelben Zaubermetall teilhaben wollen!

Die erbitterte Schärfe und den bis zur Ungerechtigkeit gesteigerten Haß, der uns aus den sozialen Kämpfen der Arbeiter mit den Kapitalisten entgegenflammt, werden wir nur verstehen müssen!

Man sagt wohl manchmal, daß auch unter denen, die heute allein wirksam den Kampf gegen die Kapitalisten führen, in den Reihen der Sozialdemokratie, manche in dem Augenblick von allem Kampf abstehen würden, wo sie selbst — oder ihre Klasse — an dem von ihnen bekämpften Geld genügenden Anteil hätten. Gewiß bekämpft auch da manch einer nur aus persönlichem oder Klassen-Egoismus und Verärgertsein die gegenwärtige Verteilung des Geldes, weil sie — welch eine Unterlassung des Schicksals! — dabei übersehen wurden! Aber was besagt das! Viele sind es doch auch, und auf die kommt es an, die des Geldes überhaupt nicht mehr recht froh werden können, weil ihnen aus seinem Vorhandensein eine sie im Tiefsten bewegende und darum wahrhaft religiöse Frage entgegenleuchtet.

Das Geld ist die größte Macht auf Erden. Es baut Maschinen. Es setzt Fabriken in Bewegung und treibt Riesendampfer. Es legt Landstriche trocken und führt den Wüsteneien Wasser zu. Es umspannt die ganze Erde mit einem Netz gegenseitiger Beziehungen und friedlichen, aber unendlichen aufreibenden Ringens, das das stärkste Hemmnis eines Krieges ist: Lauter Wunder über Wunder.

Es zerreißt die Menschheit in zwei Teile: Es gibt den einen Genuß über Genuß und schlägt die andern mit sinnenbetörender Gier und dem aus ungerechter Zurücksetzung geborenem sinnlosem Haß; diese vom Geld abhängige, orientierte und gestaltete Menschheit scheint das größte Wunder zu sein.

Das Geld ist die größte Macht der Erde. Und diese Macht wirkt Wunder: Ist sie Gottes Stimme? Ist sie des Satans Stimme? das ist die Frage, die in dem religiösen Menschen aufsteht.

Gehen wir, um auf diese Frage Antwort zu finden, zu einem Mann, der außerhalb allen politischen Getriebes und aller Parteien steht, Jesus von Nazareth. Bei ihm sind wir sicher, nicht ein von der Parteibrille getrübtes Bild zu finden; denn er, den schon jede Partei für sich in Anspruch genommen hat, geht durch sie alle hindurch. Denn er fragt nicht nach Fortkommen oder Ansehen bei

den Menschen, sondern nur nach Gott. Und wo er mit bebender Leidenschaft spricht, ist es die lohende Gottesleidenschaft, die seinen Gott bedroht und eingeschränkt sieht.

Wenn man nun alle Aeußerungen Jesu über die Geldleute seiner Zeit und über das Geld, soweit sie uns in den Evangelien noch erhalten sind, zusammenstellt, erschrickt man, wie ablehnend und feindlich sich Jesus zu diesen Mächten des Lebens gestellt hat. Man hat einmal gesagt: Wenn heute einer in ähnlicher Weise wie Jesus von den Kapitalisten unserer Tage zu reden versuchte, würde er bald von dem Staatsanwalt wegen schwerer Beleidigung oder gar wegen „Aufreizung der Massen zum Klassenhaß" belangt werden.

So mild und weich Jesus von und mit den Armen, Gedrückten, Geplagten und Ausgebeuteten spricht, so schroffe und harte Töne findet er den Besitzenden gegenüber. — Mit welchem Spott weiß er sie vor den aufhorchenden Massen zu malen als die Leute, die in langen Kleidern über den Marktplatz stolzieren und nur darauf achten, daß jedermann sie grüße! Mit welch schroffen Worten zeichnet er den Gegensatz zwischen Reichtum und Elend, wenn er von dem „reichen Mann" spricht, der „sich alle Tage köstlich in Purpur und feine Leinwand kleidet", und dem armen Schlucker, der „gierig nach dem Abfall von des Reichen Tische greift!" In wie verletzender Weise stellt er die ganze Heuchelei der reichen Oberschicht des jüdischen Volkes bloß:

„Ihr legt den Menschen unerträgliche Lasten auf den Hals, aber ihr selbst wollt sie nicht mit einem Finger anrühren." — „Ihr achtet wohl auf das Reinhalten der Eßgeräte, aber inwendig seid ihr voll Raub und Fraß!" — „Barmherzigkeit predigt ihr, aber ihr freßt der Witwen Häuser!" — „Uebertünchte Gräber seid ihr, die auswendig hübsch erscheinen, aber inwendig seid ihr voll Totenbeine und voll Unflat!" (Matth. 23, Luc. 11,35—52, 20,45 ff., Mrk. 12,38 ff).

Luc. 11,45 ist uns ein kleines Wort eines der so hart Angegriffenen aufbewahrt, das die Situation gut beleuchtet: Es lautet: „Meister, mit solchen Worten schmähest du uns?" Jesus war durchaus nicht voll kühler Sachlichkeit in diesem Kampf; eine heiße Leidenschaft leuchtet aus seinen Worten hervor. Wie ein Kampfruf klingen seine Worte, die er ihnen einmal ins Gesicht schleudert:

„Wehe euch Reichen, denn ihr habt euren Trost dahin!
Wehe euch Satten, denn ihr werdet hungern!
Wehe euch, ihr Lachenden, denn ihr werdet trauern und weinen!
Wehe euch, wenn euch die Leute schmeicheln . . .!"

Sie, die von allen beneidet wurden um ihren Besitz an Geld und Gut, lernten einen kennen, der nur Mitleid, grenzenloses Mitleid mit ihnen hatte. Sie, die gewöhnt waren, Unterwürfigkeit, Ehre und Gehorsam bei allen zu finden, lernten einen kennen, der mit klarer Deutlichkeit und verletzender Schärfe ihnen die Wahrheit sagte, ohne

daß ihr Geld sie hätte davor schützen können. Ihr Geld schien für diesen Menschen überhaupt nicht zu existieren. Vielmehr schien er gerade ihr Geld als die Macht zu betrachten, die er um allen Preis bekämpfen müßte.

Es muß eingeschaltet werden, daß diese Abkehr Jesu von allem, was für reich, vornehm und angesehen in der Welt galt, nur die selbstverständliche Kehrseite ist von seiner glühenden Liebe zu allen Armen, Elenden, Verachteten und Verkommenen. — Es ist nicht wahr, daß Jesus zu allen Menschen gekommen ist: Nur die Armen, Ausgestoßenen, Hungernden und Weinenden rief er zu sich: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid . . .!" Wer Geld hat, ist im allgemeinen nicht „mühselig und beladen".

Gewiß gab es damals ebenso wie heute auch unter denen, die genug Geld zu einem sorgenlosen Leben hatten, solche, die das Gefühl beseelte, in all dem Geld doch nicht glücklich zu sein. Solche Reiche sind, getrieben von der Stimme der Sehnsucht, auch zu Jesus gekommen, wenn sie auch selten gewesen sein mögen. Als einmal ein junger, reicher Besitzer zu Jesus kommt, heißt es: „Jesus sah ihn an und gewann den Menschen lieb." Aber das wollen wir wohl beachten: Sein Geld schließt ihn trotzdem von der Gemeinschaft mit Jesus aus: „Gehe hin und verkaufe alles, was du hast. Er aber ging traurig davon, denn er hatte viele Güter." (Mrk. 10). Obwohl Jesus den Menschen liebt, kann er ihm nicht Trost, Frieden und Kraft geben. Er kann nicht, solange jener sein Geld behält. Bei dieser Gelegenheit sagt Jesus auch jenes furchtbare, harte, beinahe grausame Wort, das die Kirchen Jesu oft vergessen zu haben scheinen, und dessen sich die Christen erst heute wieder zu erinnern anfangen: „Es ist leichter, daß ein Kamel durch ein Nadelöhr gehe, als daß ein Reicher in das Reich Gottes komme!" (Mrk. 10,25). Nicht Jesus ist grausam; denn er würde niemanden von dem Glück des Gottesreiches, das er erkämpfen und unter den Menschen entstehen sehen will, ausschließen, sondern der Reiche wird von seinem Geld ganz von selbst von diesem Gottesreich ausgeschlossen; diese Wirkung gleicht der eines unnachsichtig und selbstverständlichen Naturgesetzes: „Ja, wer kann denn dann selig werden?" — — —

Man hat Jesus von Seiten der Sozialdemokratie als „ersten Sozialdemokraten" für sich in Beschlag genommen. Daran ist richtig, daß Jesus immer auf Seiten der Armen, Unterdrückten und Ausgebeuteten gestanden hat. Und sicher ist, daß er, der so scharf gegen die zu Felde zog, die „der Witwen Häuser fressen", heute gegen jenes System der Ausbeutung und Vergewaltigung der wirtschaftlich Schwächeren, das wir „Kapitalismus" nennen, kämpfen würde. Aber dennoch müssen wir einige Punkte beachten, die es unmöglich machen, Jesus so schlechthin als Sozialdemokraten anzusprechen.

Für Jesus handelt es sich überhaupt nicht um Politik oder Sammlung einer politischen Partei. Er geht durch alle Parteien hin-

durch und sucht den Menschen, die Menschenseele, die in all dem Alltagstreiben mit sehnsuchtsschweren, hungrigen Augen ausschaut nach etwas, was sie füllt, was sie frei von allen Lasten und glücklich machen kann. Und freilich solch hungrige Menschen, hungrig nach Verständnis, Trost und Frieden begegneten ihm allermeist unter den Armen, Elenden, Gedrückten und — wer möchte es glauben? — unter den von der menschlichen Gesellschaft wegen mannigfacher Verbrechen Ausgestoßenen und Ausgeschlossenen! Unter den „verlorenen Menschen" fanden sich gar viele, deren Gottessehnsucht unverloren war! Wer will sie verdammen vor den Tugendbolden der menschlichen Gesellschaft, die in dem satten Tugendbewußtsein, nie etwas Böses begangen zu haben, das Beste in sich, jene tiefe Gottessehnsucht, verloren haben!

Von hier aus können wir die hohe und weite Meinung Jesu verstehen, daß der Unterschied, den wir Menschen zwischen „gut und böse" zu machen pflegen, von Gott aus gesehen, sehr geringfügig sei: denn „Gott läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute und läßt regnen über Gerechte und Ungerechte." Das Böse scheidet den Menschen nicht von Gott: Gottes Liebe umfängt in gleicherweise Gute und Böse. Ja, von der aufgehenden Sonne der Gottesliebe verschwindet das Böse, wie die Schatten der Häuser kürzer und kürzer werden, je höher die Sonne steigt.

Noch ein anderes Moment gilt es zu beachten: Jesus denkt auch nicht im Entferntesten daran, in und durch diesen Kampf seine Lage zu verbessern. Das soll aber nicht etwa besagen, daß die Lage Jesu derart gewesen wäre, daß sie nicht hätte verbessert zu werden brauchen. Jesus war ja selbst ein Mann aus dem Volk, ein Proletarier, kleinen gedrückten Verhältnissen entstammend.

Joseph und Maria hatten viele Kinder: Jakob, Joses, Judas und Simon werden uns als Brüder Jesu genannt, dazu noch Schwestern, zum wenigsten also sieben Geschwister. Der Vater, der wie die Zimmerleute in Palästina heute noch wohl ein Wanderhandwerker war, mag nicht viel daheim gewesen sein: Im Frühjahr zog er mit Richtmaß, Axt und Säge aus, um Arbeit zu suchen, wo man ihn brauchen würde. Jesus hat seines Vaters Handwerk gelernt; er wird Mark. 6,3 schlechthin „der Zimmermann" genannt. Wahrscheinlich hat er nach dem frühen Tod seines Vaters als Erstgeborener die Sorge für Mutter und jüngere Geschwister übernehmen müssen. So ist Jesus in den kleinen und engen Verhältnissen eines armseligen Dorfes groß geworden. Er hat selbst an seinem Teil fühlen müssen, wie schwer sich die Kleinen abplagen müssen, um überhaupt leben zu können. Er hat Zeiten der Arbeitslosigkeit und der Not gekannt. Er hat mit seinen Arbeitgebern um den Lohn gemarktet, hat Lob und Tadel von ihnen hingenommen, hat Ueberstunden gemacht, sich auch wohl Abzüge gefallen lassen müssen. — Wir wissen nicht, wie lange Jesus dieses eintönig-armselige Leben ertrug.

Und als er dann, er muß 30, vielleicht 40 Jahre alt gewesen

sein, mit seiner neu gewonnenen Erkenntnis und seinen neu geworbenen Freunden ohne Arbeit und ohne Geld durch das Land zog, die Menschen für das von ihm ersehnte und erhoffte Gottesreich zu gewinnen, wie oft mag er da gehungert und gedürstet haben, hatten sie doch nicht einmal die paar Pfennige übrig, um im Gasthaus oder in einer Stallung übernachten zu können, sondern suchten sich im Waldesdickicht eine Unterkunft für die Nacht. Scherzend weist Jesus einmal darauf hin, daß es Vögel und Füchse hierin besser hätten als er.

Aber das ist es: er nimmt die Dürftigkeit und Armseligkeit in seinem Leben gar nicht ernst! Denn er entbehrt nichts ihm Wesentliches oder Wertvolles. Ihm liegt nichts an Geld und Gut. Er weiß, daß der arme Mensch den Quellen innerer Freude und inneren Entzückens näher ist als der Mann, der sich täglich sorglos und mit Wohlbehagen an den reichlich gedeckten Tisch setzt.

Es ist geradezu merkwürdig, welch überraschender Jubelton uns entgegenklingt, wenn Jesus von den Armen spricht. Wie ein Lied klingen jene Worte vom „Schatz des Armen", die Luc. 6,20—22 stehen, wie ein Lied muß man sie auch lesen:

„Selig ihr Armen, denn ihr habt die Gottesherrschaft!
Selig ihr Hungernden, denn ihr sollt satt werden!
Selig ihr Weinenden, denn ihr werdet lachen!
Selig seid ihr, wenn die Leute euch hassen und ausschließen und in schlechten Ruf bringen:
Freuet euch und hüpfet; siehe, euer Lohn ist groß bei Gott!

Die Armen, von allen bemitleidet, brauchen das Mitleid durchaus nicht. Sie *haben* jetzt schon gegenwärtig, ohne es zu wissen, in sich einen Schatz, dessen Besitz über alles Verstehen glücklich macht und sie weit hinweghebt über alle Entbehrungen des armen Lebens. Jesus darf die Armen darauf hinweisen, ohne daß man seine Worte als Spott deutet: hat er doch selbst darin das Glück und den festen Punkt seines Lebens gefunden, daß er merkte, wie gerade in Armut, Hunger und Verachtetsein ein himmlischer Reichtum und eine göttliche Fülle seine Seele zum Ueberströmen brachte.

Gleichwohl gilt der Kampf Jesu doch auch wieder einer besseren — oder sagen wir gleich gerechteren Ordnung der Lebensverhältnisse auf Erden. Dem Glück, das sein Inneres erfüllt, fehlt noch etwas, solange er sieht, wie die ganze Menschheit stöhnt und sich windet in Ungerechtigkeit, Lüge, Heuchelei und Gewalt. Und so setzt er sein Leben ein, daß dieser greuelvolle Zustand einmal ende. Im verzückten Geist sieht er eine Zeit herannahen, da die Menschen von *einem* Gottesgeist durchflutet, sich untereinander als Brüder und Schwestern anerkennen und lieben werden.

Es sind auch unter uns gar viele ehrliche Menschen mit warmem Herzen, die auch auf eine bessere Zukunft des Menschengeschlechts auf ihre Art arbeiten. Das aber unterscheidet sie von Jesus, daß sie in

diesem ihrem Streben meinen ohne Gott auskommen zu können; es käme da wohl auf allerhand Einrichtungen, Gesetzesvorschläge und revisionen an, aber was sollte Gott dabei? Jesus aber ist sich bewußt, daß dies alles — auch bessere Gesetze! — nur durch Gott und mit Gott kommen kann. Erst müssen die Menschen von einer neuen und wirklichen Gottesbegeisterung erfaßt werden, dann werden sie ihr Leben und die Lebensverhältnisse unter einander mit Gerechtigkeit und Liebe einrichten.

Jesu Leben erhält dadurch diese unerhörte Wucht und Gewalt, daß seine ganze Kampfesleidenschaft dem Einen gilt, hinter dem alles andere zurücktritt, seinem Gott. Gottes Feind muß besiegt werden, damit Gott groß und herrlich in seiner Menschheit aufsteigen kann!

Und nun kommt die überraschend-kühne Wendung Jesu: das Geld — das ist der Feind Gottes! Die religiöse Motivation seiner Feindschaft gegen das Geld macht seine Gegnerschaft zu einer radikalen.

Jesus greift nicht die Kapitalisten an, weil er etwa wünscht, daß alle Armen etwas mehr Geld zu einem geruhigen und behaglichen Leben hätten: Jesus war der Feind jeden Anspruchs auf ein ruhiges und behagliches Leben.

Er war auch durchaus nicht der Meinung, daß jeder Reiche ein grausamer und schlechter Mensch sein müsse. Natürlich wußte er, daß es auch schlechte Arme und gute Reiche gäbe. Ist nicht der „reiche Mann" im Gleichnis ein gar milder, liebenswürdiger Mann? Welcher von unsern Kapitalisten würde es wohl dulden, daß ein mit einer scheußlichen Krankheit behafteter Bettler sich dauernd auf der Treppe oder etwa in der Küche seiner Villa niederließe und auf die Abfälle von den herrschaftlichen Mahlzeiten warte? Unsere „christlichen" Reichen sind sicher nicht so milde und würden sofort nach der Polizei telephonieren, um den unsaubern und verdächtigen Gesellen aus ihren Augen und in ein sicheres Gewahrsam zu befördern! Und — Hand aufs Herz: wer von uns würde das denn dulden, er sei nun Bauer, Handwerker, Beamter oder Arbeiter? Also der „reiche Mann" ist eigentlich ein von uns unerreichtes Muster von Gutmütigkeit und Milde. Und doch wird er verworfen. Nur eins kann der Grund sein: Sein Geld trennt ihn von Gott.

Wer von uns würde sich nicht freuen, wenn er unerwartet einmal ein paar Groschen mehr verdient hat? Jesus konnte sich nicht über Geld freuen. Er freute sich, wenn er einen sah, der Geld weggab. Denn damit rückt nach seiner Meinung der Mensch Gott nahe.

Jesus sah in all den Goldstücken, großen wie kleinen, kupfernen wie goldenen, das Hervortreten und Wirksamwerden einer in sich zusammenhängenden, bösen Macht. Darum sind auch ein paar Groschen nicht harmlos. Nicht nur der Millionär, auch der arme Schlucker,

der sich mühsam seine paar Groschen verdient, tritt in Berührung mit dieser Macht des Bösen.

Wer weiß, ob nicht Jesus, der bei seinem Umherziehen ja ganz auf die Gaben guter Freunde angewiesen war, nur Lebensmittel, aber nie Geld genommen hat? Als man ihn einst fragt, ob man dem Staat Steuern zahlen müsse und er Bild und Umschrift eines Geldstückes zur Antwort benutzen will, muß er sich erst von den Umstehenden ein Geldstück geben lassen: Er scheint kein Geld bei sich getragen zu haben.

Ja, wahrlich — so sonderbar uns diese Meinung Jesu vorkommen mag: Er sah in dem Geld den wirklichen Satan. Gott und Geld sind zwei unversöhnliche Feinde; hier gibt es keinen Kompromiß für den Menschen. Wer Geld hat, den hat das Geld. Der ist darum getrennt von Gott.

Alle bösen Leidenschaften, Fehler und Irrungen der Menschen überstrahlt und tilgt die Sonne der Gottesliebe. Aber vor dem, der Geld hat, macht sie halt, *solange er Geld hat*. Da tut sich ein abgrundtiefer Riß auf, der auch von Gott aus unüberbrückbar ist; denn er besteht nicht in Stimmungen, Neigungen, Fehlern, Leidenschaften der Menschen. Er entsteht durch etwas, was außerhalb des Menschen liegt, durch eine wirkliche, böse Macht, einem dämonischen Willen, der dem Gotteswillen entgegengesetzt ist: das harte, schmutzige Geld — *das* ist Satan, der die Menschen beherscht!

„Niemand kann zweien Herrn dienen: Entweder er wird den einen hassen und den andern lieben; oder er wird dem einen anhangen und den andern verachten; Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon (Matth. 6,29).

Wir Christen meinen freilich, Gott *und* dem Mammon dienen zu können. Und so machen wir uns statt Gottes einen Götzen zurecht, der die Behaglichkeit unseres Lebens nicht stört. Der wirkliche Gott aber entfernt sich indessen von uns; lebendige Gotteskräfte spüren wir nicht mehr!

Wir werden nun nachzuweisen haben, inwiefern der Wille des Dämon Geld dem Gotteswillen entgegengesetzt ist und ihn zu durchkreuzen trachtet.

Jesus spricht vom Geld immer als vom „ungerechten Mammon": ein häßlicher, verächtlicher Name für eine ungerechte, schmutzige und verächtliche Sache. Jesus verachtet das Geld, weil er in das innerste Wesen dieser Macht hineinschaut: Es ist zusammengewoben aus Lüge, Haß, Gewalt und Ungerechtigkeit.

Gott aber ist überall, wo Wahrheit, Gerechtigkeit und Liebe herrschen.

Je wirklicher die Menschen in Gott hineinwachsen, desto deutlicher spüren sie, daß Gott die Einheit ist, der das vielfältige und vielspaltige Leben zustrebt. Wir berühren damit den Vorhang, der vor dem Urgeheimnis des Werdens dieses Lebens hängt: Lüften

können wir ihn nicht; genug, wenn wir seine schweren Falten rauschen hören. — — —

In dem Augenblick begann das uns umgebende vielgestaltete, buntfarbige Leben, als Welten, Sonnen und Wesen aus Gott heraustreten, die Gottheit verließen, um losgerissen, abgesondert, ein jeder für sich zu leben. Aber sofort ward auch das Gefühl einer rastlosen Sehnsucht geboren, heimzukommen in Gott, aus der Vielheit einzugehen in die Einheit und Ruhe. Wenn man einen Stein in das Wasser wirft, so erzittert es in lebhaften Wellenbewegungen; aber all die Wellen, Ringe und Kreise, die sich gleichsam loslösten von der platten einheitlichen Wasserfläche, zittern in unruhiger Sehnsucht, bis sie wieder vereint in der großen Ruhe daliegen. Wenn du hineinhorchst in die Welt, kannst du gar bald das „ängstliche Harren der Kreatur" in Menschen, Tieren, Pflanzen, Steinen, Meer und Sonnen herausfühlen und ahnend erfassen.

Wir alle, die wir von einer inneren Unruhe erfaßt, mit den bestehenden Verhältnissen unzufrieden, bessern wollen — sei es, daß wir uns mit Politik, mit Wissenschaft, mit Kunst oder sonst etwas befassen — wir alle streben im Grunde dieser Einheit zu. Und dann sind wir auf dem richtigen Wege zu ihr, wenn wir diese Gotteseinheit in den uns umgebenden Menschen wiederfinden und im Verhältnis zu ihnen sie darstellen wollen. Gemeinschaft und Einheit der Menschen untereinander — das ist der Weg zur Gotteseinheit. Unser ganzes Wesen muß von dem zwingenden Gefühl erfaßt sein, daß sie alle als „Brüder und Schwestern", wenn wir diese wundervollen Bilder recht deuten, gleichberechtigte und gleichnötige Teile in dem großen Organismus der Menschheit bilden. Wie die ganze Menschheit wiederum nur ein Teil ist, der in dem großen harmonischen Ineinander- und Umeinandertanzen aller Welten, Sonnen und Wesen sich einfügt, so erhält jeder Mensch seinen Wert dadurch, daß er untertaucht — nicht untergeht! — aber untertaucht in das große Gottesmeer der Menschheit. Der Mensch wächst innerlich an Kraft und Liebe der Seele in dem Maße, als seine kleine Persönlichkeit in ihrer kleinlich-selbstsüchtigen Beschränktheit heraustritt und in sich aufnimmt die ganze Menschheit Gottes.

Der Dämon des Geldes widerstrebt dieser werdenden Einheit der Menschheit: Er ist wie ein Streitapfel hineingefallen in die Harmonie der zusammenhaltenden Menschen: „Wer mich hat, der hat das Glück — für sich allein!" Und schon lösten sich die einander fassenden Menschenhände. Jeder sucht für sich allein, abgetrennt und losgerissen von der großen Einheit, möglichst viel für sich zu gewinnen und zu profitieren. Das ist immer das Bestreben, ob es nun ein einzelner Mensch, eine Familie, eine größere Gesellschaft, ein ganzer Volksverband ist. Immer sucht man den andern zuvorzukommen, stärker, mächtiger, reicher als die andern zu sein. Es gibt nur eine Sünde und die nennen wir in der deutschen Sprache deutlich und verständ-

lich: Selbstsucht! Sie aber ist erzeugt und hervorgerufen von dem Dämon Geld. Denn das ist in unserem persönlichen Vorwärtsstreben nicht das Ziel und der treibende Gedanke, daß alle Menschen gleich stark und groß würden! Dann würde man sich ja nicht mehr auszeichnen und solche haben, die uns beneiden können. Denn gewiß fordert unsere Freude an einem reichen Genußleben, um vollkommen zu sein, arme, elende, von uns unterdrückte und beraubte Menschen, mit deren erbärmlichen Lage wir unser reiches Leben nun vergleichen und feststellen können. So dachten sich die Juden — und wieviel Christen denken insgeheim noch ebenso! — ihre Seligkeit im Himmel erhöht und gesteigert dadurch, daß sie von Ferne die Qualen ihrer gepeinigten Wiedersacher schauernd sehen würden!

So wird das Geld ganz naturgemäß zu dem Mittel, sich von anderen abzusondern — durch bessere Kleider, feinere Wohnungen, größere Sauberkeit und sogen. Bildung. Ja, es ist wahr, daß „auf die Auszeichnung, diese Abtrennung von den Armen durch undurchdringliche Mauern wir mindestens neun Zehntel unseres Reichtums verwenden." Das Geld bringt so unter die Menschen, die zu einander gehören, jene gewaltige von Verachtung und Haß befestigte Kluft der „Klassenunterschiede". Jeder Mensch, der etwas Geld, ein festes Einkommen, ein Häuschen hat, der sondert sich von den „Nichtshabern" ab im stolzesten Klassen- und Kastenbewußtsein: So entstehen die Klassen der Handwerker, Beamten, Kaufleute, Großindustriellen u. s. f. Wo aber bleibt die Einheit der Menschen? Der Dämon Geld kichert; denn er hat sie zerstört.

Das Geld wird aber gleichzeitig das Mittel, einen Teil der Menschen, die Armen, gewaltsam zu unterdrücken und abhängig zu machen. Ungerecht ist der Mammon. Wie schmutzig sieht schon äußerlich eine Geldmünze aus! Wie würden wir aber erschrecken, wenn wir einmal all den sittlichen Schmutz sehen würden, der jedem ererbten, gewonnenen, aber auch erworbenen und verdienten Geld anhaftet! Daß jeder „Rentier", der ohne zu arbeiten „von seinem Geld" lebt, tatsächlich gegen das 7. Gebot sündigt, ist ja selbstverständlich. Wir wissen auch, daß für viele höchst anständige Menschen in Geldangelegenheiten nicht nur die Gemütlichkeit, sondern auch die Sittlichkeit aufhört. Wie viele halten es für gar kein Unrecht, den Staat, also die größere Menschengemeinschaft, durch Steuerhinterziehung zu schädigen! Aber Jesus denkt, wenn er von der „Ungerechtigkeit des Mammons" spricht, durchaus nicht nur an all die komplizierten Kniffe, mit denen man etwa durch fremde Arbeit sein Vermögen zu vergrößern pflegt. Er war der höchst sonderbaren Meinung, daß jedes auch durch eigene Arbeit erworbene Geld doch „ungerechter Mammon" sei. Es klebt an jedem Geld Blut und Tränen.

Eine kleine Ueberlegung macht uns das sofort klar: Jeder Mensch braucht Brot, Fleisch, Kartoffeln zur Nahrung — — wieviel Tränen kleben an den mühsam zusammengescharrten Pfennigen, mit

denen manche Witwe das zum Leben Notwendige einkauft. Kleben nicht an all dem Geld, das durch unsere Hände geht, die Tränen der Armen, Hungernden, Witwen und Verzweifelnden? Und wie enthüllt uns Lassalle's „ehernes Lohngesetz" die innere Ungerechtigkeit, von der jede Geldwirtschaft begleitet sein muß! Und solch Geld soll Segen bringen können?

Verdient nicht jedes noch so reell betriebene Kaufmannsgeschäft auf Kosten anderer? Wer weiß, ob nicht sein Aufstieg den Niedergang anderer kleinerer, nicht so reicher Geschäfte zufolge hat und so Menschenexistenzen vernichtet! Jeder Arbeiter und Beamter, der sich eine Stellung verschafft, weiß, daß er manchen anderen vielleicht ebenso tüchtigen, vielleicht noch tüchtigeren, der auch diese Stellung einnehmen wollte, verdrängt hat. Wer kann es sagen, ob nicht dein erster Wochenlohn die Arznei der kranken Mutter bezahlen, den kalten Ofen wärmen sollte in einer Familie, da seit langem Arbeitslosigkeit und Not zu Gaste sind?

Wenn wir das einmal klarmachen, daß, ohne daß wir es ändern können, jede ehrliche Hantierung unsererseits, die uns das zum Leben notwendige Geld verschafft, für andere Familien Veranlassung von Elend, Hunger und Verzweiflung bedeutet, dann graust einem vor der ungerechten dämonischen Macht des Geldes, die mich, während ich meine Pflicht tue, zum Verbrecher an anderen macht. Wir alle dienen ja dem Geld, soweit wir für das äußerliche Leben der Unseren sorgen; in demselben Maß aber unterstützen wir auch, daß ungerechte Gewalt geübt wird an einem großen Teil unserer Volks- und Menschheitsgenossen. Wir werden mitschuldig an der Kluft zwischen Reich und Arm.

Nicht besser steht es mit der Kluft der Völker und Rassen unter einander, die wir nur im Vorübergehen streifen wollten. Auch in dem Verhältnis der Völker zu einander ist alles auf den Grundsatz gestellt, daß jeder möglichst viel haben will an Land, Arbeitskräften, Kornfeldern, Diamanten — kurz an Geldwerten. „Und bist du nicht willig, so brauch ich Gewalt." Dieses Wort bezeichnet den Blutweg, mit dem noch immer die stärkeren Völker um des Geldes willen kleinere unterjocht haben. Denken wir nur an den Burenkrieg der Engländer, an den Krieg Italiens und der Balkanstaaten gegen die Türkei. — Gewiß ist heute das in allen Ländern angelegte Kapital bemüht, solch rohe Art der Unterjochung wie durch einen Krieg zu verhindern, aber nicht um der sittlichen Beziehungen der Völker zu einander willen, sondern allein aus Furcht vor einer Geschäftskrisis, die das eigene Kapital gefährden würde. Und endlich wird heute ganz von selbst auf friedlich-wirtschaftlichem Weg des ärmeren Land von dem an Geld reicheren in wirtschaftliche Abhängigkeit durch Steuern und Zins geraten, die genügend ausgenutzt werden kann, um das eigene Land zu bereichern an den Schätzen des fremden Landes.

Wenn wir uns nun fragen, wie denn die Menschen sich einem solchen Dämon, wie es das Geld ist, unterwerfen können, so lautet

die Antwort: Das Wesen des Geldes ist eben Lüge und Schein. Und die Menschen trauen diesem blendenden Schein und dieser lockenden Lüge. — Wenn wir uns einmal ernsthaft überlegen, weshalb uns denn das Geld in so unerhörtem Maße anzieht, so ist es doch das: eine Stimme ruft uns aus dem Geld zu: Wenn du mich hast, kannst du dir alles kaufen: Macht, Ehre, Wissen, Vergnügen, Gesundheit. Durch diesen Anspruch wird eben das Geld zum Konkurrenten Gottes; denn er bedeutet doch nichts weniger, als daß man in und mit dem Geld alles habe.

Wie geschwollen und satt pflegen Menschen zu werden, wenn dieses Bewußtsein erst ihr Fühlen und Meinen beherrscht: haben wir Geld, dann haben wir alles, denn uns fehlt nichts mehr: „Nun, liebe Seele, hast du Ruhe für viele Jahre!" — Solch sattes Bewußtsein des Besitzens durch Geld und Gut, das immer das Ende jeglichen seelisch-geistigen Regens und jeglichen sittlichen Denkens bedeutet, finden wir gewiß nicht nur bei den reichen „Geldprotzen", sondern — ach, wie oft! — auch bei besser gestellten Handwerkern, Beamten, Arbeitern! In dem Augenblick verliert der Mensch das Beste, das er in sich birgt, die unbegreifliche Unruhe des Herzens, die ihn zu etwas treibt, was größer ist als er: das ist die Gottessehnsucht in ihm.

Es ist von einer schmerzlichen Ironie begleitet, zu sehen, daß gerade die Menschen selbst jenen Anspruch des Geldes, daß in ihm alles gegeben sei, verwirklichen helfen. Die Menschen sind es ja, die eine ganze Kultur, Wirtschafts- und Bildungswesen auf den Besitz von Geld aufbauen. Die Menschen merken es gar nicht, daß, während sie die Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens käuflich machten, sie selbst käuflich wurden. Denn nur an ihrem von Schein und Lüge irregeleiteten Meinen liegt es, daß sie das Geld zum Maßstab des Wertes der Menschen gemacht haben. Der Mensch wird nun nicht mehr eingeschätzt nach dem, *was er ist*, sondern nach dem, *was er hat*. Wie bitter muß das jeden armen, mit einem feinen Empfinden begabten Menschen berühren, zu sehen, daß solch zufällige äußere Dinge wie Geld und Gut die Achtung und Wertschätzung bestimmen, die einer genießt! Eine Kultur, die auf dieser Grundlüge des Scheins sich aufbaut — und tut unsere sogen. christliche Kultur das nicht? — ist nicht von Gott und darum auch zur Zerstörung bestimmt.

Das Geld hat dämonisch unser Urteilen gefälscht und falsche Werttafeln um uns errichtet. Mit all dem Aeußerlichen — die Gesundheit meinetwegen miteinbegriffen — das man sich heute kaufen kann, hat man doch nicht die inneren Werte, *das Persönliche*. Und das ist der entscheidende, wahre Wert. Liebe und Vertrauen, Herzensreinheit und Seelenadel, wahre Lebensfreude und Frieden sind Dinge, über die noch kein Geld Macht gewinnen konnte. Und die Zeit ist auch nicht mehr fern, da genügend Nahrung, Gesundheit, Wissen und Kunst, kurz alles zum Leben Notwendige und das Leben Verschönende nicht mehr vom Geld abhängig gemacht werden wird.

Jesus hat das Bild eines solchen Lebens vor Augen gehabt. Freilich diese Menschen würden sehr „voll Gott" sein: Und darum werden sie unter einander sich nicht trennen und absondern und überlegen, wie einer mehr sein könne als der andere. Nichts anderes werden sie sein wollen als Brüder und Schwestern zur gegenseitigen Hilfe und Förderung. Was brauchen sie noch das schmutzige, ungerechte Geld! Auch ohne das Geld werden sie Mittel und Wege finden, daß ein jeder seine Arbeit, aber auch seine Wohnung und Nahrung und sein bischen Sonnenschein finde auf Erden. Gewiß wird diese Zeit noch lange kein Paradies sein: Sorgen, Kummer, Not wird es auch dann geben. Aber in gegenseitigem Aneinanderhalten werden die Menschen größer und stärker sein und das Schwere würdiger ertragen.

Aber — diese Frage erhebt sich zum Schluß für den, der ein Gefühl für die Ungerechtigkeit und Lüge des Geldes bekommen hat — noch behauptet heute und morgen das Geld seine Weltherrschaft: was sollen wir denn tun, solange es noch Geld gibt?

Darauf läßt sich nicht ohne weiteres antworten. Eins ist sicher: Ein jeder sehe an seinem Teil zu, daß, soweit er mit Geld zu tun haben muß, er der Herr des Geldes bleibe, und nicht das Geld sein Herr werde. Er zeige, daß man sich zwar des Geldes zum Unterhalt bedienen muß, weil nun einmal alles auf der Geldwirtschaft aufgebaut ist, aber daß man trotzdem das Geld für eine sehr untergeordnete Sache halten, ja für etwas, was man kräftig verachten muß. Und dann — was damit zusammenhängt — mache man sich soweit nur immer möglich im Umgang mit den Menschen frei von allem, was von Geld aus gesehen und geurteilt ist. Wenn wir uns zum armen Arbeiter an einen Tisch setzen und den Taglöhner als Freund aufsuchen, ohne im geringsten darauf Rücksicht zu nehmen, daß es in der Arbeiterwohnung nach Armut aussieht und daß der Taglöhner nicht den Besitz eines Bauern hat oder das ihm fehlt, was wir „Bildung" nennen, — dann helfen wir die Macht des Geldes brechen, weil wir dann durch unser praktisches Verhalten die von Geld diktierten Werttafeln zerbrechen, uns über die von Geld herstammenden Unterscheidungen zwischen „reich" und „arm", zwischen „gebildet" und „ungebildet" einfach hinwegsetzen! An dem Vorbild Jesu von Nazareth werden wir uns immer orientieren können.

Wen ein reiner Eifer treibt, mehr zu tun durch persönliche Tat und persönliches Opfer zur Ueberwindung der Geldherrschaft, der horche auf die Stimme seines Innern und handle, wie sein Gewissen ihn treibt; die Menschen werden ihn verlachen, vielleicht verfolgen; der Christus wird ihn segnen.

Soweit wir aber mit Geld zu tun haben, gilt das Wort Jesu: „Machet euch Freunde mit dem ungerechten Mammon."

Ungerecht ist das Geld auf jeden Fall; aber wenn es von einem mit Liebe und Wahrheit erfüllten Menschen gebraucht wird, kann sich

auch Satan „in einen Engel des Lichts verwandeln", kann auch das böse, ungerechte Geld entgegen dem in ihm wohnenden Trieb und Willen Gutes schaffen. Zwar nicht durch sogen. „Wohltaten": denn sie sind doch nur eine dem Geber unfühlbare Abschlagszahlung, damit er um so beruhigter seinem Genuß frönen kann.

Aber wenn du all dein Geld nicht als dein Eigentum betrachtest, das du zu deinem Genuß verwenden könntest, sondern als dir nur anvertraut, damit du mit ihm das durch seinen Erwerb gestiftete Elend lindern, die seinetwegen geflossenen Tränen trocknen — kurz die Schuld, die an ihm klebt und an der du durch dein Geld teilhaft, mindern könntest, dann würde das Geld aus einem Gift zum Segen von Menschen werden. Es würde dann nicht mehr benutzt werden, um undurchdringliche Mauern zwischen den Menschen zu bauen, sondern um Brücken zu schlagen und Ausgleiche zu schaffen. Es würden von ihm — und sind einzelne Menschen nicht schon dabei, wenn auch erst ganz im Anfang? — Einrichtungen getroffen werden wie freie Erholungsstätten für Kranke, freie Hochschulen für jeden begabten und geweckten Jungen, gesunde Wohnungen für jeden Arbeiter: Einrichtungen, die nichts von „Wohltätigkeit" an sich haben dürfen, sondern mit der großen Selbstverständlichkeit der Liebe hingestellt werden müssen als Eigentum des ganzen Volkes, der Menschheit. Einrichtungen, die unser ganz auf den Geldbesitz gestelltes Leben überwinden helfen, weil sie eben jedem offen stehen und nicht nach Geld oder irgend einem andern Privilegium fragen. So hülfe das Geld sich selbst überflüssig machen. Freilich im letzten Grunde tut es nicht das Geld, sondern Menschen, die dahinterstehen: Menschen voll Liebe und Gerechtigkeitssinn, Menschen voll Gott! G. Eberlein, Stettin.

Der religiöse Sozialismus und die Kirche.*)

Werte Versammlung! Auf seinem Osterspaziergang läßt Goethe den Doktor Faust beim Blick auf das bunte Gewimmel der vielen Spaziergänger die bekannten Worte aussprechen:

Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie Alle an's Licht gebracht.

In diesen wenigen Worten ist kurz und schön angedeutet, was ich als das Wesentliche an der Kirche, am religiösen Sozialismus und an ihrem gegenseitigen Verhältnis empfinde.

Die Kirche ist mir, und mich dünkt, sie sollte es jedem ernsthaften Menschen sein, etwas „Ehrwürdiges".

---

*) Ansprache am Volksabend in Bern, Sonntag den 4. Mai 1913.

Ehrwürdig ist sie schon um ihres Alters willen. Es will doch etwas bedeuten, wenn eine von Menschen gestiftete, geleitete und unterhaltene Institution mehr als fünfzig Menschenalter hindurch am Leben bleibt. Was ist nicht alles an dieser Kirche vorübergezogen: das heidnische Altertum mit der versinkenden Pracht seiner Tempel und Theater, mit dem verhallenden Jubel seiner Paläste und Triumphzüge; das Mittelalter mit seinen umstürmten Burgen und ummauerten Städtchen, seinen Zunft- und Trinkstuben, seinen Minnesängern und Bürgerkriegen; die Neuzeit mit ihren Forschern, Entdeckern, Gelehrten, ihren Drähten, Schienen, Fabriken, ihren Riesenstädten und ihrem Riesenverkehr. Und was ist nicht alles durch sie hindurch-, in sie hineingeströmt: jüdisches Hoffen, griechisches Denken, römisches Recht, germanisches Fühlen, magisches, mönchisches, mystisches, scholastisches Wesen, Luthers kindlich-trotzige Genialität, Calvins organisatorische Energie, Zwinglis patriotischer Humanismus, weltflüchtiger und warmherziger Pietismus, weltoffener und verständiger Rationalismus, massive Buchstabengläubigkeit und ernsthafte Wissenschaftlichkeit, Schleiermachers universale und Wicherns seelsorgerliche Art, staatskirchlicher und freikirchlicher Geist. Und was ist nicht alles über die Kirche hinweggeflutet: die Zerstörung Jerusalems, die römischen Christenverfolgungen, die Völkerwanderung, der Ansturm des Islam, die Kreuzzüge, all' die päpstlichen Fehden, die Reformation und Gegenreformation, die Aufklärung, die Revolution, die Emanzipation des politischen, wirtschaftlichen und wissenschaftlichen Lebens von der kirchlichen Leitung, die Entkirchlichung der „Gebildeten" und des Fabrikarbeiterstandes — eine Sturzwelle nach der andern, über die andere, und doch, so oft die Fluten sich verlaufen hatten, die Kirche war, der Arche Noäh gleich, immer wieder da. „Und Noah blieb übrig und alles, was mit ihm im Kasten war."

Ehrwürdig ist die Kirche aber auch um ihres Inhalts, ihres Berufs, ihres Dienstes willen. Was verkündigt, was will die Kirche? Was hat sie zu allen Zeiten in ihren besten Vertretern verkündigt und mit ihrem Dasein gewollt? Etwas unbedingt Großes, das Größte, was dem Menschengeschlecht je verkündigt worden ist und, wir fügen bei, je verkündigt werden kann. Nichts Geringeres, als daß jedem Menschen, auch dem ärmsten und verirrtesten, unter bestimmten Bedingungen der Zutritt zum Höchsten und Heiligsten, zur Gemeinschaft mit Gott, geöffnet, und der Gottheit nicht nur an der Menschheit als Ganzem, sondern an jedem Menschen als Einzelnem etwas gelegen sei. Und zwar nichts Geringeres, als ihn in ihre Willens- und Liebesgemeinschaft zu ziehen und ihm so zu einem Sünde, Welt und Tod überlegenen Charakter zu verhelfen. Durch die Verkündigung dieser ernsten Frohbotschaft hat die Kirche unzählbaren Menschen im tiefsten Sinne des Wortes geholfen und gedient.

Und ehrwürdig ist auch die Form, in der die Kirche diese Botschaft an die Menschen heranbringt. Oder wer, der nur einige Herzens- und Geistesbildung hat, kann z. B. eines ihrer vielen Münster betreten,

ohne etwas von der Vornehmheit zu spüren, mit der die Kirche schon nur durch die majestätische Ruhe und Erhabenheit eines solchen Baues und Raumes zu den Menschen redet und sie für das feierlich frohe Geheimnis, in das sie sie einweihen will, empfänglich macht? Und wenn nun die Orgel zu brausen anhebt, das Kyrie eleison oder das Magnificat erschallt, die tausendköpfige Menge auf die Knie sinkt und das ewigdenkwürdige Drama von der gefallenen und erlösten Menschheit an ihren Augen und Ohren, ihren Gemütern und Gewissen vorüberzieht und schließlich in ein dankerfülltes Hallelujah ausklingt — wahrlich, man müßte schon ein ordentlich bornierter oder blasierter Mensch sein, wenn man nicht zugeben wollte, daß die Kirche schon nur durch ihre Gotteshäuser und Gottesdienste in Millionen von Menschengemütern ernste, erhabene Gefühle weckt und den Ehrfurchts- und Verantwortlichkeitssinn gegenüber dem Leben als Ganzem und im Einzelnen lebendig erhält. Und auch unser ja allerdings sehr nüchterner reformierter Gottesdienst, auch er hat einen ehrwürdigen Charakter, um so ehrwürdiger als er aus sehr ernsten Gründen auf diese vielen sinnlichen Reiz- und Stimmungsmittel verzichtet und sich um das Wort konzentriert und so ganz anders Ernst damit macht, daß der Gott des Evangeliums, eben weil er mehr als bloß Natur, Geist, heiliger Geist ist, sich dem zu ihm erschaffenen Menschengeist nicht in unklaren Gefühlswallungen, sondern im klaren Wort, in tiefen Gedanken erschließt. An solchen klaren, tiefen Gedanken, an die keine menschliche Wissenschaft auch nur von ferne heranreicht, ist die Kirche reicher, als irgend eine andere menschliche Gesellschaft. Man höre nur dem einmal aufmerksam zu und denke dem andächtig nach, was z. B. bei jeder Kindstaufe, jeder Konfirmation, jeder Trauung, jeder Abendmahlsfeier, jeder Bestattung, in jeder Sonntagspredigt und jedem Kirchengebet zu Stadt und Land durch den Mund der Kirche gesprochen und erbeten wird.

Und doch, werte Versammlung, so ehrwürdig die Kirche ihrem Alter, ihrem Inhalt, ihrer Form nach ist, warum fühlen sich denn so viele und darunter auch sehr tüchtige und ernste Leute nicht wohl in ihr, nicht einig mit ihr? Warum strebt und drängt alles aus ihr hinaus, von ihr weg, an ihr vorbei? Warum ist es so, wie Naumann einmal sagt: „Man braucht nur das Wort Kirche auszusprechen, um eine Art Mißbehagen hervorzurufen", oder, wie Fritz Mauthner schreibt: „Wir sind so kirchenfremd geworden, daß wir fast nicht mehr kirchenfeindlich sind." Wie ist diese Teilnahmlosigkeit, diese Abneigung, ja Erbitterung etwas so Ehrwürdigem gegenüber, wie es doch die Kirche ist, zu erklären?

Die Antwort hierauf scheint sehr schwierig und doch, sie ist im Grunde sehr einfach. Eben gerade diese ihre Ehrwürdigkeit ist der Kirche zur Versuchung, zur Sünde geworden. Eben gerade dadurch, daß sie eine so ehrwürdige Größe geworden ist und sich so feierliche Gebäude, Gewänder, Gesänge, Gebete, Gebräuche, Gebärden ange-

wöhnt hat, hat sie sich ihrem göttlichen Zweck und Ziel entfremdet. Gewiß, auch das Evangelium, dessen Verkündigerin und Dienerin die Kirche sein will und sein soll, ist und will etwas Feierliches: Die Schöpfung Gottes auf Erden ihrem Ziele, ihrer Vollendung entgegenführen und allen Menschen dazu verhelfen, ihres Menschseins im höchsten und feierlichsten Sinne froh zu werden. Aber das Evangelium rechnet nun auf Menschen, die von diesem Himmelreich nicht nur reden, die diese Erlösung und Seligkeit nicht nur symbolisch, musikalisch, kultisch darstellen, über dieses Himmelreich, das kommen soll, nicht nur Unterricht erteilen, darum bitten und darnach sich sehnen, sondern die es mit aller Kraft nun auch herbeischaffen helfen, indem sie furchtlos die Mächte, die ihm den Weg versperren, angreifen und bis in die letzten, äußersten Verhältnisse hinaus Ernst machen mit dem Grundgesetz des Himmelreichs: Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst.

Mit dieser ihrer vornehmsten Aufgabe, die Menschheit in eine Liebesgemeinschaft umzuschaffen, hat die Kirche es immer wieder zu leicht genommen, ist sie nie über Ansätze und Anläufe hinausgekommen. Sie hat sich immer wieder daran genügen lassen, die Gläubigen durch dieses Leben feierlich hindurch zu trösten und Einzelnen ihr Leben etwas zu erleichtern. Dabei hat sie sich zwar immer etwas geschämt und sich zu allen Zeiten im Stillen eingestanden, wie ganz anders eigentlich die Welt aussehen sollte, *wenn . . .!* Aber sie hat nicht deutlich und gründlich genug gefordert und mitgearbeitet, *daß* es anders werde. Ja, statt mit ihrem Glauben die ungläubige Welt mit sich fortzureißen und mit ihrer Liebe die liebeskalte Welt zu durchwärmen, hat sie mehr als ein Mal das Vormachen und das Warmmachen den sogenannten Ungläubigen überlassen. Ihr Gott ist so oft der Gott der Scholastiker gewesen, jenes mit allen möglichen Prädikaten und Attributen ausstaffierte höchste Begriffswesen, aber nicht der Gott des Evangeliums, der Gott Jesu Christi, dieser charaktervolle, liebesreiche, grundgütige Gott, der sich nicht damit begnügt, zu sein und sich verehren zu lassen, sondern der etwas tut und etwas will und der auch von uns Wille und Tat verlangt, und zwar ist sein Wille und Werk, zu dem er uns berufen hat, nichts Geringeres, als daß allen Menschen geholfen werde, leiblich und seelisch, irdisch und ewig.

Wir bestreiten natürlich nicht, daß es zu allen Zeiten in der Kirche treue, glaubens- und liebesstarke Diener und Glieder gegeben hat, aber die Kirche im großen und ganzen und ganz besonders in ihren leitenden, obersten Organen hat viel zu sehr die Klugheit, die Vorsicht, die Mäßigung, die Rücksicht auf dies und auf das, also lauter echt weltliche Tugenden, zu ihren Kardinaltugenden werden lassen und darüber die charakteristisch evangelische Haltung und Gesinnung, die wahrhaft schöpferischen Kräfte, den viel wagenden Glauben und die brennende Liebe eingebüßt. So ist es gekommen, daß sie von vielen nicht viel anders eingeschätzt wird, als von jenem Bauer im Kanton Neuenburg, der die Kirche mit einer Feuerspritze verglich, einem Möbel,

das man möglichst nicht zu gebrauchen wünsche, eines Tages aber doch brauchen müsse, ist es verständlich, wie ein stadtzürcherischer Kirchenpfleger bekennen mußte, durch seinen Eintritt in die Kirchenpflege mit ihrem so äußerlichen Betrieb habe er an seinem persönlichen Christenleben eher Schaden gelitten, ist es nicht verwunderlich, daß bei einer Pfarrwahl in Mannheim ein Mitglied der Kirchgemeindeversammlung den Ausspruch tat: „Wir wollen gar nicht so viele Arbeiter in der Kirche haben, sonst gehen uns am Ende die reichen Leute heraus," und hat jener Gutsbesitzer nur ehrlich herausgesagt, was Unzählige denken, wenn er erklärte: „Der Pfarrer soll unsere Kinder taufen und unsere Toten begraben, aber was zum Teufel geht es ihn an, wie wir unser Geld verdienen."

Durch ihren Mangel an wirklich evangelischer Gesinnung und Haltung hat die Kirche es mitverschuldet, daß unsere technisch so großartig entwickelte Kultur eine zum Teil schrecklich minderwertige, schauererregende Großstadtunkultur, ein leiblich, geistig und seelisch verkümmertes Proletariat gezeugt hat; hat sie es mitverschuldet, daß die Wohnungsnot, die Frauennot, die Kindernot, die Arbeitslosennot so ins Große angewachsen, der Boden, das Brot, die Luft, das Wasser, die Häuser und Lebensmittel zu Spekulationsgegenständen geworden sind, mitverschuldet, daß selbst der goldene Sonnenschein, vom dem es doch irgendwo heißt, daß ihn der liebe Gott für alle Menschen berechnet habe, furchtbar ungleich verteilt ist und daß Tausende von Müttern auch in unserem Lande durch zehn- und mehrstündigen Dienst außerhalb des Hauses oder durch eine bis Mitternacht währende Heimarbeit ihres heiligen Rechtes und ihrer heiligen Pflicht, ihren Kindern eine wirkliche Mutter zu sein, beraubt und, was noch verhängnisvoller ist, entwöhnt werden. Die Kirche ist mitschuldig daran, daß die Spitzen, die Seidenbänder, die Strohhüte, die Handschuhe, die die Frauenwelt trägt, daß die Zigarren, die Streichhölzer, die Stahlfedern, die Biermengen, die die Männerwelt vertilgt, daß die Püppchen und Geschirrchen, die Pferdchen und Trompetchen, mit denen unsere Kinderwelt spielt, darum so billig sind, weil sie größtenteils auf Kosten der Gesundheit, des Familien- und Seelenlebens ganzer Volksschichten hergestellt werden. Wahrlich, der reiche Kornbauer im Evangelium, der seine paar Scheunen vergrößern ließ, ist ein fast harmloser Typus im Vergleich mit dem Typus moderner Börsenmagnaten, die alle verfügbaren Vorräte an Getreide aufkaufen, sie dann einschließen und nun mit dem täglichen Brot und dem Hunger ganzer Millionen Mitmenschen ihr teuflisches Spiel treiben.

Und wenn man uns von heute maßgebender Seite in besonnener, beschwichtigender Weise zu bedenken gibt, daß z. B. die schweizerische Industrie sich selbst und damit ihre Arbeiter ruinieren würde, wenn sie ihnen andere Löhne zahlen wollte, somit an der Grenze ihrer Zahlungsfähigkeit und Menschlichkeit angelangt sei, dann offenbart sich uns dadurch nur umso deutlicher, wie die Methode unserer Gütererzeugung und unserer Güterverteilung eben auf der ganzen Linie, auf der ganzen

Erde verkehrt ist und wie dringend not es tut, daß nicht nur da und dort etwas geflickt und gepflastert, sondern das Wirtschafts- und Gesellschaftsleben von oben bis unten erneuert und aus dem Geiste des evangelischen: „Du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst" von Grund aus neu aufgebaut werden muß. Daß das die nächste und dringendste Aufgabe ist, die Neuregelung der Grundlagen und Grundgesetze unseres wirtschaftlichen Zusammenlebens, das ist das Erste, was der Sozialismus weiß und will, und zum religiösen Sozialismus wird er uns dadurch, daß wir von dieser Aufgabe uns erfaßt fühlen als von etwas, das sich uns nicht von ungefähr aufdrängt, sondern worin der die Menschheit richtende, aber auch sich ihrer erbarmende, sie vorwärts treibende Gotteswille uns ergreift und treibt, verbindet und verpflichtet.

Im Lichte dieser riesengroßen und riesenschweren, aber gottgewollten, herrlichen Aufgabe, mitzuarbeiten an dem Anbruch einer gerechteren Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung, erscheint uns die Atmosphäre, in der die Kirche sich bewegt oder, richtiger gesagt, nicht bewegt, wirklich wie ehrwürdige Nacht. Aber diese Nacht kann zum lichten Tage werden, wenn die Kirche erkennen und bekennen lernt, daß sie viel zu sehr neben und hinter dem Leben einhergegangen ist und ganz anders ins Leben hinein- und dem Leben voranschreiten muß; wenn sie erkennen und bekennen lernt, daß es das Evangelium nicht verflachen und fälschen, sondern es erst möglich und wirksam machen heißt, wenn wir für die Erneuerung und Versittlichung des wirtschaftlichen Lebens alle unsere Kraft aufbieten. Der Ernst unseres Christentums, die Tiefe unseres Gotteslebens muß sich just daran erweisen, daß wir auch vor einer grundsätzlichen und grundstürzenden Neuschaffung unseres wirtschaftlichen Aufbaus nicht zurückschrecken, sondern den Neubau wagen, beginnen, mitbauen helfen.

In der Hitze dieser Arbeit werden wir dann ganz von selbst uns immer wieder auf den Feierabend freuen und wie der Heiland der Menschen so oft und gern nach vollbrachtem Tagewerk in nächtlicher Bergesstille Zwiesprache pflegte mit seinem Vater im Verborgenen, so wird es auch uns immer wieder in heilige Stille und Verborgenheit ziehen, wo der Lärm des Tages verstummt, das Licht des Tages erblaßt, die Welt der Dinge versinkt und die Seele stille wird, vor sich selbst, vor ihrem Geheimnis, vor ihrem Gott und jenen Frieden aufsucht und in jenem Frieden sich ausruht, läutert und reinigt, der höher ist nicht nur als alle Vernunft, sondern auch als alle Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung. Auch in der Tageshelle einer sozialistischen Gesellschaftsordnung bleibt die Verbundenheit der einzelnen Seele mit ihrem Schöpfer und Vater und Richter die Urbedingung und die Seele allen Gedeihens. Ein Sozialismus, der im Ernste und auf die Dauer auf die Kräfte verzichten wollte, die aus dieser Verbundenheit der einzelnen Seele mit ihrem Gott niedertauen, würde nichts Geringeres verlieren als seine Tiefe, seine Seele. Denn was

hülfe es der Menschheit, wenn sie die beste und richtigste Güterordnung gewänne, verlöre aber dabei ihr höchstes Gut?

Kingsley hat einmal den kühnen Ausspruch getan: „Wenn die Kirche Gottes nur für einen Tag lang das wäre, was sie sein sollte, so würde vor Anbruch der Nacht die ganze Welt bekehrt sein." Diesen Tag werden wir nicht mehr miterleben, wenigstens hier auf Erden, aber an diesen Tag laßt uns glauben, für diesen Tag laßt uns arbeiten, um diesen Tag laßt uns kämpfen und bitten, damit es allen Zweiflern und Spöttern, allen Klugen und Halben zum Trotz und allen Menschen und Völkern zum Heil einmal ganz Wahrheit werde:

Aus der Kirchen ehrwürdiger Nacht
Sind sie Alle an's Licht gebracht!

Karl von Greyerz.

Ketzer und Götzen.

Daß die Ketzer zum allerwichtigsten auf der Welt gehören, ist eins der sichersten und erfreulichsten Ergebnisse der Kirchengeschichte. Wie starr, wie offiziell, langweilig, ohne Spannung und Leben wäre die Geschichte ohne das Ferment, das die Ketzer in die Welt werfen. Ja, im Grunde genommen, sind alle großen Gestalten der Kirchen- und Religionsgeschichte Ketzer gewesen; je größer sie waren, desto mehr. Sie hatten den Mut, an Dingen zu zweifeln, die zu ihrer Zeit allgemein anerkannt und geachtet wurden. Respektlos, unverfroren setzten sie sich über vieles hinweg, was offiziell für Wahrheit, Recht und guten Ton galt. Sie verweigerten ihm Achtung und Gehorsam, und suchten, um ihm Hingebung, Liebe und Treue zu erweisen, einen würdigeren Gegenstand. Man schalt sie Revolutionäre, Empörer, ballte die Faust gegen sie und schleppte sie vor Gericht mit dem Ruf: „Umsturz, Umsturz." Oft kam allerdings der Umsturz, aber mit ihm auch eine neue Welt.

Unsere Welt braucht die Ketzer. Nicht nur in ihren Kirchen, sondern ganz allgemein. Hierüber seien einige Worte erlaubt, weil es mir scheint, daß gerade die moderne Welt scharfe, rücksichtslose Ketzer braucht. Ob unsere Zeit trotz aller Fehler und Irrtümer, trotz der falschen Orientierung und der tiefen Dekadenz einmal als eine der Zeiten beurteilt wird, die der Größe nicht entbehren, das hängt davon ab, daß es in ihr viele radikale Ketzereien gebe. Auch wenn Ketzergerichte die Folge sein sollten. Ja, gerade dann.

Es liegt sehr tief in der Psychologie des Menschen begründet, daß Ketzer und alles, was mit den Ketzern zusammenhängt, zu gewissen Zeiten etwas ganz Unentbehrliches werden. Die Sache verhält sich so:

Der Mensch ist von Haus aus ein beschränktes und lahmes Wesen, dem aber die mächtigste und heiligste Persönlichkeit gesagt hat: „Ich bin dein Leben, durch meine Kraft wirst du groß und stark, durch meine Augen siehst du weit, durch meinen Geist wirst du ritterlich und kühn.“ Und nun weiß es der Mensch, oder er sollte es wissen. Größe und Heldenmut gibt es für ihn, wenn er sich vor Gott klein fühlt. So trotzig, so unverbesserlich respektlos tritt er nie allem Schein und falschem Wesen gegenüber, als wenn er den ganzen Segen der Demut vor der göttlichen Realität soeben erlebt hat. Da trotzt er der ganzen Welt und hebt sie aus den Angeln. Dies alles weiß der Mensch. Und dennoch weicht er von dem Wege ab, den ihm diese große, klare Psychologie als die königliche Straße vorschreibt.

Warum? Aus dem gleichen Grunde, aus dem so mancher die langweilige, geisttötende Wanderung durch einen eintönigen Talkessel einem kühnen, wilden Gang in die Berge vorzieht. Weil Gott uns den Weg der Höhe führt. Weil Gott alles verlangt, wenn er alles gibt. Das, was er verlangt, ist ja unsäglich wenig gegen alles, was er gibt, aber für den Menschen ist es doch alles. Und da kommt ein ganzes Heer von Einwänden und Bedenken. Ob man nicht ein großes Ziel außerhalb des kleinen Ich haben könnte, ohne sich so aufschwingen zu müssen? Ob es wohl nötig sei, das ganze Elend des eigenen Daseins so tragisch zu spüren, bevor die Erhebung und Läuterung komme? Ob nicht statt des radikalen „Stirb und Werde,“ das Gott verlangt, ein Werden ohne Sterben möglich wäre? Ob es nötig ist, in die Beziehungen der Menschen zu einander den heroischen Zug zu bringen, welcher der Art entspricht, wie Gott in der Welt wirkt. Ob es nicht auch mit weniger Liebe, mit mehr Bequemlichkeit, mit weniger Aufopferung getan wäre?

Da tritt mit einem Wort die ganze Unfähigkeit des Menschen, groß zu schauen und groß zu wollen, in Konflikt mit Gottes Absichten. Aber dabei verliert der Mensch das Bedürfnis nicht, etwas außerhalb des eigenen Wesens zu haben, etwas, das ihm Halt, Stütze, Beruhigung sei. Im Gegenteil, je mehr er darauf verzichtet, sein ganzes Wesen an Gottes Wesen stark, groß, kühn, frei werden zu lassen, desto mehr braucht er Stützen für seine Schwäche und Unfreiheit.

Das ist die Stunde der Götzen. Nun können sie auf den Plan treten. Nun ist man reif für sie. Sie sind die Erlöser. Und nun beginnt das Götzenregiment, das Regiment der falschen Mächte, an die sich der Mensch klammert, weil es ihm vor der Erhabenheit und Größe der Freiheit, zu der ihn Gott führen will, schwindelt. Der Höhenweg ist dem Schwächling zu schwindlig, was bleibt anderes übrig, als sich im Tal zu schleppen?

Daher die große Bedeutung, die man allen äußeren Ordnungen, allen Gesetzen, Dogmen, Normen, allen starren, offiziellen, abgeschlossenen sozialen, politischen, kirchlichen, gesellschaftlichen Gebilden zuschreibt. Man klammert sich umso ängstlicher an sie, je jämmerlicher unsicher und haltlos

man ist. Sie geben ja gerade dem Menschen den Halt, nach dem sich seine Schwachheit und Unselbständigkeit sehnt. So recht einen mechanischen Halt, den Halt eines kleinen Rades zwischen großen Rädern, den Halt eines kleinen Dinges unter größeren Dingen, die es erdrücken. Es ist nicht der Halt der freien, starken Seele, die von der großen Seele Gottes zur Höhe gerissen wird; es ist der Halt der Sache, des Stoffes, dem Sache und Stoff Stützen sind. Die Sache schleicht sich in das Verhältnis zwischen Gott und Seele ein. Die Sache verdirbt den reinen sozialen Stil, welcher der heroischen Liebe Gottes entsprechen sollte. Er wird gebunden, mechanisch, die Seele spricht nicht mehr unmittelbar zur Seele, alles wird unfrei, bureaukratisch, offiziell, steif und leblos.

Die Geschichte der Welt ist die Geschichte der Verdrängung Gottes durch die Götzen. Je nach den Zeiten und den Bedürfnissen der Zeiten wechseln die Götzen ihre Gestalt. Und wie schlau wissen sie nicht nur ihre Gestalt zu ändern, sondern sie so zu wählen, daß eine respektlose Haltung gegen sie einer Entweihung gleichkommt. Sie treten oft in der Hülle des Größten, Heiligsten, Unantastbarsten auf, was die Zeit haben mag. Sie wissen den Menschen einzureden, daß ohne sie keine Ordnung, keine Ruhe, keine Sicherheit, kein Leben möglich wäre. Sie jagen ihm eine furchtbare Angst vor einem Dasein ein, dem sie nicht als Schutzpatrone dienen.

Die heutige Zeit ist so recht die Zeit der Götzen. Wenn man einmal die Geschichte schreibt, die sich auf unserer Erde zwischen Gott und den Menschen abgespielt hat, wird sie als eine der Zeiten verzeichnet werden müssen, in denen es den Götzen gelang, ihrem Regiment eine so feste Stütze zu geben, wie vielleicht noch nie. Ich weiß nicht, ob je so viel falsche, unechte Mächte eine so dämonische Gewalt über den Menschen gehabt haben, wie heute. Man kann sich wenigstens fragen, ob man je so entschieden dem, was Quelle, Kraft, Seele des Lebens sein sollte, den Rücken gekehrt hat, um ungestört im Schein statt im Wesen zu leben. Und dieses Scheindasein, das wir führen, das sollen die Götzen rechtfertigen und vor Umsturz schützen. Sie sollen uns über die ganze falsche Orientierung des Lebens hinwegtäuschen, sie sollen uns beruhigen, wenn uns die bange Frage plagt, wie es denn mit dem Kurs stehe, den wir einschlagen.

Wir sehen es am deutlichsten an den Götzen, welche der Zeit ihr besonderes Gepräge verleihen, und auf die sie am stolzesten ist.

Keine Zeit der Geschichte hat wohl so sehr auf ihre geistige Freiheit gepocht und sich so laut gerühmt, frei, aufgeklärt zu sein. Aber bei all der gewaltig befreienden Arbeit, die man verrichtet, hat man es doch nicht zu einem großen, unmittelbaren Verhältnis zum Wesen des Lebens gebracht. Es fehlt dem ganzen Dasein bei aller scheinbaren Freiheit an Größe, an Wahrheit, an Tiefe. Mancher Aberglaube, manche überlebte Ansicht ist gewichen, aber wieviel Aberglaube verbirgt sich hinter der glänzenden Hülle, die man vornehm die moderne gei-

stige Freiheit nennt? Man hat mit alten Dogmen, Bekenntnissen, Glaubenssätzen aufgeräumt, aber vielfach sind Götzen an ihre Stelle getreten. Wir stehen vor dem, was wir das Wissen, das Tatsächliche, das Gesetz in der Natur wie in der Völkerwelt nennen, nicht viel anders als der Neger vor seinem Fetisch. Als ob das Wissen an die Quellen des Lebens reichte, und als ob die bloße Tatsache Gegenstand des Kultus sein sollte. Wie schlimm haben hier die Götzen gehaust. Wie haben sie aus dem Leben etwas Abstraktes, Schematisches, Paragraphenmäßiges gemacht. Wie haben sie das Leben, dessen Wesen gerade darin besteht, sich stets selber zu überbieten, und den Keim zu stets neuen Explosionen in sich zu tragen, zu etwas Fertigem, Abgeschlossenem, kleinlich Philiströsem gemacht. Die so spannende, nie abgeschlossene Tragödie, die sich auf unserer Erde zwischen Gott und den Menschen abspielt, wird zu einem Schema, zu einem langweiligen nüchternen Etwas, das sich in die Rubriken der Wissenschaft, des Intellektualismus, oft auch der Theologie zu fügen hat. Und nun steht man anbetend da vor dieser jämmerlichen Verkümmerung und Entwertung. Der Götze, der schematische, fertige Begriff vom Leben, tritt an die Stelle des wahren Lebens, des mächtigen Stroms, der von Gott kommt und wieder zu Gott hinaufstrebt. Das Gesetz schafft die Freiheit der Kinder Gottes beiseite. Das ist das Resultat, das ist der jämmerliche Ausschnitt des Lebens, vor dem man nun anbetend steht, das ist die Realität, vor der man in Ehrfurcht erstirbt.

Tief greifen das Götzenregiment und die Götzenverehrung ein. Sie lähmen alles, hemmen alles, was frei, groß, intensiv leben möchte. Sie verhindern den lebendigen Kontakt mit der göttlichen, stets schaffenden Energie. Sie lähmen die Impulse, welche diese Energie dem ganzen Leben geben sollte.

Wir sehen es am deutlichsten an der Art, wie uns die Götzen verhindern, den Geist unserer Zeit zu verstehen und ihm entsprechend zu leben. Sie machen es uns unmöglich, in wahrhaft läuternder, erhebender Art die ganze Größe unserer Zeit zu spüren und uns von ihr tragen, hinreißen zu lassen.

„Die Größe der Zeit," ein seltsames Wort nach dem soeben Gesagten. Ja, wir leben in einer großen Zeit, d. h. in einer Zeit, die gewaltige Aufgaben zu lösen hat. Und groß wird unsere Zeit, wenn sie den Mut hat, sich selber in ihrer ganzen Zerrissenheit und Not zu erfassen. Groß sein heißt heute: den Notschrei aus der Tiefe einer ganzen leidenden Welt vernehmen, heißt: mit herben Schmerzen erkennen, daß die Zeit nach Größe dürstet, aber kleinlich, schwach orientiert ist. Zur Größe braucht es heute die Folterbank des Zweifels, die qualvolle Erkenntnis, daß die Zeit, vor die höchsten Probleme gestellt, einstweilen jämmerlich versagt.

Erst aus einer starken Gärung von Zweifeln, Verzagtheit, ja Verzweiflung wird der Geist erstehen, welcher die Zukunft zu beseelen und zu leiten vermag. Wir müssen noch viel mehr gebrochen, ver-

nichtet werden, wenn wir wieder aufleben sollen, noch ganz anders, als bisher, müssen wir mit einer ganzen Welt sterben, wenn wir uns am Bau einer neuen Welt beteiligen sollen. Noch ganz anders müssen wir am Bestehenden, an unseren äußeren Ordnungen, Gesetzen, Zuständen, Verhältnissen verzweifeln, an ihnen irre werden. Dann erst werden wir Träger des neuen Lebens, das aus den heutigen Wirren und Krisen nach Gestaltung ringt, dann können wir vielleicht helfen, ihm Gestalt zu verleihen. Es muß heute an der Vollkommenheit, an der absoluten Wahrheit der bisherigen Formen des religiösen Lebens verzweifelt werden, wenn in der Zukunft die Religion die Seele des Lebens sein soll, und vom Zentrum des Lebens aus alles beleben, erwärmen und umgestalten soll. Es muß an der Größe und Vollkommenheit unserer staatlichen, sozialen, gesellschaftlichen Verhältnisse verzweifelt werden; ihre ganze starre, oft so brutale, unpersönliche Macht muß als unerträgliche Fessel empfunden werden, wenn sich in Zukunft ein großes, tiefes Gesamtleben bilden soll, das in wirklich großer Weise Liebe und Gerechtigkeit verkörpert. Und wie stark sollte man sich gegen die ganze Ordnung auflehnen, die so unzertrennlich mit der schmutzigsten und gemeinsten Macht verbunden ist, mit dem Geld!

Aber darüber lassen wir uns durch unsere Götzen hinwegtäuschen. Da fühlen sie sich bedroht, da bieten sie das Aeußerste auf. Gerade hier treten sie darum in der glänzendsten Hülle auf, um zu blenden, zu täuschen. Daß die moderne Kultur keine wahre Freiheit, kein wahres, tiefes persönliches und gemeinsames Leben ermöglicht, darüber sollen uns die glänzenden Feste dessen, was man heute Freiheit und Persönlichkeit, Solidarität nennt, täuschen. Die Ehrfurcht vor dem Fetisch, den wir heute den Fortschritt nennen, soll uns so übermannen, daß der ganze Tiefstand vergessen wird, der nach einer radikalen Wiederaufnahme der großen Lebensprobleme schreit, nicht nach einer ruhigen, gemütlichen Weiterbildung dessen, was schon erreicht ist.

Das Bestehende wird vergöttert Gibt es ein besseres Mittel, die Sorgen zu verscheuchen und die bange Frage zu ersticken, ob wir nicht mit jämmerlichen Ansätzen, versagenden Formen vor Konflikten und Problemen stehen, die nur auf ganz neuem Boden mit ganz frischen Impulsen gelöst werden können?

Je mehr sich die Götzen bedroht fühlen, desto roher oder schlauer treten sie auf. Der Kultus des Geldes wird aufs höchste gesteigert, damit man nicht auch nur an die Möglichkeit denke, das Leben auf einen andern Grund zu stellen. Der Staat mit seinem brutalen Machtapparat wird vergöttert, damit man nicht frage, ob alle Kräfte, die er aufsaugt, einen ganz unerhörten Aufschwung zur Folge hätten, wenn man sie anderswo verwertete. Der Kaiserkult, dem in den heroischen Verfolgungszeiten so viele Christen zum Opfer fielen, hat kein unpassendes Gegenstück in der modernen Vergötterung der Gewalt, der bruten Machtpolitik im sozialen und politischen Leben.

Die Weltgeschichte ist die Geschichte der Verdrängung Gottes und der unmittelbaren von ihm ausgehenden, umgestaltenden Kräfte durch die Götzen; sie ist ein Kampf um die Weltherrschaft zwischen Gott und den Götzen. In ihren großen Krisen steigert sich der Kampf zu einer gewaltigen, hinreißenden Tragödie. Sind wir auf ewig dem Götzenregiment verfallen, soll Gott nicht wieder herrschen?

Das ist nun die Stunde der Ketzer. Wer da Sehnsucht nach der lebendigen Macht hat, die allein unserem Leben Kraft und Größe verleihen kann, der wird für seine Zeit, für die kalten, tyrannischen Götzen zum Ketzer.

Da braucht Gott die Ketzer. Man wolle den Ausdruck nicht kleinlich mißverstehen und mißdeuten. Ich weiß sehr wohl, daß Gott uns nicht braucht, daß Gott seine Zwecke nicht mit Hilfe der Menschen, sondern oft trotz ihnen, trotz ihrer Gegnerschaft, oft noch mehr trotz ihrer ungeschickten Mithilfe verwirklicht. Ich weiß sehr wohl: Je ernster und bedeutungsvoller die Stunde ist, desto mehr muß alles menschliche zurücktreten, und Gott allein machtvoll zur Seele reden. Zur Seele des einzelnen oder zur Seele einer ganzen Zeit. Aber weil uns nun Gott trotzdem zur Mitarbeit aufruft und uns würdigt, an dem Kampf teilzunehmen, den er gegen alles falsche, unechte Wesen führt, — nur darum behaupte ich, Gott brauche die Ketzer. Gerade wenn sie ihre Ketzerrollen ernst und weit auffassen, werden sie am allerwenigsten geneigt sein, das, was sie tun, für wichtiger zu halten, als es ist, und am allerwenigsten auf dem Gebiet pfuschen, das Gott sich allein vorbehält. Sie wollen ja nicht Gott wieder auf den Thron verhelfen, sie wollen nicht einen neuen Gott aufstellen, eine neue Religion predigen. Sie wollen nur ein wenig aufräumen, damit Gott wieder unmittelbar reden könne. Sie sind nicht selber die Strahlen des göttlichen Lichtes, sie fegen nur ein bischen Wolken und Nebel weg, damit die Erde sich an Gottes Sonne erwärmen und beleben könne.

In diesem Sinne braucht unsere Zeit mehr als irgend eine Zeit der Geschichte echte, entschlossene Ketzer. Nicht Ketzer, denen die Ketzerei nur ein ästhetischer Zeitvertreib, ein vornehmer Skeptizismus ist. Radikale, echte Ketzer, sage ich, das heißt solche, denen in Sturm und Not, in Qual und Leiden der Glaube an die Götzen der Zeit vernichtet worden ist, und die nun den Mächten, welche die Zeit anbetet, total ungläubig gegenüberstehen.

Ihre Psychologie ist etwas ganz Eigentümliches. Wir müssen kurz darauf eingehen, um sie gegen Mißdeutungen zu schützen und namentlich, um auf die Charaktereigenschaften hinzuweisen, die den echten Ketzer ausmachen.

Wenn irgendwo, so soll es bei den Ketzern keine Dilettanten geben. Bloße Nachahmung ist hier Gift, Tod. Nur was absolut echt, mit zwingender Notwendigkeit aus dem Innersten hervorgeht, das, was allem Schein den Krieg erklärt, ist hier heimatberechtigt.

Die Seele der Ketzer ist Leiden, Verzweiflung. So wird sie gestählt, hart gemacht. Sie kennt das schwerste Leiden; das Leiden der absoluten Desorientierung. Sie kennt das namenlose Elend gänzlicher Haltlosigkeit. Sie kennt die Verzweiflung, denn sie mußte sie überwinden. Um diesen Preis ging sie nicht verloren und fand sich wieder. Ketzer, die diesen Namen verdienen, werden es nicht aus geistreichem, frivolem Skeptizismus, aus der Lust am Wegnehmen, am Zersetzen, aus der Freude am Bespötteln dessen, was andere anbeten. Ketzer wird man aus einer unbändigen Sehnsucht nach etwas ganz Großem, Hinreißendem, das das Leben groß, wahr, stark, selber hinreißend macht. Ketzer wird man dem Bestehenden gegenüber, wenn das Bestehende diese Sehnsucht nicht befriedigen kann.

Die Ketzer haben wohl an die Zeit und ihre angebliche Größe geglaubt. Vielleicht noch mehr als die, welche sich jetzt noch daran klammern, glaubten sie, bei den Götzen der Zeit Halt, Zuflucht, Trost, Ruhe zu finden. Noch mehr als die jetzigen Götzenanbeter haben sie an die Götzen geglaubt. Die Ordnungen und Gesetze der Zeit waren ihnen heilig, unantastbar. Sie ließen sich von ihrem glänzenden Schein betören, sie ließen sich durch ihre Schlagworte und Phrasen täuschen.

Da kam der große Riß. Es enthüllte sich die ganze Jämmerlichkeit der Mächte, die sie anbeteten. Der Halt ging ihnen verloren. Alles schien kompromittiert. Aber eins blieb. Die Sehnsucht nach Halt, Ziel, Größe, Wahrheit. Wie der Bergsteiger schwebten sie an einem steilen Felsen zwischen Himmel und Erde. Das morsche Gestein zerbröckelte unter ihrer Hand, wie sie sich zum Steigen eine Stütze suchte. So suchen sie nach starkem, festem Gestein, um weiter zu steigen.

So ist der große Riß, die Erschütterung, die Seele ihres ganzen Wirkens. Sie, die gründlich Enttäuschten, glauben nicht mehr. Nie mehr werden sie die Götzen anbeten. Zu viel von ihrem Herzblut haben sie in ihrem Dienst und bei der Empörung gegen ihre Herrschaft vergossen. Sie sind frei, losgelöst, sie sind ohne Rücksichten und Bedenken. Frei ist der Weg. Und daß sie diesen Weg betreten, dafür sorgt die große Sehnsucht in ihrem Herzen. Sie sind nicht die Enttäuschten, die enttäuscht bleiben. So werden sie der Zeit ein Ferment zur Beunruhigung. Sie machen unsicher, vielleicht haltlos, aber damit man wieder einen sichern Halt bekomme, damit das Herz bei dem ruhe, das allein Ruhe geben kann.

Solche Ketzer räumen auf. Sie müssen auf ihre ganze Umgebung, auf die ganze Zeit aufrüttelnd wirken. Sie können den Glauben an die Götzen unterwühlen. Sie machen die Zeit wieder unsicher. Sie werfen wieder das Ferment des Zweifels, der Haltlosigkeit in die Zeit. Sie zerbrechen die Stützen der Einzelnen und der Gesellschaft, sie stürzen die Götzen. Und da steht die Seele, ihrer Stützen beraubt, so armselig, so klein da, daß eine unbändige Sehnsucht nach einem wahren Halt erwacht. Sie sind die wahren, echten Realisten. Sie reißen alle

glänzenden Hüllen weg, sie zertrümmern die Illusionen, unerbittlich ziehen sie zu Feld gegen alles Scheinwesen. Sie ruhen nicht, bis die Zeit sich in ihrer ganzen jämmerlichen Armseligkeit, in ihrem Elend erfaßt und vor ihrem eigenen Bild erschrickt. Was sie durchgemacht, das soll die Zeit auch durchmachen. Sie soll sich, wenn sie einmal den Glauben an ihre Götzen verloren hat, so elend, so hilflos vorkommen, daß nur die höchste Hilfe retten kann. Das Gefühl der Leere soll so unerträglich werden, daß die ganze Seele der Zeit von der Ahnung durchzuckt wird, was der wahre Inhalt der Seele sein soll.

Das ist die Arbeit der Ketzer. Eine Vorbereitungsarbeit. Eine schwere, undankbare Arbeit. Eine Arbeit, die aber, wie nun einmal unsere Welt ist, geleistet werden muß. Sie erlaubt es dem Menschen, vorbereitend, säubernd, aufräumend, das Werk dessen vorzubereiten, der im entscheidenden Augenblick dann selber zu reden, selber zu handeln weiß. Je größer die Not, je schwerer die Krise, desto unmittelbarer muß Gott reden. Wie, ist seine Sache, ihm müssen wir es überlassen. Aber wir können dazu beitragen, daß die Not als so furchtbar groß, unerträglich empfunden wird, daß man sich nach ihm sehnt und seiner Stimme begierig lauscht. Wir können allerhand falsche Mächte und Stützen stürzen. Wir tun damit nichts, was unsere Kompetenz übersteigt. Was Menschen aufgerichtet, können Menschen stürzen. Ketzer werden mit Götzenanbetern fertig.

Darum braucht es noch aufopfernde, bescheidene Ketzerarbeit. Noch freier muß die königliche Straße werden, damit Gott sie betreten könne. Er könnte sie freilich selber reinfegen. Seine Stürme sind dazu stark und wild genug. Wollen wir ihm aber das verweigern, was wir in seinem Dienste leisten können? J. Matthieu.

Soeren Kierkegaard. *)

(Geb. 5. Mai 1813.)

Einige von uns haben den Dänen Soeren Kierkegaard stets für einen der größten religiösen Geister der Menschheit gehalten. Es ist uns lange ein inniger Wunsch gewesen, daß er eines Tages allgemein als solcher erkannt werde, nicht etwa darum, daß er seine Stelle in der Kirchengeschichte und Philosophiegeschichte bekäme und die Studenten Einiges mehr für das Examen zu lernen

*) Vom Lebensgang Kierkegaards, der äußerlich ganz einfach verlief, sei folgendes mitgeteilt: Kierkegaard war der Sohn eines reichen und frommen Kaufmanns. Er hat, einen Studienaufenthalt in Berlin abgerechnet, sein ganzes Leben in Kopenhagen, seiner Vaterstadt, verbracht. Er hat Theologie studiert, ist aber nie dazu gekommen, ein Pfarramt zu übernehmen, sondern hat als freier Schriftsteller gelebt, wofür ihm ein bescheidenes Vermögen die Freiheit gab. Am 11. November 1855 ist er gestorben.

hätten, sondern darum, daß endlich, endlich eine gründliche Auseinandersetzung mit ihm beginne. Aber wie viele wußten etwas Ordentliches von ihm? Wie viele gar haben sich mit ihm eingelassen? Wir hatten uns an den Gedanken gewöhnt, daß er ein Einsamer bleiben werde, wie er es bisher gewesen, daß er, auf dessen Grabstein nach seinem Willen stehen sollte: „Jener Einzelne", stets nur mit dem „Einzelnen" in stille Zwiesprache treten werde, und daß es so auch recht sei. Und nun erleben wir fast zu unserem Staunen, daß auch Kierkegaard ein Jubiläum bekommt, daß in kirchlichen und andern Blättern Aufsätze über ihn erscheinen, daß er für ein paar Wochen beinahe Mode wird. Kierkegaard Mode — ein gar zu lächerlicher Gedanke! Es ist uns, als ob wir ihn, den großen Ironiker, halb erschrocken, halb spöttisch die Hände zur Abwehr aufheben sähen: „Wie — ich ein Jubiläum! O Gott, dem ich in so viel Schmerz und Einsamkeit gedient, bewahre mich vor einer solchen Auferstehung von des Kalenders Gnaden! Laß mir nicht meine Krone geraubt werden! Da sollen die Pfarrer und Professoren kommen und mich auf die Wage legen — sie, die vielmehr ich gewogen und zu leicht erfunden; nun sollen die Gerichteten den Richter richten? Ich weiß ja wohl, wie man's machen wird: man wird es freundlich machen — bin ich doch schon lange tot —; man wird nicht nur meine Begabung loben, sondern sicherlich auch meinen Ernst, meine Tiefe, wird dann die üblichen Einwände machen — und ich bin beerdigt! Es ist dies ja weitaus die wirksamste Form der Beerdigung. Man wird geschichtlich einbalsamiert und bleibt dann freilich frisch als — Leichnam! O Gott, bei dem Herzblut, das ich vergossen, um ein ewiger Stachel der Christenheit zu sein, bewahre mich davor! Doch nein, ich bitte töricht, verzeihe mir! Sie vermögen nichts über mich. Mögen sie das Mausoleum des geschichtlichen Ruhms über mir erbauen, sie können nur meinen Leib zudecken, nicht meinen Geist; mögen Viele mich lesen, weil ich Bestandteil der „Bildung" geworden bin, ich werde doch immer wieder meinen Einzelnen finden, der an mir zu sich selbst kommt und bei dem es dann zu etwas kommt, das die Welt spürt. Vater, sei immer nur gepriesen!"

So meinen wir Kierkegaard sprechen zu hören und wir finden nicht den Mut, einen Jubiläumsaufsatz über ihn zu schreiben. Aber wie? Sollte es sich vielleicht doch anders verhalten? Sollte Kierkegaards Tag angebrochen sein? Es spricht Einiges dafür. Kierkegaard gehört zu den großen Richtern unserer Kultur. Ibsen ist gewissermaßen sein Schüler, Tolstoi sein Nachfolger. Man könnte ihn den Propheten der Wahrhaftigkeit nennen. Nun ist es freilich ein Kennzeichen und eine Hauptsache jeder prophetischen Wirksamkeit, neue Wahrheit kund zu tun und den Kampf der Wahrheit zu führen gegen Irrtum und Lüge, aber Kierkegaard ist in dieser Hinsicht eine ganz eigenartige Berufung geworden. Er befand sich in der seltsamen Lage, daß die Wahrheit, für die er zu kämpfen hatte — allgemein anerkannt war!

Er war Christ, durch Erziehung und eigene Entscheidung; das Christentum war aber dänische Staatsreligion. Tausend Staatsbeamte (die Pfarrer) waren dafür bezahlt, diese Wahrheit unermüdlich zu lehren und zu verkündigen — die Wahrheit war da — was war da noch zu wünschen? Auch die sittlichen Ideale waren da — jedermann erkannte sie an. Und dabei geriet Dänemark nach Kierkegaards Meinung immer mehr in geistigen Verfall. In der Politik spielten die Schwätzer und Pfuscher die große Rolle; eine gewissenlose Presse beherrschte das Land und wehe dem, der in ihre Hände fiel! Der dänische Bürger und Christ aber fühlte sich dabei äußerst behaglich; er fand es amüsant, wenn aller geistige Ernst zum Gegenstand des Hohnes wurde; es war ja zur Not für die Ideale gesorgt. Also sind die Ideale da — und man geht dabei geistig zu grunde!

Man sieht: es ist doch das alte Problem der Propheten, das Kierkegaard auf neue Art gestellt wird. Alles ist in Ordnung und doch geht man dabei zu Grunde! Wo liegt der Fehler? Welches ist die Quelle dieses Verderbens? Es ist die alte Antwort, die er findet: die Lüge ists, woraus alles andere Uebel stammt, die Lüge, deren letztes Wort Götzendienst oder Gottlosigkeit ist. Die Lüge besteht aber darin, daß die Ideale da sein sollen, während sie doch nicht da sind. Genauer gesagt: Gerade weil sie auf eine gewisse Art da sind, sind sie in Wahrheit nicht da. Würde offen die Unsittlichkeit und Gottlosigkeit verkündigt, so wäre die Gefahr nicht so groß; es käme dann bald zu einer ernsthaften Gegenwirkung; aber nun stehen ja die Ideale in größten Ehren, jedermann macht seine Verbeugung vor ihnen. Offenbar muß der Fehler hierin liegen: er muß in der Art liegen, wie die Ideale angebracht werden. Und das wird nun Kierkegaards Berufung: ein Wächter der Ideale zu sein, zu zeigen, wie das Ideal zu vertreten und nicht zu vertreten ist, wenn es das Salz der Erde sein soll. Die Ideale sollen rein erhalten werden. Das ist Kierkegaards Losung. Die Ideale sollen rein erhalten werden, das ist das Erste, was not tut. Ob den Idealen gehorcht wird oder nicht, ist erst die zweite Frage. Wenn das Ideal als solches erkannt wird, dann wird es nie ganz unwirksam bleiben; es wird wenigstens Demut erzeugen. Nur das ist wichtig, daß es nicht von vornherein unwirksam wird durch die Art, wie man es anbringt, daß man nicht durch eine List, auf die der Vater der Lüge stolz sein dürfte, das Ideal beseitigt, nämlich dadurch, daß man es preist und beweihräuchert, das Ideal benutzt, um durch seinen Glanz ein ganz anders geartetes Leben zu verklären. Das zu verhindern, wird Kierkegaards Leidenschaft; es ist die Leidenschaft des Detektiven, der einer Schelmerei auf der Spur ist. Er nennt sich darum „ein entschiedenes Polizeitalent" und meint, wie die Polizei für gewisse Zwecke gern Leute mit belasteter Vergangenheit benütze, so halte es die Vorsehung mit ihm. In dieser Leidenschaft, das Allzumenschliche, das im Gewand des Ideals einhergeht, aufzudecken, berührt sich Kierkegaard mit Nietzsche, dem er ja

auch in einigen anderen Punkten gleicht, nur daß Nietzsche uns glauben machen will, daß er damit das Ideal selbst vernichte, während Kierkegaard deutlich zeigt, daß es ihm darum zu tun ist, durch Beseitigung aller unreinen Anhängsel dem Ideal seinen strahlenden Glanz wieder zu verleihen.

So ist Kierkegaard eine Aufgabe geworden, die ihn zu einer ganz einzigartigen Gestalt macht, eine Aufgabe, die höchstens mit der des Sokrates verglichen werden kann: darüber zu wachen, daß dem Ideal redlich gedient werde, der Lüge in alle ihre verborgensten Schlupfwinkel nachzugehen, aber auch dem Redlichen zu zeigen, wie man dem Ideal richtig dient.

Der Kampf, den Kierkegaard zu führen hat, wird nun im Einzelnen durch den Gegner bestimmt, das heißt, durch die Art und Weise, wie die Ideale verfälscht werden. Das kann auf drei Wegen geschehen, die ebensoviele bewußte oder unbewußte Betrugsversuche sind. Der gewöhnlichste Selbstbetrug ist, daß man eine Wahrheit zu haben glaubt, weil man sie kennt, das heißt: weil man sie sich theoretisch angeeignet hat, vielleicht auch — und dies ist schon die feinere Form — weil man ihre Schönheit stark empfindet. Aber vielleicht haben diese Kenntnis, diese Empfindung mit der ganzen Existenz des Menschen wenig genug zu tun. Sie stehen vielleicht im schroffsten Gegensatz dazu oder liegen doch bloß obenauf. Man schwärmt aber regelmäßig um so eifriger für eine solche „Wahrheit", je weniger man sie wirklich zu eigen hat. Aber nehmen wir an, eine Wahrheit sei durch Erleben wirklicher Besitz geworden, dann kann sie — und das ist der zweite Betrug — wieder als Wahrheit aufgehoben werden durch ein merkwürdiges Mittel: man verwandelt sie in eine Theorie, man prägt sie aus zu einem geordneten System von Wahrheiten. Dadurch bekommt das Ideal eine gewisse Allgemeinheit. Es rückt der Persönlichkeit vom Leibe in den Aether des „reinen Denkens" hinauf. Nun kann man die Wahrheit prächtig „haben", nämlich in einer Schublade, als Schmuckgegenstand, oder auch als Stoff zum Disputieren, Reflektieren, Spekulieren; nun kann sie ein Gegenstand unermeßlicher Gelehrsamkeit werden — beunruhigen wird sie niemanden mehr. Aufregung kann sie freilich noch erzeugen, aber nicht Unruhe; Streit kann sie schaffen, aber nicht Kampf. Aber auf noch viel gefährlichere Weise wird sie durch diese Behandlung geschädigt. Wenn man ein Gedankensystem herstellt, so setzt man damit die Vermittlung. Die Begriffe müssen unter sich einen Zusammenhang haben; sie müssen irgendwie in einander übergehen, damit eine Ordnung und Einheit des Ganzen zustande komme. Aber damit werden die Unterschiede aufgehoben. An Stelle der inneren Verschiedenheit tritt die des Grades. Es führen allerorten Uebergänge von einem Begriff zum andern; ein unüberbrückbarer Abgrund darf in einem Gedankensystem nicht geduldet werden. Damit wird aber zuletzt derjenige Unterschied aufgehoben, woran die ganze sittliche

Welt hängt, der von Wahr und Unwahr, der in dem von Gut und Böse sich vollendet. Es ist die monistische oder pantheistische Denkweise, die diesen Weg geht; sie ist eine schlimme Versuchung. Die Kunst aber, die Unterschiede auszugleichen, ist die Dialektik. Sie ist recht eigentlich die Waffe des Vaters der Lüge. Nun heißt es überall: Sowohl — als Auch. Es ist von jeder Wahrheit auch das Gegenteil wahr, und alles, was ist, ist gut. — Der dritte Betrug ist wieder gröber und doch in anderer Hinsicht der allerfeinste. Wir haben ihn schon beschrieben: man beseitigt das Ideal dadurch, daß man es feierlich anerkennt, offiziell aufrichtet, ihm Altäre und Tempel baut und Tag und Nacht von ihm redet. Das ist die wirksamste Weise, es unschädlich zu machen. Denn nun ist das Ideal ja da — warum sollte man sich mit ihm noch Mühe machen; nun hat man die Wahrheit, warum sollte man noch für sie streiten? Und wenn es indessen noch dabei bliebe! Aber der Betrug geht weiter: das Ideal muß dazu dienen, eine ganz anders geartete Wirklichkeit zu verhüllen; es wird das feinste Werkzeug geistiger Schmuggelei und Schelmerei. Das furchtbarste Beispiel davon ist nach Kierkegaard das offizielle Christentum.

Diese Verfälschungen der Wahrheit gilt es aufzudecken. Kierkegaard ist dafür den Weg gegangen, den ihm seine Natur und sein Geschick gleichmäßig wiesen. Er ist, genauer gesagt, auf diesen Weg geführt worden, er hat ihn nicht mit Bedacht gewählt. Seine Lebensentwicklung und seine Lebensaufgabe wuchsen zusammen. Er ist eine außerordentlich reiche Natur. Reichsein bedeutet aber meistens, starke Gegensätze in sich tragen. Kierkegaard vereinigt in sich den Dichter und den Philosophen und den Weisen, das Weltkind und den Frommen, eine starke, wenn auch feine Sinnlichkeit und eine leidenschaftliche Geistigkeit, die Unmittelbarkeit des Kindes und die Reflektiertheit des Grüblers, den Lebensdurst des starken Menschen und die Schwermut des Gebrochenen. So ist er wie dafür geschaffen, die Wahrheit des Lebens nach allen Seiten hin selbst zu erproben. Er ist durch Erziehung Christ, pietistischer Christ, zugleich aber ein dichterisches Genie und eine Sokratesnatur. Darum muß er, um die Einheit seines Wesens zu gewinnen, zuerst einen schweren Kampf in seiner eigenen Brust austragen. Er durchlebt, mehr in Gedanken als in der Wirklichkeit, die ästhetische Art, das Leben zu behandeln, dieses Genießen des Lebens, das sich stets an den Augenblick hält und sich hütet, sich irgendwo festzulegen und bittern Ernst zu machen, gleichsam auf den Granit des Unbedingten sein Haus zu bauen. Wo dieser Entschluß eintritt, ist das Ethische erreicht. Im Ethischen kommt der Mensch zu sich selbst, hier erst wird er Geist im tieferen Sinne. Hier wird er durch die Freiheitstat Schöpfer seiner selbst. Hier entschließt er sich zur Dauer und Treue; hier ergreift er das Unbedingte: er beugt sich unter die unbedingte Forderung. Freilich, in dem Augenblick, wo er dies tut, erkennt er auch, daß er dieser unbedingten Forderung nicht

genug tun kann, daß er schon gegen sie gefehlt hat — es ergreift ihn die Reue, und damit ist er aus dem ethischen in das religiöse Verhältnis getreten. Hier erlöst ihn aus der Qual der Reue der Glaube. Von ihm lebt der Geist. Das alles geschieht durch eine innere Dialektik, in deren Darstellung Kierkegaard eine einzigartige Leistung vollbracht hat. Es mußten der Dichter, der Philosoph, der Psychолog und der religiöse Genius zusammenwirken, um diese drei Wege oder „Stadien", wie Kierkegaard sie nennt, und damit die tiefste Wahrheit des Lebens so tief und doch greifbar deutlich zu beschreiben. Kierkegaard ist diesen Weg gegangen, durch die zwei ersten Stadien ins dritte gelangt. Er hat diese Dialektik erlebt und so die Wahrheit gefunden, die Wahrheit erprobt.

Aber diese „Dialektik" ist nicht das, was wir oben so genannt haben: eine begriffliche Vermittlung dessen, was sich dem Wesen nach widerstreitet, sondern das genaue Gegenteil. Denn gerade das ist Kierkegaards Absicht, zu zeigen, daß es sich, wo es die Wahrheit des Lebens gilt, nicht um allmähliche Uebergänge, nicht um begriffliche Versöhnungen handelt, sondern um die Tat der Persönlichkeit, die in einem freien, im letzten Grund unerklärlichen Entschluß ihre Wahrheit ergreift, ihre Wahrheit schafft. Nicht die Ueberbrückung gilt hier, sondern der „Sprung", nicht die Vermittlung, sondern der Kampf, nicht das Sowohl—Als auch, sondern das Entweder—Oder, nicht das „Bis zu einem gewissen Grade", sondern das Unbedingte. Kierkegaard ist der Verkündiger des Unbedingten. Das „Alles oder Nichts" in Ibsens „Brandt" ist, wie der ganze Ibsen, ein Echo jener Kierkegaardschen Losung. Kierkegaard ist der Philosoph der Tat, ähnlich wie Fichte. — Die Tat aber gehört dem Einzelnen zu. Sie ist der Einzelne in dem Augenblick, wo er völlig er selbst wird. Der Einzelne — das ist die zweite große Losung Kierkegaards, sie ist die Ergänznng zum Entweder—Oder. Denn nur der Einzelne kann das Unbedingte tun. Sobald man auf die Menge abstellt, geht es verloren. Wenn das Große durch eine Menge getan werden soll, oder sei's auch nur durch eine kleinere Anzahl von Menschen, dann tut Keiner es recht. Einer stützt sich auf den Andern, läßt ihn einen Teil der Gefahr, der Verantwortlichkeit tragen, die doch gerade als ganze zum wahrhaft sittlichen Tun gehört. Darum kann nur der Einzelne das Große tun, nur der Einzelne wirklich sittlich, wirklich religiös sein. „Die Menge ist die Unwahrheit!" Kierkegaard ist stolz darauf, daß er diese „Kategorie des Einzelnen" entdeckt hat. Wie ihm die Gassenbuben nach dem Titel seines ersten Hauptwerkes den Spitznamen „Entweder—Oder" gaben, so wünscht er, wie wir schon bemerkt haben, daß auf seinem Grabstein stehe: „Jener Einzelne."

Man sieht: die Wahrheit wird eine sehr ernste Sache, das Ideal verliert seine Behaglichkeit und berauschende Schönheit, es wird einem Kreuz immer ähnlicher. Und das ist's ja nun auch: zum Dienst der

Wahrheit gehört notwendig das Leiden. Sie ist sein eigentliches Kennzeichen. Je mehr ein Mensch die Wahrheit vertritt, desto mehr muß er leiden; wer wenig zu leiden hat, beweist damit, daß er nur ein sehr lauer Diener der Wahrheit ist. Es gibt keine Wahrheit, außer solche, für die man mit Herzblut bezahlt. Wahrheit ist nicht eine objektive, sondern eine subjektive Sache, eine Sache der „Existenz". Darum hat auch nur dasjenige Denken einen Wert, das dazu dient, einem Menschen seinen Weg zu zeigen. In dem Maße, als es dies geleistet, mag es dann auch Andern dienen; rein „uninteressiertes" Denken ist blutlos und unfruchtbar — wenigstens soweit die Wahrheit des Lebens in Betracht kommt. „Die Subjektivität ist die Wahrheit."

Nun ist der Betrug aufgedeckt, der Verfälschung der Ideale gewehrt. Der erste Weg ist versperrt: nur was meiner ganzen Existenz entspricht, ist Wahrheit. Der zweite nicht minder: nicht das System, die Theorie ist Wahrheit, sondern der Entschluß, die Tat. Und so auch der dritte: ein allgemein anerkanntes, ein von jedermann gepriesenes oder gar staatlich abgestempeltes Ideal ist gar kein Ideal. Ein Ideal muß anstößig sein, nur dann kann sich zeigen, ob es echte Liebe findet. Es muß Aergernis erregen; denn nur wo Aergernis möglich ist, gibt es wirklichen Glauben. Das gilt ganz besonders im Religiösen. Gott und Welt sind Gegensätze, darum muß da, wo Gott erscheint, die Welt Anstoß nehmen. Die natürliche Antwort der Welt auf die Stimme des Göttlichen ist das Kreuz. Es kann nicht anders sein. Aus dem gleichen Grunde muß das Göttliche dem Verstande anstößig sein. Ein bewiesenes Göttliches ist nicht göttlich, es kann nicht im Glauben erfaßt werden. Credo qui absurdum (ich glaube, weil es töricht ist), das ist auch Kierkegaards Meinung, wie es die Meinung aller tiefen religiösen Geister ist. Am Kreuze offenbart sich Gott — was gibt es Unglaublicheres? Aber nun stellt sich hier ein besonders gefährlicher Betrug ein. Auch dies Kreuz kann „Ehrenzeichen" werden. Nachdem das Göttliche gesiegt hat, kommt die Welt, die es vorher gekreuzigt, fällt davor auf die Kniee, errichtet Altäre und stimmt Hymnen an, während sie doch dieses Göttliche genau wie vor neunzehnhundert Jahren wieder kreuzigte, wenn es inkognito erschiene, d. h. in Niedrigkeit, von der Welt angefochten, verachtet. Darum ist aber auch das Göttliche stets inkognito erschienen und besonders in Jesus Christus. Gott ist als ein Mensch erschienen, der wie jeder Andere aussah, ja sogar weniger als Andere schien. Das ist die Paradoxie, die im Mittelpunkt der Weltgeschichte steht. Einer, der „keine Gestalt noch Schöne" hat, der kein Geld, keine Macht, keine Gelehrsamkeit besitzt, erscheint als Träger der Wahrheit Gottes. Damit prüft Gott die Menschen. So nur kann sich zeigen, wer wirklich Augen hat für das Göttliche. Und die Menschen bestehen die Prüfung bekanntlich schlecht genug, am schlechtesten die berufenen Hüter des Göttlichen: die Frommen, die Kirchenleute. Heute freilich steht Jesus

in Glorie vor uns und da meinen wir wohl, wir hätten uns anders zu ihm gestellt als die Juden; aber wenn wir in dieser Beziehung der Wahrheit auf die Spur kommen wollen, müssen wir uns in die Lage der Gleichzeitigkeit versetzen, uns vorstellen, wie wir uns heute zu einem Menschen stellten, der so unter uns erschiene wie Jesus damals erschien, und wenn wir ehrlich sind, werden wir bald wissen, auf welche Seite wir gehören. Es ist eine der Formen des christlichen Truges, wenn man die Wahrheit des Christentums aus der Geschichte beweisen will, d. h. aus der Tatsache, daß Jesus „gesiegt" habe. Was so zustande kommt, ist eine Beseitigung des Glaubens, weil es eine Beseitigung des Aergernisses ist. Nur für die „Gleichzeitigkeit" gibt es Glauben und — Unglauben. — In seiner „Einübung im Christentum" hat Kierkegaard der Christenheit einen Spiegel vorgehalten, wie ihn noch Keiner sonst geschliffen hat. Wenn sie wirklich hineinschaute, würde sie erkennen, daß sie so gut wie die Juden Jesus kreuzigte, vielleicht im Namen Jesu!

So wird Kierkegaard unvermerkt zum gewaltigen Bußprediger der Christenheit. Er schafft „Unruhe zur Verinnerlichung". Er bekämpft das System, die Romantik, das Aesthetentum, die „ideale" Behaglichkeit, die „Augenverblendung", die das Ideal zu haben meint, weil es anerkannt und gepriesen ist. Er geht so seinen stillen Weg, wie er der Innerlichkeit seines Wollens entspricht. Aber jede echte Innerlichkeit wird eines Tages nach außen treten und um so stärkere Erregung wirken, je mehr sie wirklich Innerlichkeit ist. So treibt die Wahrheit Kierkegaard auf den Weg des Wahrheitszeugen, sie ruft ihn auf den Kampfplatz des öffentlichen Lebens und damit auf den Höhepunkt und zum Abschluß seines Wirkens.

Es ist klar geworden, daß Kierkegaards Kampf in einem Angriff auf die offizielle Christenheit enden muß. Denn diese ist ja bestellte Hüterin der höchsten Ideale. Das offizielle Christentum aber ist organisiert in der Kirche. Gegen sie wird Kierkegaard sich wenden müssen; es ist innerlich notwendig. Indem es geschieht, kommt es zu einem Kampf, der sich nach meinem Dafürhalten dem Bedeutsamsten anreiht, was sich in der Geschichte des Reiches Gottes ereignet hat und erinnert an die Höhepunkte der biblischen Geschichte. Der allverehrte, auch von Kierkegaard sehr geschätzte „Bischof" Mynster ist gestorben. Sein mutmaßlicher Nachfolger, der auch außerhalb Dänemarks bekannt gewordene Professor Martensen, hält ihm die Gedächtnisrede. Darin nennt er ihn einen der Wahrheitszeugen, deren heilige Kette von den Tagen der Apostel bis zur Gegenwart reiche. Da bricht Kierkegaard los. Mynster ein Wahrheitszeuge — er, der sich nie einen Schritt zu weit vorgewagt hat, er, der stets getragen war von allgemeiner Anerkennung, Liebe und Verehrung! Er war ein bedeutender und liebenswerter Mensch, aber ein Wahrheitszeuge? Ein Wahrheitszeuge trägt ein sicheres Merkmal: daß er um der Wahrheit willen gelitten hat. Ein Wahrheitszeuge ist ein Mann,

den man angespieen, ins Gefängnis geworfen, an den Galgen gehängt und dann auf dem Schindanger verbrannt hat, aber nicht einer, der in seidenem Talar auf eine schön gearbeitete Kanzel steigt, um einer wohlgekleideten Versammlung in schöner Sprache und mit schöner Stimme und Gebärde Gedanken vorzutragen, die man bewundert. Oder sollten etwa gar alle die tausend Männer, die der Staat angestellt hat, um das Christentum zu verkündigen (die Pfarrer), Wahrheitszeugen sein, sie, die mit Frau und Kind ziemlich behaglich davon leben, daß Jesus am Kreuze hing, und alle jene herrlichen, die wirklichen Wahrheitszeugen, auf dem Scheiterhaufen oder unter dem Zahn des Löwen ihr Leben ausgehaucht haben? In Wahrheit ist dieses offizielle Christentum der größte Betrug, den die Welt gesehen hat. Das Christentum, diese heroische Sache, wird ein Ding für Frauen und Kinder. Das Christentum, das man nach dem neuen Testament nur haben kann im Gegensatz zur Welt, wird ein Mittel zum Vorwärtskommen in eben dieser Welt; das Christentum, das durchaus gegen den Staat geht, wird vom Staat protegiert und läßt sich von ihm protegieren; das Christentum, diese Lehre vom Absterben, wird zu einer ästhetischen Verklärung des natürlichen Lebens, einer „Weihe" für die guten Dinge dieser Welt, macht den Lebensgenuß tiefer, raffinierter; das Christentum, das für den Einzelnen ist, weil es das Unbedingte in seiner ganzen Schroffheit enthüllt, wird zu einer Angelegenheit der Masse. So wird in Wirklichkeit das „Christentum des neuen Testamentes" beseitigt, Gott zum Narren gehalten und die Lüge auf den Thron des Ideals gesetzt.

Doch wir wollen nicht versuchen, Kierkegaard weiter in diesen seinen letzten, größten Kampf zu folgen. Jeder Bericht muß hier abschwächend und vergröbernd zugleich wirken. In diesem Kampf überbietet Kierkegaard sich selbst. Schlag auf Schlag folgen seine Angriffe in Form von kleinen Flugschriften, worin tiefstes Pathos mit unvergleichlicher Meisterschaft in Witz, Spott und Ironie sich zu einer Leistung vereinigen, der weniges an die Seite gestellt werden kann. In unerschöpflich neuen Wendungen bringt er die eine Wahrheit an. Seine kirchlichen Gegner, die ihm mit hochmütigen Gemeinplätzen begegnen, kommen uns heute jämmerlich vor. Dabei ist es Kierkegaard gar nicht darum zu tun, die Kirche zu zerstören, oder den Pfarrern Uebles nachzureden; nur Eines will er: sie zu dem Eingeständnis bewegen, daß das offizielle Christentum, das sie vertreten, nicht das des neuen Testamentes und sie selbst nicht Wahrheitszeugen im echten, alten Stil seien. Keiner hat dieses Zugeständnis gemacht ..... Er selbst aber liebt es zu betonen, daß er kein Christ im höchsten Sinne des Wortes sei, sondern nur ein „Dichter", der aber weiß, was Christentum eigentlich wäre, ein Polizeitalent, das will, daß die Ideale nicht verfälscht werden.

An diesem Kampf ist Kierkegaard, zweiundvierzigjährig, gestorben. Diese letzte ungeheure Anspannung hatte sein Leben verzehrt. Er durfte

nun ja auch sterben. Sein Werk war getan, der Sieg war grundsätzlich errungen, alles war gut. Es traf sich auch, daß sein Vermögen, die äußere Unterlage seiner Unabhängigkeit, völlig verbraucht war. Das Abendmahl wollte er von einem Pfarrer nicht annehmen, ein Laie aber, der's ihm gereicht hätte, fand sich nicht. In seinen letzten Tagen umtönten ihn die Worte:

Noch eine kleine Zeit,
So ist's gewonnen,
So ist der ganze Streit
Mit Eins gewonnen.

Im Spital ist er gestorben, einsam, wie er gelebt.

Damit sind wir auf das gestoßen, was uns am Bilde dieses Großen noch mehr wert ist als alle Macht und aller Glanz seiner Botschaft: Den Eindruck von der Wirklichkeit Gottes, den sein Leben macht. Das ist nun nicht so gemeint, als ob er als eine sittliche Idealgestalt vor uns stünde. Ich habe zwar nicht im geringsten Lust, über ihn zu Gericht zu sitzen und seine Tugenden und Schwächen auf die Wage zu legen. Das wäre am wenigsten am Platze einem Manne gegenüber, der so ernst wie selten einer sich als Sünder wußte, und mit einer Demut wie Wenige vor Gott stand. Aber welches auch seine Tugenden und Schwächen gewesen seien, wie groß er auch sittlich dastehe — trotz mancher Fehler — das Ergreifendste bleibt doch der Ernst, womit er sein Leben mit Gott lebt, die Leidenschaft, seinen Willen zu tun, die Angst, diesen zu verfehlen, das sichere Ruhen in der Macht Gottes gegenüber der Macht der Welt, die Selbstverständlichkeit, womit Gott ihm die wirklichste der Wirklichkeiten ist. Eine solche Stellung zu Gott muß sich in Taten äußern und zwar in Taten der Liebe und des Glaubensmutes. Eine dieser Taten reiht sich würdig an das Auftreten gegen die Kirche, das allerdings für ihn, gerade für ihn, eine Tat von der außerordentlichsten Art war, ein Handeln aus dem Unbedingten; ich meine, sein Auftreten gegen den „Korsaren". Dieses Witzblatt hatte durch seine frivole Art Kierkegaards Zorn gereizt. Er hatte dazu persönlich keinen Grund, da er, als literarisches Genie, von dem Blatte stets gelobt worden war. Desto verblüffender mußte es wirken, als er eines Tages in einem öffentlichen Blatte den „Korsaren" aufforderte, auch ihn künftig nicht mehr zu rühmen, sondern zu verhöhnen, wie die andern auch. Das geschah denn auch reichlich und Kierkegaard lernte die menschliche Gemeinheit von Grund aus kennen. Auch die Erfahrung machte er, daß er gerade von denen am meisten im Stiche gelassen wurde, die eigentlich zuerst hätten zu ihm stehen müssen. Ich frage aber: wer unter unseren „ernsten" Frommen macht ihm diese Tat nach? An Gelegenheit dazu fehlte es wirklich nicht. Gerade diese Tat Kierkegaards erinnert in ihrer paradoxen Art aufs stärkste an das Verhalten einiger der großen Propheten Israels. Sein Liebesbedürfnis und seine tiefe Teilnahme am Leben Anderer, besonders seelisch Bedrängter,

wird oft bezeugt. Gerade da, wo er diese Liebe am stärksten zu verleugnen scheint, in der Auflösung seiner Verlobung, bewundern wir nun, nachdem wir alles wissen, ihre Zartheit und Großartigkeit. Was Selbstverleugnung um der Menschen und Gottes willen ist, hat er gewußt wie Wenige. Und wie wunderbar ist wieder, daß dieses Erlebnis ihm zum Ausgangspunkt der ganzen weitern Entwicklung seines Verhältnisses zu Gott und seines Lebenswerkes wird! Erinnert dieser Zug nicht an Hosea, während wir sonst freilich mehr an Jeremia gemahnt werden? Ueberhaupt ist dies so bedeutsam und rückt sein Leben an die Größten heran, daß man darin so deutlich das „Regiment Gottes" walten sieht, welches den Stoff dieses Lebens nach einem großen Plan ordnet und auch die schwierigste Anlage und das düsterste Geschick in den Dienst seiner höchsten Aufgabe stellt. Wie hat Kierkegaard es oft schwer empfunden, in einem kleinen Volke wirken zu müssen, dessen Sprache so wenig weit reicht; aber hätte sein Leben in einem größeren Kreise diese Sammlung und Kraft gewinnen können? Hätte er, wenn er behagliches Familienglück genossen hätte, sich so zum Opfer hingeben dürfen, wie er's getan? Wäre er ohne seine Schwermut Gott so nahe gekommen? Ja, dieses Leben ist, mit seinem Dunkel wie mit seinem Licht, ein mächtiges Zeugnis von der Wirklichkeit Gottes.

— — — — — — — — — — — — — — —

Was ich von Leben und Wirken dieses Großen gesagt habe, verhält sich zur Wirklichkeit freilich nur wie ein paar Striche zu einem großen, wundervoll reichen und ergreifenden Bilde. Es soll durchaus keine erschöpfende Darstellung und Beurteilung, sondern ein bescheidener Zoll der Dankbarkeit sein und eine Lockung, dieser Gestalt selbst nahe zu treten. Freilich ist das nicht jedermanns Sache. Kierkegaard ist nicht leicht zugänglich. Nicht jeder findet bei ihm Nahrung, da und dort könnte er Einem auch wohl Gift sein. Dennoch hat er durch alle Zeiten eine Botschaft auszurichten an seinen Einzelnen. Dieser Mann ist der Christenheit zum Fallen und Aufstehen gegeben. Es wäre Feigheit und wäre Sünde, wenn sie an ihm vorüberschliche. Es scheint aber wirklich, als ob seine Zeit gekommen sei. Denn die Krisis des Christentums verschärft sich. Das Problem, das Kierkegaard vor allem beschäftigt hat: das Verhältnis des Christentums zur Welt, ist in den Mittelpunkt dieser Krisis gerückt. Die Kirchenfrage hat er mit einer Schärfe und Klarheit gestellt, wie kein Anderer vor und nach ihm. Wenn wir etwas weniger Unwissenheit unter uns hätten, wäre das Kirchenproblem nicht so vielen eine „unklare" Sache. Wer sich nicht mit Kierkegaard (ich nenne hier den Mann für die Sache) auseinandergesetzt hat, kann nicht mit ruhigem Gewissen in der Kirche bleiben — falls er nämlich kein Handwerker ist! Denn seine Fragen sind die heute allen Lebendigen gestellten. Auch sein Losungswort vom Einzelnen ist zeitgemäß genug. Ich wenigstens stimme ihm nach wie vor herzlich zu. Es wäre oberflächlich, zu meinen, daß es mit dem Sozialismus im Widerspruch stehe. Es gehört zu jedem

tieferen Sozialismus. Man kann Gemeinschaftsrecht und Gemeinschaftspflicht aufs Stärkste betonen und doch gut genug wissen, daß es ohne den Einzelnen im Kierkegaard'schen Sinne keine Gemeinschaft gibt, die etwas wert wäre, daß alles Größte auch künftig vom Einzelnen getan werden wird, und daß der Mensch, der sittlich und religiös Ernst machen will, verstehen muß, einsam zu sein. Das Leiden stellt sich dann von selbst ein. Leiden zu können wird aber umso notwendiger werden, je mehr die unbedingte Forderung wieder in unser Leben, das Entweder—Oder in sein Recht tritt. Es scheint, daß die Entwicklungen zu diesem Punkte hintreiben. Zunächst freilich muß noch Abrechnung gehalten, muß Redlichkeit geschafft werden. Wer könnte hierin besser Helfer und Führer sein als er — der Prophet der Redlichkeit im Dienst des Ideals? Wir müssen wieder Seele bekommen, müssen wieder die Leidenschaft des Geistes gewinnen — wer könnte uns besser dazu anleiten, dazu zwingen, als er, der große Wecker des Geistes? Ja, es ist gewiß, daß gerade dieser Mann unserm Geschlecht helfen könnte, seine Seele und damit Gott zu finden und in beidem jene Verinnerlichung, die wir brauchen um des Aeußeren Herr zu werden.

Es hieße sehr oberflächlich urteilen, wenn man Kierkegaard auf Grund einiger wirklichen oder vermeintlichen Mängel seiner Persönlichkeit und seines Werkes diese Rolle absprechen wollte. Er sei krank gewesen! — Ich frage: waren Jeremias und Paulus „gesund"? War Carlyle „normal"? Es ist kein Hauch des wirklich krankhaften in Kierkegaards Werk. Aber er hat eine „orthodoxe" Form des Christentums vertreten, wie wir sie nicht haben können! Als ob das irgend eine Rolle spielte! Wer Kierkegaards Christentum durch das Merkmal der „Orthodoxie" glaubt charakterisieren zu können, der hat sicherlich weniger als nichts von ihm verstanden. Es ist vielmehr ein Christentum der Nachfolge Christi. Die „Orthodoxie" ist unwesentliche Form. Freilich ist dieses Christentum noch weniger „freisinnig". Es liegt hoch über Orthodoxie und Freisinn. Ueberhaupt kommt es bei Kierkegaard viel weniger auf eine inhaltliche Bestimmung des Christentums an, als darauf, den Weg festzustellen, auf dem das christliche „Ideal" verwirklicht werden kann. Was er darüber sagt, gilt für uns genau so, wie es für die Mitte des Jahrhunderts gegolten hat und es wird zu allen Zeiten gelten. Oder hat es etwa nur für Dänemark Geltung gehabt? Das wäre die bequemste der Ausreden. Die dänischen Verhältnisse geben dem Kampf seine besondere Farbe; er ist aber grundsätzlicher Art.

Es liegt also durchaus kein Grund vor, der uns von der Auseinandersetzung mit Kierkegaard abhalten könnte. Daß er im Einzelnen allerlei vertreten hat, was sich nicht halten läßt, versteht sich wohl von selbst. Auch entspräche eine kritiklose Jüngerschaft seinem Geiste am allerwenigsten. Er will uns helfen, wir selbst zu werden. Es gibt keinen, der sich als Lehrer und Führer mehr verleugnete als

er. Bis auf diesen Tag trägt er noch eine Maske — alles nur, damit er uns zu uns selbst helfe.

Dabei hat sein Werk eine ganz bestimmte Grenze. Ich möchte sie kurz aber nachdrücklich hervorheben. Er hat mit Absicht fast nur die Eine Seite am Christentum betont, daß es das Leiden, das Absterben fordert. Darin hat er auch völlig recht. Aber das „Christentum des neuen Testamentes" fordert das Absterben nur, weil es ein herrliches Leben bringt und führt zum Leiden bloß, weil es göttliche Freude will. Nur aus seinem Ja ist sein Nein zu verstehen. Es steht gegen die Welt, weil es das Gottesreich will. Kierkegaard hat den Ernst des Nein betont. Er mußte es einem behaglichen Christentum gegenüber tun. Aber das Ja lebte in ihm überhaupt nicht sehr stark. Er ist darum mehr Kritiker als Schöpfer, das Nein übertönt bei ihm das Ja. Er verwirft das offizielle Christentum und behält darin nach meiner Ansicht recht. Aber er zeigt keinen andern Weg zur Erfüllung des Willens Jesu. Er leitet zum Absterben an, aber nicht zum Leben. Er hat die eine Aufgabe gelöst, die ihm aufgetragen war und ist darob gestorben, aber sie zieht weitere Aufgaben nach sich. Wir müssen durch Kierkegaard hindurch (ich nenne wieder den Mann für die Sache!), aber wir können nicht bei ihm stehen bleiben. Wir müssen zum Nein das Ja, zur Kritik die Hoffnung fügen. Das Nein bekommt nur vom Ja, die Kritik nur von der Hoffnung her ihr Recht. Nur der Gottesreichsglaube gibt der Kritik des Christentums ihr rechten Sinn.

Aber noch hat das Nein sein Recht, ja es wird neben dem Ja immer da sein müssen, als Warnung! Und so grüßen wir den mächtigen Erwecker und Beunruhiger, den Wächter und Richter. Möge er ein Lebendiger werden für Viele — für viele Einzelnen!*) L. Ragaz.

---

*) Für das Studium Kierkegaards seien Anfängern folgende Winke gegeben: In Kierkegaards Gedankenwelt am besten eingeführt wird man zunächst durch die beiden großen Werke: „Entweder — Oder" und „Stadien auf dem Lebenswege". Dann mag die „Einübung im Christentum" folgen und endlich jene Schriften, die Christoph Schrempf unter dem Titel „Angriff auf die Christenheit" in ausgezeichneter Uebersetzung herausgegeben hat (Stuttgart, Frommanns Verlag) und die meistens aus der letzten Kampfeszeit stammen. Wer so in Kierkegaard hineingekommen ist, wird dann den weiteren Weg leicht selbst finden.

Das Studium Kierkegaards ist nun durch den Umstand wesentlich erleichtert, daß der bekannte Verlag von Eugen Diederichs in Jena seine gesammelten Werke in neuer Ausgabe erscheinen läßt. Herausgeber und Uebersetzer sind Christoph Schrempf und Hermann Gottsched. Was ich von dieser Ausgabe kenne, ist vortrefflich, ausgenommen die „Nachworte" der Uebersetzer, die ich ungehörig finde. Gerade mit Kierkegaard sollte man den Leser allein lassen.

Gottsched hat auch unter dem Titel: „Buch des Richters", Auszüge aus Kierkegaards Tagebücher, veröffentlicht. Auch dieses Buch ist aufs höchste zu empfehlen.

Ich füge noch hinzu, daß der bekannte dänische Philosoph Hoeffding ein Büchlein über Kierkegaard geschrieben hat, das als Einführung dienen kann, aber ja nicht als Ersatz für Kierkegaards Werke selbst! (Erschienen in „Frommanns Klassiker der Philosophie".)

Rundschau.

Ueber Krieg und Frieden ist in jüngster Zeit viel geschrieben worden und zwar nicht nur in Form von theoretisierenden, akademischen Verhandlungen, sondern an Hand von sehr beachtenswerten Ereignissen. Wenn wir auf dieselben zurückkommen, geschieht es nicht um neues Material beizubringen, sondern um durch eine Zusammenstellung der Tatsachen dieselben ins rechte Licht zu rücken.

Wir denken dabei vor allen Dingen an die Verständigungskonferenz deutscher und französischer Parlementarier, die über die Pfingstfeiertage in Bern tagte. Es fehlte der übliche, offizielle Tamtam und Klimbim, mit dem solche Konferenzen ausgezeichnet zu werden pflegen. Es waren ja „nur" Sozialdemokraten, welche die Initiative dazu ergriffen hatten! Darum fehlte es auch nicht an giftigen und spöttischen Kommentaren seitens gewisser Blätter, als ob man damit eine unbequeme Tatsache aus der Welt schaffen könnte. Diese Presse, die so hochnäsig und mitleidig lächelnd über die Bernerkonferenz zur Tagesordnung schritt, weiß offenbar nicht, wie erbärmlich und armselig sie dasteht in ihrem ideallosen, trostlosen Pessimismus. Ueberall brüstet sie sich mit dem Fortschrittsgedanken, nur hier im Verhältnis von Mensch zu Mensch, von Volk zu Volk soll es keinen Aufstieg geben. Für uns ist es eine überaus erfreuliche und verheißungsvolle Tatsache, daß Vertreter zweier rivalisierender Nationen „sich mit aller Entschlossenheit gegen die verwerflichen chauvinistischen Hetzereien jeder Art wenden" und „verkünden, daß die beiden Völker in ihrer ungeheuren Mehrheit den Frieden wollen, diese oberste Bedingung jeden Fortschrittes." Es steht auch fest, daß Elsaß-Lothringen keinen Revanchekrieg will. Dieser entschlossene auf den Frieden gerichtete Wille hüben und drüben ist eine weltgeschichtliche Tatsache, mit der man in Zukunft wird rechnen müssen. Er schwebt nicht als bloßes Phantom über den Ereignissen, sondern bildet ein ausschlaggebendes Ingrediens im Zusammenwirken geschichtlicher Faktoren. Der Friedensgedanke fängt an, in der menschlichen Entwicklung Gestalt zu gewinnen, Fleisch zu werden.

Jene Verständniskonferenz in Bern steht, obwohl an sich etwas Neues, als Willenskundgebung zu Gunsten des Friedens durchaus nicht vereinzelt da. Es ist bemerkenswert, daß in Deutschland, wo gegenwärtig die Wogen der Erinnerung an eine große kriegerische Vergangenheit besonders hochgehen, 140 evangelische Theologen einen Aufruf erlassen, in welchem es u. a. heißt:

„Um den Völkerfrieden zu erhalten, so sagt man uns, muß immer angespannter gerüstet werden. Aber die Tatsachen zeigen, daß, da alle Kulturstaaten das gleiche tun, die Kriegsgefahr so nicht vermindert wird, weil gerade die immer drückendere Last des bewaffneten Friedens, verschärft durch Haß und Mißtrauen der Völker untereinander, zur blutigen

Entscheidung drängen kann, die wiederum nicht das Ende, sondern den Anfang erneuten Wettrüstens bedeuten würde."

„Als Christen, die wir sein wollen, fühlen wir uns vor Gott und unserem Gewissen verpflichtet, aus diesem Dilemma des Krieges ohne Ende den Ausweg zu suchen, der menschenmöglich und gottgewollt ist. Friede auf Erden. Verständigung der Völker über eine Rechtsgemeinschaft, die das Unrecht des Krieges durch den Rechtsspruch ersetzt und den Völkern die Ethik zumutet, die zwischen den Einzelmenschen selbstverständlich ist . . . . . Wir fordern von den Völkern christlicher Kultur das sittliche Opfer, daß sie unter Zurückstellung kriegerischen Ehrgeizes und der Gelüste gewaltsamer Eroberung einen internationalen Rechtsstand herbeiführen, der das Gewaltmittel der Waffen ausschaltet . . . ."

„Es ist schmerzlich, daß bisher nur ein verschwindender Teil der deutschen Theologen den Völkerfrieden öffentlich vertritt, daß wir diese praktische Gefolgschaft Jesu Christi der kirchenfremden Sozialdemokratie überlassen. — Wir Unterzeichner richten an alle unsere Berufsgenossen die dringende Bitte, daß sie es als einen wichtigen Teil ihrer Mission ansehen, in Wort und Schrift die Brüderschaft aller Menschen und Völker zu verkündigen . . . . ."

Wir möchten beiläufig nur darauf hinweisen, daß diese deutschen Theologen die Konsequenz ziehen, vor der Lauterburg in seinem „Problem des Krieges für ein Volk und für den Einzelnen" (vergl. „Fr. Schw. Arb." Nr. 33) warnt, indem er eine Trennung zwischen individueller und kollektiver Sittlichkeit unbedingt statuiert, während in dem genannten Anzug eine Rechtsgemeinschaft gefordert wird, die in der Tat den Völkern dieselbe Ethik zumutet, die zwischen Einzelmenschen selbstverständlich ist. Wir leugnen durchaus nicht die praktischen Schwierigkeiten, die sich hieraus ergeben, aber das kann uns nicht hindern, immer wieder jene Zumutung an die Gesamtheit zu richten, zumal eben doch heutzutage große Teile dieser Gesamtheit dafür reif zu sein scheinen.

Aehnlich optimistisch, wie im zitierten Aufruf, tönt es aus Kopenhagen, wo vor kurzem ein „christlicher Friedensbund" gegründet wurde mit der Absicht, die dänischen Christen zur Arbeit für die Idee der Schiedsgerichte zu sammeln ausgehend von der Ueberzeugung, daß es Sünde ist, wenn internationale Streitigkeiten durch Kriege abgemacht werden. Neu ist dabei die „Friedensstaatsidee." „Diese Idee beruht auf der Meinung, daß Schiedsverträge erst dann einen wirklich bindenden Charakter haben, wenn die Mehrheit der Parlamentswähler ihren Friedenswillen in einer Bestimmung im Grundgesetz (Verfassung) an den Tag legt, worin das Land sich als Friedensstaat erklärt, d. i. ein Staat, welcher sich dazu verpflichtet: 1. vorbehaltslose Schiedsverträge mit jedem Friedensstaat abzuschließen, 2. die Militärausgaben zu vermindern, je nachdem die Verbreitung des Schiedsgerichtsgedankens

die Kriegsmöglichkeit vermindert, 3. einem „Friedensstaat“ moralische Stütze zu leisten, falls er bekriegt werden sollte.“

Bedarf auch noch Manches an diesen Bestrebungen der Abklärung, bis sich die angedeuteten Gedanken verwirklichen lassen, so sind dieselben doch der Ausfluß eines überall hervorquellenden deutlichen und energischen Friedenswillens. Dieser Wille ist bereits zu einer geschichtlichen Potenz geworden.

Es frägt sich dann nur noch, was ist stärker: dieser Friedenswille oder die kriegerischen Leidenschaften und Traditionen? So tief die letzteren im Menschen zu wurzeln scheinen, so bricht sich doch allmählich und immer rascher die Erkenntnis Bahn, daß Kriege zu den Kinderkrankheiten in der Entwicklung der Menschheit gehören, die ja als notwendige Gährungs- und Ausscheidungsprozesse eine gesunde und stärkende Wirkung haben können, die aber doch einer Periode angehören, die überwunden werden muß, weil die Kräfte für neue Aufgaben und Arbeiten in Anspruch genommen werden. Die Staaten Europas haben, so sollte man meinen, in Folge des grandiosen Verkehrs und Austauschs in jeder Hinsicht zu viel gemeinsame Güter und Interessen und gemeinsame Nöte, als daß sie sich durch Kriege und Rüstungen noch lange in ihrer Kulturaufgabe hindern dürften. Wenn ein Staat wie Rußland in der äußern Politik tonangebend ist und dabei im Innern des Landes barbarische Zustände und himmelschreiende Ungerechtigkeiten konserviert, so ist das doch einfach die verkehrte Welt.

Gottlob wächst die Einsicht von Tag zu Tag, daß es Wichtigeres zu tun gibt, als die Völker durch endlose Rüstungen beständig in Spannung zu halten. Oder geschieht letzteres vielleicht gerade, um die Augen von jenem wichtigen sozialen Kampf abzulenken, wie Napoleon III. es machte, als er einen Krieg anzettelte, um sich der Wirren im Innern zu entziehen? Jedenfalls können wir der Rüstungspolitik immer weniger Verständnis, geschweige denn Sympathie entgegenbringen; ja, wir begreifen es, wenn in Frankreich junge Leute, die dem Vaterland zwei Jahre gedient haben, sich sträuben, ein drittes Jahr unter der Fahne gehalten zu werden. Die französische Kammer hat nun leider alle Proteste armer Arbeiter überhört und mit erdrückendem Mehr den Kredit für Zurückbehaltung des zweiten Jahrgangs gewährt. Frankreich greift übrigens noch zu ganz anderen Mitteln, um die Heeresstärke zu erhöhen. In Toulouse wurde die geheime „Mutterschaft“ eingeführt, d. h. die Stadt übernimmt unter vollster Diskretion die Entbindung und Erziehung unehelicher Kinder. Die französische Presse begrüßt, so wird berichtet, freudig die von der Stadt Toulouse ergriffene Maßnahme und hofft, daß das Prinzip der geheimen Mutterschaft für alle größeren Gemeinden Frankreichs durchgeführt werde! Die staatliche Aufzucht elternloser Kinder, diese Unnatur also, wird begrüßt im Interesse — der Kriegsbereitschaft. Soweit hat der Militarismus die Führer des Volkes verblendet! —

Nicht nur Verblendung, sondern ein Verbrechen gegen das ganze Volk ist es, wenn deutsche Munitions- und Waffenfabriken falsche Nachrichten in die französische Presse lancieren, um so die deutsche Regierung zu beschleunigten und vermehrten Rüstungen zu veranlassen. Der Kruppkrach bedeutet aber nur eine, wenn auch recht sensationelle Enthüllung des frevelhaften Treibens. Wer weiß, was sonst noch hinter den Kulissen für geheime Fäden gesponnen werden! Man sorgt dafür, daß die Nationen beständig in Atem gehalten werden; das Kapital der Militärlieferanten kommt dabei jedenfalls nicht zu kurz.

Es gäbe überhaupt an unserem heutigen Militarismus noch viel zu entlarven, nicht nur an Spekulation, sondern auch an Renommage, Bravoursucht, Sport und ähnlichen Dingen, die sich da unter dem Nimbus von Patriotismus zusammenfinden. Das fascinierende militärische Schauspiel mit all dem imposanten Gepräge von malerischen Uniformen ist es in der Regel, was zunächst Begeisterung auslöst, so daß sich hie und da einer zu dem Ausruf hinreißen läßt: „Schade, daß es nicht ernst gilt." Man streife aber einmal das ästhetisch wirkende militärische Schauspiel ab und lasse die Massen mit beliebigen Mordwerkzeugen aufeinander losstürmen, man würde wohl bald mit Abscheu von dem unsinnigen Morden sich abwenden. Nun soll aber dies unmenschliche Gebahren noch eine religiöse Weihe erhalten? Nein, da möchten wir hierauf den Ausspruch ganz besonders anwenden, den ein junger Zürcher in Bezug auf die Institution der Feldpredigt getan hat: „Ganz bedenklich und geradezu empörend ist für Anhänger des Christentums wie für seine ernsthaften Gegner diese stets erneute Verzwickung von Religion und ordinärem Patriotismus. Es ist zu allen Zeiten das Große von Männern gewesen, die sich berufen fühlten, als Propheten Gottes aufzutreten, daß sie sich über die sogenannten nationalen Interessen hinwegsetzten und die ganze Menschheit zur sittlichen Gemeinschaft erheben wollten. Ihr Patriotismus war an Menschlichkeitsidealen orientiert und sie haben sich nicht gescheut, aus der Sehnsucht nach einer höheren Gerechtigkeit heraus ihrem Volk sogar den Untergang anzukündigen."

Wir können hier das Verhältnis von Christentum und Patriotismus nicht erörtern, es liegt uns nur daran, zu zeigen, daß die Stimmen sich mehren, die nicht nur den Krieg prinzipiell, sondern auch unseren ganzen heutigen Militarismus als mit einem in der Tiefe erfaßten Christentum unverträglich erklären.

Der Wille zum Frieden schreitet vorwärts und fällt als sittlicher Faktor mit ins Gewicht zu all den veränderten Verhältnissen kommerzieller und ökonomischer Natur, welche, wie Norman Angell trefflich nachweist, den Krieg zu einem Unding stempeln. — L. St.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Das Gleichnis von den anvertrauten Talenten.*)

Text: Matthäus 25, 14—30.

Wie ein Mensch, der auf Reisen ging — der rief seine Knechte und übergab ihnen sein Vermögen, und zwar gab er dem einen fünf Talente, einem andern zwei, einem andern eins, jedem nach seiner Fähigkeit, und so reiste er weg. Alsbald ging der, der die fünf Talente empfangen hatte, hin und arbeitete mit ihnen und verdiente andere fünf Talente. Ebenso gewann der mit den zweien zwei andere. Der aber, der das eine empfangen hatte, ging hin, machte eine Grube in die Erde und versteckte das Geld seines Herrn. Nach langer Zeit aber kommt der Herr jener Knechte und rechnet mit ihnen ab. Und der, der die fünf Talente empfangen hatte, trat herzu, brachte andere fünf Talente herbei und sprach: Herr, fünf Talente hast du mir übergeben; sieh', andre fünf Talente habe ich gewonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Gut, du wackrer und treuer Knecht, über wenigem warst du treu; über viel will ich dich setzen: Geh' ein zu deines Herrn Freude! Da trat auch der herzu mit den zwei Talenten und sprach: Herr, zwei Talente hast du mir übergeben; sieh', andre zwei Talente habe ich gewonnen. Sein Herr sprach zu ihm: Gut, du wackrer und treuer Knecht, über wenigem warst du treu, über viel will ich dich setzen: Geh' ein zu deines Herrn Freude! Es trat aber auch der herzu, der das eine Talent empfangen hatte und sprach: Herr, ich kannte dich, daß du ein harter Mann bist; du ernteſt, wo du nicht gesät hast und sammelst ein, wo du nicht ausgestreut hast. Und weil ich mich fürchtete, habe ich dein Talent in der Erde vergraben; sieh', hier hast du das Deine. Da antwortete sein Herr und sprach zu ihm: Du schlechter und träger Knecht; wußtest du, daß ich ernte, wo ich nicht gesät habe, und einsammle, wo ich nicht ausgestreut habe? So hättest du doch mein Geld bei den Bankhaltern anlegen sollen, und ich hätte bei meinem Kommen das Meine mit Zinsen abgehoben. So nehmt denn das Talent von ihm und gebt es

*) Eine akademische Predigt.

dem, der die zehn Talente hat. Denn jedem, der da hat, dem soll gegeben werden, ja er soll überreichlich bekommen; von dem aber, der nicht hat, soll auch das genommen werden, was er hat. Und den unbrauchbaren Knecht werft hinaus in die Finsternis draußen. Dort wird es heißen Heulen und Zähneknirschen.

(Uebersetzung von Johannes Weiß in den „Schriften des neuen Testaments, neu übersetzt und für die Gegenwart erklärt".)

Liebe Kommilitonen! Einen ungewohnten Weg der Textbehandlung wollen wir heute miteinander gehen. Ich lade euch ein, mit mir ein Gemälde anzuschauen, und zwar das berühmte Bild des Malers Burnand, das unser Gleichnis von den anvertrauten Talenten darstellt. Wer von uns kennt es nicht, dieses ernste, tiefsinnige Gemälde! Vor ihm möchten wir nachdenkend stille stehen. Welche Probleme und Wahrheiten müssen gerade uns aus diesem Kunstwerk entgegentreten?

I.

Soll ich das Bild beschreiben? Da sehen wir in weiter Säulenhalle, von welcher der Blick über See und Berge schweift, den ehrwürdigen Herrn des Hauses. Ihm gegenüber drei Männer, seine Knechte. Zwei von ihnen, edle Gestalten, schauen mit offenem, ernstem Blick ihrem Gebieter ins Auge. In ihrer Haltung ist feste Willenskraft gepaart mit tiefer Demut. Ihre Hände tragen goldgefüllte Beutel. Ruhig und getrost erwarten sie das Urteil ihres Herrn. Sein Gut haben sie tätig treu verwaltet.

Aber siehe, hinter den beiden der dritte! Wie ganz anders, wie so jämmerlich steht der da. Scheu und feige scheint er sich verbergen zu wollen vor dem Angesicht des Gebieters. Schlaff, willensschwach ist seine Gestalt, der Rücken gekrümmt, der Kopf gebeugt, Haar und Bart struppig. Das einzig Starke was noch in ihm lebt, ist verhaltener Trotz, verbissene Starrköpfigkeit.

Auf diesem Aermsten, Treulosen bleibt unser Auge unwillkürlich haften. Ist nicht tiefes Mitleiden das erste, übermächtige Gefühl, das beim Anblick des verwahrlosten Menschen uns übermannt? Wir empfinden: Uns steht es nicht zu, den Stab zu brechen über diesem verlorenen Sohne.

Und von dem Elenden auf dem Kunstgemälde geht unser Sinnen und Denken weiter zu all' den Mühseligen und Beladenen, zu all' den Entgleisten und Gefallenen, zu all' den Zerrütteten und Schiffbrüchigen der wirklichen Welt, der gegenwärtigen Zeit. Von unserer akademischen Höhe schauen wir hinunter in die Niederungen des Lebens, in denen Tausende seufzen und weinen, sündigen und verkommen. Es ist wahr, diese Armen an Geist und Gut sind oft treulose Menschen, sie häufen Schuld auf Schuld, böse Geister sind in ihnen entfesselt. Sollen sie uns deshalb widerwärtig sein? Wagen wir, sie zu richten? Sind wir denkende Menschen und begreifen nicht, welch' inniger Zusammenhang bestehen muß zwischen äußerer Lebensstellung und innerer Lebens-

haltung? Wieviel Willensenergie, wieviel Stetigkeit und Reinheit der Gesinnung braucht es, aus einem dürftigen, gedrückten Dasein etwas Rechtes zu machen? Wie ist es — menschlich gesprochen — verständlich, wenn diejenigen, die nur ein Talent empfangen haben, die vom Glück und von günstigen äußeren Umständen verlassen sind, mutlos werden und sprechen: Was soll ich mit dem einen Talent, mein Leben ist so schwer, ich bringe es doch zu nichts, ich vergrabe mein Weniges in Trübsinn und Trotz.

Freunde! Mitleiden, mittragen, im tiefsten Sinne soziales Verstehen, besitzen wir diese echt menschlichen und göttlichen Kräfte? Ist nicht gerade der Akademiker in Gefahr, daß diese Kräfte in ihm verkümmern? Nicht nur das mehr oder weniger sorgenfreie Studentenleben erzieht ihn in dieser Hinsicht zur Gedankenlosigkeit; sondern die einseitig wissenschaftliche Beschäftigung an sich trennt uns von der lebensvollen Wirklichkeit, macht uns selber einseitig, selbstsüchtig. Wir suchen die Wahrheit. Aber wüßten wir nur, wie unsere begrifflichen, philosophischen und theologischen Wahrheiten so oft eine Scheinwelt sind, die in unüberbrückbarer Ferne steht zur tatsächlichen Welt mit ihren harten Problemen und tiefen Schmerzen. Wenn ich in meiner Studierstube ein gelehrtes Buch lese, um theoretische Wahrheiten mich bemühe, und dann hinaustrete in meine Gemeinde und die Sünder und die Armen besuche, dann kommt oft blitzartig die Erkenntnis über mich: Diese trübe Wirklichkeit schreit nach der Wahrheit des lebendigen Gottes, und diese Wahrheit Gottes muß etwas ganz anderes sein, als alle meine philosophischen Ansichten. Beseligende Kräfte, umwälzende Mächte sollten hier eingreifen! Warum besitze ich sie nicht? Ich bin ein Armer und meinen vermeintlichen Reichtum ziehe ich so oft aus einem Scheinleben und Scheinwissen.

Nicht sozial wirken im großen Stil soll der Studierende. Ihm muß es erste Pflicht sein, seine geistige und sittliche Persönlichkeit aufzubauen. Aber gerade zu diesem Aufbau ist das große, ich möchte sagen „objektive" Mitleiden nötig, ohne das unsere Individualität etwas Krüppelhaftes bleibt. Aus der Wirklichkeit draußen, aus den Schmerzen, Sorgen und Sünden der Umwelt müssen wir unser Geistesleben nähren, wenn es nicht in dürrem Intellektualismus verkümmern soll, wenn wir nicht verarmen wollen in blasiertem Subjektivismus, in eitlem Selbstkultus, der auf dem religiösen Gebiet ebenso verkehrt und gefährlich ist wie anderswo.

Warum aber mit unserm Denken und Empfinden uns herniederneigen zu den Geächteten und Verwahrlosten? Diese Frage richtet unsern Blick wiederum auf das Gemälde, das unserer Betrachtung zum Texte dient. Seht, der treulose Knecht ist nicht allein da, sein Herr steht vor ihm. Das ist sein Adel, daß er seinem Gebieter gegenübersteht, daß er trotz seinem Elend zu ihm gehört. Alles was Menschenantlitz trägt, trägt auch Gottes Bild in sich, diese Gewißheit die in Jesus Christus uns aufleuchtet, ist allein befähigt, den Bruder-

sinn, die Liebe zu allem, „was unter uns ist," in uns zu wecken und zu stärken.

Also was an uns liegt, nicht selbstsüchtige Gleichgültigkeit, nicht hartes Urteil, sondern nur tiefes Mitleiden mit dem treulosen Knechte. Wundert es uns aber nicht, wenn wir nun hören, wie der Gebieter selber ein unerbittliches Urteil spricht über den Beklagenswerten: hinaus mit dir in die Finsternis!

Schuld soll Schuld bleiben in allen Verhältnissen? Will uns das nicht, gerade wenn unser Herz mitfühlend schlägt, ungerecht, unmöglich erscheinen? Aber — wagen wir an dieser Tatsache zu rütteln? Haben wir es je zustande gebracht, nach eigenem Fehlen und Fallen den Gedanken an unsere persönliche Schuld zu verbannen? Lehnt sich nicht unser Bestes, unser gottverwandtes Wesen in uns auf, wenn wir in einer modernen Tragödie die Worte lesen: Es gibt keine Sünden, es gibt nur Nerven, — oder wenn ein bekannter Antisemit unserer Tage das Schuldbewußtsein der alttestamentlichen Frommen aus physischen Zusammenhängen ableitet? Wollen wir angesichts des ungetreuen, verwahrlosten Knechtes miteinander streiten über die Willensfreiheit? Wir empfinden, wie wenig solch theoretisches Disputieren dem ganzen Ernst, der tiefen Tragik der Wirklichkeit gerecht würde. Nein, wir verlassen den von seinem Herrn Gerichteten im Gefühl der eigenen Verschuldung und mit dem starken Entschluß: ich will fühlen für dich und deine Brüder. Im übrigen schweigen wir und überlassen alles Richten, alles Abwägen von Schuld oder Nicht-Schuld dem Herrn, vor dessen Auge alle stehen.

II.

Von der Jammergestalt des treulosen Knechtes fällt unser Auge auf die beiden Edelgestalten, die getreuen Diener ihres Herrn. Von ihrem verwahrlosten Genossen heben sie sich ab, wie frohes, reines Licht sich abhebt von dunklem Hintergrund. Beim Anblick dieser Menschen wird unser Herz stark und weit von Sehnsucht. Wir empfinden: Diese beiden Treuen haben ihre Bestimmung erfaßt, ihre Pflicht erkannt und getan; aufrecht, mit getrostem Blick und doch so demutsvoll treten sie vor ihren Herrn, um von ihm das Urteil zu empfangen. Diese schlichten, aber gerade in ihrer Schlichtheit großen Persönlichkeiten beschämen uns. Und bei all' unserm Wissensstolz und Forschungstrieb und akademischem Bürgerrecht müssen wir daran zweifeln, ob wir mit unserm Denken und Handeln das Lob verdienten: Du wackrer und treuer Knecht!

Woran liegt es aber, daß die nachdenkende Vertiefung in die beiden Edelgestalten unseres Gemäldes uns beschämt und zugleich das Sehnen in uns erweckt nach eben solcher Höhe und Größe? Seht, diese Männer tragen ohne Zweifel Ueberzeugungen und Kräfte in sich, die gerade dem modernen Menschen zu entschwinden drohen: sie wissen sich abhängig von ihrem Herrn, sie haben ihm gegenüber ein

lebhaftes Verantwortungsgefühl, für ihn zu arbeiten ist ihr Lebenszweck; ihre Pflicht, nicht ihr Ich steht im Mittelpunkt ihres Trachtens und Tuns; vom „sich selber ausleben" wissen sie nichts, aber volle Freude ist es ihnen, in selbstloser Arbeit sich einzuleben in den Willen ihres Herrn; sie wollen nicht selbst Herren und Götter heißen, ihr Adel und ihre Ehre ist, Knechte, schlichte Diener zu sein; nicht die Leistungen ihrer Person, sondern die Treue ihres Lebens gilt ihnen als das Entscheidende.

Liebe Zuhörer, ihr merkt, daß ich hier altmodisch gewordene Lebensideale — in den beiden treuen Knechten verkörpert — der modernen Lebensauffassung entgegenstelle. Dort: Gebundenheit an eine höhere Macht und infolge dessen Freiheit von sich selber und der Vergötterung seines Ich, den ganzen Willen gerichtet auf Arbeit und Pflicht, die ein Gottesdienst sind; hier: die freischwebende, isolierte Individualität, gekettet an sich selber, sich selbst auch beweihräuchernd, die einzige Sorge, dieses Ich zu entfalten, es will nicht Knecht sein und Diener, sondern Herr, souveräner Gebieter. — Wo liegt die Wahrheit? Auf welcher Seite sind die höhern Lebenswerte? Welches ist der rechte Weg, welches die Verirrung?

Ich glaube, wir Menschen von heute, wir Suchende der Gegenwart müssen zurückkehren zu Grundüberzeugungen und Grunderfahrungen des früheren christlichen Lebensideals, wie sie aus unserm Gleichnis, aus den Gestalten der treuen Knechte uns entgegentreten. Gerade um unseren starken Persönlichkeitsdrang zu befriedigen, sollten wir wiederum den Anschluß suchen an Quellen, die in der Botschaft Jesu, in der Welt des Evangeliums rauschen. Zur Entfaltung des Besten in uns, zur wahren Schaffenskraft und Lebensfreude gelangen wir erst dann, wenn wir von gewissen modernen Lügen, Selbsttäuschungen und Irrpfaden uns befreien und den Mut haben, sogenannte altmodische Standorte einzunehmen. Diese praktischen Entscheidungen, die wir zu unserm wahren Lebensglücke treffen müssen, fasse ich auf als eine dreifache Rückkehr: Vom Ich zurück zu Gott, vom selbstischen Glücksverlangen zurück zum schlichten, nüchternen Pflichtbewußtsein, vom Herrengefühl zurück zur Demut und Treue des Knechtes und Haushalters.

Also erstens: Vom Ich zurück zu Gott. Wenn doch diese Rückkehr in allen modernen Wahrheitssuchern sich vollzöge! Erst wenn wir unser eigenes schwankendes Wesen und Leben in Zusammenhang wissen mit einem allwaltenden Gottesleben, erst wenn wir unser heimatloses Ich aus seiner Vereinsamung loslösen und ihm eine Heimat geben in der Welt des Vaters, erst dann erwacht in uns das rechte Freiheitsgefühl, das sichere Bewußtsein persönlichen Lebens, das freudige Streben nach dem Ideal, jene Gewißheit des Geborgenseins, die allein unserem Streben Stetigkeit gibt. Wer war freier, wer lebte harmonischer — trotz aller Tragik —, persönlicher, aus einheitlicherer Energie heraus,

als der Mann, der von sich sagen konnte: Meine Speise ist, daß ich tue den Willen des, der mich gesandt hat und vollende sein Werk.

Und zum zweiten: Vom selbstischen Glücksverlangen zurück zum nüchternen, schlichten Pflichtbewußtsein. Ist nicht das unser Jammer, die sich stets rächende Selbsttäuschung unseres Lebens, daß wir die Daseinsfreude und den inneren Frieden zu erstreben suchen durch die angenehme Gestaltung unseres äußeren Geschickes. Es ist aber wie eine göttliche Ironie, daß alles bewußte, reflektierte Jagen nach Glück das Ziel nie erreicht. Es ist ein untrügliches Gesetz in der Welt Gottes, daß die wahre, kraftvolle Freude geknüpft ist an jene Selbstlosigkeit, die nicht sich freuen, sondern nur die Pflicht erfüllen will. Dieses Gesetz, das man nicht ungestraft umgeht, ist in wundervoller Paradoxie ausgedrückt mit den Worten des Evangeliums: Wer sein Leben gewinnen will, der wird es verlieren, und wer es verliert —, der wird es finden. Also zurück vom bewußten und gewollten Streben nach einem erquickenden Lebensinhalt, zurück zur selbstlosen Arbeit.

Endlich zum dritten: Vom Herrengefühl zurück zur Demut und Treue des Knechtes und Haushalters. Diese Rückkehr zu größter Schlichtheit in der Selbstbeurteilung fällt dem heutigen Menschen wohl am schwersten. Wie, wir moderne Leute mit unserm gesteigerten Ichbewußtsein, wir sollen unsern Frieden und unsere Kraft finden in der Stellung von Knechten und Dienern? Aber fragen wir uns: ist dieses Herrengefühl, das so stolz und doch wieder so jämmerlich sich ausnimmt, nicht nur eine eitle Selbsttäuschung, mit der wir unsere wirkliche Schwäche und Zerfahrenheit zudecken möchten?

Versuchen wir es einmal mit der Lebensauffassung, die alle Menschenarbeit als ein demutsvolles Dienen und Haushalten mit anvertrauten Gaben und Aufgaben betrachtet! Versuchen wir in Zukunft, nicht die glänzende Größe der Leistung, sondern das stille Leuchten der Treue zum Maßstab unserer Arbeit und unseres Urteilens zu machen! Und wir werden erfahren, daß gerade aus dieser unscheinbaren, meinetwegen altmodischen Schlichtheit unseres Denkens, Empfindens und Handelns die wahre Größe aufsteigt, die Befreiung des Göttlichsten in uns aus eitler Selbstsucht und Selbstbespiegelung. Fragt euch selber, Freunde, wer hat recht, wer hat die wahren Lebensquellen bloßgelegt? Nietzsche, wenn er sagt: „Wenn es Götter gäbe, wie hielte ich es aus, kein Gott zu sein," oder Jesus mit seinem Wort: „ich bin nicht gekommen, daß ich mir dienen lasse, sondern daß ich diene?"

* * *

Liebe Kommilitonen! Die Betrachtung des Gemäldes von den anvertrauten Talenten hat uns angeregt, über tiefste, wichtigste und durchaus praktische Fragen unseres Lebens und Werdens nachzudenken. Wir schauten abwärts in die dunkle Wirklichkeit der Not und Ver-

schuldung. Wir blickten aufwärts in die Gotteswelt, die über uns ist, und von der wir nur mit dem größten inneren Schaden uns loslösen. Wir schauten einwärts in die Irrgedanken und Täuschungen unseres trotzigen, stolzen Herzens. Und wir haben — ich hoffe doch — bessere Wege, sicherere Standorte und Ueberzeugungen kennen gelernt.

Und nun: vorwärts, aus der Stille der gottesdienstlichen Stunde wieder ins tägliche Leben hinein. Unsere Losung sei: Mittragend die Not und Schuld der Brüder, innerlich gebunden an den lebendigen Gott, so wollen wir arbeiten als treue Haushalter im Dienste des höchsten Herrn! Amen.

Benj. Pfister.

Der religiöse Sozialismus und die Wissenschaft.*)

Hochgeehrte Versammlung! Es ist Ihnen allen bekannt, welche ungeheure Rolle die Wissenschaft im vergangenen Jahrhundert gespielt hat. Aus der naturwissenschaftlichen Forschung ist, grob gesagt, die Technik, aus dieser die Industrie, aus dieser der moderne Kapitalismus, aus diesem das Proletariat und der Sozialismus hervorgegangen. Wenn auch nicht die wesentliche, so ist doch die Wissenschaft jedenfalls keine unwichtige Voraussetzung all dieser Erscheinungen, die das gesellschaftliche Leben so gründlich umgestaltet haben. Dessen ist sich die moderne Welt und insbesondere der Sozialismus stets bewußt gewesen. Die Wertschätzung der Wissenschaft steht im Proletariat bis hinab zum letzten klassenbewußten Arbeiter in höchster Blüte. Die Wissenschaft ist geradezu die Religion des Kapitalismus geworden. Er tritt auf mit dem Anspruch höchster Wissenschaftlichkeit und hat eigene Wissenschaften aus sich entlassen und manchem Zweige der Wissenschaft wesentliche Impulse verliehen. Wir können auch nicht verkennen, welche ungeheure Zufuhr an Kraft und Zielbewußtheit dem Proletariate durch die wissenschaftlichen Leistungen der Väter des Sozialismus, insbesondere eines Karl Marx, zuteil geworden ist.

Aber auch auf allen anderen Gebieten des Lebens machte sich ein Zug nach vermehrter Wissenschaftlichkeit geltend, nicht zuletzt innerhalb der Religion, die sich ebenfalls vor dem Forum der modernen Wissenschaft rechtfertigen muß. Man will einen wissenschaftlichen Glauben, wenn möglich eine wissenschaftliche Frömmigkeit haben.

Sind es nun diese Tendenzen, welche der religiöse Sozialismus vor allem aufnimmt? Tritt er vor allem als eine neue wissenschaft-

*) Ansprache gehalten am Volksabend der religiös-sozialen Konferenz in Bern am 4. Mai 1913.

liche Erkenntnis, als eine nun endlich wirklich wissenschaftliche Religion vor Sie hin?

Es ist mir nun leider ganz unmöglich, in den zehn Minuten, die mir noch gegönnt sind, der Wissenschaft vom Standpunkt des religiösen Sozialismus aus eine gerecht abwägende Würdigung zuteil werden zu lassen; das wäre Sache eines Buches, nicht einer Ansprache. Darum muß ich die gestellte Frage zunächst einfach mit einem groben Nein beantworten.

Nein, wir gründen darum den religiösen Sozialismus nicht auf Wissenschaft, weil er keine Theorie ist, sondern ein Erlebnis, ein Erlebnis, das nicht bloß unsern Verstand, sondern unser ganzes Personleben, vor allem unser Gewissen und unser religiöses Bewußtsein unmittelbar getroffen hat. Solche Erlebnisse tragen eine unmittelbare Klarheit und Gewißheit in sich und bedürfen keiner besondern wissenschaftlichen Begründung, wohl aber wird jede Wissenschaft durch solche tiefgehenden Erlebnisse begründet. Es ist wie mit dem Leben selbst: Wir leben auch nicht erst, wenn die Wissenschaft uns gütigst die Erlaubnis dazu erteilt. Ob unser Leben wissenschaftlich ist, ist uns ganz gleichgültig, wenn wir nur leben; wohl aber tut die Wissenschaft gut, dafür zu sorgen, daß sie selber stets lebendig bleibt.

Was haben wir im religiösen Sozialismus denn erlebt? Ich will möglichst deutlich sein: Wir haben im Sozialismus Gottes Stimme gehört, und zwar mit einer Wucht und eindringenden Deutlichkeit, wie wir sie sonst im ganzen Leben der Gegenwart nirgends so gewaltig vernommen, die Kirche nicht ausgenommen. Wir standen unversehens vor der verblüffenden und beschämenden Tatsache, daß der Sozialismus uns die Augen erst recht öffnen mußte für die Macht und Größe des Evangeliums, für die Stellung Jesu in der Welt, für die furchtbare Not der Brüder, für die Notwendigkeit einer Hilfeleistung, die noch viel tiefer und umfassender ist als die gewiß wertvolle christliche Liebestätigkeit. Der Sozialismus mußte uns zeigen, in welcher furchtbaren Mammonsknechtschaft unsere ganze christliche Gesellschaft liegt, daß die Beugung unter unsere mammonistischen Ordnungen als unter Notwendigkeiten, Rebellion gegen Gottes Erlöserwillen bedeute, daß Gottes Wille Erlösung von all jenen Nöten sei. Das alles und noch viel mehr mußten wir vom Sozialismus lernen, trotz seines Atheismus, trotz seiner materialistischen Weltanschauung und all jener „wissenschaftlichen" Theorien, die unserer religiösen Ueberzeugung zuwiderlaufen. In diesen Theorien erkannten wir nur ein Beiwerk, so sehr der Sozialismus darauf pochen mag. Seine eigentliche Bedeutung fanden wir in der hinreißenden Kraft der Begeisterung, mit der er auf eine radikale Neugestaltung des ganzen gesellschaftlichen Lebens hindrängt, in jener organisierenden Kraft der Solidarität, die dem letzten Genossen das erniedrigende Gefühl benahm, wehrlos der Uebermacht des Kapitals preisgegeben zu sein und ihn sich als Glied eines großen Ganzen fühlen lehrte. Das Erwachen dieses neuen Geistes im So-

zialismus war das große Wunder, das alle seine Leistungen zur Grundvoraussetzung haben, insbesondere auch seine wissenschaftlichen. Und seitdem wir solches erlebt, müssen wir im Namen Gottes und der Bruderliebe dasselbe Zeugnis von der notwendigen Umgestaltung unserer gesellschaftlichen Ordnungen ablegen. Solange die Kultur fast ausschließlich ein Privilegium der Besitzenden bleibt, müssen wir sie als eine unsittliche, heidnische empfinden und dürfen uns nicht dem ungetrübten Genusse ihrer Güter hingeben.

Von dieser Art etwa ist das Erlebnis, das wir im religiösen Sozialismus gemacht. Es ist nun klar, daß dieses Erlebnis eine ganze Menge neuer Gedanken in sich birgt. Es bedeutet eine völlige Umwälzung unseres ganzen bisherigen religiösen Denkens und Empfindens. Es nötigt uns zu einer tiefen Auseinandersetzung mit unserer ganzen geistigen Umgebung, der wir uns nicht entziehen können. Jedes tiefe Erlebnis trägt Klarheit in sich und spendet nach allen Seiten hin neues überraschendes Licht. Erst wenn das Leben im Gedanken sich selber erfassen kann, ist es volles, starkes Leben. Gott ist die Klarheit aller Klarheit, das Wissen aller Wissenschaft. Es fällt uns darum gar nicht ein, etwa einen toten Dogmatismus durch ein trübes Gemisch unklarer religiös-sozialer Stimmungen zu ersetzen. Der junge religiöse Sozialismus birgt in sich eine relativ neue Gedankenwelt, die einer wissenschaftlichen Formulierung wohl fähig wäre und verkennt nicht die Notwendigkeit der Wissenschaft als eines Mittels zur Realisierung der Zwecke des religiösen Sozialismus in der Welt.

Wenn wir trotzdem eine reservierte Haltung der Wissenschaft gegenüber einnehmen müssen, so geschieht es nicht aus der Angst des religiösen Laien vor der Wissenschaft heraus, sondern aus der tiefen Empfindung, daß viel nötiger als ein neues Wissen und neue Gedanken uns ein neues Sein ist, neue sittliche Kräfte, mehr Bruderliebe, mehr Gerechtigkeit, ein neuer gewisser Geist, ohne den auch die Wissenschaft schließlich verdirbt, den sie aber nicht zu erzeugen, sondern nur vorauszusetzen vermag, und ihn nur dann fortpflanzen und weitergeben kann, wenn sie ihn schon hat.

Diesem neuen Geiste, dem Leben, soll die Wissenschaft dienen. Wir lehnen jede Wissenschaft um ihrer selbst willen ab, wie auch jede Kunst um ihrer selbst willen. Der Mensch soll nicht der Wissenschaft dienen, soll nicht sein Leben auf Wissenschaft gründen, da er es ja doch selber ist, der die Wissenschaft erzeugt. Das wäre Götzendienst, Kreaturvergötterung. Eine Wissenschaft, die sich zum Selbstzweck erhebt und sich meint emanzipieren zu dürfen von den tiefen sittlichen Impulsen des Gegenwartslebens, die das Leben beherrschen will, statt ihm zu dienen, wird es zerstören und wird damit selber all jenen Gebrechen verfallen, an denen wir sie heute auch wirklich kranken sehen und wie sie selbst eine so gesunde Erscheinung wie den Sozialismus bereits gefährden, so wie auch die Theologie dem religiösen Leben vielleicht ebenso oft geschadet als genützt hat.

Eine solche Wissenschaft wird zur bekannten „grauen" Theorie, einem abstrakten Formalismus und anmaßenden Dogmatismus herabsinken. Oder dann wird sie einer pedantischen Gründlichkeit, einer lächerlichen Genauigkeit am falschen Ort verfallen, jenem gedankenlosen Empirismus, der ins endlose unnütze Beobachtungen aufhäuft, die niemanden interessieren. Sie wird durch ihr analytisches Vermögen überall zersetzend auf das Leben einwirken und wo sie aufbaut, werden es im besten Falle tote, mechanische Gebilde sein. Sie wird dem Leben alle Einfalt, alle Naivetät und Schönheit, alle Tiefe und alles Geheimnis rauben, alle Seele vernichten, alle Ursprünglichkeit verpönen und nicht ruhen, bis sie alles Leben in ihren steifen Regeln erstickt hat. Sie wird eine neue Form pharisäischer Gesetzlichkeit sein, die den edelsten ihrer Jünger die Qualen des Ehrgeizes und jenes vergeblichen Wissensdurstes ins Herz gibt, vor dessen heißem Bemühen die gierig verfolgte Wahrheit wie eine fata morgana stets wieder davonflieht, während sie die andern mit einem satten Wissensdünkel füllt, dessen zweiter Aufguß das vulgäre Bildungsphilistertum ist. So wird durch die Züchtung einer falschen Ehrfurcht vor der Wissenschaft einfach einer falschen Verachtung derselben vorgearbeitet.

Vor einer solchen Wissenschaft, einer solchen Theologie möge der religiöse Sozialismus bewahrt bleiben. Trachtet am ersten nach dem Reich Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch auch eine wahre Wissenschaft zufallen. A. Schädelin.

Prophetenbilder.

V. Hosea.

Die Drohungen des Amos sollten bald in Erfüllung gehen. Nach König Jerobeams II. Tod ging es mit dem Reich Israel schnell abwärts. Militär- und Palastrevolutionen folgten sich in schnellem Wechsel, und gleichzeitig mit den inneren Wirren steigerte sich auch die äußere Gefahr. Es war umsonst, daß sich Israel mit dem alten Erbfeind Syrien verbündete; dem Ansturm der assyrischen Weltmacht vermochten beide nicht zu widerstehen. Im Jahre 722 fiel Samaria, das Volk wurde zum großen Teil deportiert und dafür Fremde im Lande angesiedelt; das Volk von Nordisrael verschwindet damit aus der Geschichte; wie weit Trümmer desselben sich bei denen befanden, die fast 200 Jahre später aus der babylonischen Gefangenschaft zurückkehrten oder sich als jüdische Diaspora über die Welt verbreiteten, entzieht sich unserer Kenntnis.

In diese letzte Zeit Nordisraels fallen die Reden des Propheten Hosea; die Katastrophe selbst wird darin noch nicht vorausgesetzt; daß sie der Prophet nicht mehr erlebt habe, kann man daraus

noch nicht schließen. Da sich sein Interesse wesentlich auf Israel konzentriert, die Stellen, wo Juda erwähnt wird, den Eindruck von Einschüben machen, darf man annehmen, daß er selbst dem Nordreich entstamme und dort gelebt habe.

Gerade wie Amos sieht Hosea seine Aufgabe darin, dem Volk den bevorstehenden Untergang anzukündigen. Aber mehr als bei seinem Vorgänger ist seine Prophetie mit seinem persönlichen Schicksal verbunden. Die Sammlung seiner Worte beginnt mit einem kurzen biographischen Bericht:

Jahwe sprach zu Hosea: „Geh', nimm Dir eine Ehebrecherin zum Weibe und Kinder der Schande, denn das Land hat Gott fahren lassen und ihm die Ehe gebrochen." Da ging er hin und nahm die Gomer, die Tochter Diblaims. Nun wird die Geburt von drei Kindern erwähnt, denen er allegorische Namen gibt: Jesreel, „denn in Bälde suche ich die Bluttat von Jesreel (die blutige Revolution des Jehu) heim am Hause Jehu und mache dem Königtum Israels ein Ende;" Ungeliebt, „denn nicht liebe ich fürder das Haus Israel und will ihm nicht mehr verzeihen;" Nichtmeinvolk, „denn ihr seid nicht mein Volk und ich will nicht mehr euer Gott sein (1, 2—9).

Dieser geschichtliche Bericht wird von einigen Forschern als reine Allegorie aufgefaßt; dann würden wir aber erwarten, daß auch die Frau mit einem symbolischen Namen genannt werde. Es ist mir doch wahrscheinlicher, daß Hosea wirkliche Erlebnisse schildert. Zwar nicht so, wie es nach dem Wortlaut scheinen könnte, daß er schon bei der Heirat um Gomers Charakter gewußt hätte. Wir müssen im Gegenteil schließen, daß Hosea eine sittlich hohe und reine Auffassung der Ehe hatte, sie als eine innige persönliche Gemeinschaft führen wollte. Um so schrecklicher muß dann die Entdeckung gewesen sein, daß Gomer dafür keinen Sinn hatte, seine selbstlose Liebe nicht erwiderte, sondern ihm die Treue brach, so daß er zweifeln mußte, ob die Kinder wirklich ihm gehörten. Da mag aus seinem Herzen die Frage aufgestiegen sein: Warum nur hat mich Gott solches erleben lassen? Warum hat er mich nicht vor diesem furchtbaren Schicksal bewahrt, mir nicht zur rechten Zeit die Augen geöffnet? In dieser inneren Not geht es ihm plötzlich auf: Ich habe hier nichts anderes erlebt, als was Gott am Volk Israel schon längst erleben mußte. Soll ich da murren, da es doch Gott selber nicht besser ergeht? Ja, es wird ihm Gewißheit, daß Gott ihn absichtlich in diese schmerzliche Enttäuschung hineingestoßen habe, damit er das Gewicht der Schuld, die das Volk auf sich geladen hatte, voll ermesse und sie ihm auch umso wirksamer vorzuhalten, das Unheil, das er prophezeien muß, um so einleuchtender zu motivieren vermöge. Ja sein ganzes Schicksal erscheint ihm als Prophezeiung auf das, was sich zwischen Jahwe und Israel abspielen wird.

Hosea stellt das Verhältnis zwischen Gott und Volk unter dem Bilde der Ehe dar. Das Bild ist nicht einheitlich durchgeführt, bald wird das Land mit der Frau, seine Bevölkerung mit den Kindern verglichen, bald setzt Hosea einfach das Volk selbst mit dem ungetreuen

Eheweib gleich. Das Wichtigste ist, daß Jahwes Gesinnung mit der starken und reinen Liebe eines treuen Gatten in Parallele gesetzt wird. Für die volkstümliche Anschauung ist, wie wir schon in der Darstellung des Amos erwähnten, das Verhältnis zwischen Gott und Volk etwas Naturhaftes, Selbstverständliches. Amos und Hosea gehen beide über diese Anschauung hinaus zu einer sittlichen Auffassung des Bundes. Aber während Amos mehr das für das Volk Verpflichtende betont, steht dem Hosea das freie Entgegenkommen, der große Gnadenakt Gottes im Vordergrund. Gott hat dem Volk seine Liebe entgegengebracht. Wie eine Traube in der Steppe, wie eine Frühfrucht am Feigenbaum hat Jahwe die Väter in der Wüste gefunden und Freude an ihnen gewonnen.

Als Israel jung war, gewann ich es lieb,
Rief meinem Sohn aus Aegyptenland.
Ich rief, doch gingen sie ihren Weg,
Zu opfern den Baalen, zu räuchern den Götzen.
Wohl war ich's, der Ephraim gängelte,
Und ihn an seinem Arme hielt,
Sie aber sah'n nicht, daß ich sie hielte.
Mit menschlichen Banden zog ich sie,
Mit Seilen der Liebe. (11, 1—4.)

— — — — — — — — — — — — — — —

Ich Jahwe bin dein Gott
Schon von Aegyptenland her;
Einen Gott außer mir gibt's nicht,
Keinen Heiland neben mir.
Ich lernte dich kennen in der Wüste.
Im Lande der Dürre. (13, 4 f.)

Ein so inniges Verhältnis ist seiner Natur nach ausschließlich; gehören sich beide so völlig, so können sie keinem Andern daneben gehören. Man darf auch in den eben zitierten Worten keine Reflexion über die Einzigkeit Jahwes suchen, sondern muß im Stillen ein „für dich" ergänzen. Aber umso tiefer sehen wir hinein in die Wurzeln des religiösen, nicht des philosophischen Monotheismus. So gut eine wirkliche Ehe, welche völlige geistige Gemeinschaft ist, nur monogamisch sein kann, so kann auch wirkliche Religion nur monotheistisch sein; ganz sich ergeben, ganz gehören kann man nur Einem. So erscheint es auch bei Hosea nicht als Ergebnis verstandesmäßigen Schlusses, sondern als ganz natürliche Annahme, daß Jahwe auch über fremde Völker verfügt und große Naturkatastrophen herbeiführt. Wir haben es hier mit einem — ich möchte fast sagen unbewußten — Monotheismus, nicht mit einer bewußten Leugnung anderer Götter zu tun.

Gottes Liebe zum Volk, das ist die Grundvoraussetzung des Hosea. Was Jahwe mit Israel erlebte, ist die Geschichte einer Liebe, und zwar einer unglücklichen, unerwiderten. Schon von frühe an lohnte das Volk seinem Gott mit Undank, wollte nicht ihm allein gehören und fing an, den Baalen zu opfern. Die Erlebnisse Hoseas mit der Gomer spiegeln sich offenbar wieder, wenn er das Benehmen

des Volkes vergleicht mit dem eines männersüchtigen Weibsbildes, das in ungebändigtem Trieb seinen Liebhabern nachläuft. Israel, die undankbare und ungetreue Geliebte Jahwes bildete sich ein, von den kanaanitischen Lokalgöttern, den Baalen, Brot und Wasser, Wolle und Flachs, Oel und Wein zu empfangen; sie merkte gar nicht, daß Jahwes Hand ihr diese Gaben spendete, und nahm sie lieber als Buhllohn an. Kein Prophet redet so viel wie Hosea von der Geschichte des Volkes. Er sieht in ihr von Anfang an diese Tendenz der Anpassung an das umgebende Heidentum. Sie erscheint ihm aber auch von Anfang an als Verunehrung Jahwes, als unvereinbar mit der ihm geschuldeten Dankbarkeit und Treue.

Mancherlei von dem, was Hosea geißelt und Baalsdienst nennt, mag ganz unbefangen als Jahwekult geübt worden sein. Der Prophet hat gefühlt, daß es sich mit einer wirklichen Verehrung Jahwes nicht reimte, hinter ihrer von Mose her eingenommenen Höhenlage zurückblieb. Dieser Kultus bringt keine seelische Erhebung, sondern bloß sinnliche Freude:

Auf den Berggipfeln opfern sie
Und räuchern auf den Höhen,
Unter Eichen, Pappeln und Terebinthen —
So schön ist's ja im Schatten! (4, 13.)

Sie finden keine wirkliche Verbindung mit Jahwe:

Sie schreien nicht zu mir von Herzen,
Sie heulen auf ihrem Lager;
Um Getreide und Most ritzen sie sich,
Und weichen mir ferne. (7, 14.)

Wenn sie sich auch gebärden wie seiner Zeit die Baalspfaffen auf dem Karmel, so kommen sie bei all dieser ekstatischen Raserei Jahwe nicht näher. Wenn sie auch zahlreiche Altäre bauen, so häufen sie damit nur ihre Sünde.

Vor Allem erregt der Bilderdienst den Zorn des Hosea. Mit dem despektierlichen Ausdruck „Kalb Samarias" betitelt Hosea die Stierbilder, die in Wirklichkeit Jahwe geheiligt waren. Der Bilderdienst erscheint ihm nicht allein als Torheit, sondern als eine Verunehrung Jahwes; er kreiert einen Gott von der Menschen Gnaden.

Ihr Gold und ihr Silber
Verarbeiten sie zu Götzen,
Um daran zu Grunde zu gehen.
Ich verschmähe dein Kalb, Samaria*)
Mein Zorn ist entbrannt wider sie
Wie lange noch? — Nicht bleiben sie straflos.
Es komnt ja aus Israel her,
Handwerker haben's gemacht,
Und ein Gott ist es nicht. —
In Splitter geht dein Kalb, Samaria.
Denn Wind säen, Sturm ernten sie. (8, 4 ff.)

*) Nach einer andern Uebersetzung: Es stinkt dein Kalb, Samaria.

Ja, der König von Assur wird das Kalb Samariens fortschleppen, da muß doch das Volk erkennen, daß es sein Gott nicht sein kann. An einer andern Stelle ruft er aus:

> Jetzt sündigen sie noch weiter,
> Und machen sich ein Gußbild,
> Aus Silber Götzen nach ihrem Gutdünken,
> Von Handwerkern gekünstelt.
> Ihnen, sagen sie, opfert,
> Und Menschen sollen Kälber küssen. (13, 2.)

Dieser Bilderdienst steht der rechten Ehrfurcht im Wege, Gott wird ins Menschliche, in den Machtbereich des Menschen heruntergezogen.

Ebenso erregen die Orakel Hoseas Zorn: Mein Volk befragt sein Stück Holz, sein Stab gibt ihm Bescheid (4, 12). Am heftigsten aber tritt er gegen das sinnliche Treiben bei den Festen, gegen die kultische Prostitution auf. Es ist mehr als ein bloßes Bild, wenn er den landläufigen Kultus als „fremden Göttern nachhuren" bezeichnet. Unzucht, Wein und Most benimmt dem Volk den Verstand.

> Ein Geist der Unzucht hat sie betört,
> Sie laufen von Gott weg der Schande nach.
> — — — — — — — — — — — — — —
> So kommts, daß eure Töchter huren,
> Eure jungen Weiber die Ehe brechen.
> Doch strafe ich nicht an euern Töchtern die Unzucht,
> Noch an euern Weibern den Ehebruch,
> Denn sie (die Priester) gehen mit Huren abseits
> Und opfern zusammen mit Tempeldirnen (4, 11,13—14).

Hosea denkt im Grunde hoch von der Aufgabe des Priesters; man hat sogar vermutet, daß er selbst diesem Stand angehört habe. Die Priester sollten Volkserzieher sein, sie sollten dem Volk sittliche Weisung erteilen, seine Freunde und Ratgeber sein. Statt dessen sind sie in pfäffisches Wesen versunken, indem sie das Volk auf seinem niedern Niveau festhalten:

> Den Frevel meines Volkes essen sie,
> Nach seiner Verschuldung begehren sie. (4, 8).

Ich verstehe das so, daß die Priester wie jene Sorte von Aerzten sind, die nicht möchten, daß die Leute zu gesund werden. Diese Priester haben ein Interesse daran, wenn viel gesündigt wird, weil dann auch viel geopfert werden muß und sie davon profitieren. Es ist ihnen also nicht um das Wohl des Volkes, sondern um ihre Stellung zu tun. Und das Schlimmste ist, daß sie dieses sinnliche Treiben durch ihr eigenes Beispiel fördern.

Wie Amos, so ist auch Hosea entrüstet über die innere Unwahrhaftigkeit, die auf der einen Seite durch reichlichen Kultus Gott zu ehren glaubt und auf der andern durch zügelloses Wesen sich über seinen Willen frech hinwegsetzt, Treulosigkeit und Gewalttat übt; und dieser Art wird von den Priestern Vorschub geleistet, sie gehen selbst damit voran. Wir finden bei Hosea nicht so radikale Worte wider den

Kultus wie bei Amos, aber er geht vielleicht tiefer, er sucht die Wurzel alles Uebels:

Hört das Wort Jahwes, Kinder Israel,
Denn Jahwe führt Prozeß mit den Bewohnern des Landes:
Es ist keine Treue und keine Liebe
Und keine Gotteserkenntnis im Lande.
Sie fluchen und lügen, sie morden und stehlen und huren,
Sie rauben und häufen Blutschuld auf Blutschuld. (4, 2.)

Mehrfach wird der Mangel an Gotteserkenntnis als Schuld des Volkes angegeben, Gotteserkenntnis als wichtigste Forderung erhoben:

Liebe gefällt mir, nicht Opfer,
Gotteserkenntnis, nicht Brandopfer. (6, 6.)

Hosea meint damit keineswegs eine intellektuelle Funktion, sondern ein Gestimmtsein, ein in Einklang setzen des menschlichen Gemüts- und Willenslebens mit den Absichten und Forderungen Gottes, ein tief innerlichstes Verstehen Gottes und praktisches Ernstmachen mit diesem Verständnis. Das Volk sucht Gott bloß mit Opfern und Gaben, mit äußern Leistungen und deshalb vermag es ihn nicht zu finden (5, 6). Ein inneres Neuwerden tut not:

Sät euch Gerechtigkeit,
Erntet in Liebe,
Pflügt einen Neubruch der Erkenntnis
Jahwe zu suchen,
Daß er komme und Heil auf euch regne.
Ihr aber habt Frevel gepflügt,
Bosheit geerntet,
Die Frucht der Lüge gegessen. (10, 12 ff.)

Hosea verlangt nach der rechten religiösen Grundstellung als der Wurzel aller wahren Sittlichkeit.

Als religiöse Sünde erscheint dem Hosea auch die äußere Politik, die zu fremden Mächten statt zu Jahwe Zuflucht nimmt. Dieser Gedanke wird uns bei Jesaja noch eingehender beschäftigen. Israel ist wie eine unverständige Taube; bald schreien sie nach Aegypten, bald laufen sie nach Assur; sie sind ganz kopflos geworden. Aber wo Jahwes Ratschluß feststeht, sind die stärksten Verbündeten machtlos.

„Ich bin wie eine Motte für Ephraim (= Nordisrael)
Wie Wurmfraß für das Haus Juda.
Ephraim merkte seine Krankheit
Und Juda sein Geschwür.
Da ging Ephraim zu Assur
Und schickte zum König Jareb*)
Aber der vermag nicht zu helfen,
Noch euer Geschwür zu heilen.
Denn ich bin wie ein Löwe für Ephraim,
Ein Jungleu für das Haus Juda,
Ich, ich zerreiße und gehe,
Trage fort und niemand rettet." (5, 12—14.)

*) Unverständliche Bezeichnung des Assyrerkönigs.

Ebenso willkürlich und gottlos wie die äußere ist die innere Politik:

Sie haben sich Könige gemacht ohne mich (Jahwe)
Fürsten, ohne daß ich drum wußte. (8, 4.)

Leider ist gerade der Abschnitt, der das Treiben am Hofe schildert, so schlecht überliefert, daß er kaum mehr verständlich ist. Es ist offenbar die Rede von der Schlemmerei und von der leidenschaftlichen Parteisucht. Man hat schon Hosea zum prinzipiellen Gegner des Königtums gemacht, aber keine Stelle zwingt dazu. Er bekämpft das Königtum, wie es in seinen Tagen war: eine Kette von Usurpationen, sodaß es aller göttlichen Autorität entkleidet, alles göttlichen Segens beraubt ist. Alles Recht, alle soziale Ordnung ist aufgelöst.

Aus allen diesen Gründen kommt Hosea zu einem nicht weniger vernichtenden Urteil über das Volk als Amos. Es fehlt wohl nicht an gelegentlichen Anläufen zum Guten, aber zu seinem Schmerz hat Hosea merken müssen, daß sie keinen Bestand haben. Das zeigt er an der ergreifenden Stelle 5, 15—6, 4:

„Ich zieh' mich zurück an meinen Ort
Bis sie erschrecken und mein Angesicht suchen,
In ihrer Not zu mir flüchten:
‚Auf, laßt uns zu Jahwe zurückkehren.
Er hat uns zerrissen, er heilt uns wieder,
Geschlagen, und wird uns verbinden.
Er läßt uns genesen nach zwei Tagen,
Am dritten wieder aufsteh'n,
Daß wir vor ihm aufleben;
Laßt uns trachten, ihn zu erkennen,
Wir finden ihn, wenn wir ihn suchen!
Er kommt wie der Regen zu uns,
Wie der Spätguß die Erde befeuchtet.‘
Was soll ich dir tun, Ephraim?
Was dir tun, Juda?
Eure Liebe ist wie Morgengewölk,
Wie der Tau, der frühe verschwindet!“

Solche flüchtige Buße vermag das Gericht nicht aufzuhalten. Israel ist altersschwach, seine Haare sind grau geworden. Es ist wie ein Kuchen, der nicht umgewendet wurde: oben ist er schön, aber die Unterseite ist verbrannt. Das Volk ist „Ungeliebt“ und „Nichtmeinvolk“. Deshalb ziehen sich durch das ganze Buch die Drohungen der Katastrophe. Es läßt sich kein einheitliches Bild davon gewinnen, wie sich Hosea dieselbe vorgestellt hat. Bald vergleicht er das, was Jahwe dem Volke tun wird, mit dem Ueberfall wilder Bestien:

So werde ich ihnen wie ein Löwe,
Laure wie ein Panter am Wege,
Stoße auf sie wie eine verwaiste Bärin
Und zerreiße die Kammer ihres Herzens.
Ich fresse sie dort wie ein Löwe,
Das Wild des Feldes zerfleischt sie. (13, 7 ff.)

Dann erscheint das Verderben als gewaltige Naturkatastrophe, als Dürre und sengender Ostwind:

Soll ich sie von der Hölle befreien,
Vom Tode erlösen?
Her, Tod, mit deinen Seuchen,
Hölle, mit deiner Pest!
Mein Auge blickt ohne Mitleid.
Es kommt der Ostwind,
Jahwes Sturm aus der Wüste
Zieht herauf, vertrocknet den Born,
Versengt die Quelle. (13, 14.)

An andern Stellen erwartet Hosea einen feindlichen Ueberfall; die Einen werden durchs Schwert sterben, die Andern deportiert werden nach Aegypten oder Assur.

Aber mehr als bei Amos wechseln die düstern Drohungen auch mit freundlicheren Lichtblicken. Man hat freilich auch schon die Verheißungen als spätere Einschübe ausgeschieden. Aber mit Unrecht, sie tragen zu sehr das persönliche Gepräge des Hosea. Er ist offenbar sehr stark Stimmungsmensch gewesen, der zwischen Furcht und Hoffnung hin und her schwankte. Es ist der große Fehler, eine einheitliche, logisch geschlossene Gedankenwelt oder gar Theologie aus den Propheten herauszulesen, statt Widersprüche stehen zu lassen und psychologisch zu verstehen. Völlig aussichtslos ist der Versuch, eine hoffnungsfreudige und eine pessimistische Periode in Hoseas Leben zeitlich zu trennen. Für die Datierung seiner Worte haben wir selten Anhaltspunkte. So werden wir eben Drohungen und Verheißungen neben einander stehen lassen.

Schon in dem Kapitel, da Jahwe = Hosea mit der ungetreuen Gattin Gomer = Israel rechtet, findet sich die Erwartung, daß, wenn der Gatte der Treulosen den Weg zu ihren Liebhabern versperre, sie doch wieder zur Vernunft komme. Weiter aber wird erzählt, wie Hosea auf göttlichen Befehl die verstoßene und heruntergekommene Gomer wieder als Ehefrau förmlich aufnimmt, aber noch nicht ganz in das alte Verhältnis wieder einsetzt, sondern zu ihr sagt: „Viele Tage sollst du mir sitzen, ohne zu huren oder einem andern Mann zu gehören, und auch ich will nicht zu dir eingehen.“ Wie des Hosea Liebe noch nicht abgestorben ist, so auch nicht die des Jahwe zu Israel. Und wie Gomer, so soll auch das Volk eine Läuterungszeit durchmachen, wo es ohne politische Selbständigkeit und ohne Kultus dasitzt.

Aber noch freudigere Töne einer unbedingteren Vergebung und Wiederaufnahme brechen durch:

Wie könnte ich dich preisgeben, Ephraim,
Dich verderben, Israel!
Wie dich Adma gleich machen,
Dich zerstören wie Zeboim!*)
Mein Sinn wandelt sich in mir,
Es entbrennt mein Mitleid.
Nicht handle ich im brennenden Zorn,

*) Städte, die nach der Sage gleichzeitig mit Sodom und Gomorrha zerstört wurden.

Will Ephraim nicht mehr vertilgen.
Denn ein Gott bin ich, aber kein Mensch,
Dein Heiliger, nicht dein Verderber. (11, 8. 9.)

Nicht Rache und Zorn, sondern Liebe und Erbarmen sind die göttliche Regung im Menschenherzen, bilden das Wesen Gottes. Die sittliche Ueberlegenheit Gottes über die Menschen, seine sittlich höhere Qualität ist hier erkannt, und sie besteht in dem Sieg der Liebe über den elementaren Vergeltungstrieb.

Deutlich begegnet uns bei Hosea eine die ganzen Geschicke des Volkes umfassende religiöse Geschichtsbetrachtung. Ein Liebesplan, wenn auch vom Volk durchkreuzt, so doch von Jahwe nie aufgegeben, steckt auch hinter der bevorstehenden Katastrophe. Sie ist kein Ende, sondern ein Anfang. Mehrfach finden wir bei Hosea die Erwartung, daß das Volk nach Aegypten oder in die Wüste zurück müsse, also zu dem glücklichen Anfangspunkt, der vor dem Einsetzen der Fehlentwicklung lag, damit nun eine gesundere und glücklichere Entwicklung beginne.

Drum siehe, ich will sie (Gomer = Israel) locken,
In die Wüste führen, ihr zu Herzen reden.
Dort weis' ich ihr Weinberge an,
Tal Achor als Pforte der Hoffnung.
Dort zieht sie hinauf wie als Kind,
Da sie aus Aegypten heraufzog.
Ich tilg' aus ihrem Munde die Baale,
Daß sie ihrer Namen nicht mehr gedenkt.
Ich verlobe dich mir auf ewig
Um Gnade und um Erbarmen;
Ich verlobe dich mir um Treue,
So wirst du Jahwe erkennen. (2, 16—19. 21. 22.)

Dann wird eine neue, goldene Zeit anbrechen; das Volk wird kommen, Jahwe um Vergebung bitten, sich von den Götzen lossagen, auf ihn und nicht mehr auf fremde Völker und äußere Macht vertrauen. Und darauf gibt er die Antwort:

Ich will ihre Abkehr heilen,
Sie freudig lieben
Mein Zorn ist verflogen.
Ich werde wie Tau für Israel,
Daß es blüht wie die Lilie,
Breit wurzelt wie Libanonwald,
Auf daß seine Schosse wuchern,
Seine Pracht dem Oelbaum gleich wird,
Und sein Duft dem Weihrauch,
Daß die Heimkehrenden in seinem Schatten wohnen. (14, 5—8.)

Es ist wahrscheinlich gemacht worden, daß die Erwartung einer paradiesischen Endzeit von wunderbarer Fruchtbarkeit, wie sie Hosea mehrfach schildert, da die Uebel der Gegenwart beseitigt und die Ideale verwirklicht sind, nicht erst von den Propheten aufgebracht worden ist, sondern schon vorher im Volke lebte. Aber die Propheten haben dieser Hoffnung neuen Inhalt und neue Begründung gegeben und sie so zu einer Macht werden lassen. So gern

Hosea die Wunder der Natur in der Endzeit schildert, so ist ihm doch vor allem die Wiederherstellung des Verhältnisses reinster Liebe zwischen Gott und Volk wichtig. „Ungeliebt" wird dann „Reichgeliebt" und „Nichtmeinvolk" wird „Mein Volk du" heißen. Und vom Boden des Naturmythus wird diese Hoffnung auf den Grund des Glaubens an Jahwes Liebe verpflanzt; von ihr erwartet Hosea die Stillung aller Sehnsucht. Die Propheten können es nicht glauben, daß der Weltlauf kein Ziel habe. Sie glauben an einen Sinn des Geschehens, an einen Sieg des Guten. Was sich ihrem Gewissen als das Rechte bezeugt, kann keine ewige Illusion bleiben. Das Weltziel ist eine Verwirklichung des Guten, eine völlige Gemeinschaft Gottes mit den Menschen.

Amos und Hosea, so ähnlich sie nach dem Inhalt ihrer Verkündigung sind, vertreten doch recht verschiedene Temperamente. Man kann sagen: So sehr für Beide Sittlichkeit und Religion untrennbar verbunden sind, so fällt für Amos das Gewicht mehr auf die Seite der Sittlichkeit, bei Hosea auf die Seite der Religion. Dem Amos steht Gottes Gerechtigkeit, dem Hosea Gottes Liebe im Zentrum. So vertreten sie die beiden Momente, die dann im Evangelium zur harmonischen Einheit verbunden sind: Amos den sittlichen Ernst und Hosea die göttliche Gnade.

R. Liechtenhan.

Zum Nachdenken.

I. Vergleichung zwischen Königen.

Daß die gepriesene Vernunft nach lange nicht an dem ihr gebührenden Platze ist, beweist das Verhalten der Großen und scheinbar Gebildetsten viel mehr als der einfachen Leute, der Masse. Man nehme zum Vergleich: Paris, die Stadt des Intellekts und der schreienden Not, zahlte an Kosten für die Empfänge nachstehender Fürstlichkeiten folgende Summen: Für den russischen Zaren 1,220,000 M., für den König von Italien 256,000 M., für den König von Portugal 175,000 M., für den König von Spanien 620,000 M., für den König von Norwegen 254,400 M., für den König von Dänemark 240,885 M., für den König von Schweden 224,000 M. Das ist die Stadt, in der man Göttin Vernunft einst krönte und das ist die Republick, die Könige abschafft und fremden Herrschern die Steuern des Volkes in unerhörtem Luxus nachwirft, so z. B. wurden für einen einzigen Besuch 16,000 M. für Blumen ausgegeben. Dafür hätten sie auch können königlich bleiben.

Daß die Präsidenten der Republick im Auslande nicht etwa als einfache Bürger reisen, sondern es den Königen vollkommen gleichtun,

beweist die Tatsache, daß die Besuche des Präsidenten in London, Madrid und Rom der Republick die Summe von 774,800 M. kosteten. Die Tatsache, daß man für die Gesamtsumme von 3,738,805 M. der Eitelkeit und unsauberen Gunst ein goldenes Kalb auf Kosten der wahren Humanität und Vaterlandsliebe errichtet hat, scheinen nur wenige Menschen zu fühlen. Darum ist auch erklärlich, warum so wenige den sozialen Gedanken der Lehre Jesu erfaßt und verwirklicht haben. Bekanntlich hat dieser es gar nicht darauf abgesehen, eine Republik an Stelle des Königtums zu setzen. Die Form des Königtums als sozialer Staat par excellence ist ihm sogar ganz recht, er zieht als „König" in Jerusalem ein, aber man sehe sich die Empfangskosten an. Sie sind nicht auf Kosten der Steuerzahler gegangen. Allerdings hat dieser Einzug Geld gekostet: er stieß die Tische der Schacherer im Tempel um und trieb sie mit der Peitsche hinaus. Wenn Fritz Mauthner sagt, die religiöse Sehnsucht sei wieder so stark wie vor 1900 Jahren, so füge ich hinzu: Ja, aber auch dann nach der Religion derselben Art wie damals. Weichlichere können wir erst recht nicht brauchen.

Daß heutzutage der soziale Gedanken den Thronen viel näher ist als man gewöhnlich denkt und daß mancher durch das alles, was er da „oben" sieht, geradezu zum Sozialisten getrieben wird, beweist u. a. das Beispiel des sozialistischen Chauffeurs des verstorbenen Königs von Belgien. Leopold II. wußte wohl um diese Gesinnung des Chauffeurs, von dem er sehr viel hielt, und er äußerte einst zn ihm: Eigentlich sei er selber auch Sozialist, nur gestatte ihm sein Geschäft nicht, seine Ueberzeugung zu praktizieren.

Vielleicht fände, wenn die Vorgänge vor 1900 Jahren sich in ausgedehnterem Maße heute wiederholten, die säubernde Meister- und Königshand wieder reichlich viel solcher Ver—Wechsler, denen ihr Geschäft nicht erlaubt, ihre Ueberzeugung zu praktizieren.

II. Ganze Menschen.

Es geht ein Schrei nach ganzen Charakteren durch die Welt. Zuweilen hört man ihn besonders laut, so z. B. als jener Student in erschütternder Weise Tolstoi beschwor, doch nun endlich selbst den wichtigsten Schritt seiner konsequenten Lehren zu ziehen und sein eigenes Leben und das Verhältnis zu seinen Angehörigen so zu gestalten, wie es der von ihm gerühmte Meister von Nazareth getan, d. h. nicht ein wohlversorgter, sorgenlos lebender Reicher zu bleiben, sondern das Joch der Armut zum Beweise der inneren Kraft auf sich zu nehmen.

Was geschieht da? Tolstoi versagt. Er gesteht es ein, daß dieser Gedanke ihn oft in furchtbarer Weise plage, aber er hoffe — wenn er auch jetzt noch nicht so weit sei — doch noch dahin zu kommen, diesen wichtigsten Schritt seines Lebens zu tun.

Er hat es nicht erreicht! Er schob auf, er zögerte, und da sprach der Tod: Wozu noch länger mit ihm experimentieren? — Schluß!

Es gibt heute viele, die sich hochwürdige Meister und Herren dünken, es gibt auch andere denen es eine Last ist, sich so nennen lassen zu müssen. Müssen? Ja! Denn sie fühlen in stillen Stunden wie Tolstoi: O, was für ein Stümper bin ich — wo bleibt meines kurzen Lebens Sinn, wenn ich nicht dazu gelange, die letzte Konsequenz zu ziehen, mein eigenes Wohlsein um einer lebendigen Liebe willen mit Entsagung zu vertauschen?

Man spricht von Edelmenschen. Ihr, die ihr dazu gerechnet werdet, sagt, jammert euch nicht der Völker Not, reißt es euch nicht mit Gewalt aus euren Diplomatensesseln heraus? Soll euch allen denn noch der Tod, ehe ihr euer Zögern aufgebt, den Strich setzen?

III. Aphorismen über den Kampf.

Auf dem Schlachtfelde der Welt stöhnen die Verwundeten und Verschmachtenden. Kurze Worte belebenden Inhalts sind wie ein Schluck frischen Wassers und stärkenden Weins. Erst gebt uns allen zu trinken, dann tragt einzelne mühsam ins Ambulatorium, so ruft die lechzende Schar.

Viel unnötiger Kampf ist im Leben dann, wenn man den Wert des Ballastes nicht achtet, ihn loszuwerden oder an einem unrechten Orte unterzubringen sucht. Jedes Lebensschifflein braucht den Ballast, aber er muß zu unterst ruhen, im Kielraum. Solange er oben an Bord liegt, ist er im Wege, bringt er das Schiff in Gefahr und verhindert dessen Gleichgewicht und Gebrauchsfähigkeit. Ehe du ins Weltmeer steuerst, bringe das niederwärts ziehende Element der Sorgen, des Zweifels, der Unfähigkeit und die Gemütsschwere aus dem Gesichtskreis, du Seefahrer — weg vom Verdeck damit, aber nicht über Bord, sonst wird dein Schiff zu leicht, sondern hinunter: in dir selber weise ihm den Ruheplatz an.

Weshalb man die Feinde lieben soll? Weil wir ihnen den Kampf danken, der uns vor dem Schlafen bewahrt. Soll man den Wecker schelten?

Entrüstung! Wollte man sich nur daran erinnern, daß auf Augenblicke der Entrüstung immer solche der Erschlaffung gefolgt sind, so würde man bald von solcher Kräfteverschwendung absehen. Wer sich entrüstet, der schwächt sich, denn denke ihn dir als einen, der seine Rüstung abgelegt hat und folgedessen entrüstet dasteht.

Nicht daß man wild um sich haut, beweist den Helden, sondern daß man zu allen Zeiten die Besinnung behält und keinen ungeschickten Streich tut. Das ist königlicher, majestätischer Sinn. Du merkst ihn an seinen Augen.

Nur dadurch, daß die Herrschaft des Geistes zur Geltung kam, besiegte der schwächere Mensch die vielfach stärkere, rasend wehrhafte, tierische Kraft. Auf diesem Wege schreiten wir weiter, aller Fortschritt hängt hiermit zusammen. Das Prinzip ist, von rohen Mitteln zu immer ausgedehnterer Aneignung von Geistesmitteln zu gelangen.

Auf dem allgemeinen Bestreben, den Mißbrauch der Natur immer mehr zu vermindern, den Gebrauch des Geistes immer energischer zu gestalten, beruht die logische Erwartung von den einmal zu erreichenden Idealzuständen, d. h. solchen, in denen der Mensch sich dem Wesen nach nicht mehr für Leib, sondern für Geist erklären und dementsprechend seine Existenzbedürfnisse regeln wird, als wesentlich und positiv geistige. Somit wird dann, aber auch nur erst dann, materieller Kampf überflüssig und sinnlos.

Der größte Teil aller Feindschaften ist darauf zurückzuführen, daß einer von dem Holz, wovon er im eigenen Auge einen Balken duldet, im Auge des lieben Nächsten keinen Splitter vertragen kann.

Kampf regelt sich also für den Einsichtigen so, daß an Stelle der unzweckmäßig aufgewendeten Energie plötzlicher Entladungen eine fortlaufende Selbsterziehungstätigkeit tritt, die es nicht mehr zu Aufspeicherungen des magnetischen Stromes, genannt Wille, kommen läßt.

Wird so dem Einzelnen faßlich und klar, daß der Fortschritt der Welt darin besteht, Kampfkräfte in Erziehungskräfte zu verwandeln, so ist die sonst unlösbare Aufgabe erfüllbar, aus einer Welt des Krieges eine solche des Friedens zu machen.

Bis dahin, daß es keinem mehr möglich sein wird, innerste Kräfte zu vergeuden, ist ein weiter Weg für den Mutlosen, ein ganz kurzer für den Wollenden und Glaubenden. Du sollst nicht verschmachten auf dem weiten Wege; höre, du kannst noch so schwach und noch so „schlecht" sein, die Tatsache, daß die Erde dich noch trägt, sagt dir: sie wartet noch darauf, daß du ihr gerecht wirst. Also sie glaubt für dich, an dein Heil.

W. Müller.

Immanuel Müller.

Ein Gespräch.

A. Könntest Du mir nicht ein Buch als Ferienliteratur anraten?

B. Mit Vergnügen. Was soll's für eins sein, ein wissenschaftliches oder ein belletristisches, vielleicht gar ein Roman?

A. Warum nicht ein Roman? Ich gehöre nicht zu denen, die das Lesen eines Romans für Sünde oder Torheit halten. Ich möchte etwas, das sich leicht liest und einem doch etwas gibt, weißt Du, so etwas, was man zwischen Alpenrosen liegend lesen kann, fern vom Großstadtwahnsinn und auch — von der sozialen Frage!

B. Kennst Du den „Immanuel Müller?"

A. Von Lhotzky? Freilich kenne ich ihn. Du hast ihn ja öffentlich empfohlen. Aber ich habe mich darüber gewundert.

B. Wieso? Was hast Du gegen das Buch?

A. Ich gestehe, daß ich es mit einem Vorurteil gelesen habe. Ein Mann wie Lhotzky sollte nicht unter die Romandichter gehen. Wer Bücher geschrieben hat wie „Der Weg zum Vater" und „Religion und Reich Gottes", und nachher einen „Immanuel Müller" schreibt, der gleicht dem Mann, der die Erstgeburt um ein Linsengericht verkaufte. Er steigt vom Ernst herab zum Spiel. Lhotzky war mehr als ein Dichter. Ich will nicht sagen, daß er ein Prophet war, denn ich fühle, daß seine Eigenart damit nicht richtig beschrieben wäre, aber etwas Aehnliches war er. Sein Schaffen kam, bei aller Heiterkeit der Form, doch aus einem großen Ernst und wandte sich an einen großen Ernst. Er war ein Beunruhiger. Damit ist's nun vorbei. Schade, jammerschade!

B. Du scheinst also dem Dichter als solchem den Ernst abzusprechen. Denkst Du denn auch an Aeschylus, Dante, Milton, Schiller? Meinst Du, wenn Schiller sagt: „Heiter ist die Kunst", so wolle er ihr damit die Fähigkeit absprechen, ein Organ des Höchsten zu sein? Denke auch an einen Michelangelo — denn was von der Dichtung gilt, das gilt von aller Kunst. Ist Michelangelo nicht so ernst zu nehmen wie Savonarola?

A. Du kannst Dir doch denken, daß ich der Kunst eine gewisse Art von Ernst nicht absprechе. Und doch ist es nicht der Ernst des unmittelbar Religiösen. Der religiöse Ernst zahlt mit der ganzen Existenz. Er ruht auf der Existenz; die Kunst aber ist schließlich doch Fiktion. Die Existenz regt auf, die Fiktion beruhigt — auch wenn sie ästhetisch aufregt! Lhotzky war vorher ein Gegenstand des Glaubens oder des Aergernisses (mit Kierkegaard zu reden), jedenfalls eine Beunruhigung der Christenheit, jetzt ist er ein Gegenstand von — Rezensionen! Früher mußte man ihn unmittelbar religiös ernst nehmen, jetzt stürzt man sich aufs Aesthetische, froh, daß er selbst sich auf dieses Gebiet begeben hat. Nun findet man, er habe diese oder

jene Gestalt zu wenig realistisch gebildet, er habe zu viel reflektiert, zu wenig dargestellt und anderes mehr, aber an der Hauptsache kommt man bequem vorbei. Mir scheint das, was ich von Besprechungen des neuen Buches gelesen habe, mein Urteil zu bestätigen. Kurz, Du verstehst nun wohl, wie ich's meine, wenn ich behaupte, daß Lhotzky mit dem Uebergang zum Romandichten vom Ernst zum Spiel herabgestiegen sei.

B. Ich verstehe Dich nun, und gebe zu, daß sich für deine Ansicht vieles anführen läßt; gestehe sogar, daß ich selbst anfänglich ein ähnliches Gefühl gehabt habe wie Du. Dennoch kann ich Dir nicht ganz recht geben. Denke doch an die Propheten, ja an Jesus selbst! Haben sie ihre Botschaft nicht vorwiegend in dichterischer Form ausgerichtet, in Liedern, Gesichten und Gleichnissen? Oder wenn wir lieber an die neueren Zeiten denken wollen: hat Kierkegaard sein Werk nicht als Dichter begonnen?

A. Freilich begonnen — aber eben nur begonnen! Er wollte damit die Leute betrügen. Sie sollten ihn als Dichter zunächst leicht nehmen, um dann von seinem Ernst umso stärker getroffen zu werden. Er hat mit Dichtung begonnen und mit Prosa, d. h. mit unmittelbarer und existentieller Vertretung der Wahrheit, geendigt. Gerade Kierkegaards Beispiel gibt mir recht. Und vollends die Propheten und Jesus! Da ist die Kunst denn doch etwas ganz anderes; sie ist bloß Gefäß!

B. Das soll sie bei Lhotzky auch sein.

A. Ja, so war's früher. Denn das haben wir ja lange gewußt, daß Lhotzky auch ein Dichter ist. Welcher Mann von seiner Art ist's nicht mehr oder weniger? Aber der Dichter diente früher ganz dem Andern.

B. Soll das denn in der neuen Form anders sein? Lhotzky will sicher auch nichts anderes, als diese Form zu einem wirksamen Gefäß seiner Botschaft machen.

A. Gewiß will er's, aber ob es geht? Damit kommen wir auf einen anderen Punkt. Wenn Lhotzky nun ästhetisch genügte, dann wollte ich mich darin finden, und nehmen, was er nun einmal gegeben hat; aber es zeigt sich eben, daß man nicht beides verbinden kann: Predigen und Romanschreiben. Das Buch ist auch ästhetisch mißlungen.

B. Inwiefern denn?

A. Nun, das hast Du doch wohl auch gemerkt. Nimm grad den Eingang. Wer merkt da wohl, wie's gemeint ist? Muß man nicht fast annehmen, es sei Ernst, was nachher sich als Schwindel entpuppt? Und kommt man damit nicht gleichsam auf ein falsches Geleise? Ich gestehe, daß ich eine Weile nicht weiter lesen mochte.

B. Ich muß das zugeben; es ist mir auch so gegangen. Aber das ist doch nur Ein Fehler!

A. Es folgen aber noch andere, schwerere. Bleiben wir bei dem Helden, diesem Immanuel Müller. Ich gebe zu, der religiöse Schwindel

ist in seiner Person gut, ja ausgezeichnet dargestellt; man wird eine zeitlang in das Unheimliche dieser Atmosphäre wirklich mit hineingezogen. Aber zuletzt verdirbt der Dichter alles. Er läßt ihn sich auf einmal als einen einfachen Irrsinnigen entpuppen, der einer Anstalt entsprungen ist. So wird er zu einem armen kranken Mann; auch sein Schwindeln ist Krankheit. Nun beruht aber aller tiefere Eindruck, den das Buch in dieser Hauptsache macht, gerade darauf, daß es sich nicht um eine so einfache und grobe Sache handelt, daß der religiöse Schwindel von der Art ist, wie er auch von Leuten ausgeht, die niemand ins Irrenhaus tun wird. Es ist schade, daß der Dichter selbst so grob zerstört, was er so fein aufgebaut hatte. Man wird förmlich böse auf ihn. Es ist das schließlich nicht bloß ein ästhetischer Fehler. Er stört den ganzen Sinn des Buches. Denn das ist ja wahr: religiöser Schwindel ist heute genug in der Welt. Aber gerade in den feineren Formen wirkt er am schlimmsten; die gröberen aufzudecken bedarf es keines Lhotzky.

B. Ich muß Dir auch darin zustimmen. Aber nun weiß ich zufällig, daß Lhotzky gerade hierin Realist gewesen ist. Er hat gerade einen solchen Mann gekannt und sein Treiben beobachtet. Er hieß noch dazu Müller. Nebenbei: man hat den Titel des Buches lächerlich mißdeutet. Es ist eben, wie gesagt, einfach der Name dessen, der Lhotzky Modell gestanden.

A. Ja, aber ist denn solcher Realismus künstlerisch berechtigt? Darf der Dichter einfach solch ein wohl kopiertes Modell in sein Werk hineinstellen, ohne sich zu fragen, ob es in den Zusammenhang passe?

B. Könnte der Dichter nicht einwenden, er habe ja gerade zeigen wollen, daß auch solcher feinere Schwindel eigentlich ins Irrenhaus gehöre?

A. Gut, aber dann hätte Immanuel Müller nicht schon aus dem Irrenhaus entsprungen sein dürfen. Denn tatsächlich denkt niemand daran, diese Art von religiösen Zauberern dorthin zu tun. Die Sache bleibt verfehlt.

B. Was hast Du aber sonst noch ästhetisch einzuwenden?

A. Vor allem Eins: es wird zu viel reflektiert, statt gehandelt. Das gilt besonders von dem eigentlichen Helden, dem Schäfer Hermann. Das ist ja das Gute, daß der eigentlich der Held des Buches ist. Es müßte heißen: „Hermann Schmitt", und Hermann Schmitt ist doch wohl Heinrich Lhotzky.

B. Zugegeben; was aber die Reflexionen betrifft, sind sie nicht herrlich?

A. Gewiß, sie gehören zum Schönsten am ganzen Buche; aber wenn man einen Roman schreibt, dann muß man die Wahrheit, die man verkünden will, durch Handlung darstellen, nicht durch Kommentare zu der Handlung und sich an die Goethesche Mahnung halten: „Bilde, Künstler, rede nicht."

B. Die Goethe selbst häufig genug mißachtet!

A. Gleichviel, sie bleibt doch wahr.

B. Mir scheint, hier liege nur ein ganz kleiner Stilfehler vor. Diese Reflexionen hätten nur etwas anders angebracht werden müssen, als Gedanken, die sich Schmitt macht, als Selbstgespräche (was ja oft wirklich geschehen ist) und es wäre daran nichts auszusetzen.

Daneben aber wirst Du zugeben müssen, daß die Dichtung auch rein ästhetisch betrachtet sehr große Vorzüge besitzt. Sie hat vor allem den Vorzug, daß sie lebendig ist von Anfang bis zu Ende. Das ist alles geschaut und erlebt. Man merkt wohl, daß Lhotzky aus der Fülle seiner bessarabischen Erinnerungen schöpft. Welch eine Erquickung ist's doch, sich aus unserer kulturverwüsteten, lärmenden, automobilrasenden, bergferendeu westlichen Welt, wo auch die Berge nicht mehr einsam sind, ja sie oft am wenigsten, in die Stille der Steppe versetzen zu lassen, in Mittagszauber und Sterneneinsamkeit unter dem weiten Himmel, und dazu in die ursprüngliche Einfachheit eines bäuerlichen Lebens. Wie fein hat Lhotzky damit die biblische Welt, die auch zum großen Teil eine ländliche Welt, eine Steppenwelt ist, in Verbindung gebracht. Und auch über Sprache und Komposition ist, einzelne Entgleisungen abgerechnet, die gleiche Einfachheit und Tiefe der Natur ausgegossen! Wahrhaftig, das ist ein Buch, das man wohl auf den Bergen lesen darf!

Mir scheint aber, daß wir von der Hauptsache gar nicht geredet haben. Was geht uns dies Aesthetische an — die ästhetischen Fehler, die ästhetischen Vorzüge! Es kommt bei diesem Buche doch wohl auf etwas ganz anderes an; es kommt doch wohl nicht auf seine Form an, sondern auf seinen Inhalt.

A. Auf den Inhalt — ja, was ist denn der Inhalt? Wenn ich's nur gemerkt hätte!

B. Wie, das solltest Du nicht gemerkt haben? Ist der nicht eindeutig genug? Es ist doch Lhotzky's großes Thema: Religion und Reich Gottes. Das ist der hochbedeutende Sinn des Buches, der es weit über ein bloß ästhetisches Werk hinaushebt, in eine andere Sphäre hinein.

A. Daß darin von Religion und Reich Gottes gehandelt wird, habe ich natürlich gemerkt; aber daneben spielt noch manches andere, das nicht dazu gehört.

B. Das nicht dazu gehört, wirklich? Mir scheint, es gehört alles dazu. Der Schwindler, die Frauen, die sich beschwindelu lassen, die frommen Gemeinschaften, die in zwei große und daneben noch in viele kleinere Parteien zerfallen, die enge Verbindung der Religion mit Geiz und Sinnlichkeit, der Gegensatz zwischen dem frommen Wesen im obern Stockwerk: den frommen Erweckungen, Rührungen und Erschütterungen — und dem höchst unwiedergeborenen Wesen im untern Stockwerk, dem sehr weltlichen Haß, Neid, Hochmut, dazu das Auftreten des geistlichen Oberhirten, sowie die Gestalt des Gottesdienst haltenden Schulmeisters, der eigentlich ein Jude ist und übrigens in vieler

Hinsicht besser als die Christen, das geistlose Bibellesen und in verstaubten Formen erstorbene Kirchenwesen — das ist ja genau das, was Lhotzky als Religionswesen dem Reich Gottes gegenüberstellt. Dieses hinwieder ist durch Hermann vertreten. — Besonders lehrreich dünkt mich, wie Lhotzky das Verhältnis von Religion und Sinnlichkeit darstellt. Das klingt manchmal fast wie Psychanalyse und ist doch ganz anders gemeint. Denn Lhotzky stellt diesem rein psychischen Religionswesen, das eigentlich nur eine sinnliche und seeliche Berauschung ist, diesem religiösen Schwindel aller Art, scharf und hoch das Leben mit dem wirklichen Gott entgegen, das, was er Reich Gottes nennt. Er „sublimiert" nicht Eins ins Andere, wie die Psychanalytiker sagen, sondern scheidet genau Eins vom Andern. Wer ihn anders auffaßt, versteht ihn falsch. Und um noch einmal auf den religiösen Schwindel zurückzukommen — ist das nicht ein wichtiges Thema? Gehört es nicht zum Notwendigsten, was heute getan werden muß, daß diese religiöse Schwindelatmosphäre, die sich im Zusammenhang mit der religiösen Erweckung gebildet hat, vertrieben werde?

A. Sicherlich; nur finde ich, Lhotzky sei hier wieder ungerecht, wie oft. Die Figur dieses Pfarrers Plantscher ist denn doch ein Zerrbild. So sind unsere protestantischen Pfarrer im Durchschnitt denn doch nicht.

B. Das will Lhotzky gewiß auch nicht sagen; aber wagst Du zu behaupten, daß es unter der Pfarrerschaft keine solche Figuren gebe, keine solchen gesalbten Heuchler?

A. Gewiß gibt es solche; aber wenn Lhotzky gerade einen solchen auftreten läßt, während doch die große Mehrzahl eben anders ist, so gibt das ein falsches Bild.

B. Auch diese Gestalt wird erlebt sein. Aber auch abgesehen davon: wenn Religion und Reich Gottes einander gegenüber gestellt werden sollten, durfte das Pfäfflein nicht fehlen. Es ist dabei eine Hauptfigur. Religionswesen und Pfaffentum gehören zusammen.

A. Was verstehst Du unter Pfaffentum?

B. Darüber wollen wir lieber ein andermal reden. Laß Dir heute nur sagen, daß so ein Plantscher noch nicht einmal zu den schlimmsten gehört. Daß übrigens nicht bloß an die Pfarrer zu denken ist und daß nicht der Pfarrer als solcher schon ein Pfaffe ist, brauche ich Dir wohl nicht zu sagen.

A. Gut denn; es sei das große Thema des Buches: Religion und Reich Gottes — eignet sich denn dieser Stoff zur Verkörperung einer solchen Wahrheit? Eine Gutshofgeschichte und eine Anzahl Bauern- und Schäfergeschichten, in Bessarabien spielend — kann man daran diesen weltgeschichtlichen Kampf klar machen? Hat Lhotzky nicht künstlich in einen ihm naheliegenden Stoff diese großen Gedanken hineingelegt, wie Prediger leicht tun? — Er ist ja Prediger gewesen.

B. Wie, wenn umgekehrt gerade aus diesem Stoff für Lhotzky die große Wahrheit, der sein ganzes Schriftstellertum dient, emporgewachsen

wäre? Uebrigens finde ich gerade diese Verbindung nicht nur hochoriginell, sondern auch höchst sachgemäß. Das Reich Gottes muß im Alltäglichen geschaut, ins Alltägliche hinein gearbeitet werden. Es ist gerade in den natürlichsten Verhältnissen am meisten da. Das Reich Gottes ist wiedergeborene Natur und eine ganz schlichte Sache — im Gegensatz zur Religion.

A. Du magst vielleicht recht haben; das Buch ist doch bedeutender als ich gemeint habe. Ich will es in die Ferien mitnehmen und es noch einmal lesen.

B. Tue das. Wir reden vielleicht auch noch einmal darüber. Ich meine, dies Buch sollte uns mehr zu schaffen machen, als bisher der Fall gewesen ist, trotz seiner Fehler. Denn wie fehlerlose Menschen nicht die besten sind, so auch fehlerlose Bücher. Gott bewahre uns vor fehlerlosen Menschen und Büchern. — Gute Ferien übrigens!

A. Vielen Dank. Hoffentlich stört Lhotzky sie nicht.

B. Ein richtiges Gestörtwerden ist oft das Beste, was uns begegnen kann.

Rundschau.

Zur Beleuchtung des Militarismus.

Eine wichtige Schrift über die Kriegs- und Militärfrage ist in den letzten Wochen erschienen; ich meine die Broschüre von Max Gerber: „Militarismus und Demokratie“ (Heft 24/25 der „Sozialpolitischen Zeitfragen“, Grütlibuchhandlung, Zürich). Sie kommt zur rechten Zeit. Denn die Erörterung des Militär- und Kriegsproblems ist wohl noch nie in der Geschichte so allgemein, so lebendig und leidenschaftlich gewesen wie dieses letzte Jahr. Schon lange sehnten wir uns nach einer tiefgreifenden, grundsätzlichen und doch auf dem Boden der Tatsachen stehenden Behandlung dieser Frage, die jetzt mit gutem Grund im Mittelpunkt aller Kultur- und Lebensfragen steht. Wir haben es als einen schlimmen Mangel empfunden, daß die Neuen Wege nicht dazu gekommen sind, in Fortsetzung früherer Aufsätze diesen Versuch zu unternehmen. Nun ist die Aufgabe gelöst, wenn nicht die ganze, so doch ein wichtiger Teil. Die Schrift von Gerber bezeichnet nach meinem Ermessen einen großen und entscheidenden Schritt vorwärts zur Klarheit über dieses große Problem. Ich stehe nicht an, sie in dieser Beziehung auf die gleiche Stufe mit Normann Angells berühmtem Buche (The great illusion, unter dem Titel: „Die falsche Rechnung“ ins Deutsche übersetzt) zu stellen. Sie wird nicht so berühmt werden wie dieses, aber sie wird da, wo sie hinkommt und ehrliche Menschen trifft auf ähnliche, ja noch auf durch-

schlagendere Weise mit alten falschen Dogmen über Krieg und Militär aufräumen; sie wird jenen aus mißleitetem Patriotismus, religiösem Militarismus, romantischen Gefühlen, junkerlichen und kapitalistischen Stimmungen gebildeten Nebel zerstreuen, der sich um sie gelegt hat und der von weitem wie ein Glorienschein aussieht.

Gerber stellt zunächst einmal die nüchterne Frage, was das Militär für uns Schweizer bedeuten kann und was nicht. Hier wird namentlich mit dem Dogma abgefahren, daß das Militär der beste Schutz unserer Unabhängigkeit sei und daß daher die Ausgaben für das Militärwesen im Staatshaushalt an oberster Stelle stehen müßten. Was hilft uns ein Heer, das im Besitz der neuesten technischen Errungenschaften ist, hinter dem aber ein zerrissenes Volk steht? Unsere große nationale Aufgabe ist die Verwirklichung einer wirklichen Demokratie. Wirkliche Demokratie ist aber heute soziale Demokratie. Darum ist Sozialreform, nicht Militarismus das, was uns not tut und uns rettet. Daß der militärische Lärm nicht nur die Geldmittel, sondern auch die Gedanken von dieser Hauptsache ablenkt, ist vielleicht das Schlimmste daran. Uebrigens verstecken sich in diesem Nebel der Militärbegeisterung noch andere Geister, die sich nicht offen zu zeigen wagten.

So deckt Gerber den wundesten Punkt unseres heutigen politischen Lebens mit unerbittlicher Schärfe auf. Aber die Schrift wird auch zu einer grundsätzlichen Untersuchung des Friedensproblems und wirkt auch hier durchschlagend. Ohne zum Antimilitarismus fortzuschreiten, zeigt der Verfasser doch mit wuchtigen Gründen, daß die Hoffnung auf ein rechtlich geordnetes Zusammenleben der Völker, das den Krieg ausschließt, und das energische Bemühen, ihn herbeizuführen, ein durchaus notwendiger Bestandteil jeder sittlichen Lebensauffassung ist und daher die Preisgabe dieses Ideals ein Hinabsinken in einen unsittlichen, ja widersittlichen Zustand. Auch mit den christlichen Verteidigern des Krieges wird gründlich abgerechnet. Der Verfasser hat sich als ihren Vertreter den Generalstabschef der Eidgenossenschaft, Herrn Oberst v. Sprecher, ausersehen, dessen Ausführungen über Krieg und Frieden an der Aarauer Studentenkonferenz des Jahres 1911 damals leider viel zu wenig Widerspruch fanden.

Ein Abschnitt handelt von der Demokratisierung des Heeres. Auch hier wird wieder mit wuchtigen Waffen ein Dogma bekämpft, das Dogma nämlich, daß die Demokratie an der Schwelle der Kaserne Halt zu machen habe. Das Heer eines demokratischen Volkes kann nur als demokratisches lebensfähig sein. — Diesen Ausführungen werden besonders Offiziere und andere mit dem Wehrwesen enger Verbundene unter den Lesern ihre Aufmerksamkeit widmen. Sie werden dem Verfasser wahrscheinlich den Vorwurf des Utopismus zuziehen; er wird sich ihn hoffentlich zur Ehre anrechnen.

Natürlich dürfen wir von dieser kurzen Schrift nicht die Lösung oder auch nur Behandlung aller in Betracht kommenden Fragen er-

warten. Ihr ganzer Zweck verbot ein Eingehen auf die letzten religiösen Probleme, die hier auftauchen. Aber mittelbar sind sie doch auch behandelt, und auf alle Fälle ist die Klärung, die die Schrift bringt, eine notwendige Vorbereitung für die Lösung dieser letztern Fragen. Wir haben für diese nun gleichsam die Augen und Hände freier. Es ist außerordentlich wertvoll, wenn an einem einzelnen Probleme von solcher Bedeutung, wie das vorliegende, eine so eindringende und bis zu einem gewissen Punkte erschöpfende und abschließende Arbeit getan wird. Das hilft uns besser weiter als allgemeine Erörterungen, mögen diese noch so richtig und an ihrem Ort notwendig sein.

Die Schrift hat auch große formelle Vorzüge. Sie ist sehr klar und lebendig geschrieben. Man merkt, daß der Verfasser ein philosophisch geschulter Kopf ist, daß er aber auch den Militärdienst aus eigener Anschauung kennt und diese durch tüchtige Studien ergänzt hat. Man wird ihm deswegen doch den Theologen vorwerfen, wahrscheinlich umsomehr, je weniger man ihn sachlich widerlegen kann — als ob über Dinge von so allgemeiner nationaler Wichtigkeit nur Fachleute sich äußern dürften, als ob Fachleute nicht gerade in Gefahr wären, einseitig zu urteilen! Mir scheint diese Broschüre vielmehr ein Muster zu sein, wie Menschen, die sittlichen und religiösen Idealen dienen, politische Arbeit tun sollen und können.

Mir ist sie überhaupt eine große Freude gewesen. Sie ist eine tapfere Tat und schon als solche wertvoll. Dieser junge Mann zeigt uns durch sein eigenes Beispiel, wie wenig heute kriegerischer Mut in geistigem Sinne mit der Verteidigung des Militarismus und Bekämpfung des Friedensideals verbunden zu sein braucht. Sie ist ein erquickendes Zeichen, daß eine junge Generation kommt, die im Sinne hat, zu den großen Fragen unseres öffentlichen Lebens ihr Wort so zu sagen, daß es gehört werden muß. Es lebt darin bei aller realistischen Art ein Idealismus, der uns Aeltere zugleich erfrischt und beschämt. Wir Andere, die wir durch die Enttäuschung an der formalen Demokratie gegangen sind, fänden vielleicht nicht mehr diesen frischen Ausdruck des Glaubens an die Demokratie, und doch — wer von uns wollte den Glauben an die Demokratie überhaupt aufgeben? Das demokratische Prinzip mag besserer Verkörperungen bedürftig sein als ihm bisher gegönnt waren, aber das Prinzip selbst ist unverlierbar. Es gehört zu einer sittlichen Auffassung des politischen und sozialen Lebens, wie es ja zur Reformation, zum Christentum gehört.

Wir geben keine Auszüge aus dem Heft, weil wir wünschen, daß jeder, dem der Gegenstand wichtig ist, es selber lese. Es sollte vor allem kein Pfarrer es ungelesen lassen; denn diese Sache ist wichtiger als manches rein theologische Problem. Oder sollte es unwichtig sein, ob das „Friede auf Erden" Grund und Recht hat oder pure Narrheit ist? — Ob Politiker, Offiziere es in großer Zahl lesen,

ob sie es totschweigen werden? Sie mögen es totschweigen oder auch totschreien, so viel an ihnen liegt, die Wahrheit, die es vertritt, ist mächtiger als sie; es ist die Wahrheit von morgen und übermorgen!

L. R.

Von der Heiligkeit der militärischen Uniform und den sittlichen Begriffen eines Militärgerichts. Von den Verteidigern des Militarismus wird eine große Ehrfurcht vor dem „Ehrenkleid" des Soldaten und gar des Offiziers verlangt und der Militärdienst in eine Art von idealer Glorie gehüllt. Wie es mit dieser Heiligkeit der Uniform bestellt ist und was für Sittlichkeitsbegriffe in gewissen militärischen Kreisen möglich sind, beweist das nachfolgende Urteil, das vor kurzem von dem Militärgericht der 5. Division gefällt worden ist.

Wir bemerken zur Erläuterung des Urteils folgendes: Der Angeklagte wohnte bei dem Kläger und war mit ihm befreundet. Das ehebrecherische Verhältnis dauerte lange Zeit, nach Aussage der verführten Frau und ihres Ehemannes darum, weil der Angeklagte die Frau durch die Drohung, die Sache auszubringen, immer wieder in seine Gewalt brachte. Das Kind, das diesem ehebrecherischen Verkehr entsproß, wurde von dem Ehemanne lange für das eigene gehalten. Desto größer der Schmerz bei der Entdeckung des wahren Sachverhalts. Als diese geschehen war, entwendete der Oberleutnant Briefe, die er der Frau geschrieben hatte und die nach ihrer Aussage für ihn schwer belastend waren.

Der Artikel 16 der Militärorganisation, der in diesem Falle in Betracht kam, lautet: „Wer durch seine Lebensführung sich des von ihm bekleideten Grades oder überhaupt der Zugehörigkeit zur Armee unwürdig macht, soll dem Militärgericht überwiesen werden, das über seinen Ausschluß von der Erfüllung der Dienstpflicht entscheidet."

Und nun lese man das Urteil!

---

b. Mit Zuschrift vom 17. September 1912 hat das Schweizerische Militärdepartement Oberleutnant X. dem Kriegsgericht der 2. Division überwiesen zum Entscheid darüber, ob nach Art. 16 der M. O. X. von der Erfüllung der Militärpflicht auszuschließen sei. Durch Urteil vom 16. November 1912 hat das Divisionsgericht II auf Ausschluß von der Dienstpflicht erkannt. Dieses Urteil ist auf Anfechtung des Angeklagten vom Militärkassationsgericht durch Entscheid vom 19. Dezember 1912 aufgehoben und die Angelegenheit an das Militärgericht der 5. Division überwiesen worden.

c. Das Militärgericht beschließt den Ausschluß der Oeffentlichkeit (Militärstrafgerichtsordnung Art. 65).

d. Der Verteidiger des Oberleutnant X. stellt das Begehren, daß die in seiner Eingabe vom 21. Oktober 1912 unter Ziff. 1—6 genannten Zeugen einvernommen werden für den Fall, daß das Militärgericht auf die angebliche Verfehlung des X. in seiner beruflichen Stellung in C. irgendwie abstellen sollte.

Im übrigen werden Einsprachen und Begehren nach Art. 142 der Militärstrafgerichtsordnung nicht erhoben.

e. Das Beweisverfahren wird durchgeführt nach Maßgabe von Art. 144 und folgende der Militärstrafgerichtsordnung. Oberleutnant X. wird einvernommen, die sub a genannten Zeugen werden abgehört, die Akten werden soweit notwendig verlesen.

f. Oberleutnant X. erklärt, daß er nach wie vor bereit sei, für das Kind Y. zu sorgen bis zu seinem 20. Altersjahr. Wünschen die Eltern Y. das Kind zu behalten, so ist X. bereit, einen monatlichen Beitrag von Fr. 30.— zu bezahlen.

g. Der Auditor stellt und begründet folgenden Antrag: Es sei von einer Ausschließung des Oberleutnant X. von der Dienstpflicht Umgang zu nehmen, jedoch seien ihm ein Teil der Kosten aufzulegen. Der Verteidiger stellt und begründet den Antrag, es sei von einer Ausschließung des Oberleutnant X. Umgang zu nehmen und die Kosten seien auf die Gerichtskasse zu nehmen. Oberleutnant X. erklärt, daß er nichts beizufügen habe.

In Erwägung:

1. Art. 16 der M. O. definiert die Unwürdigkeit als Voraussetzung des Ausschlusses von der Erfüllung der Dienstpflicht nicht näher. Der Schwere der Folge entspricht es, daß auch die Voraussetzung nicht leicht genommen werde. Im übrigen muß der Richter im einzelnen Fall nach pflichtgemäßem Ermessen feststellen, ob Unwürdigkeit vorliegt, wobei er die Ehrbegriffe des militärischen, wie auch des bürgerlichen Lebens, die Zwecke und Interessen der Armee berücksichtigt. Es liegt in der Natur der Sache, daß bei Militärpersonen, die einen Grad bekleiden, und zumal bei Offizieren ein schärferer Maßstab anzulegen ist. Immer aber ist im Auge zu behalten, daß es sich bei Art. 16 der M. O. um eine rein militärische Maßnahme handelt, die unter keinen Umständen zur Befriedigung privater Rachebedürfnisse dienen darf.

Die Tatsache eines Ehebruches kann bei aller ethischen Mißbilligung auch bei einem Offizier den Ausschluß noch nicht rechtfertigen. Das bedarf keiner näheren Begründung. (Von der Red. gesperrt!) Jene Maßregel wäre höchstens dann am Platze, wenn die nähern Umstände des Ehebruchs oder das sonstige damit im Zusammenhang stehende Verhalten des Betreffenden derart wären, daß sie eine gemeine Gesinnung offenbarten. Das kann bei X. nicht gesagt werden.

2. Die lange Dauer des ehebrecherischen Verhältnisses, das X. mit der Frau Y. unterhielt, und die damit verbundene Hintergehung des ihm befreundeten Ehemannes können in dieser Hinsicht nicht genügen, so sehr sie rein moralisch den X. belasten. (Von der Red. gesperrt!) Daß X. sodann beim ersten Ehebruch die Frau Y. vergewaltigt habe, ist durch das Beweisverfahren nicht dargetan, und nach den ganzen Umständen durchaus unwahrscheinlich. X. hat ferner gewiß noch in verschiedener Richtung tadelnswert gehandelt, indem er z. B. die von ihm der Frau Y. geschriebenen Briefe heimlich an sich nahm, die Frau Y. veranlaßte gewissermaßen fingierte Briefe zu schreiben, u. s. w. Doch handelt es sich hier mehr um Verstöße gegen die Anforderungen des Taktes als um eigentlich gravierende Dinge. (Von der Red. gesperrt). Das Verhalten des X. nach der Entdeckung des ehebrecherischen Verhältnisses durch den Ehemann Y. kann schwerlich sehr beanstandet werden. Seine Versprechungen hat er erfüllt, indem er für das Kind Y. sorgte, so lange man ihn dafür sorgen ließ. Eine eigentliche Verpflichtung, für den Unterhalt der Frau Y. aufzukommen, hat er nicht auf sich genommen. Eine solche Verpflichtung könnte auch nur dann wirksam werden, wenn die Eheleute Y. die Scheidung durchgeführt hätten, was bis heute nicht der Fall ist.

3. Die angeblichen Verfehlungen des X. in seiner Sekretär-Stellung in C. müssen aus dem Gesichtspunkt des Art. 16 der M. O. außer Betracht bleiben, nachdem die bürgerliche Behörde es abgelehnt hat, deswegen auch nur eine Untersuchung einzuleiten.

4. Das Militärgericht ist der Meinung, daß eine Durchforschung des rein privaten Lebens der Militärpersonen, wie sie der vorliegende Fall mit sich brachte, zu ernstlichen Bedenken Anlaß gibt, und den wahren Intentionen des Art. 16 der M. O. nicht entspricht;

erkannt:

1. Vom Ausschluß des Oberleutnant X. von der Erfüllung der Dienstpflicht im Sinn von Art. 16 der M. O. wird Umgang genommen.

2. Die Kosten werden auf die Gerichtskasse genommen.

3. Dieses Urteil, heute Abend 6¾ Uhr mündlich eröffnet, unter Hinweis auf die 24stündige Kassationsfrist wird dem Schweizerischen Militärdepartement in doppelter Ausführung zugestellt.

Wir dürfen unsern Lesern den Kommentar zu diesem Urteil überlassen und beschränken uns auf einige kurze Bemerkungen.

Wir veröffentlichen das Aktenstück nicht etwa, um über den Fehlbaren noch einmal zu Gericht zu sitzen; und nennen darum seinen Namen nicht. Auch wollen wir an dem Urteil nicht juristische Kritik üben, wozu wir nicht befugt sind. Wir stellen nur fest, daß nach der Meinung eines schweizerischen Militärgerichtes ein Ehebruch einen Offizier seines Grades nicht unwürdig macht. Das Gericht meint, dies bedürfe keiner Begründung!! Auch der Umstand, daß der Ehebruch unter besonders gravierenden Umständen stattfand, ändert daran nichts. Dinge, die man sonst allgemein für Gemeinheiten schlimmster Art hält, werden als „Verstöße gegen die Anforderungen des Taktes" bezeichnet. Es wird dabei zugegeben, daß bestimmte Tatsachen „rein moralisch belasten", aber das scheint für den Gerichtshof nicht wesentlich zu sein. Nach welchem Maßstab urteilt denn der Gerichtshof über die Würdigkeit eines Offiziers, wenn ihm das, was „rein moralisch belastet" nicht entscheidend erscheint? Dabei beachte man Eins: wenn der Angeklagte fünf Franken gestohlen hätte und dafür bestraft worden wäre, so hätte man ihn doch wohl kaum länger als Offizier geduldet. Aber nur ein Ehebruch!

Wir möchten bloß auf diese sittliche Auffassung des Militärgerichtes hinweisen, im Interesse der öffentlichen Moral unseres Volkes!

Die Redaktion.

Ein Märtyrer des religiösen Antimilitarismus. Unser verehrter Freund, Professor Paul Passy, ist geworden, wozu er durch seine ganze Natur bestimmt ist: ein Märtyrer.

Unsere älteren Leser kennen Passy aus einem Aufsatz von Maurer: „Ein Tag bei Paul Passy" und einer ausführlicheren Erwähnung in dem Bericht über den Kongreß in Besançon. Er ist der Sohn des unlängst verstorbenen berühmten Vorkämpfers der Friedensbewegung, Frédéric Passy. Von Beruf Philologe und als solcher Professor an der Sorbonne, ausgezeichnet durch wissenschaftliche Verdienste, ist er einer der bedeutendsten und hervorragendsten Vertreter des religiösen Sozialismus geworden. Seit Jahren an einem Lungenleiden krank, hat er doch nichts von dem Feuer seiner Natur eingebüßt. Das beweisen die zwei Artikel, die er unlängst in seinem Blatte: „Die Hoffnung der Welt" (L'Espoir du Monde) gegen die Wiedereinführung der dreijährigen Dienstzeit in Frankreich geschrieben hat und von denen wir den zweiten, unter Weglassung der unwesentlichen Einleitung, wiedergeben:

„Ich betrachte das in Frage stehende Gesetz als einen Ausfluß zäsaristischer Reaktion, der unmittelbar die elementarsten Freiheiten und mittelbar die Existenz

von Frankreich bedroht. Daß wir unsere Jugend drei Jahre lang in die Kasernen steckten, würde die nationale Wehrkraft um keinen Deut vermehren; denn diese ruht einzig auf der Möglichkeit, zwei Millionen wohlgeübter Mannschaft rasch zu bewaffnen und einem eindringenden Feind entgegenzuwerfen. Es würde für den Augenblick nichts nützen, aber binnen kurzem viel schaden; denn es bedeutete eine unerträgliche Last. Es würde unsere Mittel erschöpfen, unsere nationale Arbeit zerrütten, die Landflucht beschleunigen, die allgemeine Demoralisation vermehren und so unser Volk in Bälde auf's schlimmste schwächen. Es würde damit ein Heer von Prätorianern geschaffen, das nur zu leicht ein Werkzeug der verbrecherischen Pläne eines Abenteurers werden könnte.

Wenn das französische Volk im Angesicht solcher Zukunftsaussichten diese freche Antastung seiner Freiheiten hinnähme, so bewiese dies eine solche geistige Erschlaffung, eine solche fortgeschrittene Charakterlosigkeit, daß man füglich erklären dürfte, Frankreich sei gestorben.

Dagegen werde ich mich als glühender Demokrat und Patriot (im wahren Sinn des Wortes!) auf's Aeußerste zur Wehr setzen. Ich behaupte, daß wir die Abwehr dieses Unheils mit allen Mitteln betreiben müssen, unehrliche ausgenommen.

Gehört zu den gebotenen Mitteln auch die Desertion? Ohne Zweifel! Die Desertion des Einzelnen ist eine Dummheit und eine Feigheit; wie es die Handlung eines Arbeiters wäre, der erklärte, er wolle nicht arbeiten, weil die heutige Arbeit auf falschen Grundlagen beruhe. Aber die Massendesertion, nach einem Plan und unter Wahrung einer freien Disziplin vollzogen, kann eine heldenhafte Handlung sein, wie der Generalstreik, dessen Schrecken gegenwärtig die belgischen Genossen auf sich nehmen — immer vorausgesetzt, daß die Lage kein anderes Mittel mehr erlaube. Aber es kann keine ernsthaftere Rechtfertigung dafür geben, als die Notwendigkeit, den drohenden Zäsarismus abzuwehren.

Ich bin mir, indem ich dieses schreibe, bewußt, daß ich dafür ins Gefängnis kommen kann, was bei meiner angegriffenen Gesundheit den Tod bedeuten könnte. Die Gefahr ist zwar nicht groß, da „Die Hoffnung" an hoher Stelle natürlich nicht gelesen wird; aber sie besteht dennoch. Ich schreibe darum nicht ohne Bedacht, sondern erfülle eine gebieterische Pflicht. Es gilt Gott mehr zu gehorchen als den Menschen!"

Ich habe den zweiten Artikel wiedergegeben, weil er mir Passy's Meinung richtiger auszudrücken scheint. Um aber ein vollständiges Bild seines Auftretens zu geben, übersetze ich noch zwei Stellen aus dem ersten, die wohl vor allem Aufsehen erregt haben:

„In den Grenzgegenden die Massendesertion! Ja, meine Herren, was werden Sie für ein Gesicht machen, wenn 25—30,000 Rekruten ins Ausland entwichen sind?

In den entfernteren Provinzen aber die Chouannerie der Refraktäre! Diese ist heute ohne Zweifel schwieriger als einstmals; indes wenn zwei oder drei junge Leute gemeinsam in Busch und Heide flüchten, werden die Gensdarmen das Suchen wohl bald sein lassen."

Was Passy befürchtet hat, ist rasch eingetroffen, wenn auch in etwas anderer Form. Es ist Passy genau so gegangen, wie es uns mehrfach gegangen ist; sein Artikel ist aus dem wenig bekannten Espoir in die sozialistische Presse und damit in die breite Oeffentlichkeit gelangt. Der Ministerpräsident hat ihn daraufhin seiner Stelle als maître des conférences an der Ecole des hautes études enthoben; was, wie wir annehmen müssen, dem Verlust der Professur an der Sorbonne gleichkommt. Das ist nicht Gefängnis, aber für einen Mann ohne Vermögen vielleicht nicht weniger schwer. Jedenfalls hat Passy gewärtigen müssen, ins Gefängnis zu kommen und hat somit das Aeußerste gewagt.

Was sagen wir dazu?

Machen wir uns klar, worum es sich handelt. Passy hat für den Fall, daß die dreijährige Dienstzeit wirklich wieder eingeführt würde, mit dem äußersten Mittel gedroht: der Massendesertion. Man könnte sich fragen, ob er damit richtig gehandelt habe. Vielleicht hätte er seine Aufforderung zum Widerstand gegen diese Maßregel, die er als Frankreichs Untergang empfindet, allgemeiner halten und einfach die Revolution fordern sollen. Doch wer will ein Handeln aus der Leidenschaft eines schweren Kampfes heraus auf solche Korrektheit im Einzelnen hin beurteilen? Aber ob überhaupt eine solche Aufforderung zum Widerstand mit allen ehrlichen Mitteln richtig war? Wer das beurteilen wollte, der müßte selbst in dem Kampfe stehen, aus dem Passy schreibt und seine ganze Leidenschaft erleben. Offenbar ist die Spannung in Frankreich furchtbar geworden. Wir haben das alles aber gar nicht nötig. Uns genügt, daß ein Mann wie Passy uns versichert, er habe einfach eine gebieterische Pflicht erfüllt, er habe so handeln müssen. Wir betrachten als das Wesentliche seiner Handlung den Protest des Bekenners gegen den Molochdienst des Militarismus. Daß dieser Protest leidenschaftliche Form angenommen hat, beweist uns, aus welchem Schmerz und aus welcher Tiefe er stammt. Ein Mann, wie Passy, der frei ist von den Leidenschaften, denen sonst die Menschen dienen und zwar unter Zustimmung der Welt, soweit sie diese nicht genieren, ist dafür einer geistigen Leidenschaft fähig, die die Welt freilich nicht versteht. Mögen die Pharisäer und Philister aller Art ihn verdammen und vielleicht da und dort auch Freunde sein Vorgehen mißbilligen, wir verehren ihn nur um so höher und drücken ihm dankbar die Hand als einen Mann, der keine Furcht kennt und in jeder Hinsicht ein ganzer Mann ist.

Um die Leidenschaft, die aus Passy's Vorgehen spricht, verstehen zu können, muß man den Mann genauer kennen. Passy gehört zu den Menschen, die mir am allerstärksten den Eindruck der Jesusähnlichkeit oder, wenn man lieber will, der wirklichen Jüngerschaft Jesu gemacht haben. Die Gemeinschaft, die sich um ihn gesammelt hat, nennt sich nicht mit Unrecht „urchristlich". Sie vertritt ein völlig laienhaftes, unkirchliches, aber sehr positives Christentum und übt auch einen gewissen Kommunismus. Passy selbst hat, als er vor einigen Jahren eine Erbschaft machte, diese zur Gründung einer kleinen Ackerbaukolonie auf religiös-kommunistischer Grundlage verwendet. Er steht selbst durchaus auf positivem, streng bibelgläubigem Boden. Von Geburt und durch Erziehung Katholik, ist er zuerst zum liberalen Protestantismus, von diesem durch eine radikale Bekehrung zu seinem jetzigen Standpunkt gelangt. Der Sozialismus ist ihm einfach eine notwendige Frucht eines wirklich ernsthaften Christentums. Er ist Mitglied der sozialistischen Partei, ohne sich im übrigen stark politisch zu betätigen.

Man mag sich wundern, daß gerade ein solcher Mann zu mehr

oder weniger gewaltsamem Widerstand gegen eine staatliche Maßnahme auffordet, umsomehr als man sich ja längst gewöhnt hat, ernstes Christentum als verbunden mit Ehrfurcht vor den geltenden weltlichen Ordnungen zu denken. Aber es wäre eigentlich nicht schwer zu begreifen, daß ein Mann, der das Reich Gottes im Herzen trägt, gerade gegen den heutigen Militarismus und Nationalismus, der der brutalste Hohn auf die Gottesreichserwartung ist, in Leidenschaft ausbricht. Solche Leidenschaft wäre unnötig und tadelnswert, wenn es in der Christenheit mehr Leidenschaft für das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit gäbe. So aber stellen wir Passy umso höher, weil er jener Leidenschaft fähig ist. Wir wissen, daß er in allem nicht anderes will als Gottes Ehre und das Heil der Brüder. Möge ihn in den Stürmen, die ihn umbrausen, das Wort trösten: „Selig sind, die um der Gerechtigkeit willen verfolgt werden; denn das Himmelreich ist ihr."

Im übrigen ist der „Fall Passy" vielleicht ein Vorbote der großen Kämpfe und Entscheidungen, die kommen müssen — ein Zeichen! L. R.

Eine Märtyrerin der Frauenbewegung. Wir glauben nicht, Passys Tat herabzusetzen, wenn wir ihr die der Engländerin anreihen, von der die Zeitungen berichtet haben: wir meinen jener Fräulein Davison, die bei Anlaß eines Pferderennens, dem der König beiwohnte, dem königlichen Rennpferd in die Zügel fiel, um zu zeigen, daß das englische Volk und seine regierenden Kreise Wichtigeres zu tun hätten, als Sportschauspielen beizuwohnen, und die dabei den Tod fand. Das ist echtes und rechtes Martyrium. Die Zeitungen haben es freilich zum größten Teil nicht über sich gebracht, es als solches anzuerkennen, weil ihnen die Sache, der das Martyrium galt, nicht paßt. Aber das gehört eben gerade zu einem echten Martyrium, daß die große Masse es nicht einmal als solches erkennt. Man wehrt sich natürlich gegen seine Anerkennung, indem man an einer solchen Handlung dieses und jenes auszusetzen findet. Als ob die korrekten Leute je zu Märtyrern würden! Ich bin überzeugt, daß auch bei den Märtyrern der alten Christenheit vieles mit unterlief, was man tadeln konnte; ich weiß, daß das sowohl bei einem Jeremias als bei einem George Fox und vielen, vielen ihrer Geistesverwandten der Fall war. Deswegen wiegt ein inkorrekter Märtyrer doch tausende von Korrekten und sicher Lebenden auf.

Freuen wir uns, daß es neben der Masse der Feiglinge, Egoisten und Streber, frommen und weltlichen, immer wieder Menschen gibt, die für eine große Sache auch das Leben einzusetzen vermögen, und daß es solche Sachen auch heute gibt! L. R.

Eine Warnung. Ein wirklich tragisches Geschick hat einen der bedeutendsten Männer der Gegenwart ereilt. Zu diesen gehört zweifellos der englische Schatzkanzler Lloyd George. Er ist der Urheber der neuen Periode der englischen Sozialreform. Binnen wenigen

Jahren hat er zwei weittragende soziale Gesetze durchgebracht: die Alterspensionen (old age pensions, eine Art Altersversicherung) und die Kranken- und Unfall-Versicherung. Andere sind angekündigt. Dazu kommt noch sein berühmtes Budget, das durch seine Steuerreform ebenfalls zu einer sozialen Reform und zwar zur einschneidendsten von allen, wurde. Durch seine glänzende Beredtsamkeit und die Leidenschaft für seine Sache, die ihn erfüllte, hat er alle Widerstände besiegt. Dabei hat er einen Radikalismus des sozialen Urteils entwickelt, der kaum hinter dem zurückblieb, was wir auf dem Festland nur aus dem Munde erklärter Sozialisten zu hören gewohnt sind. Auch den Kirchen hat er ihre soziale Pflicht wiederholt auf eine Weise vorgehalten, die an Kraft und Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Mit besonderer Heftigkeit aber wendete er sich gegen den „ungerechten Mammon" der englischen Aristokratie, dem er durch sein Budget schwere Wunden geschlagen und dem er noch weitere Schläge angekündigt hatte. Eine große staatsmännische und insbesondere sozialreformatorische Zukunft lag vor ihm. Und nun ist dieser selbe Mann in die Schlingen des Mammons gefallen.

Unsere Leser werden die Geschichte aus den Zeitungen kennen. Lloyd George ließ sich um die Zeit des Untergangs der Titanic durch seinen Freund und Mitminister Rufus Isaaks (einen Israeliten) verführen, tausend Aktien der amerikanischen Marconigesellschaft für drahtlose Telegraphie zu kaufen, in dem Augenblick, wo die Regierung mit der englischen Marconigesellschaft, die mit der amerikanischen in einem gewissen Zusammenhang steht, einen Vertrag abgeschlossen hatte und zwar einen nicht sehr günstigen. Jener Kauf erwies sich als kein gutes Geschäft, aber als die Sache herauskam, wurde natürlich von der politischen Gegnerschaft die Anklage auf Korruption erhoben und das Ganze so dargestellt, als ob die Minister ihre amtliche Stellung zur eigenen Bereicherung mißbraucht hätten. Davon kann nun keine Rede sein. Die Untersuchung hat unwiderleglich bewiesen, daß die Beiden nichts getan haben, was rechtlich anfechtbar wäre oder einen Makel auf ihren sittlichen Charakter brächte. Sie haben es bloß an dem notwendigen „Takt" fehlen lassen und einen falschen Schein zu wenig vermieden; auch haben sie, was schlimmer ist, im ersten Stadium der Untersuchung nicht die Offenheit gezeigt, die man von ihnen hätte erwarten dürfen und die damals wohl eine rasche Erledigung des Falles herbeigeführt hätte; aber ihre bürgerliche Ehre ist nicht angetastet.

Trotzdem, vielmehr gerade darum ist es eine Tragödie. Ein Mann wie Lloyd George muß in allem vollkommen ehrlich sein, oder es ist aus mit seiner Mission. Ein Prediger gegen den Mammon darf nicht selbst dem Mammon huldigen, und wär's auch nur gelegentlich, oder er wird ausgelacht. Lloyd George hat vor dem Parlament erklärt: „Ich habe gedankenlos gehandelt, habe unbesonnen gehandelt, habe unrichtig gehandelt, aber ich habe unschuldig gehandelt,

habe offen gehandelt, habe ehrenhaft gehandelt" und hat damit sicherlich die Wahrheit gesagt. Und doch ist zu fürchten, daß er sich von diesem Schlag, den er sich selbst versetzt, nicht mehr ganz erholen werde.

Welche Tragik! Wie gefährlich ist das Leben eines zu größeren Dingen Berufenen! Ein Mann, der zu einer weltgeschichtlichen Stelle bestimmt war, kommt an einem Pflasterstein zu Falle und ist tötlich verletzt!

Aber inwiefern kann dieses Schicksal uns Anderen zur Warnung dienen? Wir werden doch nicht in die Lage kommen, Börsengeschäfte zu machen? Gewiß nicht, aber der Fall des Lloyd George bringt uns eine alte Wahrheit wieder nahe, die eine umfassendere Geltung hat: wer gegen irgend eine Form des Bösen kämpft, der sehe zu, daß er nicht selber gerade an ihr zu Falle kommt. Denn der Teufel ist schlau. L. R.

Unser Freund und Gesinnungsgenosse Professor **Walther Rauschenbusch** in Rochester (Staat New-York) in den Vereinigten Staaten, dessen Buch: Christianity and the social crisis of the present (Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart) zum Schönsten gehört, was die religiös-soziale Literatur hervorgebracht, hat vor einigen Monaten ein neues Werk erscheinen lassen: Christianizing the social order (Die Verchristlichung der sozialen Ordnung). Es ist eine Art Fortsetzung des ersten und ihm an Wert ebenbürtig. Alle die wundervollen Vorzüge der Form und des Gehalts, die dem früheren Buche eignen, kehren hier wieder. Wer Englisch versteht, sollte sich die Bereicherung und Erhebung, die diese Früchte eines edlen und tiefen, feinen und starken Geistes gewähren, nicht entgehen lassen. Es ist dringend zu wünschen, daß beide Bücher bald ins Deutsche übersetzt werden. Sie könnten vielleicht gerade auf solche deutsche Theologen Eindruck machen, die von der kleinen Schweiz her nicht gerne etwas annehmen und ihnen besonders die Nichtigkeit des Schlagwortes von der „Eigengesetzlichkeit" der weltlichen Ordnungen, das in den religiös-sozialen Diskussionen eine so große Rolle spielt, dartun.

Wir hoffen, bald unsern Lesern ein Kapitel des neuen Buches darbieten zu können. Möge dieses das große Werk, zu dem es berufen ist, diesseits und jenseits des Ozeans, vollbringen können.

L. R.

Büchertisch.

Staat und Kirche. Der deutsche Weg zur Zukunft. Von Karl Koenig. Jena bei Eugen Diedrich. 1912. Preis 1 Mark.

Zu dem auch in Deutschland brennend gewordenen Kirchenproblem hat auch der Bremer Pfarrer Karl Koenig, der bekannte Verfasser wertvoller Schriften zur Vertiefung und Erneuerung des religiösen Lebens („Im Kampf um Gott und um das eigene Ich," „Gott, warum wir bei ihm bleiben müssen," „Der moderne Mensch auf dem Wege zu Gott." „Zwischen Kopf und Seel," „Rythmus, Religion,

Persönlichkeit"), das Wort ergriffen. Eine Veränderung des heute in Deutschland, besonders in Preußen, bestehenden Verhältnisses von Kirche und Staat drängt sich auch ihm als notwendig auf. Er lehnt aber den romanischen und amerikanischen Weg, die völlige Trennung von Kirche und Staat, ab und fordert einen Modus, der ungefähr dem entspricht, was in Basel durchgeführt worden ist. Seine Losung lautet: Verstaatlichung im Aeußern, Entstaatlichung im Innern! Dieser Forderung kann man praktisch gern zustimmen; sie wird das darstellen, was heute möglich und opportun ist. Weniger der Begründung. Unrichtig scheint mir seine Beurteilung der amerikanischen Verhältnisse zu sein. Die Tatsache, daß es dort nicht eine „Kirche", sondern nur „Kirchen" gibt, hat nichts weniger als dogmatische oder praktische Engherzigkeit, sondern das Gegenteil erzeugt, nämlich einen Geist der Weitherzigkeit, der alles bei uns in dieser Beziehung Vorhandene weit übertrifft. Davon habe ich mich durch den Augenschein überzeugen können. Wo treten bei uns auf liberalen Versammlungen orthodoxe Redner als Gäste auf, und zwar in größerer Zahl und nicht als Gegner? Diese amerikanischen Kirchen zeigen ferner (wie die englischen Freikirchen) auf sehr ausgesprochene Weise die Tendenz, ihre Aktivität ins Weltleben zu verlegen und nicht die Religion in die Kirchen einzuschließen. Es hat alles einen „weltlicheren" Zuschnitt als bei uns. Wo neben den großen Kirchen kleine Kirchlein entstehen, da werden diese freilich erst recht eng und klerikal, wo aber die „Kirche" überhaupt zerschlagen ist, da hält das Kirchentum sich auf die Länge nicht mehr. — Aber diese amerikanischen Kirchen sind der „Plutokratie" verfallen? Ich frage: wie steht es mit den deutschen Kirchen? Denkt Koenig nicht an die Tatsache, daß sie Klassenkirchen sind? So lange ein Pfarrer, der Sozialdemokrat wird, damit sich ohne weiteres selbst absetzt, haben wir die Klassenkirche in der schroffsten Form. In Amerika gibt es eine Menge sozialistischer Pfarrer im Amte. Hoffentlich betrachtet es Koenig als selbstverständlich, daß hierin die neue Ordnung auch in Deutschland eine Aenderung brächte. Koenig täuscht sich auch, wenn er glaubt, daß die Zunahme des Katholizismus in Nordamerika mit dem dortigen System zusammenhange. Sie erklärt sich vielmehr ganz einfach daraus, daß die Einwanderung, die jährlich 800,000 bis zu einer Million Menschen nach der neuen Welt bringt, seit längerer Zeit überwiegend aus katholischen Ländern stammt. Schließlich beruht es auch auf einem Irrtum, wenn Koenig die Basler Lösung des Problems auf besondere „Staatsfreudigkeit" zurückführt. Sie ist vielmehr eine Frucht rein praktischer Erwägungen gewesen, die mit besonderer Staatsfreudigkeit nichts zu tun hatten.

Diese Staatsfreudigkeit spielt bei Koenig überhaupt eine große Rolle. Darin tut sich der Lutheraner kund, wobei ich freilich dahingestellt lasse, wieweit Koenig sich dabei auf Luther selbst berufen darf. Der hatte vom „Staat" keineswegs eine so große Meinung; er wollte nur von der Kirche, d. h. vom katholischen System los. An diesem Punkte geht mir Koenig zu wenig in die Tiefe. Er berücksichtigt das religiöse Motiv gar nicht, das der Losung: „Trennung von Kirche und Staat" zu Grunde liegt, die Einsicht nämlich, daß „Religion" nicht eine Sache der Geburt, nicht eine bürgerliche Institution sein soll, sondern eine Sache der persönlichen Entscheidung und des persönlichen Erlebens. Gerade das Freiheitsprinzip, das er betont, fordert, zu Ende gedacht, eine viel schärfere Scheidung der beiden Mächte: Staat und Kirche, als Koenig sie gelten lassen will. Ginge er hier noch einen Schritt weiter, dann müßte er einsehen, daß zwischen dem, was der Staat und dem, was eine dem Gottesreich dienende Kirche will, viel eher Gegensatz als Freundschaft besteht: der Staat ist von der Welt, schützt das Bestehende, die Kirche fordert eine neue Welt, sie tut es wenigstens dann, wenn sie Jesus versteht. Eine Gemeinschaft, die sich zu ihm halten will, muß vom Staate völlig unabhängig sein, gerade auch, um ihm die Dienste leisten zu können, deren er bedarf, d. h. um seine absoluten Ansprüche einzuschränken.

Es ist schade, daß Koenig diesen Sinn des Problems nicht erkannt hat. Auch wenn man Kierkegaard nicht zustimmt, muß man sich doch mit ihm auseinandersetzen. Im Uebrigen ist natürlich auch in dieser Schrift, wie in allem, was von Koenig stammt, sehr viel Gutes und Tiefes. Sie ist eine wirkliche Förderung der den Deutschen (und in veränderten Formen auch uns) gestellten Kirchenfrage. L. R.

Paroles franches. Par Fernand Barth. Lausanne, Imprimerie coopérative. La Concorde. 1910.

Kurze, feine Betrachtungen über religiöse Gegenstände von einem selbständigen und ernsten Christen. L. R.

Ist die katholische Kirche unfehlbar? Von Otto Feuerstein, ehemaligem katholischen Geistlichen. Druck und Verlag von Karl Rohm, Lorch (Württemberg).

Wer die Aufsehen erregende Schrift des Verfassers über „Sozialdemokratie und Weltgericht" gelesen hat, wird mit Interesse auch zu dieser seiner neuesten Aeußerung greifen, umsomehr als über den Sinn der von der römischen Kirche für den Papst in Anspruch genommenen Unfehlbarkeit bei uns Protestanten viele Irrtümer bestehen. In der an die Reformatoren erinnernde Schärfe der Opposition gegen die römische Kirche ist der Verfasser sich gleich geblieben, auch in seinen urchristlichen Anschauungen. L. R.

Jathos Theologie und die religiöse Krisis der Gegenwart. Von Lic. Otto Zurhellen, Pfarrer in Frankfurt a. M. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1911.

Gehört zum Gediegensten, was wir über den Fall Jatho gelesen haben. L. R.

Nähe und Allgegenwart Gottes (nebst einem Anhang über die ältesten trinitarischen Formeln) von Reinhold Seeberg. VII. Serie, 1. Heft der „Biblischen Zeit- und Streitfragen". Verlag von Edwin Runge. Groß-Lichterfelde-Berlin.

Für Theologen und theologisch-interessierte Laien von einem Führer der positiven Theologie. L. R.

E. Förster, Entwurf eines Gesetzes betreffend die Religionsfreiheit im preußischen Staate (Tübingen, Mohr).

Der Verfasser hat den eigentümlichen Weg gewählt, seine Gedanken über die Religionsfreiheit (nicht bloß religiöse Lehrfreiheit) in die Form eines Gesetzesentwurfs zu bringen. Obschon ganz auf Preußen berechnet, verdienen seine Gedanken doch allgemeineres Interesse. In einem Artikel in der „Christl. Welt", von dem ich nicht begreife, warum er dieser Schrift nicht einverleibt wurde, hatte er gezeigt, wie schlimm es in Preußen um wirkliche Religionsfreiheit bestellt ist und will durch seinen Entwurf diejenigen widerlegen, die seine Forderung der Religionsfreiheit für eine Utopie erklären. Als Trennung von Staat und Kirche will er sein Programm nicht bezeichnen sondern als „Entstaatlichung der Kirche und Entkirchlichung des Staates." Der Kulturstaat soll den Kirchen Rechtsschutz und Fürsorge für ihre Existenzmöglichkeit angedeihen lassen, er soll aber kein Geld für kirchliche Zwecke ausgeben und in Fragen der Lehre oder des Gottesdienstes sich nicht mischen. Ein offizieller Verband sämtlicher Kirchgemeinden innerhalb Preußens hat bloß Verwaltungskompetenzen. In Lehrfragen und Gottesdienstordnung gilt für katholische Gemeinden das katholische Kirchenrecht, die evangelischen Einzelgemeinden sind in diesen Fragen souverän, können aber jederzeit mit andern zwecks gemeinsamer Regelung zu freiwilligen und kündbaren Vereinigungen zusammentreten. Die Frage der Freiheit in der Kirche scheint mir sehr glücklich gelöst. L.

Redaktionelle Bemerkung.

Es ist uns aus Raummangel wieder nicht möglich gewesen, das Heft so zusammenzustellen, wie wir's geplant hätten. Sobald als möglich soll die Besitzfrage und im besonderen die Landfrage daran kommen.

Im Aufsatz über Kierkegaard sind einige ärgerliche Druckfehler stehen geblieben. Der freundliche Leser wird sie ohne weiteres berichtigt haben.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Wisst Ihr's schon?

(Nachdruck verboten.)

Nein? . . .

Es geschah am hellen Tage, gerade unter den Augen der Polizei, aber die Polizei sah es nicht. Die Zeitungen schrieben nicht drüber. Es schien ihnen nicht wichtig genug zu sein, und Zeitungen schreiben ja nur über das Wichtige. Die Leute auf der Straße, die zufällig Zeugen waren, dachten, daß solche Dinge sich wohl öfters ereignen. Sie gingen vorüber und beachteten es weiter nicht. Es hatte weder mit irgendeiner Lustbarkeit noch mit Geld oder Gelderwerb etwas zu tun und schien keinerlei öffentliche Anteilnahme zu beanspruchen, und das tat es auch nicht.

Ein junger Mensch stand gerade dabei, als es vor sich ging. Er sah gelangweilt und verdrossen aus. Trotz seiner Jugend standen die Kennzeichen des Mißlingens und Unvermögens wie eine düstere Hoffnungslosigkeit in seinen Zügen eingegraben. Für den Menschen ist nichts schlimmer, als wenn er keine Hoffnung hat. Was wird sein? dachte er, als er früh aufstand. Das ganze Leben hat ja doch keinen Zweck. Meine Arbeit erst recht nicht. Dann stand er an einer Straßenecke und gähnte vor Ueberdruß und innerer Ermüdung. Niemand beachtete ihn. Er schien nichts weniger als interessant. Das war er auch nicht. Er fühlte eine Leere. Es gibt ein inneres Leersein, in dem der Mensch gleichsam jede Eigenbewegung verloren hat und alles, was kommt, nur erleiden kann, ohne einzugreifen das Bedürfnis oder die Fähigkeit zu haben.

Und da geschah es. Ganz einfach auf offener Straße, gerade als der junge Mensch gähnte. Und er sah es im Gähnen. Aber plötzlich weiteten sich seine teilnahmlosen Augen, das Gähnen hörte auf. Schreck und Bestürzung nagelten ihn fest. Eine Blutwelle strömte von seinem Herzen zu seinem Gesicht. Die Bestürzung wich einem tiefen Nachdenken, und das wurde abgelöst von einer unaussprechlichen Freude. Wie von einem Strome des Lebens fühlte er sich erfaßt und zuckte zusammen von der Erregung. Er wußte nicht, ob es lange oder kurz war, nicht, wie lange er so dagestanden.

Es gibt Zustände, in denen für uns die Zeit aussetzt, in denen man empfindet, wie lächerlich es im Grunde ist, daß wir Instrumente besitzen, die unermüdlich sind, uns zu beweisen, daß jede Minute wirklich 60 Sekunden besitzt, und daß 60 Minuten ohne irgend welche Ausnahme eine Stunde bedeuten. Die Zeit ist die große Lüge der Einerleiheit, und die Uhr das Werkzeug, diese Lüge aufrecht zu erhalten. In Wirklichkeit ist nichts so verschieden wie die Augenblicke. Durch das öde Gleichmaß des Zählens und Messens verlieren sie ihren heimlichen Wert und ermorden die Menschen und die Menschheit.

Als der junge Mensch seine Augen aufhob, schlug gerade die große Kirchenuhr irgend etwas. Jetzt wunderte er sich, daß das tackende Rädergefasel da oben nichts besseres zu tun gehabt hatte, als die Minuten mit beamtenmäßiger Wichtigkeit zu zählen, und unwillkürlich lachte er auf. Niemand beachtete es, aber indem er aufblickte, streifte sein Auge einen Bettler, der an der Kirchtür saß, zu der die Uhr gehörte, und indem beider Blicke sich begegneten, lachte der auch.

Der weiß es also auch, dachte der junge Mensch und nickte ihm zu. Er hatte den bettelnden Krüppel noch nie bemerkt, obgleich er alle Tage dort saß. Aber jedesmal, wenn er jetzt vorüberging, sah er ihn an, und dann lächelten beide und wußten, daß sie's beide wußten. Und er ging immer an ihm vorüber, denn es machte ihn glücklich, dem Menschen, der's auch wußte, in die Augen zu sehen.

Er sah überhaupt ganz anders aus. Es war wie ein stilles Leuchten über ihn gekommen. Nun schiens auch, als hätte sein Leben einen Sinn bekommen. Sogar seine Arbeit war davon angesteckt. Das Gelingen hatte sich heimlich in ihr eingenistet und das Mißlingen verjagt. Auch seine Vorgesetzten merkten es und streiften ihn zuweilen mit einem anerkennenden und verwunderten Blick. Aber niemand redete mit ihm davon, und er selbst konnte auch nicht drüber sprechen. Es war klar, daß das alles daher kam, daß er's wußte.

Mit dem Bettler redete er auch nicht, obgleich er ihm wie der vertrauteste Freund geworden war. Er kannte weder seinen Namen noch seine Wohnung. Er konnte sich auch nie entschließen, ihm eine Gabe zu geben. Es wäre ihm wie eine Herabwürdigung seines Freundes erschienen, obgleich er mit ihm nie ein Wort gewechselt. Sie freuten sich an ihrem stillen Einverständnis, und der junge Mensch bemerkte mit Verwunderung, daß auch der Bettler anfing zu leuchten. Er machte gar nicht mehr den Eindruck eines Bettlers, sondern schien nur auf dem alten Fleck sitzen zu bleiben wie ein Licht für Vorübergehende.

Da geschah wieder etwas Merkwürdiges. Die meisten Leute der Stadt gingen an der Kirchentür des Bettlers nur vorüber. Sie hatten weder Zeit noch Lust hineinzugehen. Aber zuweilen blieb einer stehen und sah verwundert den Bettler an. Und die, die stehen blieben, kamen öfters und schauten. Sie sprachen nicht mit ihm, aber wenn einer öfters stehen geblieben war, sah man's ihm an, daß er's auch

wußte, und der junge Mensch sah mit Verwunderung, daß ihm öfters Menschen auf der Straße begegneten, die es alle wußten.

Keiner von ihnen redete ein Wort darüber, keiner fragte, aber sie sahen sich's gegenseitig an und wurden eine stille Gemeinde in der Stadt. Sie kannten sich nicht mit Namen, sie veranstalteten keine Versammlungen, niemand gründete einen Verein, keinem fiel's ein, ein Blatt zur Wahrung und Besprechung gemeinsamer Interessen herauszugeben. Aber sie wußten, daß sie da waren und kannten sich mit den Augen und lasen sich's vom Gesicht ab, daß sie's wußten.

Sie waren in allen Ständen und Berufsklassen zu finden. Arbeiter, Handwerker, Kaufleute, Beamte, sogar ein Pfarrer wußte es. Aber er predigte nie davon, nur schien es den Leuten, als ob er anders predige als vorher. Aber niemand sprach drüber. Das Konsistorium merkte es auch nicht.

Man konnte gar nicht sagen, was es eigentlich war, aber an den Leuten, die's wußten traten eigenartige Veränderungen ein. Bei jedem anders und doch eigentlich überall als gleich erkennbar. Es war etwa wie ein stiller Glanz, der aus den Augen zu strahlen schien und dann ganz leise die Gesichtszüge überleuchtete und verschönte. Dann schien's in den ganzen Körper überzufließen und veränderte Haltung und Menschen. Die Menschen wurden beweglicher und sicherer aber zugleich feierlicher und stiller. Sie taten alles mit ganzer Seele, auch die geringste Arbeit, aber alles ging ohne Worte, und doch war das Zusammensein unterhaltender als früher. Es kam in ihr ganzes Tun eine ungeheure Leichtigkeit, obgleich sie schwereres vollbrachten als vorher. Das ganze Leben bekam etwas spielendes und heiteres, und doch merkte jeder, daß es nie so ernst war. Jeder nahm alles ernst, auch das Geringste und Kleinste, aber nie herrschte so große Heiterkeit und Fröhlichkeit. Eine ganz merkwürdige Sorglosigkeit lag über allen, und doch wurde niemals vorher so ernst und eifrig gearbeitet. Man kannte keinen Unterschied des Alters und Standes, und doch wurde niemand so geehrt wie der Aeltere oder der gesellschaftlich Höherstehende. Die Geschlechter verkehrten ohne irgend welchen Zwang, aber nie vorher hielt der Mann das Weib so heilig.

Es konnte vorkommen, daß jemand in eine Gesellschaft gleichgültiger Menschen kam. Dann trat er wohl in einem unbewachten Augenblick auf irgend einen Anwesenden zu, reichte ihm still die Hand, ohne sich vorgestellt zu haben, und sagte lächelnd: „Sie wissen's ja auch, wie ich sehe." Ein dankbarer Blick belohnte ihn. Aber sonst fiel kein Wort darüber.

Niemand sprach davon, aber keiner wußte, daß er nicht sprach. Der Verkehr ging nur durch die Augen. Aber das ist nicht richtig. Das sind alles nur Worte, die das Unaussprechliche umschreiben. Es gab Menschen, die es lebhaft empfanden, wenn jemand der's wußte nur hinter ihrem Rücken vorbeiging. Es gab sogar Blinde, die es gesehen und Taube, die es gehört hatten, denn sie wußten's.

Eigentümlich war's, daß es auch denen nicht verborgen blieb, die es nicht wußten. Aber die sprachen auch nicht davon. Manche ärgerten sich im Stillen drüber, und wäre ein Wort gefallen, so hätte es einen ungeheuren Aufruhr gegeben, aber es fiel keins, denn es war kein Anlaß dazu und keine Möglichkeit.

Andre freuten sich im Stillen drüber, und bald sah man es ihnen an, daß sie's auch wußten, aber niemand hatte es ihnen gesagt. Es wurde mit ihnen auch gar nichts anders. Ihre Arbeit, ihre Verhältnisse änderten sich nicht, und doch war eigentlich alles anders geworden. Man konnte es nicht aussprechen und beschreiben, aber man wußte es, alle wußten es.

Die ganze Stadt bekam durch die stille Gemeinde ein verändertes Aussehen, obgleich alle Geschäfte und Arbeiten sich gleich blieben. Vielen Fremden fiel es auf, und sie sahen's und wußten es plötzlich auch. Viele trugen es weiter, und man sah es ihnen daheim an, und dort wurden auch Menschen, die's wußten, und sie bildeten eine stille Gemeinde, die sich nicht kannte und doch überall erkannte.

Und dann fing's an zu fliegen. Es flog über das Meer, es flog in fremde Länder. Es flog überall hin mit Reisenden, die es wußten. Ueberall in Eisenbahnen und auf großen Dampfern trafen sich Reisende, die es wußten, und sie grüßten sich still. Das Schönste dran war, daß es keine Sprachgrenze aufhielt, denn man wußte es ja ohne Sprache. Kein Zensurverbot schadete ihm, denn es wurde nicht gedruckt. Es kam weder in Bücher noch in Zeitungen, nicht einmal in Briefen wurde es handschriftlich geschrieben. Aber es kam vor, wenn jemand, der's wußte, einen Brief schrieb, daß der Empfänger es auch bald wußte.

Eigentlich war's doch die merkwürdigste Begebenheit, die sich in der Neuzeit ereignete. Keine Revolution, kein Krieg gestaltete das Leben, die Menschen, die Welt so um, ohne sie irgendwie zu verändern. Jemand wollte ein Buch darüber schreiben, was alles anders geworden sei, aber das Buch wurde nicht geschrieben. Es war kein geschichtliches Ereignis, aber es schuf eine Geschichte. Nur war's eine Geschichte, die man nicht aufschreiben konnte. Man konnte sie nur erleben.

Ja, aber . . . ?

Ach so, ihr hattet eine Frage. Ihr wolltet wohl wissen, was sich eigentlich ereignet hatte. Das kann ich euch unmöglich sagen. Es ist doch vor euren Augen geschehen. Ich glaube, ihr wart selbst dabei. Solltet ihr es wirklich nicht wissen?

Heinrich Lhotzky.

Bauernfragen.

In den Neuen Wegen sind in einigen Heften von verschiedenen Verfassern Aufsätze erschienen, die in dem Schreiber dieser Zeilen Erinnerungen aufweckten an Erörterungen, die vor einem Vierteljahrhundert etwa in den Tagesblättern Basels und wohl auch anderer Orte gepflegt wurden. Fast alles, was den neuerlichen Bauernfragen zu Grunde liegt, wurde dort, wohl nicht zum ersten Male, aber frisch und zugleich gründlich besprochen, empfohlen, bekämpft und schlief dann langsam wieder ein. Es sei einem der damaligen „Interessenten" gestattet, an Stelle neuer Bearbeitung von den damaligen Erörterungen eine der hauptsächlichsten, d. h. diejenige, die den ersten Anstoß gab, den Lesern der Neuen Wege vorzuführen. Die Regierung des Kantons Basel-Land fordert von Zeit zu Zeit die Bürger und Einwohner ihres lieblichen Ländleins auf, allfällige Wünsche und Vorschläge für Aenderungen in der Verfassung und den Gesetzen ihr einzureichen; sie wolle dieselben prüfen und in Erwägung ziehen.

Kann eine hohe Staatsregierung entgegenkommender und fortschrittlicher sein? Derartige Vorschläge zu Aenderungen pflegten in den Ländern der alten Eidgenossenschaft den kühnen Urhebern nicht selten den Kopf zu kosten; seither ist es nicht mehr so gefährlich. Wer kann da noch den Fortschritt leugnen? — Ein harmloser „Einwohner" nahm nun eines Tages die Regierung beim Wort und sandte ihr nachstehende Vorschläge zu Verfassungs- und Gesetzesänderungen ein; es war im Sommer 1887.

„Wenn der Unterzeichnete, obschon nicht Bürger des Kantons Basel-Land, dennoch von dem Rechte Gebrauch macht, seine Wünsche zu äußern inbezug auf die bevorstehende Aenderung der Kantonsverfassung, so geschieht es lediglich aus dem Grunde, weil er, ohne eine aktive Rolle zu spielen als niedergelassener Schweizerbürger in etwa zwanzig Jahren reichlich Gelegenheit hatte, das öffentliche, politische und soziale Leben des Kantons zu beobachten, und dabei zu der Ueberzeugung gekommen ist, daß der gegenwärtige Zustand vielfach unrichtig beurteilt wird.

Diejenigen Bürger und Einwohner des Kantons, welche die Periode der Dreißigerjahre und diejenige der Sechzigerjahre öffentlich tätig miterlebt haben, machen der heutigen Generation den Vorwurf der Gleichgültigkeit, Trägheit und sogar der Widerspenstigkeit auf politischem Gebiet. Sie vergessen, daß dies ein schlechtes Zeugnis für ihr eigenes Werk ist: die heutige Generation ist ein Produkt ihrer Zeitverhältnisse und ihrer Erziehung. Sollten die fortgeschrittenen, freisinnigen Einrichtungen, die besseren Schulen, die riesig entwickelten Verkehrs- und Erwerbsverhältnisse unserer Tage wirklich schlechtere Bürger geschaffen haben, als die früheren unvollkommeneren Zustände? Sie dürfen überzeugt sein, daß, sollten sich große politische

Uebelstände und Ungerechtigkeiten bei uns breit machen wollen, eine Reaktion sich dagegen erheben würde, deren Energie und Lebhaftigkeit wenig zu wünschen übrig ließe. Der Gedanke der politischen Gleichberechtigung aller Bürger und das Bewußtsein des Rechtes auf Freiheit ist heute so in Fleisch und Blut übergegangen, daß davon nicht gesprochen zu werden braucht.

Die vielen resultatlos verlaufenen Wahlversammlungen und Abstimmungen sind gerade ein Beweis dafür, daß eben bei uns keine schlechten politischen Zustände und Verhältnisse bestehen, welche dringende Abhilfe verlangen; man befindet sich nicht schlecht, darum so wenig Bedürfnis nach Aenderungen.

So wären wir denn also im Baselbiet im goldenen Zeitalter allgemeiner Glückseligkeit angelangt? — Ja, wenn es auf sozialem Gebiete ebenso wohl stände, wie auf dem politischen, wenn jedem die Möglichkeit geboten wäre, durch eigene, ehrliche Arbeit, durch Fleiß und soliden Lebenswandel, ohne Protektion und ohne Mitwirken ausnahmsweiser glücklicher Zufälligkeiten eine anständige und menschenwürdige Existenz zu schaffen für sich und die Seinigen, dann brauchten wir keine Verfassungsrevision; oder vielmehr, dann könnte sie sich darauf beschränken, drei Viertel aller Beamten, Richter und Räte abzuschaffen und das dadurch ersparte Geld zu Zwecken der Erziehung und Unterstützung der geistigen und leiblichen Krüppel und der übrigen Erwerbsunfähigen zu verwenden. Weil es aber leider nicht so steht, weil die soziale Not und die Unmöglichkeit, ihr durch politische Rechte und Freiheiten abzuhelfen, der großen Masse des Volkes immer mehr zum Bewußtsein kommt, deshalb gibt es nicht nur Wahlversammlungen ohne Resultat, sondern auch Abstimmungen mit ablehnendem Entscheide. Wie kann von dem Schuldenbäuerlein, dem Taglöhner, dem Fabrikler, der jahrein jahraus trotz saurem Schweiß, schweren Sorgen und harter Arbeit statt vorwärts stetig rückwärts kommt, wie kann von diesem Patriotismus und Sinn für das öffentliche Wohl verlangt werden? Wissen sie doch zum voraus, daß Veränderungen gewöhnlich Geld kosten und auch, wenn es Verbesserungen sind, in erster Linie immer wieder den Besitzenden zu gute kommen. Mit der Vermehrung von politischen Rechten, welche dem Armen kein Stücklein Brot eintragen, wird man die Masse des Volkes für das öffentliche Leben nicht mehr interessieren und begeistern können. Heute gilt es vielmehr daran zu arbeiten, die Fesseln zu sprengen und die Bande zu lösen, welche die Menge gefangen halten als Sklaven der schrankenlosen Selbstsucht. Das soziale Faustrecht, das Recht, des ökonomisch Stärkeren den Schwachen zu drücken und auszubeuten, ist daran Schuld, daß die Zahl der politisch Rechtlosen ins Riesige wächst, daß die Armenhäuser und Zuchthäuser immer vermehrt und vergrößert werden müssen, daß Sittlichkeit, Religiosität und Patriotismus, überhaupt der Sinn für die idealen Güter des Lebens beim Volk allgemein abnimmt.

Meine Herren! Säubern Sie erst den Acker von dem wuchernden Unkraut der sozialen Ungerechtigkeit und der ökonomischen Bedrückung, dann wird erst der gute Same einer würdigen Staatsorganisation keimen und Bürgertugenden als Früchte bringen können!

Ist es der Schweiz gelungen, die großen Ideen der politischen Freiheit und Gleichheit ins praktische Staatsleben zu übertragen, allen anderen Nationen zum leuchtenden Exempel, warum sollte es ihr nicht auch möglich sein, die Lösung der sozialen Frage auf dem friedlichen Wege der Gesetzgebung anzubahnen? Dem Volke von Basel-Land ist jetzt wieder Gelegenheit gegeben durch Aufnahme diesbezüglicher Bestimmungen in die Verfassung einen Schritt vorwärts zu tun.

Die Nährmutter der Menschheit ist der Erdboden; aus ihm lockt die Arbeit der Natur und der Menschen alle materiellen Güter hervor, die wir brauchen zum Leben; losgerissen von ihnen können wir nicht existieren. Seine Ausdehnung ist gegeben und kann nicht beliebig vergrößert werden. Es ist also durchaus nötig und natürlich, daß der Erdboden nicht von Einzelnen für sich allein in Anspruch genommen werden darf, weil dadurch alle anderen in ihrer Existenz beeinträchtigt werden. Grund und Boden muß, wie Luft und Sonnenlicht, der Gesamtheit angehören, und so war es auch früher bei uns, wie die Geschichte lehrt. Erst das römische Recht hat den einzelnen Bürgern das Recht gegeben, Teile des Erdbodens als ihr ausschließliches Privateigentum zu erwerben; mit welchem Erfolge, das sagt ein römischer Schriftsteller mit den kurzen Worten: Ladifundia perdidere Romam et Provincias! — Seither ist der Grund und Boden zu einer Ware herabgewürdigt worden, ein Spielball der schamlosesten Spekulation.

Der Mitbewerb der Kapitalisten, welche ihre Gelder sicher anzulegen streben, das Zusammenlegen einzelner Güter zu großen Landkomplexen durch herrschsüchtige Landjunker, — wer den Boden hat, hat die Leute, — das Spekulieren, Kaufen zum Zweck des Wiederverkaufs mit Gewinn, haben den Preis des Bodens auf eine Höhe getrieben, daß einerseits ein lohnender Ertrag fast nicht mehr zu erarbeiten ist, und anderseits wenig bemittelte Leute den Kaufpreis kaum oder gar nicht erschwingen können. Der Bauer muß um den Besitz des Landes kämpfen mit einem wirtschaftlich stärkeren Gegner, und wie er in diesem Kampfe besteht, das steht zu lesen in jeder Nummer des Amtsblattes; das zeigen die Scharen, welche alljährlich freiwillig oder gezwungen der heimatlichen Ackerscholle Lebewohl sagen und übers Meer ziehen oder in den Städten das Proletariat vermehren helfen. — Der Grund und Boden, der heute noch im Besitz von eigentlichen Bauern ist, ist zum größeren Teil mit Hypothekenschulden überladen, deren Zinsen den Löwenanteil des Ertrages verschlingen; es ist ein bloßer Scheinbesitz, welcher den Eigentümer seines Lebens nie recht froh werden läßt. Das Schreckgespenst: Kündung des Kapitals! lauert immerwährend auf ihm. Fehljahre

Unglücksfälle im Viehstand u. s. w. können den Fleißigsten und Solidesten am richtigen Zinsen hindern und ihn dem Konkurs in die Arme treiben.

Man liest hie und da von glücklichen Gemeinwesen, wo man keine Steuern kennt, wo die vorhandenen Mittel ausreichen zur Bestreitung aller Gemeindeauslagen und noch zu einer jährlichen Gratifikation an die Bürger. Sieht man näher zu, so sind das solche Gemeinden, welche dem Zug der Zeit und der Selbstsucht Einzelner Widerstand geleistet und ihren Gemeindebesitz an Wald, Aeckern, Weiden und Wiesen beisammen gelassen und nicht verteilt und verkauft haben. Diese Klugheit hat goldene Früchte getragen, Früchte, die nicht wenigen Einzelnen, sondern allen Bürgern der Gemeinde zu Gute kommen. Es gibt gewiß auch im Baselbiet einzelne Gemeinden, welche das Wohltätige der Allmend heute noch verspüren, wenn auch leider die Verstückelung und der Verkauf dieser Güter bis in die neueste Zeit hinein ihren Fortgang nimmt. Das Preisgeben des Allgemeinbesitzes ist ein Symptom der heute vorherrschenden individualistischen Geistes- und Gemütsrichtung, welche den Kampf aller gegen alle zur Folge hat. Durch Hingabe an diese Gemütsrichtung verleugnet der Mensch seine höhere sittliche Natur, welche fordert, daß er aus freiem inneren Antriebe dasjenige tut, was der Gesamtheit frommt. Der Staat aber hat die Aufgabe, für das Gesamtwohl zu sorgen und Gerechtigkeit aufrecht zu erhalten gegen alle; den Egoismus der Einzelnen hat er in seine Schranken mit aller Energie zurückzuweisen. Demgemäß ist es meiner Ansicht nach Pflicht des Staates, dahin zu wirken, daß der Grund und Boden, auf dem alle Menschen ein natürliches, unveräußerliches Recht haben, nach und nach dem Privatbesitz und der Spekulation entzogen und wieder Eigentum der Allgemeinheit, d. h. des Staates und der Gemeinden werde. Mit dem Rechte der Privatbesitzer mag es stehen wie es will; jedenfalls ist es kein natürliches. Haben die ersten Besitzer mit Einwilligung der Gesamtheit von dem Erdboden Besitz ergriffen, so kann dies nicht für alle Ewigkeit gültig bleiben und die Gesamtheit hat auch das Recht seine Einwilligung wieder zurückzuziehen. Haben sie aber mit Gewalt sich des Bodens bemächtigt, so kann von einem Recht darauf erst gar nicht gesprochen werden. Die heutigen Besitzer können rechtlich bloß verlangen, daß sie für ihr bisheriges Eigentum entschädigt werden, und dies wird auch geschehen.

Um die vorgeschlagene Bodenbesitzreform anzubahnen und vorzubereiten, muß in erster Linie die weitere Veräußerung von Staats- und Gemeindebesitztum an Grund und Boden untersagt werden. Sodann muß dem Staat oder den Gemeinden bei allen vorkommenden Verkäufen von Land durch Private ein Zugrecht eingeräumt werden, dasselbe für sich zu erwerben. Ferner muß das Recht auf Grund und Boden Geld darzuleihen, einzig und allein dem Staate gewahrt bleiben, und alle Privatkapitalisten müssen grundsätzlich davon ausge-

schlossen werden. Weiter sollen alle Darlehen, welche der Staat den heutigen Besitzern des Bodens gibt, gegenseitig unaufkündbar sein. Alle Hypotheken, die in Privathänden sind, müssen vom Staat nach und nach abgelöst werden. Es braucht dies nicht mit barem Geld zu geschehen, sondern durch verzinsliche, amortisierbare Grundpfandbriefe. Auf diesem Wege würde im Verlauf von einigen Jahrzehnten der sämtliche Grund und Boden des Kantons Eigentum des Staates und der Gemeinden; dann gehörte das Baselbiet wirklich den Baselbietern, nicht mehr den Banken und den Geldjuden. Die jetzigen Besitzer des Landes wären dann Gläubiger des Staates, d. h. sie hätten statt Landbesitz ihre zinstragenden Staatspfandbriefe, also jedenfalls eine sichere Kapitalanlage.

Alle Bauern würden Pächter des Staates oder der Gemeinden und könnten nun nicht mehr durch Kündung des Kapitals von ihrem Heimwesen weggedrängt werden. Der Staat würde eine sach- und fachgemäße Flureinteilung durchzuführen und durch Beschränkung der Größe der einzelnen Güter dafür zu sorgen haben, daß Alle, welche Land zum Selbstbebauen wünschen, solches zugeteilt erhielten. Nach meiner Ueberzeugung kämen durch diese Maßregeln der Zug von dem Land zur Stadt zum Stillstand; ja das ins Städteelend getriebene Landvolk würde zum Land zurückkehren, wo sie nun, sicher vor der Bedrängung eines Gläubigers, ihrem früheren Beruf als kleine Landbauer obliegen könnten. In den Städten würde der Wucher mit Bauplätzen aufhören; wäre auch naturgemäß die Pacht für dieselben hoch, so käme doch der Ertrag derselben der Gesamtheit zu Gute und der Staat könnte daher leicht Konzessionen bewilligen, um für minderbemittelte Leute auf Pachtland gesunde, billige Wohnungen erstellen zu können.

Für die Industrie und ihre Arbeiter wären die Folgen ebenfalls die segensreichsten. Die landbauende Bevölkerung durch die Reform des Grundbesitzes konsumfähiger gemacht, würde rascher als heute die Erzeugnisse der Industrie aufbrauchen und dadurch gesteigerter Tätigkeit rufen. Das Kapital, von der Bodenbelehnung ausgeschlossen, würde sich wie ein befruchtender Strom der Industrie und den Gewerben zuwenden. Die vielen beschäftigungslosen Arbeiter bekämen Arbeit und Verdienst; kurz, die ganze Gesellschaft würde gesunden und einer Aera fruchtbringender, friedlicher Arbeit entgegengehen. Die ganze vorgeschlagene Reorganisation des Grundbesitzes kann durchgeführt werden sozusagen ohne Kosten. Wenn der Staat den bisherigen Bodenbesitzern ihre Pfandbriefe nur um ein weniges billiger verzinst, als der Pachtzins beträgt, den er von den Pächtern bezieht, so wird die Schuld rasch amortisiert; nachher kann die Pacht ermäßigt werden und dem Staat bleibt der ganze Betrag des Pachtzinses zur Bestreitung seiner Bedürfnisse.

Für den Kanton Basel-Land kann es sich jetzt bloß darum handeln, in der Verfassung eine Türe offen zu lassen, durch welche

solche Gesetze ihren Eingang finden können, welche für die Bodenbesitzreform nötig sind. Die Paragraphen 20 bis 28 und 64 der jetzigen Verfassung müssen demnach abgeändert und ergänzt werden nach den oben erwähnten und nachstehend wiederholten Grundsätzen:

1. Staat und Gemeinden sollen Grundbesitz erwerben, aber nicht veräußern dürfen.
2. Kapitalien, welche der Staat auf Grund und Boden dargeliehen hat, dürfen weder von ihm gekündet noch vom Schuldner amortisiert werden.
3. Bei jedem nötig gewordenen oder gewünschten Verkauf von Grund und Boden hat der Staat resp. die Gemeinde das Zugrecht.
4. Das Recht, auf Grund und Boden Darlehen zu geben, bleibt einzig dem Staat vorbehalten.
5. Der Staat hat das Recht, alle bestehenden Privatdarlehen auf Grund und Boden gegen Entschädigung an sich zu ziehen und zu amortisieren."

Dieses war der Wortlaut des Vorschlages für eine Verfassungsänderung im Kanton Basel-Land im Jahre 1887. Das weitere Schicksal desselben ist hier nicht zu erörtern; es sollte damit bloß gezeigt werden, daß die Bauernfrage damals wie heute erkannt wurde in ihrem innigen Zusammenhang mit der großen sozialen Frage des arbeitenden Volkes überhaupt. Es ist der gleiche Druck, der auf beiden lastet: der Kapitalismus. Er raubt dem Arbeitenden die Früchte seiner Arbeit und hält ihn in absoluter Abhängigkeit und Unfreiheit hier wie dort. Von einem grundsätzlichen Widerstreit der Interessen der beiden Klassen, der Bauernschaft und des Proletariates kann und sollte gar nicht gesprochen werden, so lange der gemeinsame große Feind zu bekämpfen ist. Sie nehmen verschiedene Stellungen ein, haben verschiedene Kampfesweisen, andere Waffen, und andere Angriffspunkte, aber der Feind ist der gleiche. Deshalb werden sie einsehen müssen, daß sie ihre Waffen nicht gegen einander brauchen dürfen; dies würde nur dem Gegner nützen, ihnen selbst aber zum Verderben gereichen. — Ueber den Kampf des Proletariates und dessen Ziele zu sprechen ist hier nicht die Absicht; was aber die Bauernfragen betrifft, so seien noch einige Worte erlaubt.

Als Mittel zur Befreiung der Bauernschaft von dem Druck der auf ihr lastet, ist oben angeführt, die Abschaffung des Privatgrundeigentums. Nun ist das ein so großes, schweres Wort, ein so grundtief einschneidender, den ganzen Haushalt des Volkes erschütternder Eingriff in das Bestehende, daß von einer willkürlichen Inangriffnahme desselben natürlich noch nicht die Rede sein kann. Wohl aber sollten wie schon gesagt, sobald einmal die Richtigkeit des Prinzipes erkannt ist, die hemmenden, grundsätzlich entgegenstehenden Bestimmungen des bestehenden Rechtes weggeräumt werden, damit die Entwicklung ihren Weg gehen kann.

Wirtschaftssysteme entwickeln sich nach und nach aus den gesamten Lebens-, Erwerbs- und Verkehrsverhältnissen der Völker heraus und grundsätzliche Aenderungen treten nicht ein, bevor das Bestehende sich völlig ausgelebt hat. Wenn sie sich nicht weiter ausdehnen und entwickeln können, ohne sich selbst zu schaden und zu vernichten, dann erst erfolgt der Umschlag. Man darf wohl sagen, daß alle Systeme, die je in der Volkswirtschaft geherrscht haben, ihre Berechtigung hatten, so verkehrt sie uns auch heute vorkommen. Wenn heute der private Besitz an Grund und Boden zum Schaden des Volkswohles besteht, so darf man nicht verschweigen, daß er, als er allmählich aus den Lehensverhältnissen des Feudalstaates heraus sich entwickelte, einen großen Fortschritt bedeutete. Erst der Privatbesitz ermöglichte eine gute, wirtschaftliche Bebauung des Bodens. In denjenigen östlichen Staaten (bei den Slaven), wo heute noch das Gemeineigentum an Grund und Boden teilweise besteht, ist die Bewirtschaftung sehr im Rückstand und nur die Ueberführung in Privatbesitz kann dort Besserung bringen.

Wenn nun im Vorstehenden trotzdem Rückkehr vom Privateigentum zum Gemeineigentum vorgeschlagen wird, so geschieht es aus der Erkenntnis heraus, daß der Zeitpunkt herangerückt ist, wo das System des Privateigentums sich nicht mehr zum Segen und Vorteil der Volkswirtschaft weiterführen und entwickeln läßt. Der Boden, zur Handelsware geworden, zum Objekt für Spekulanten, belastet mit Hypotheken, viel zu hoch gewertet für abträglichen Betrieb, zerstückelt, ist für den Bauern als Eigentum eine schwere Sorgenlast geworden, die ihn erdrückt. Von dieser Last ihn zu befreien und dabei doch dem Boden die rationelle, sorgfältige Bebauung in immer steigendem, einträglichen Maße angedeihen zu lassen, das ist eines der Ziele der Bodenbesitzreform. Nicht kommunistischer, gemeinsamer Betrieb, sondern gut eingeteilter Einzelbetrieb in Pachtgütern des Staats- oder Gemeindelandes ist gemeint, wenn von Allgemeinbesitz des Bodens gesprochen wird. Und daß richtige und einträgliche Landwirtschaft auf Pachtgütern betrieben werden kann, das braucht man nicht mehr zu beweisen: auch bei uns sind jetzt schon die schönsten Güter von Pächtern bewirtet.

So lange es Menschen auf der Erde gibt, werden sie ihre Nahrung aus der Bebauung des Erdbodens beziehen müssen, und die erste Arbeit hiefür leistet der Bauernstand; von ihm und seiner Arbeit sind alle übrigen Menschen abhängig. Ihn gesund, tüchtig, leistungsfähig und arbeitsfreudig zu erhalten liegt im allerhöchsten Staatsinteresse. Diese Erkenntnis hat in neuerer Zeit die Regierungen dazu gebracht, dem Stande der Landwirte besondere, wohlwollende Aufmerksamkeit zu widmen; sie machen damit gut, was früher gesündigt worden ist durch Bedrückung und Verachtung desselben. Das Berechtigte an diesem Vorgehen anerkennen auch die anderen Stände, Handel, Handwerk und Industrie; und wenn diese zuweilen dennoch mit Neid und etwelcher

Abneigung auf jene blicken, so ist es, weil sie sehen, daß der Bauer als Eigentümer des Bodens der Herr im Lande zu werden droht. Denn, wer den Boden hat, der ist der Herr des Landes und des Volkes. Heute sind es die Banken und die Geldherren; der Bauer ist nur Scheineigentümer.

Kein besseres Mittel, diese Herrengelüste eines besonderen Standes nicht aufkommen zu lassen, gibt es, als Ueberführung des Eigentumsrechtes von Grund und Boden auf die Allgemeinheit, das ganze Volk, die, wie es in einer Republik vor allem sein soll, dann Herrscherin ist über Alle und für Alle. — Dann wäre auch das Verhältnis zwischen Kapital und Arbeit umgekehrt: das Kapital hätte seine einzige Sicherheit in der Arbeit und müßte dieser dienen, statt sie zu beherrschen, wie es heute der Fall ist.

Die Lösung der großen Bauernfrage brächte somit auch die soziale Frage überhaupt in Fluß und ihrer Lösung näher. Das Privateigentumsrecht auf Grund und Boden ist die starke und sichere Festung des Kapitalismus; so lange diese Zwingburg steht, ist er unbesieglich. Kämpfe zwischen Bauerntum und Industrie aber bringen keine Lösungen zustande, weder hier noch dort. Sie stärken nur den gemeinsamen Gegner, den Kapitalismus, der als lachender Dritter daneben steht.

E. Blocher.

Der Pfarrer und die Landfrage.

Von einem Seelsorger wird vorausgesetzt, daß er innerlich erglühe für seinen christlichen Glauben, zumal er ja ebendenselben gegen außen vertreten muß, und zwar so, daß christlicher Glaube auch für andere ein Erlebnis wird, das ihnen die Tiefen des heiligen Gottes erschließt, die Verantwortlichkeit ihres Lebens und die helfende und erlösende Liebe Gottes zugleich eröffnet. Wirkliches Glaubensleben, heilige Begeisterung und auf Verantwortlichkeitsgefühl gegründetes Wollen können aber nur da wachsen, wo das Auge des Menschen verständnisinnig auf dem Leben der Gegenwart ruht, und da in den treibenden Kräften den warnenden oder verheißungsvoll aufmunternden Fingerzeig Gottes zu erblicken vermag. Erst dann werden wir wirklich unmittelbare Freude an der Verkündigung des Wortes Gottes haben, wenn wir empfinden, daß die Worte, die Gott durch Mose und die Propheten bis auf Christus gesprochen, die lösenden auch für die Nöte unserer Zeit sind.

Es steht nicht zu erwarten, daß Inhabern von Pfarrämtern künftiger Zeiten in dem Maße die Prophetengabe zu Gebote stände, unabhängig von der Bibel und ihrem Prophetenkreise das richtige Wort stets zu treffen. Ferner erzeugte die Prophetie Israels eine Gedankenwelt, welche in ihren Hauptpunkten jedenfalls die unüberbiet-

bare und so überzeitliche Ausprägung dessen enthält, was Gott mit der Welt vorhat.

Gewiß ist Jesus der liebende, erlösende Arzt und Sünderheiland, der befreiende Ruf Gottes an den Einzelnen, dessen Seelenheil und Ewigkeitsspender, aber sein ganzes Wirken läßt sich nicht aus dem Wollen der Propheten alten Bundes als etwas Andersartiges ausscheiden, welches in herber Strenge die Gerechtigkeit im Volksleben bezweckt, zum Wohl aller. In der Ansicht darüber, daß Gott als Ziel seiner Welt und vor allem seiner „Kinder", der Gottesfürchtigen, ein Reich ausersehen habe, in welchem Gerechtigkeit wohne, steht Jesus mit jenen andern Propheten auf ein und derselben Linie und stimmt er mit ihnen überein. Jesus selbst spricht vom Trachten nach der Gerechtigkeit; im Reich Gottes kennt man die verzweifelte Frage nicht mehr: „Was werden wir essen? Womit werden wir uns kleiden?" Oder gar: „Wo sollen wir unser Haupt hinlegen?" Es soll dem sein Recht werden, welcher den Rock nicht nur, sondern auch den Mantel und das eigene Leben in des andern Gewalt sieht und sich nach Freiheit und Recht sehnt, widerwillig das Joch der Knechtschaft tragend. Es heißt aber nun für die Vertreter der Kirche besonders jenen Umkreis von Impulsen und Kräften zu berücksichtigen, in welchem die Propheten ihre eigentliche Heimat doch haben, noch mehr als üblich in ihrer Verkündigung dem eigentlichen Worte Gottes Geltung zu verschaffen, wie es in ihren (der Propheten) Kreisen und dem von ihnen beeinflußten „Jünger"-Bund oder gar Priesterstand lebte und Empfänglichkeit für neues Leben und Ehrfurcht vor der Wirklichkeit des neugestaltenden heiligen Gottes und Willensnötigung für die menschliche Gesamtarbeit an der Herbeiführung der „Gerechtigkeit des Reiches Gottes" weckte und schuf. So bedeutet es denn in den Augen auch vieler gläubiger Christen unsrer Tage noch etwas Ungewohntes, daß in den religiös-sozialen Pfarrern der Sinn dafür sich einstellte, in den Forderungen und dem Schrei nach Gerechtigkeit einer unkirchlich gewordenen großen Menschenklasse beinahe verloren gegangene Klänge biblischer Zentralworte zu vernehmen. Ob in solchem Schrei nach Gerechtigkeit biblische Nachklänge mitspielen, oder ob in ihm Gott als der ewig Gegenwärtige und glorreich Zukünftige neu, ganz unmittelbar und einzig neu spricht, wird wohl nicht entschieden werden können. Wir aber wollen doch lernen, daß die Sprache der sozialen Bewegung der Gegenwart (Arbeiterbewegung, Genossenschafts- und Gewerkschaftsbildung, allerdings nicht in ihrem Klassenkampfcharakter gehässiger Art) dasselbe Wort Gottes spricht oder sprechen möchte wie unsere Bibel in ihrem Kernstück, dem Prophetismus. Vielleicht daß Gott in seinen großen Propheten uns Pfarrern die Worte gegeben hat, gar die Richtlinien, welche wir der sozialen Bewegung, welche Gemeinschaftsbildung im weitesten Sinne, Volksbildung und nicht weltabgewandtes Kirchentum oder gar Sektentum sein möchte, als Weisung vorzulegen haben.

Die soziale Bewegung entspringt aber einer sozialen Not, und

die ist es, welche wir vor allen Dingen kennen zu lernen haben. Vielleicht hat sie dieselbe Basis wie in Altisrael, und dann ergäbe sich im bejahenden Falle der Wunsch, es möchte nun denn einmal die von Propheten und ihren Anhängern vorgeschlagene Lösung durchgeführt werden, soweit menschliche Kraft ausreicht. Und um Gerechtigkeit zu schaffen, reicht sie aus; denn Gott sprach: Ihr sollt heilig sein; denn ich bin heilig. Ist aber Gott die Gerechtigkeit, so soll es in der Menschheit Willen liegen, diese von ihr selbst erreichbare Seite des Reiches Gottes der Verwirklichung entgegenzubringen. Sie ist wirtschaftlicher Natur. Als wahre Gemeinschaftsbildung erfordert der Sozialismus ein Aufquellen der Tiefen Gottes selbst, eine Wiedergeburt der Einzelnen in einer allgemeinen Geistesausgießung im Sinne von Pfingsten. Die wahre Gemeinschaft ist die eminente Schöpfung Gottes. Wo aber Gott je als das Band der Vollkommenheit schuf, bildete sich auch der Gerechtigkeitssinn; und in der Einsicht, daß nicht nur für die „natürlichen," sondern auch für die Geistesmenschen die Gefahr groß sei, in einem Staate, welcher schrankenlose Machtbildung und Gewalt zuläßt, in einem Staatenmeer, darin die Wogen des Nationalitätenhasses und der privatkapitalistischen Interessen ihr kriegerisches Spiel treiben können, dem allgemeinen Chaos selbstsüchtiger Leidenschaften durch die Tat und vielfach in Verleugnung des eigenen bessern Selbst Beifall zu zollen, erstand die Forderung, es möchten die äußern Ordnungen so beschaffen sein, daß rücksichtsloser Ausbeutung ein Ziel gesetzt würde. Es ist Gottes Werk, die Menschen in einem Leben für einander aufgehen zu lassen, es ist der Menschen Aufgabe in ihrem Teil, die wirtschaftlichen Verhältnisse gesetzlich so zu gestalten, daß sie nicht mehr verführen zur Ueberhebung und Entfaltung des Eigennutzes, vielmehr die göttlichen Kräfte der Barmherzigkeit und Hingabe begünstigen, zur Mitteilsamkeit und Freude aneinander erziehen, daß besonders nun der Arbeiter ausreichenden Lohn findet und der Wille zur Arbeit sein Betätigungsfeld, die Anteile am Arbeitsertrag dem Maß der Gerechtigkeit entsprechen.

Daß die gesellschaftlichen Ordnungen nicht der Forderung der Gerechtigkeit entsprechen, zeigt sich in der sozialen Notlage. Nicht auf's Konto von Arbeitsscheu und Ausschweifung einfach ist letztere zu setzen, sondern vor allem der Gewährung und der Höhereinschätzung der Spekulation anstatt der Freude auslösenden kampfesfrohen Arbeit am Objekt. Die Armut ist nicht Gottes Wille, sondern die Ungerechtigkeit unter den Menschen ist daran schuld, wenn Hunger und Not die Herrschaft über Einzelne halten. Auch die Wohlgeborgenen müssen nach der volkswirtschaftlichen Gerechtigkeit verlangen. Der Schrei der Besitzlosen nach Recht und nicht nach Almosen heißt: „Keine Not mehr! Sicherheit des Lebens! Gleiches Recht für Alle zur Abschaffung der Armut! Keine Armut mehr!" Kann aber die Armut vorzüglich als Folgeerscheinung menschlicher Selbstsucht und Ungerechtigkeit erachtet werden, so daß nach Ausrottung solcher Sünde und bei Hebung der

Mißstände für alle Arbeitenden gedeckt ist auch an der irdischen Tafel des Lebens? Gottes Verheißung an sein Volk lautete: Das Land soll euch seine Früchte geben, daß ihr zu essen genug habt, und sicher darinnen wohnet (3. Mose 25, 19). Und heute, wie der englische Finanzminister Lloyd Georges erklärt, kann doch (verschiedenenorts) „eine sehr erhebliche Klasse der Bevölkerung sonder Arbeit einem Leben üppigen Genusses frönen, während Massen anderer Menschen durch ein Leben härtester Arbeit kein genügendes Maß an Nahrung, Kleidung und Ruhe zu erringen vermögen." Gott hat für alles Volk genug zu essen gegeben; in den Kornhäusern und Warenmagazinen fänden sich genug Vorräte, wenn es mit der Kaufkraft der arbeitenden Klasse anders stände. Es fehlt an der gerechten Verteilung der Früchte und Arbeitsprodukte. Die Bodenspekulation vertreibt die Leute vom Lande und pfercht die Menschen in zu kleine Mietswohnungen in der Stadt. Gott aber hat des Landes genug gegeben auch zum Wohnen. Die schlechten Wohnungsverhältnisse der Industriezentren und Städte, sowie die Möglichkeit der Bodenverschuldung und demzufolge die Unsicherheit der Kleinbauern auf dem Lande sind die eigentlichen Daten der sozialen Not. Die Lösung der sozialen Frage ist gleichbedeutend mit der Lösung der Landfrage.

In den Industriezentren ziehen Grundeigentümer sonder Arbeit hohe Grundrenten von Häuserbesitzern, von denen, die auf solchem Boden arbeiten und wohnen. Das Privateigentum an Boden, besonders eben die uneingeschränkte warenrechtliche Behandlung und Verschuldbarkeit des Bodens bildet die eigentliche Ursache, daß die Arbeitslöhne der Hand- und Kopfarbeiter nicht ausreichen zur Deckung der Lebensmittel und der Miete einer Wohnung, die im Blick auf mehrere Familienglieder allein als zukömmlich erschiene. In Berlin befanden sich nach Damaschke in einem der letzten Jahre ca. 249,000 Wohnungen mit höchstens einem heizbaren Raum, wovon über 34,000 weder Küche noch sonst einen Nebenraum besaßen; ca. 789,000 Menschen waren in jenem Winter in diese Räume verteilt, wobei ca. 29,000 Familien, um die Wohnungsmiete eher entrichten zu können, in solch ungenügende Räume noch fremde Schlafburschen aufnehmen mußten. In London leben 7 % der Bevölkerung in Dürftigkeit, ein Drittel unter der Armutsschwelle. Und: „Etwas muß faul sein, wo die Arbeiter oft zu drei, vier oder zehn Menschen in einem engen Raum zusammengepfercht sind," urteilt Lloyd Georges. Dem Seelsorger wird die Lösung der sozialen Frage so wichtig und — wir werden noch näher darauf hinweisen — wie den Propheten und Priestern des „alten Bundes" am Herzen gelegen sein, denn zum „neuen Bund" gehört einmal die Verwirklichung dieser Lösung in Tat und Wahrheit, wie sie im „alten" nicht ganz vorgelegen hat, weil für die Möglichkeit echt religiös-sittlichen Lebenswandels auch gesunde natürliche Lebensbedingungen vorhanden sein müssen. Solche Lösung erfordert gesetzliche

äußere Ordnungen, welche dem Bodenreformideal Geltung zu verschaffen vermögen. Gewiß: Arbeitsscheu ist aller Laster Anfang, allein Arbeitsscheu und Laster haben ihren höllischen Ursprung und finden ihre Nahrung zum großen Teil in derjenigen sozialen Not, welche die gesetzlich uneingeschränkte Habsucht und Ausbeutungsmöglichkeit erzeugt. Eigentliche Ausbeutung liegt aber da vor, wo Menschen sonder Arbeit (am Objekt) sich auf Kosten und zu Ungunsten von der Arbeiterschaft im weitesten Sinne, die besonders in Industrie und Gewerbe ihr Verdienst sucht, bereichern, und dem Müßiggang zu frönen vermögen, wo Menschen die Kulturentwicklung hemmen, und solches liegt in der Landspekulation vor. Sie aber bedingt zum großen Teil Arbeitsscheu und Laster. Müssen nicht Kinder, auch wenn sie nicht mit Entartungsmalen geboren sind, in dem schlechter Nahrung und Wohnung meist entsprechenden Milieu verkommen, wie es solch „Land"unrecht verschuldet? Gar zu Verbrechern werden? Was wäre hinwiederum aus denen geworden, welche heute als Befreier und Förderer von der Menschheit geistigem und leiblichem Wohl gefeiert werden, wenn sie in elendester Umgebung aufgewachsen wären? Die Forderung der Gerechtigkeit an alle will nicht eine Magenfrage lösen, sondern die Selbstsucht, nicht allein, aber auch durch gesetzliche Verhinderung der Ausbeutungsmöglichkeit, ausrotten; denn die Opfer der Selbstsucht, die Armen, quasi Besitzlosen, sind nicht nur arm geworden nach der körperlichen, sondern auch seelischen und sittlichen Seite. Der Maeterlinck'sche „Schatz der Armen" ist ein allzu seltenes Wunder; denn physisch, durch schlechte Kost und Wohnung und dabei andauernste Arbeit Entkräftete sind auch selten mehr sittlichen Haltes fähig, sittlicher Beeinflussung zugänglich. Es ist ein Wunder manchmal, daß nicht mehr Leute unter den Besitzlosen dem Laster verfallen, der Prostitution und dem Alkoholismus; eine an und für sich gesunde Sinnlichkeit muß fast entarten bei geschwächtem Organismus, bei Wohnungsverhältnissen, die jeglichen Anstandes und jeglicher Hygiene spotten, und in welche solche dem erwähnten Raubbau zum Opfer gefallene Menschen hinein gezwungen werden. Darf man darüber klagen, daß so viele der Besitzlosen ein Lotterleben führen? Sie hätten es wohl auch einmal verstanden, sich anständig in Salons und Familie zu bewegen, mit stolzer Haltung in Karossen einherzufahren. Aber sie konnten ja z. T. nicht einmal ein Heim sich gründen, sie können nie den Zauber trauter Häuslichkeit als dauerndes Moment erhöhter Daseinsfreude, gesteigerten Lebensgefühles erleben; sie erscheinen zu einer unfreiwilligen Askese gezwungen. Trotz und hinwiederum Lebensdrang locken die halbverkümmerten Triebe hervor, und das Ende vom Lied ist die Entartung. Es bewahrheitet sich dann Nietzsche's Wort: Die Mutter der Ausschweifung ist nicht die Freude, sondern die Freudlosigkeit.

Die städtische Notlage entsteht durch die hohen Wohnungsmietzinse, sie schlucken auch die höchsten Löhne zum großen Teil auf; sie aber sind verursacht durch die hohen Bodenpreise, wie sie die nach

Warenrecht erlaubte Behandlung von Grund und Boden geschaffen. Das Mietskasernensystem z. B. mit seinen üblen Folgen materieller und geistig-sittlicher Natur ist durch falsche Bodenverhältnisse erzwungen worden. Eine Bodenrechtsreform gewinnt in der Stadt die „Ueberwindung der sozialen Not." Nach ihren gemäßigten Vertretern bilden Bauverordnung und Grundwertsteuern dabei wesentliche Momente; erstere soll dem Mietskasernensystem wehren, gesunde, ländliche Häuserbauten ermöglichen u. s. w. (Der Basler Baurechtsvertrag entspricht solchem Wollen.) Grundwert- und Wertzuwachssteuern sollen dem Staate die Steuern mehr als bis jetzt zuführen, und die Arbeit von den Steuern entlasten, und den Boden verbilligen helfen; denn der Bodenpreis sinkt mit der Besteuerung desselben. Wo die Not städtischer Arbeiter wirklich liegt, das ist an den Verhältnissen größter Städte am besten zu erkennen. Jener englische Finanzminister sagt: „Londons Bodenwert beträgt mehr alle Kommunalschulden des Königreichs, und steigt alljährlich um eine ungeheure Summe. Wer schuf diesen Reichtum? Nicht die Grundeigentümer. London war ein Sumpf, und nicht einmal diesen schufen die Grundbesitzer. Wer verwandelte den Sumpf in Goldland? War es der Besitzer des Bodens? Seine Arbeitskraft? Seine Voraussicht? Einzig und allein die vereinten Kräfte aller in Gewerbe, Handel und Verkehr des Hafens von London beschäftigten Personen, ausgenommen die Grundeigentümer, deren Kassetten diese ungeheure Summe zufließt, während sie zum Rennen gehen." Damaschke nennt „den Teil des Produkts, der für die Benutzung des Bodens aufgewendet wird, Grundrente" (s. A. Damaschke, Bodenreform, Verlag Gustav Fischer, Jena, und Hilfe-Verlag). Für „das Stück Brandenburger nackten Sandbodens, auf dem die Stadt Berlin liegt, das vor tausend Jahren fast wertlos war," müssen jetzt für die zufälligen Grundeigentümer jährlich 240 Millionen Mark Grundrente aufgebracht werden (Ebd.). Damaschke verlangt: „Die Grundrente muß soziales Eigentum werden." Lloyd Georges bemerkt: „In Zukunft müßt ihr, wenn der Wert eures Grundbesitzes steigt, nicht dank eurer Bemühungen, sondern dank dem Fleiß und der Tatkraft der ansäßigen Bevölkerung, vom Wertzuwachs eine Steuer zahlen." Deutschland hat seit zwei Jahren seine „Reichswertzuwachssteuer." Die Notlage der Stadt wird verschärft durch die Arbeitslosensorge. Entspringt solche Arbeitslosigkeit lediglich den industriellen Krisen und ähnlichen Erscheinungen? Warum gibt es so viele Arbeitslose, und dann woher die industrielle Reservearmee? Das gegenwärtige Bodenunrecht verbannt immer mehr kapitalunkräftige Landleute vom Mitbesitz an Grund und Boden nach der Stadt und erschwert deren Arbeiterschaft durch ihren Zuzug die ohnehin schon sehr schwere Lage. So hat alles, was Arbeiterschaft heißt, ein Interesse daran, daß auch der Ursache der sozialen Not auf dem Lande, und das ist die Bodenverschuldung, gewehrt werde. Wie denn? Die gemäßigten Bodenreformer verlangen Festsetzung einer Verschuldungsgrenze, Schaffung

unkündbarer Amortisationshypotheken, wobei die „öffentliche Hand" über den Realkredit verfügt, der Staat Hilfe leistet. In diesem Sinne stellt die schweizerische Sozialdemokratie die offensichtlich berechtigte Forderung der Verstaatlichung des Hypothekarkredits auf, damit auch dem Landwirt durch Vermittlung von Gemeinde oder Genossenschaft billiges Geld zur Verfügung stehe. Damit nicht wie jetzt mancher Landwirt mit seiner Familie wegen Kündung der Pfandschuld wirtschaftlich zusammenbreche, kann nur durch die Schaffung unkündbarer Amortisationshypotheken geholfen werden, welche Forderung als von den Bodenreformern ausgehend schon erwähnt worden ist. Sie ist berechtigt. Damaschke zieht in seinem schon erwähnten Buche, welches auch um seines ausführlichen geschichtlichen Teils willen sehr zum Studium zu empfehlen ist, in dieser Hinsicht folgenden Schluß: „Ein Kaufmann, der Kapital zur Anschaffung der Waren gebraucht, sieht das Kapital wieder, wenn er die Waren verkauft hat. Ein Fabrikant, welcher Kapital zur Anschaffung von Rohprodukten benötigt, sieht das Kapital wieder, wenn er die fertigen Waren vor sich hat. Anders ist es beim Landmann. Wenn er kein Bodenhändler, sondern wirklich ein Bodenbearbeiter ist, so sieht er das Kapital, das er in den Boden steckt, nie wieder, sondern nur den Jahresertrag in der Ernte. Auf Grund und Boden jedenfalls muß geliehen Geld, eine Schuld, unkündbar sein. Es ist etwas anderes, ob man einem Kaufmann oder Fabrikanten, oder ob man einem Landmann Geld leiht. Die einzig naturgemäße Form der Rückzahlung für den letztern wird aus dem Jahresertrag jedesmal einen Bruchteil des Kapitals erstatten. Mit anderen Worten: „Nur unkündbare Amortisationshypotheken werden der Eigenart des landwirtschaftlichen Bodens entsprechen." Der Boden ist eben nicht eine Kapital-, sondern eine Rentenquelle. Damaschke will auch für's Land nachher eine Grundrentensteuer eingeführt wissen. Ein kleiner Bruchteil des Wertes des gekauften Bodens z. B. würde nach Abzahlung der Schuld für den nunmehrigen Bodenbesitzer den Maßstab seiner Steuerlast ergeben, wobei die ständige Steuer also etwa den Zinsen für's letzte Viertel z. B. der frühern Schuld entspräche. Damit würde nicht mehr „wie so oft bei der Einkommensteuer Fleiß, Tüchtigkeit und Sparsamkeit besteuert, sondern lediglich der Anteil am vaterländischen Boden, den der Einzelne für sich beansprucht" (Damaschke). Die Staatsbedürfnisse sollen letztlich durch solche Steuern voll befriedigt werden.

Indem der Boden ein allen gemeinsames Erbe Gottes darstellt, sollte Grund und Boden eigentlich gesellschaftliches Eigentum sein. Jedenfalls soll er unter die Oberaufsicht kommunaler oder nationaler Form menschlicher Vereinigung gestellt werden. Daß der Boden keine Ware sei wie jede andere und rechtlich als solche behandelt zu werden auch nicht mehr gestattet sein sollte, war ein auch vom Freiherrn von Stein aufgestellter Grundsatz, von jenem einstmaligen Befreier der preußischen Bauern von den Feudallasten, wie auch

von dem bedeutendsten Staatsmann der nachbismarckischen Zeit, Miquel, anerkannt. Wenn der Boden nicht mehr willkürlich verschuldet werden dürfte, dann begänne auch die Befreiung des Bodens vom Warenrecht. Freiherr von Stein konnte sagen: „Wie ein Soldat sein Gewehr nicht ins Pfandhaus tragen darf, so muß ein Landwirt auch seinen Acker nicht verschulden können." Denn auf die Benützung des Bodens hat ein jeder Anrecht. So urteilt die Bibel: Das Volk soll genug zu essen haben und im Lande sicher wohnen. Johann Gottlieb Fichte, † 1814, schreibt laut Damaschke's Geschichte der Nationalökonomie in seinem „geschlossenen Handelsstaat", Buch I, Kap. 7: „Die Erde ist des Herrn, des Menschen ist nur das Vermögen, sie zweckmäßig anzubauen und zu benützen." Herbert Spencer, † 1903, der bedeutendste englische Philosoph der Neuzeit, urteilte: „Den Mitmenschen das Recht der Benutzung des Bodens vorzuenthalten, ist ein Verbrechen, das an Verruchtheit dem Totschlag oder dem Raub der persönlichen Freiheit um nichts nachsteht." Von Natur scheint Vergesellschaftung des Bodens das Richtige zu sein, welche viele Bodenreformer mit der Sozialdemokratie als Forderung erheben. Es äußerte sich dahin am vergangenen Leipziger Wohnungskongreß der deutsche Reichstagsabgeordnete und von Liebe zum Volk beseelte Graf Posadowsky, indem er hervorhob, besonders wohl im Blick auf die städtischen Wohnungsverhältnisse, Grund und Boden müsse wieder Nationaleigentum werden. Daß solche Forderung auch auf dem Lande ordnungsgemäß und eben zum gleichen Wohle aller durchgeführt werden könnte, zeigt die Gemeindeordnung von Korntal in Württemberg: „Dies Dorf wurde 1819 gegründet, indem das Rittergut gleichen Namens angekauft wurde. Von den 300 ha. Boden wurden 200 ha. zu dauerndem Gemeindesitz erklärt und nur ein Drittel für Bauplätze und Gärten als freies Eigentum ausgegeben. Der große Gemeindebesitz wurde in zahlreiche kleine Parzellen geteilt und jede besonders bewertet. Dann wurden sie verlost. Die jeweiligen Besitzer der Grundstücke zahlen keine Pacht, sondern einen einmaligen festen ‚Gesellschaftsanschlag.' Die Gesellschaft, die sich mit der Gemeinde deckt, ist jedoch vollständig Eigentümerin des Bodens, so daß der jeweilige Besitzer das Grundstück weder verkaufen noch verpfänden kann. Ein Mitglied, das die ordnungsmäßige Bebauung seiner Güter vernachlässigt, hat diese nach vergeblicher Verwarnung der Gemeinde zurückzugeben. Korntals Blüte ist bekannt." (Damaschke, Bodenreform.)

Jedenfalls verdient der Boden im Recht eine andere Stellung als jetzt üblich ist. Denn „der Mensch hat den Erdboden nicht gemacht; er gehört der gesamten Menschheit," urteilt der englische Philosoph John Stuart Mill, † 1873. Er würde also als Bodenreformer auch ein Stück weit mit den Forderungen der Sozialdemokratie gehen. Er anerkennt aber jedenfalls das Privatkapital, wenn er sagt: „Die wesentlichste Grundursache des Eigentums ist,

dem Einzelnen das zu sichern, was er durch seine Arbeit erzeugt und durch seine Sparsamkeit mitangehäuft hat" (Kapital). „Dieser Grundsatz kann aber nicht auf etwas angewandt werden, das kein Erzeugnis der Arbeit ist — auf das Rohmaterial des Erdbodens." Kapital ist nicht Urquelle der Produktion wie Boden und Arbeit, sondern „aufgespeicherte Menschenarbeit." Daß aber dem Boden ein besonderes Recht entsprechen müsse, sah man schon in Aegypten, Mesopotamien und Israel ein, ferner auch in Altgriechenland und Rom. Unter den Gracchen bekam jeder römische Bürger 30 Morgen in Erbpacht, und zwar unverschuldbar. Hauptsächlich durch Aufhebung wahren Bodenrechtes gingen Griechenland und Rom dem Untergang entgegen: Der Großgrundbesitz nahm überhand; es vollzog sich die Abwanderung früherer Kleinbauern, die nicht Sklavendienste bei ihren Gläubigern verrichten wollten, nach der Stadt; das „Lumpenproletariat" nahm zu, Industrien, welche Leute hätten beschäftigen können, gab es nicht. Treu und Glauben schwanden, weil mit dem Verlust von Grundeigentum Familien sich teils auflösten, weil teils jungen Leuten so Familiengründung erschwert wurde. Die Entrechteten und Besitzlosen ließen sich um Brot und Spiel zu allem kaufen: Volkswohl und Sittlichkeit schwanden, der Untergang war da. Es soll nun nicht geleugnet werden, daß z. B. in unserem schweizerischen Staatswesen auch auf solche Fragen von weitsichtigen und edeldenkenden Gesetzgebern schon Rücksicht genommen worden ist (s. z. B. im neuen Zivilgesetzbuch Schutz der Bauhandwerker, Schuldbrief und Gült). Es soll aber noch viel mehr getan werden in Hinsicht ihrer.

Schon längere Zeit ist es her, daß mit einem Nationalrat Stephan Gschwind von Oberwil, den Herren Prof. Dr. Schär, jetzt an der Handelshochschule in Berlin tätig, und dessen Sohn, a. Gerichtspräsident in Basel, in der Schweiz die Bodenreformbewegung einsetzte. Die beiden Letztern haben darauf hingearbeitet und es wurde erreicht, daß man dem Bunde die Oberaufsicht über die Nutzbarmachung der Wasserkräfte einräumte.

Die Wasserkräfte unseres Landes, von größter Bedeutung als Quellen des elektrischen Stromes, gewinnen behufs Elektrifikation unserer Eisenbahnen noch an Wert. Indem aber eben die Bevölkerung durch ihren stetsfort vermehrten Gebrauch den Wert dieser Gott gehörenden und dem Volke als Ganzem übertragenen Naturgewalten steigert, hat ein Staat die Pflicht, Privatspekulation z. B. bei der Benutzung der Wasserkräfte zu verunmöglichen.

Nun heißt es zur Verbannung der Armut nicht allein an den Gerechtigkeitssinn der gesetzgebenden Behörden zu appellieren, z. B. also zwecks Bodenreform, sondern im Volke ihn zu erwecken und zu stählen. Da liegt die Arbeit ja besonders für uns Pfarrer. Wenn auch ein Nationalökonom wie Damaschke Worte der Bibel herzuzieht, um die Bodenreform als berechtigt hinzustellen, so sollen wir die Forderung der Gerechtigkeit erhebend im Lichte des Evangeliums Jesu

Altes und Neueres als Ruf an unsere Zeit aus dem Schatze hervorzutragen, der die Bibel heißt. Und es sind nicht dicta probantia, sondern als schlichte Geisteszeugnisse die einfache Gotteswahrheit enthaltende Worte, welche ein Damaschke aufruft, wenn er für die Bodenreformwahrheit das Gebot erwähnt: „Ihr sollt den Boden nicht verkaufen ewiglich; denn mein ist das Land; ihr seid nur Gäste und Lehenträger von mir.“ (3. Mose 25, 23.) Er führt unter dem Titel „der Gedanke der Theokratie“ in seiner „Bodenreform“ die ernstesten Studiums werten Bibelstellen an wie Hesekiel 47, 22—23, 3. Mose 25, 3—6 und v. 10, 15 und 16, 24—27, „Sprüche“ Salomonis 23, 10—11; 14, 34, aus den Propheten Micha 2, 1—2, Amos 5, 11; 8, 4—6, Jesaia 5, 8, Jeremia 22, 13—16.

Wir Pfarrer werden ja allerdings Politik lassen dürfen, zum Teil lassen müssen, aber jedenfalls das „Leben aus Gott“ zu entbinden zu suchen haben, welches die „Gerechtigkeit des Reiches Gottes“ zum Inhalt hat, die Gesinnung der Fürsorge jedenfalls, welche ihr zu Grunde liegt, und ihre vorkommenden Zuwiderhandlungen müssen wir bloßlegen. Und da gilt es vor allen Dingen, entschieden gegen jene Ehrfurcht aufzutreten, welche dem reichen Manne gezollt wird einfach darum, weil auf ihn der Glorienschein des Götzen Mammon fällt. Jedenfalls gilt es den Bodenschacher als Sünde zu brandmarken, und wohl oft auch nicht zu verhehlen, er müsse gesetzlich verunmöglicht werden, damit niemand mehr dazu verleitet werde. Eine Aufgabe bleibt dem Pfarrer, seit der Meister Christus dagewesen ist und als Geist der erweckenden Gottes-Bruderliebe unter uns weilt, in Menschenherzen und in immer mehr Menschenherzen an Stelle des Mammons ein neues Ideal zu pflanzen und starkmachen zu suchen, die Gerechtigkeit, sie zu erwecken, in den Geist Christi hineinzuführen, daß ein jeder, ohne Zwang, aus freiem Antrieb, in Liebe, gerecht handle gegenüber dem Nächsten im Alltagsverkehr. Sie sollen aber um der Ungefügigkeit vieler und der Erziehung willen dadurch den Willen erhalten, das wahre Recht gesetzlich zu bestimmen.

Wir Pfarrer sollen durch die Verkündigung der verzeihenden und helfenden Gottesliebe das unsere dazu beitragen, daß in immer mehr Herzen die Erfahrung von Gottes Liebe und das Handeln gegenüber dem Nächsten in der Liebe voll und rein, in einem Grundakkord, zusammenklingen. Indem wir das tun, fördern wir das Werk Gottes, und arbeiten wir mit am Kommen seines Reiches.

Otto Brüschweiler.

Unverschuldete Armut und unverdienter Reichtum.

Gelehrte und Ungelehrte streiten sich darüber, wie der Ertrag irgend eines Gewerbes in Geldwert ausgedrückt, zu berechnen ist. Der Unterschied in den Anschauungen mag an einem Beispiel aus der landwirtschaftlichen Praxis gezeigt werden. Nehmen wir an, ein Bauer habe am Anfange des Betriebsjahres eine Kuh gekauft für Fr. 600. Am Ende des Betriebsjahres würde die Kuh, trotzdem sie ein Jahr älter ist, Fr. 700 gelten, weil die Viehpreise in die Höhe gegangen sind. Sind nun die Fr. 100 als Ertrag oder Betriebseinnahme aufzufassen? Hat unser Bauer, wenn er zehn ähnliche Kühe besitzt, gegenüber dem Vorjahre einzig infolge Preisaufschlages des Viehes eine vermehrte Betriebseinnahme von Fr. 1000 zu verzeichnen? Hat er umgekehrt, wenn die Viehpreise im gleichen Verhältnis sinken, einen Verlust von Fr. 1000 erlitten? Die alte Schule sagt ja, die neue Schule sagt nein, indem sie folgendes zur Geltung bringt: Wenn der Bauer in unserem Beispiele seine Kühe verkaufen wollte, so bekäme er zunächst die Fr. 1000 als Produkt des gesteigerten Verkehrswertes; aber er müßte andere ähnliche Kühe kaufen und dann eben auch Fr. 1000 mehr dafür bezahlen als früher. Umgekehrt ist auch ein Abschlag kein Verlust für ihn, sofern er weiter fortbauern will. Selbst der Viehhändler kann nicht von Verlust reden, wenn er eine Kuh, die er für vielleicht Fr. 700 gekauft hat, nun infolge gesunkener Preise wieder für Fr. 700 verkaufen muß; denn es ist sicher, daß es ihm gelingt, eine andere ähnliche Kuh für vielleicht Fr. 680 zu kaufen. Zur Bestreitung seiner laufenden Bedürfnisse bleibt ihm so viel, wie wenn er die Kuh für Fr. 720 verkauft hätte. Der Volksmund drückt solche Tatsachen mit den Worten aus: „Wenn man teuer verkaufen kann, so muß man auch wieder teuer kaufen; wenn man wohlfeil verkaufen muß, so kann man auch wieder wohlfeil kaufen." Will man sich etwas gelehrter ausdrücken, so wird man sagen: Der Geldwert steigt in dem Maße, als die Warenpreise sinken; er sinkt in dem Maße, als die Warenpreise steigen.

Das ist eine unumstößliche Wahrheit, die jeder denkende Mensch anerkennen muß. Nun kommt aber das Interessante: Mit dieser Wahrheit stehen im Widerspruch unsere Staatsgesetze, ganz entgegengesetzt dieser Wahrheit handelt die Kreditorschaft, vollständig unbekannt scheint sie den meisten Sozialpolitikern zu sein. Selbst der Bauernsekretär Dr. Laur, der als Buchführungslehrer der neuen Schule angehört, ignoriert diese Wahrheit in der Eigenschaft als Sozialpolitiker.

Nehmen wir an, ein junger, strebsamer Landwirt, dessen Strebsamkeit vielleicht in einer Berufsschule noch so recht geweckt wurde, habe mit wenig eigenem Vermögen in Zeiten der Hochkonjunktur sein Gewerbe übernommen, es folge unerwartet schnell eine Krisis und

es werden ihm Kapitalien gekündigt. Werden die Kreditoren Fr. 90 verlangen statt Fr. 100, wenn Fr. 90 gleichwertig geworden sind wie Fr. 100. Nein, sie verlangen volle Fr. 100, und es ist klar, daß der Debitor, der zum Zahlen gezwungen wird und zu diesem Zwecke Produktionsmittel veräußern muß, ohne wieder solche wohlfeil einkaufen zu können, schwer geschädigt ist. Wenn es in größerem Maßstabe geschieht, kann der Debitor auf die Gasse gestellt werden, und doch tun die Kreditoren nichts anderes, als was sie kraft unserer staatlichen Gesetze tun dürfen.

Wenn die Warenpreise sinken, kann der Kreditor seine Bedürfnisse wohlfeiler befriedigen, also dürfte er auch, wenn der Debitor den bisherigen Zins nicht mehr zahlen kann, mit dem Zinsfuß hinuntergehen. Die Wirklichkeit ist nun, daß vom Debitoren, der den bisherigen Zins nicht mehr zahlen kann, Strafzinse verlangt werden, daß ferner der Zinsfuß sich zunächst gleich bleibt und dann nur ein langsames Sinken eintritt. Die Warenpreise können um 30 Prozent zurückgehen, bis der Zinsfuß auch nur einen halben Prozent zurückgeht, was am Einkommen der Kreditoren bloß $12^1/_2$ Prozent ausmacht. Nun ist es wieder eine unumstößliche Wahrheit, daß bei gleichbleibendem Zinsfuße und sinkenden Warenpreisen der Ertragswert der Schuldbriefe in die Höhe geht. Das ist doch klar, daß wenn ich immer noch Fr. 100 Zins einnehme, wenn ich mit Fr. 90 schon so viel kaufen kann wie vorher mit Fr. 100, der bezügliche Schuldbrief für mich mehr wert hat als vorher. Aber auch diese Wahrheit ist sozusagen ganz unbekannt; denn nie werden mehr Schuldbriefe gekündigt und sind mehr triebsrechtliche Verfolgungen für gekündigte Kapitalien an der Tagesordnung, als in Zeiten steigenden Ertragswertes der Schuldtitel.

Nun gibt es ja auch Zeiten, wo umgekehrt die Warenpreise steigen und der Zinsfuß relativ zurückbleibt. Dann sind es, immerhin innerhalb gewisser Grenzen, die Kreditoren, die verlieren, die Produzenten, die gewinnen. Der unverschuldeten Armut von vorhin kommt dann unverdienter Reichtum gegenüber zu stehen. Gleicht sich das aus? Nein, das eine ist ein Uebel wie das andere!

In viel stärkerem Maße, als durch die Preisschwankungen jener Produkte, die, bevor sie als solche auf den Markt geworfen werden, als Produktionsmittel zu dienen haben (bei der Landwirtschaft sind es die Viehbestände), entsteht unverschuldete Armut und unverdienter Reichtum dadurch, daß der Boden selber zu einer Ware, ja sogar zu einem Spekulationsobjekt geworden ist. Der Verkäufer ist durchaus nicht immer genötigt, wieder teuren Boden zu kaufen. Man denke hier an den Verkauf von Land zu Bauplätzen, an die Wertsteigerung der Waldungen in Gebirgsgegenden*) und an die Nachfrage

*) Die Buchführungslehrer betrachten das stehende Holz der Waldungen als Betriebskapital, das bei der Forstwirtschaft die gleiche Rolle inne hat, wie bei der Landwirtschaft der Viehstand. Die Hypothekargesetze fassen es dagegen als Bestandteil des Bodes auf.

nach Quellen in Gebirgsgegenden. Wer umgekehrt zum Verkaufe gezwungen wird oder dessen Land zur Zwangsversteigerung kommt, ist außer Stande, wieder wohlfeilen Boden kaufen zu können. Es mag nicht überflüssig sein an Beispielen zu zeigen, was es für Möglichkeiten gibt:

Einem Kleinbauern in einer sehr abgelegenen Gegend wurde in einer Zeit allgemein sinkender Bodenpreise ein Schuldbrief gekündet. Er fand niemand, der den Brief um den Nennwert übernehmen wollte. Nur ein Heimen- und Holzhändler „erbarmte" sich seiner und kaufte ihm das Heimwesen ab für Fr. 5000. Mit schwerem Herzen und doch froh darüber, nicht „verlumpen" und nicht „Ehre und guten Namen" verlieren zu müssen, zog der Kleinbauer weg. Mit seinem bescheidenen Vermögen konnte er anderwärts nicht viel anfangen. Er ist ein armer Taglöhner geblieben; die Nachkommen sind im Strome des Fabrikproletariates untergegangen. An dem Heimwesen aber wurden durch gesteigerte Holzpreise im allgemeinen und gesteigerte Holzpreise infolge besserer Verkehrsmittel im besondern in 25 Jahren netto Fr. 25,000 „verdient", wobei der ganze Betrag in Spekulantenhände kam.

Ein anderer größerer Bauer der gleichen Gegend mußte den Konkurs über sich ergehen lassen. Es ging nichts verloren als sein eigenes Vermögen. Die Familie des Konkursiten geriet in die bitterste Armut. Der Rechtsnachfolger, der das Heimwesen für Fr. 13,000 erwarb, hat es später, nachdem er noch bedeutend am Waldkapital gezehrt hatte, für Fr. 41,000 verkauft.

Von einem Manne, der schon seit Jahren mehr im Wirtshause als Daheim zu finden ist, vernimmt man, daß er einer Gemeinde zum Zwecke einer Wasserversorgung eine Quelle für Fr. 50,000 verkauft habe.

Diese Beispiele, denen sich eine Menge ähnlicher anreihen ließe, habe ich Berggegenden entnommen, weil ich Sozialpolitiker kenne, die sagen, unter städtischen Verhältnissen dürfte eine Hypothekarreform angezeigt sein, nicht aber auf dem Lande.

Nun noch ein Städtebild.

Droben in einer Mansarde sitzt eine Witwe am Tische und weint bitterlich. Sie hat gute und böse Tage gesehen. Von Hause aus hatte sie etwas Vermögen. Ihr Mann hatte eine gut bezahlte Stelle. Als die Zeit kam, wo alle Welt Boden kaufen und Häuser bauen und reich werden wollte und die Mietzinse beständig in die Höhe gingen, entschloß sich auch das Ehepaar zum Bau eines eigenen Hauses. Aber der Mann wurde krank und starb gerade als der Häuserkrach hereinbrach. Der Nachlaß kam in Konkurs. Den Hinterlassenen blieb nichts, als was nicht von gesetzeswegen versteigert werden durfte. Jetzt sind alle Kinder soweit nach, daß sie ihr Brot verdienen und die alternde Mutter unterstützen können. Das Schwerste ist überstanden. Warum weint sie denn? Sie hat vernommen, daß ihr einstiges Haus 40,000 Fr. teurer verkauft worden ist, als es an der Konkursgant gegolten hat.

Unverschuldete Armut und unverdienter Reichtum, als Begleier-

scheinungen Verzweiflung, Selbstmord, Wahnsinn und Verbrechen, das ist das Bild, das unser heutiges Erwerbsleben bietet. Gibt es wirklich keine Mittel und Wege, die diesem Zustande ein Ende machen? Wenn doch die Ursachen nachgewiesen sind, warum soll denn nicht auch hier das Wort gelten; „Mit der Entfernung der Ursachen ist auch die Heilung erreicht"?

R. Rüegg.

Geld und Preis.

Was ist das Geld, was soll der Preis sein? Alles strebt nach Geld und glaubt das Lebensglück in vielem Geld zu finden. Die wenigsten Menschen könnten auf die Frage, was ist das Geld, eine Antwort geben. — Dumme Frage, es weiß doch jeder was Geld ist.

Denken wir uns, man würde einen Mann auf eine einsame, unbewohnte Insel werfen und ihn mit ganzen Säcken voll Geld versehen, was wollte er damit anfangen?

Sobald wir uns diese Frage vorlegen, fängt es in uns an aufzudämmern, daß das Geld ein Bequemlichkeitsmittel zum Austausch von Waren ist. Wie wir uns dessen klar werden, so kommt auch sofort die Antwort auf die zweite Frage: Was soll der Preis sein? Sie lautet: Der Preis sollte gar nichts anders sein als ein Maßstab, der die Möglichkeit in die Hand gibt, sich des Tauschmittels Geld bedienen zu können.

Daraus folgt, daß weder Produzentenverbände, noch Händlerverbände, noch Konsumentenverbände den Preis einer Ware sollten machen können, daß dies vielmehr Sache der Gesamtheit ist, daß der einmal festgelegte Preis bleibend sein und sich die Produktion nach dem Grundsatze richten sollte: zuerst das Notwendige, dann das Nützliche und zuletzt das Angenehme.

Den Bestrebungen genannter Verbände den Preis allein festzustellen und den anderen aufzuzwingen, wird vielfach entgegengehalten: Das ist eitles Bemühen, der Preis ist das Produkt von Angebot und Nachfrage; so soll, so muß es sein.

Auch diese Ansicht ist falsch: ja jetzt ist es so, der Preis ist das Produkt von Angebot und Nachfrage, aber es muß nicht so sein, es soll anders werden.

Es gibt keine ungerechtere Verteilung des Arbeitsertrages als die, die sich nach einem Preise richtet, der das Produkt von Angebot und Nachfrage ist. Wenn aus irgend einem Grunde von einer notwendigen Ware wenig auf den Markt kommt, so wäre es Menschen- und Christenpflicht, den Ausfall gemeinsam zu tragen. Das Opfer, das der Einzelne zu bringen hätte, wäre für ihn kaum spürbar. Jetzt aber ist es so, daß sowohl Produzent wie

Händler den Ausfall an der Menge durch den höheren Preis zu decken suchen, ja noch mehr, die Ohnmacht der Konsumenten benutzen wollen, um sich auf ihre Kosten zu bereichern, abgesehen von jenen Fällen, wo Waren absichtlich zurückgehalten oder vernichtet werden, nur um die Preise oben zu halten. Wer genug Geld hat, kann kaufen und sieht sich selten veranlaßt, im Interesse der Anderen zu sparen; wer wenig Geld hat, kann sehen was ihm übrig gelassen wird. Das heißt man Christentum! R. Rüegg.

Bundeslied.

Wir reuten das Land, wir ackern die Welt,
Wir hacken die Haide zu Schollen,
Er selber hat uns zu Knechten bestellt,
Uns knechtet sein trotziges Wollen.

Er schreitet mit und wirft schweigend die Frucht
Daß pfeifend sie saust durch die schwere Luft,
Es zischt wie von Kugeln . . . er sät mit Wucht,
Es prasseln die Körner zur Schollengruft.

Er selber düngt sie. Er tränkt sie so gut,
Hoch hält er die schäumende Kelle.
Er tränkt sie mit starkem Märtyrerblut,
Das Land schlürft die blutige Welle.

Und kommt einst der Tag, wo rings friedet das Land,
Und goldet die Saat in der Sonne gebrannt,
Dann stürmen wir wieder die Höhen hinan
Und fachen voll Jubel die Feuer dort an,
Und von den Höhen rauschts empor,
Und in die Tiefen braust der Chor:
O Gottesreich, du junger Tag,
Brichst auf wie eine Blume zag
Und blühst bald voller Gnaden.
Und weit ins schattentiefste Tal
Grüßt deines Morgens Gottesstrahl:
Ihr seid zu Gast geladen.
Aufstrahlt das Licht, die Nacht ist hin,
Aufbricht der Tag, die Berge glühn . . .

William Wolfensberger.

Ecce homines!

Persönliches zum Färberstreik.

Siehe die Menschen, die um ihr Menschentum kämpfen! In den Dämpfen der Färbereien ist es über sie gekommen, geboren aus dem wühlenden Gefühl der Erniedrigung und der ewigen Not, daß auch sie Menschen seien, daß auch sie das Recht auf Anerkennung, das Recht auf einen genügenden Lohn hätten. „Ein Taubenschlag, ach ein Taubenschlag sind die Färbereien, seufzten sie; wer nicht zufrieden ist mit seinem Schicksal, kann gehen, kann von heute auf morgen gehen. Denn er hat bei seinem Eintritt ein Schriftstück gut zu heißen, welches die sofortige gegenseitige Kündigung festlegt. Es warten so viele draußen, ob sie ihr bischen Menschenkraft nicht billig verkaufen könnten. So gehen die einen und kommen die andern." Aber es muß anders werden, gährte es in einigen hoffenden, starken Seelen auf. Einmal müssen auch uns anständige Arbeitsbedingungen gewährt werden. Auch bei uns wird einmal ein Manneslohn ausbezahlt werden müssen, der es ermöglicht, eine Familie zu erhalten. Arme Träumer! In der Textilindustrie? In der Färberei? Da die gelernten Färber immer mehr verschwinden? Das Angebot der Arbeitskräfte steigt: der Lohn sinkt. Ja, die wenigen eigentlichen Färber erhalten einen ordentlichen Lohn: fünf Franken. Ordentlich? Gewiß, ordentlich im Verhältnis zu ihren Nebenarbeitern, lächerlich freilich für einen gelernten Arbeiter. Nehmt unser Zürich. Was sind 1500 Franken Jahreseinkommen für einen Mann? Kann damit eine Familie erhalten werden, wo 500 Franken im Minimum abgehen für die Wohnung, wenn man nicht in einem Hundeloch von Mansarde wohnen will oder in einer der feuchten Parterrewohnungen, da die Sonne nie hinscheint. Fünf Franken. Aber die Andern? Ja, stellt euch das einmal vor, gesunde starke Männer, teilweise in der Blüte der Jahre, vom frühen Morgen bis spät Abends in schweren Holzschuhen durch die heißen Dämpfe und die säuregeschwängerte Luft über naßschlüpfrigen Boden hinweg feuchtschwere Bündel schleppend werden mit einem Anfangstaglohn von 3.30 abgespiesen. 3.30 für die Tagesarbeit eines Mannes bis ansteigend höchstens auf vier Franken! Und neben ihnen arbeiten Frauen und Töchter, viele gezwungen dieselben schweren Bündel zu schleppen, Männerarbeit, mit einem Anfangslohn von 1.80 pro Tag! Freilich, sie können steigen bis auf 2.40 oder wenn es besonders gut geht auf 2.50 pro Tag! Und man drängt sich gegenwärtig in Zürich zu der Arbeit in den Färbereien. Das Bauhandwerk liegt darnieder. Da kommen die Italiener scharenweise und bieten ihre Dienste an: gleichviel wieviel Lohn, immer noch besser als nichts. — Goldene Zeiten für das Unternehmertum, da man auswählen kann aus der Sklavenhorde, die sich anbietet. Man ist Herr im Hause: denn ein Tarif existiert nicht. Und den hätten sie so gerne erkämpft, die Färber.

Die hellen Köpfe unter ihnen, die wenigen Mutigen, die sich längst der Textilarbeiterorganisation angeschlossen, davon hatten sie immer und immer wieder gesprochen: vom Tarif. Das, was in andern Gewerben und Berufen längst erreicht war, freilich meist nach langen, heißen Kämpfen, das mußte auch für sie einmal erreichbar sein. Dann würde die Lohndrückerei aufhören, dann war doch auf einige Jahre ein festes Einkommen gesichert.

Anfangs Sommer kam von Crefeld die Nachricht vom Färberstreik. Bald begann die Arbeit in den schweizer Färbereien zu schwellen: Ueberstunden wurden notwendig, um die Masse zu bewältigen: Streikarbeit. Die Crefelder Fabrikanten ließen in der Schweiz färben: so wurde die Arbeit getan, mochten ihre Arbeiter streiken oder nicht. Das war die Stunde, von der man nie weiß, wann sie kommt. Werden die schweizer Arbeiter die Streikarbeit schweigend bewältigen oder werden sie verstehen, daß sie damit ihren deutschen Arbeitsbrüdern in den Rücken schießen? Wird ihr Solidaritätsgefühl stark genug sein, um diese Arbeit zu verweigern? So wenige nur organisiert. So viele noch stumpf, dumm, ergeben oder lauernd nur den eigenen Vorteil im Auge behaltend. — Aber siehe, die Stunde findet sie bereit. Auf einmal verstehen sie, was sie bisher nie verstehen wollten: die Solidarität der Interessen. Auf einmal schießt's in ihnen auf: was ein Mann ist, verweigert die Streikarbeit. — Höhnisch wird aber von den Fabrikanten das Begehren, keine Streikarbeit tun zu müssen abgewiesen: ihr habt zu färben, was man euch gibt. — Nun ist der Moment gekommen: „der Streik ist nicht zu vermeiden, nun verlangen wir zugleich auch einen Tarif". Von Deutschland wird Hilfe versprochen. Und nun geschieht das Große: eine bisher nur zum kleinsten Teile organisierte Arbeiterschaft schließt die Reihen ihrer Organisation innerhalb weniger Tage sozusagen. Der Streik wurde mit überwältigendem Mehr beschlossen, der Streik gegen die Streikarbeit und für den Tarif.

Welch eine ungeheure Tat für die Leute in Thalwil und Dübendorf besonders, mitten in den bürgerlich-bäuerlichen Welt drinnen, wo man bis jetzt noch nichts vom Streiken wußte, als was in Zürich-Babylon drunten alljährlich zum Aerger des ganzen Landes geschah. Sie streikten, freilich viele zagend, mit blutendem Herzen, unsicher, ob sie Recht täten. Denn der Zürichbieter ist tief versklavt: die gnädigen Herren haben es seinerzeit verstanden, sich Respekt zu verschaffen und die Webherren wurden ihre würdigen Nachfolger: leutselig, wenn die Leute sich duckten, rücksichtslos beim geringsten Aufzucken. Nun wird das Volk das Abhängigkeitsgefühl fast nicht los, um so weniger als die Religionsmänner als getreue Gefolgschafter neben den Herren stunden und stehen, von den landeskirchlichen Pfarrern bis zum letzten Stündeliprediger. „Ihr müßt der von Gott eingesetzten Obrigkeit gehorchen. Man muß sich eben leiden in dieser Welt. Unser Heiland hat auch gelitten. Es wird euch einmal in der

andern Welt vergolten werden." — Der Heiland hat auch gelitten, ihr Herren? Gewiß, ihr Herren! Aber er hat gelitten für die Interessen Gottes, nicht für die Interessen der Seiden- und Färbereiherren. Ach, was haben die Pfaffen zu allen Zeiten aus dem Evangelium gemacht! Und die, welche es nicht in sein Gegenteil verdrehten, haben geschwiegen, schweigen dann immer wieder, wenn sie am lautesten reden sollten. Stille blieb es auch diesmal auf den Zürcher und Basler Kanzeln, so wie es dort immer stille blieb, wenn die Arbeiterschaft ihre blutigen Kämpfe auskämpfte, wenn die Tausende seufzten, keuchten unter der Last der Opfer, die sie sich auferlegen mußten, hungerten in der entbehrungsreichen Zeit.

Die Religion als Mittel zur Domestikation. Das Evangelium, um Bedientenseelen zu züchten. Scharf und furchtbar ist diese Tatsache bei diesem Streik zum Vorschein gekommen: da wo von Gott gesprochen wird, wo man sich zu Gott bekennt und „Gott dient", da ist jedes soziale Verantwortlichkeitsgefühl tot, da ist keine Solidarität, nichts als ängstliche Augendienerei und trockene Moralität. In Thalwil und Dübendorf (Dübendorf-Sektendorf) haben dies die Streikenden besonders stark empfunden: so viele, die um ihres Glaubens willen nicht mitwollten: „das ist Aufruhr, das ist Ungehorsam und Undankbarkeit gegen die guten Herren, die uns zu verdienen geben."

Ist das die Wahrheit um Gott, schrie es in den Streikenden auf. Denn viele ernste, fromme Männer standen in ihren Reihen. Sagt uns niemand ein erlösendes Wort? Ist das wirklich und wahrhaftig die Wahrheit in der Religion? Wo bleibt dann die Botschaft von dem Reiche Gottes, in welchem Gerechtigkeit wohnt? Ist das Gerechtigkeit, daß man die Arbeiter überall darniederzwingt? Ist das Gerechtigkeit, solche Löhne zu zahlen, bei denen niemand existieren kann? Ist das Gerechtigkeit, dem Arbeiter das gesetzlich von staatswegen zustehende Recht des Zusammenschlusses und des gemeinsamen Vorgehens in Lohnfragen zu bestreiten, wie ja die Herren gesagt hatten: wir unterhandeln mit keiner Organisation, wir unterhandeln nur mit den Einzelnen unserer Arbeiter? Ist das Gerechtigkeit, keinen Tarif gewähren zu wollen: der Preis aller Waren wird festgesetzt, warum nicht der Preis der Arbeitskraft. Soll sie, soll der lebendige Mensch vor Preissturz und Preisdrückerei weniger gesichert sein als die Ware? Ist Gott für die Gerechtigkeit oder nicht?

Da kamen sie zu uns sozialistischen Pfarrern. „Redet ihr zu uns, redet als Pfarrer: was ist die Wahrheit mit dem Evangelium? wir haben viele Glaubens- und Gewissenskämpfe in unsern Reihen. Nun wollen wir einmal euch hören."

Wir haben bei ihnen gesprochen, so gut es uns gegeben war. Und jedem von uns wurde dieses Sprechen bei ihnen zu einem Erlebnis. So ist noch nie gelauscht worden auf die Botschaft von dem

Gott, der will, daß allen geholfen werde. So hat man noch nie verstanden, daß wir in ihm leben, weben und sind, daß er uns erfüllt mit einer unendlichen Sehnsucht nach Güte, Gerechtigkeit und Wahrheit, daß er es ist, der die Solidarität in uns weckt, so daß wir nicht mehr anders können, als für einander da sein und kämpfen dafür, daß sein Wille geschehe auf Erden wie im Himmel.

Nun wissen wir wo das Evangelium verstanden wird und wo man es predigen muß: dort wo man, um mit den Worten des Gleichnisses vom großen Nachtmahl zu reden, nicht imstande ist, einen Acker zu kaufen, dort, wo man nicht Ochsen, noch sonst irgend welches Betriebskapital hat und keinen Anlaß, große Familienfeste zu feiern. Dort wo man so elend und gottverlassen ist, wie die Israeliten in Aegypten elend und versklavt waren. Dort will man die Botschaft von dem Gott hören, der keine Einzelinteressen der Menschen anerkennen kann, die gegen seine Interessen verstoßen, der auf die Erhebung und Befreiung des ganzen Menschengeschlechtes hinstrebt, der will, daß alle Ungerechtigkeit und alle Gewalttat aufhöre auf Erden, „auf daß die Schwerter in Pflugscharen verwandelt werden."

Siehe diese Menschen, wie sie nun darniedergerungen sind! Verloren der Streik! Umsonst die vielen Entbehrungen! Umsonst die Hoffnung: der Kapitalistenring war zu mächtig, zu geschlossen, zu rücksichtslos. Sie müssen wieder zu den alten Bedingungen arbeiten. Manch tapferer Vorkämpfer ist geächtet und es müssen Gelder zusammengelegt werden, um die Ausgesperrten zu unterstützen. Mammon hat gesiegt und macht seine Geschäfte weiter. Die „Welt" ist beruhigt und die Menschen seufzen weiter.

Die Menschen seufzen. Hört Ihr es? Hörst du es, Kirche? Hört Ihr es, Pfarrer? Habt Ihr kein Erbarmen? Habt Ihr kein Verständnis? Wo ist Euer Mut? — Ecce homo! Schaut, wie ist der Mensch so elend und gar nichts, wenn er kein Geld und kein Amt und kein Wissen und keine Sitten hat! Nichts als ein Mensch! Wie ist er geschlagen, der auf die Gerechtigkeit warten muß, daß sie sich offenbare über die Erde hin vom Himmel her! Siehe den Schmerzensmann, siehe Jesus Christus! Du, o Jesus, du bist freilich der Bruder aller, die da leiden. Denn Du wolltest auch nichts als nur ein Mensch sein, Menschensohn. So gib du ihnen die Hoffnung, daß dein Reich komme, damit sie wachen und beten. Mache du sie stark und mutig, Menschen, die zu Gott hoffen. So werden sie den guten Kampf des Glaubens kämpfen, mitten in der Verzweiflung Hoffende, mitten im Tode Lebendige, die wissen, daß auch ihre Stunde einst schlagen wird.

H. Bader.

Ein Buch über unsere Sache.*)

Das Buch, das unser Freund über unsere Sache (und für sie!) geschrieben hat, bedeutet für uns eine Freude und wird sicherlich zur Förderung und Abklärung unserer Bewegung einen wertvollen Beitrag leisten. Wenn ich es unternehme, darüber in den Neuen Wegen zu reden, so kann meine Aufgabe nur die sein, daß ich persönlich dazu Stellung nehme und mich darüber äußere, was für eine Bedeutung es nach meiner Ansicht für die Entwicklung unserer Sache haben könne. Ich werde mich also nicht mit einer literarischen Kritik des Buches befassen. Es ließen sich eine Reihe von Vorzügen nennen, die es auszeichnen: sein weiter Horizont, seine Tiefe, sein vornehmer Stil, sein dramatisch-lebendiger Aufbau, seine reiche Knappheit, seine gehaltene Glut. Auch tadeln ließe sich Einiges, vor allem eine gelegentlich hervortretende gewisse Allgemeinheit der Darstellung, die zu viel als bekannt vorausgesetzt und nur die letzten Formeln gibt, statt die farbigen Tatsachen selbst vor uns auszubreiten, eine gewisse Scheu, konkret zu werden. Aber man täte dem Buche Unrecht, wenn man bei solchen formellen Dingen lange verweilen wollte. Es ist ein Bekenntnisbuch, nicht ein literarisches Opus. Es will etwas sagen und etwas wirken. Auf das Was kommt es an, das Wie ist Nebensache.

Worin besteht wohl seine Bedeutung?

Sie besteht zunächst darin, daß es unsere Sache in einen großen Zusammenhang stellt, man darf wohl sagen: in einen geschichtsphilosophischen Zusammenhang. Das hat bis jetzt keiner von uns getan, wenigstens nicht in literarischer Form oder doch nicht in dieser Ausführlichkeit. Es ist nach dem vom Verfasser selbst häufig gebrauchten Ausdruck eine Tragödie, die er vor uns aufrollt, die Tragödie des Christentums. Das Christentum ist einst mit einem ungeheuren Wollen in die Welt getreten, aufregend, zerstörend und neu schaffend. Aus einer unbedingten Weltüberlegenheit seine Kraft schöpfend, wollte es die Welt für Gott erobern. Es ist auf dem Wege erlahmt. Durch den Kompromiß mit der Welt ist es eine halbe Sache geworden und kann darum nicht mehr echte Achtung einflößen. Da ist „die Moderne" gekommen mit ihrem Drang nach Welteroberung, ihrer Diesseitsbegeisterung, ihrem titanischen Erkenntnis- und Tatendrang. Das Christentum schien vor ihr verblassen zu müssen. Aber siehe — über diese Moderne ist selbst die schwerste Krise gekommen. Sie hat an Stelle des einheitlichen großen „Lebensstils", den das Christentum geschaffen hatte, Zerrissenheit und Chaos gesetzt. Wo sie Kraft wollte, haben wir Ohnmacht, wo sie göttliches Menschentum wollte, eine Versklavung des Menschen in Mechanismus und seelenloser Kultur. Da glauben die Einen, die Rettung sei in einem „Zurück" zu finden,

*) Das Christentum und die soziale Krise der Gegenwart. Von Lic. J. Matthieu. Helbing und Lichtenhahn. Basel, 1913.

während die Andern der Meinung sind, daß vielmehr ein noch entschlosseneres „Vorwärts“ erst die kostbaren Früchte des Neuen zu zeitigen vermöge. Nirgends aber zeigt sich diese ganze furchtbare Krise unserer Kultur deutlicher als in der modernen Arbeiterbewegung. Sie ist der mächtigste Aufschrei der Seele gegen diese Kultur, die im Grunde Barbarei ist, sie ist das Hervorbrechen einer neuen Welt, zunächst in Gestalt einer gewaltigen Hoffnung. Auch sie aber gerät in eine Krise. Die Begründungen dieser Hoffnung vermögen sie nicht recht zu tragen; es erwacht in der Bewegung ein Verlangen nach Vertiefung. Auf der andern Seite vollzieht sich im Zusammenhang mit dieser gewaltigen Erschütterung langsam ein Erwachen des Christentums. Es fühlt das Bedürfnis, sich mit der modernen Welt auseinanderzusetzen. Dabei macht es die Erfahrung, daß diese moderne Welt viel zu selbständig geworden ist, um sich dem Christentum zu unterwerfen. Das geschieht umsoweniger, als dieses Christentum nur zu geneigt ist, um einen bescheidenen Preis mit der Welt seinen Frieden zu machen. Unter dem Fluch dieser Halbheit leiden besonders auch einige der bisherigen Versuche, Christentum und Sozialismus zu verbinden. Sie machen im Namen des Christentums der sozialen Bewegung allerlei Zugeständnisse und hoffen diese damit entweder mit der Kirche oder mit den bestehenden weltlichen Ordnungen zu versöhnen. Jenes will die katholisch-soziale, dieses die evangelisch-soziale Bewegung. Sie hat einige große Gestalten aufzuweisen, aber die Entwicklung eines ihrer Größten, Friedrich Naumanns, zeigt mit erschreckender Deutlichkeit das Fiasko dieser Versuche. Es ist ganz klar, daß es zuerst zu der schroffsten Entzweiung zwischen Christentum und Welt kommen muß, bevor eine neue Verbindung möglich ist. Die moderne Welt muß ihr Wesen weiter entfalten, das Christentum seine eigene Wahrheit wieder finden. Wenn diese Entwicklung einmal weit genug gediehen ist, dann werden eine widerchristlich gewordene Welt und ein wieder christlich gewordenes Christentum zum Entscheidungskampf zusammenprallen, dann wird gerade die entchristlichte Welt nach einem wirklichen Christentum schreien und ein christlich gewordenes Christentum nach der von ihm zu gestaltenden Welt.

An diesem Punkte setzt unsere Bewegung ein. Sie will keine eilfertigen Versöhnungen mit der Welt, sie will eine „neue Welt“. Dem falschen Bund von Christentum und Welt hält sie das Entweder—Oder entgegen. Sie stellt sich in Gegensatz zu der ganzen heutigen Kultur. Aber auch zu dem heutigen Christentum und seinen Organisationen. Sie tut es um des Größeren willen, das sie erstrebt. Sie mißachtet kleine Programme, weil diese zu früher Erstarrung führen oder den Ausblick auf die großen Ziele hemmen würden. Was sie im Auge hat, ist eine „Renaissance des Christentums“ aus seinem göttlichen Lebensquell und von diesem Punkt aus dann eine neue Eroberung der Welt.

So also stellt Matthieu unsere Bewegung in einen großen Zu-

sammenhang, einen mächtigen Kampf, ein stürmisches Werden hinein. Hat er damit Recht? Unbedingt recht hat er damit, daß wir immer auf dieses Große ausgegangen sind. Wir haben diesen Zusammenhang freilich nicht genau so geschaut und empfunden wie Matthieu. Wir werden ihm zwar Alle in vielen Hauptpunkten gern zustimmen, in andern ihm nicht geradezu widersprechen, aber jeder von uns hat doch wieder seine besondere Weise, die Dinge zu schauen und zu empfinden. Trotz dieser Verschiedenheit sind wir doch Alle darin einig und haben es nie anders gemeint: wir hoffen auf eine völlige Erneuerung des Christentums und damit eine neue Etappe in der Eroberung der Welt durch das Gottesreich.

Matthieu leistet unserer Sache also einen Dienst, wenn er wuchtig auf diesen tiefen und weiten Zusammenhang hinweist, aus dem sie verstanden werden muß. Ich bin persönlich allerdings froh, daß diese Darstellung nicht früher gekommen ist. Denn sie könnte ja immerhin den Schein erzeugen, als ob wir gleichsam aus einem geschichtlichen Schema, einer philosophischen Ueberlegung heraus geschafft hätten, während wir doch einfach taten, was wir mußten, wozu Gott uns trieb, ohne uns zunächst viel nach geschichtlichen Zusammenhängen umzusehen. Jetzt aber wird Matthieu uns helfen, daß man uns etwas tiefer versteht. Seit Jahren ringen wir ja darnach, daß man doch einmal das sehen möchte, was uns die Hauptsache ist: die Sehnsucht nach dem Kommen des ganzen Gottesreiches, nach einem neuen Verständnis Gottes, des Menschen, einem neuen „Kommen Christi", einem neuen Aufstrahlen der ganzen Erlösung des Gottesreiches und einer dadurch wiedergeborenen Welt. Als ob man sich das Wort darauf gegeben hätte, versucht man fortwährend, unser ganzes religiöses Wollen zu ignorieren und uns bloß auf den Sozialismus festzulegen. War's Unwissenheit, war's bewußte oder unbewußte Taktik? Jedenfalls wurde unsere Sache damit zu einer flachen gemacht und man mochte sich wohl etwa trösten: nubila est, transibit.*) Ich hoffe, daß Matthieu's Buch Vielen zeigen wird, daß wir eine viel größere, viel tiefere Sache haben, eine Sache, die gar nicht die unsrige ist, sondern eigentlich die aller Herzen sein muß, die beten: „Dein Reich komme!" Es ist gut, daß er auch kräftig hervorhebt, daß nicht wir es sind, die das Große bringen, von dem wir reden, sondern arme und geringe Werkzeuge dessen, der es schafft. Wir glauben bloß, etwas davon zu sehen und zu verstehen, wir empfinden bloß stärker als Viele die Not und die Hoffnung, wir freuen uns bloß der Gabe, die uns in unserem Hoffen und Erleben gegeben ist und möchten Vielen, Allen diese Freude gönnen. „Aber niemand weiß besser als die Religiös-Sozialen, daß die Sturmwelle nur ein Tropfen ist, wenn nicht das Meer hinter ihr braust."

Wenn demgemäß diese „geschichtsphilosophische" Darstellung ge-

*) Es ist ein Wölklein, bald wird's verschwunden sein.

eignet ist, den wahren Sinn der Sache, der wir dienen, ins hellste Licht zu setzen, so ist das Buch überhaupt geeignet, Irrtümer zu zerstreuen, von denen sie umwirbelt ist. Darin erblicke ich seine wesentliche Bedeutung. Was hat man uns nicht alles vorgeworfen! Wir verkündigen eine reine Diesseitshoffnung; wir lassen das Evangelium im Oekonomischen aufgehen; wir halten den Zukunftsstaat für das Gottesreich; wir vergessen ob dem Sozialen das Individuelle; wir vernachlässigen das innere Leben zu Gunsten sozialer Weltarbeit. Diesen und ähnlichen Vorwürfen gegenüber zeigt Matthieu meisterhaft, welchen Sinn unsere ganze Haltung hat. Wir halten Gott, den heiligen und lebendigen, für eine Wirklichkeit und zwar für die wirklichste aller Wirklichkeiten — also überlassen wir die Welt dem Teufel? Nein, wir sehen in ihr den Schauplatz des schaffenden und erlösenden göttlichen Waltens und stellen uns ihm als Mitarbeiter zur Verfügung. Wir glauben, daß es gelte, unserer Kultur eine Seele zu gewinnen — also pflegen wir unsere Seele und lassen die Seele der Massen im Seelenlosen ersticken? Nein, wir geben unsere Seele dem Dienste Gottes und der Brüder hin, auf daß aus unserem Tode Leben werde. Wir sind Individualisten — also schließen wir uns in aristokratischen Zirkeln ab? Nein, wir fordern den Sozialismus, damit wenn möglich alle Individualitäten werden, damit ein Erdreich werde, worin gesunde, tiefe und starke Seelen wachsen können. Wir glauben an eine jenseitige Welt — also flüchten wir alle Hoffnung auf das Gottesreich in dieses Jenseits hinein? Nein, wir trauen diesem Jenseits sogar die Kraft und den Willen zu, in das Diesseits hereinzubrechen. Wir glauben, daß in Jesus Christus Gottes Leben und Wahrheit unter den Menschen erschienen sei — also ziehen wir den Schluß, daß von der Welt nichts zu erwarten sei? Nein, wir ziehen vielmehr den Schluß, daß Kräfte der Erlösung mächtig in ihr arbeiten und die Welt einst das Reich Christi sein werde.*) In der

*) Diesen Sinn unserer Haltung verstehen namentlich die meisten unserer deutschen Kritiker hartnäckig falsch. Sie meinen das „Religiöse" sei uns nur ein Anhang des Sozialen, während die Sache sich doch umgekehrt verhält, daß bei uns auch das Soziale ins „Religiöse" aufgenommen und damit dessen Reich erweitert wird. Sie meinen, wir wollten die Hoffnung im Diesseits aufgehen lassen, während wir umgekehrt das Diesseits dem Jenseits unterwerfen wollen. Sie kommen und belehren uns, daß ohne Glauben an Gott und eine jenseitige Welt die soziale Reformarbeit keinen Wert habe, während wir von der Gewißheit der Wirklichkeit Gottes und seines Welt und Tod überlegenen Reiches aus fordern, daß alle Wirklichkeit, auch die soziale, ihm gehöre. Diese Deutschen täuschen sich völlig über unsere religiöse Stellung. Uns ist das, was sie gegen uns behaupten, selbstverständliche Voraussetzung. Wir haben jenen „Kampf um die Weltanschauung", worin sie noch völlig befangen sind, hinter uns und stehen nun im Kampf um die Welteroberung für Gott. Wir sind aus der Atmosphäre der Theologie und des Intellektualismus heraus, worin ein so großer Teil des deutschen Christentums lebt. Wir leben in einer völlig andern Atmosphäre. Das spüren wir bei jeder Berührung mit diesem „deutschen Christentum", das freilich durchaus nicht das Christentum aller Deutschen ist. Sind wir doch in dem, was uns von jenem unterscheidet, vielfach Schüler großer Deutscher, namentlich Eines unter ihnen,

Stellung zur Sozialdemokratie kommt diese Haltung, die das gewöhnliche Christentum nicht versteht, besonders paradox zum Ausdruck. Man wirft uns vor, daß wir uns der Sozialdemokratie verkaufen (Matthieu sagt mit Recht, daß wir für diesen „Verkauf" einen teuren Preis zahlen!), daß wir unsere Bewegung zu einer rein politischen machen; daß wir gegenüber der Arbeiterschaft Liebedienerei treiben. Wir könnten diese Vorwürfe auf sich beruhen lassen. Sie zeigen nur, wie wenig die Christen von Jesus verstehen. Matthieu zeigt aber, daß abgesehen von den tiefsten religiösen Beweggründen, die hier wirksam sind, unsere Stellung zur Sozialdemokratie aus unseren Grundgedanken mit Notwendigkeit folgt. Wir vertreten eine Hoffnung, die weit über alle andern, auch über jede politische und soziale, hinausgeht. Wir sehen Gott am Werke, seine Welt zu schaffen. Es ist eine Unwahrheit, wenn jemand behauptet, daß wir je diesen Boden verlassen hätten. Aber von diesem Boden aus können wir, müssen wir das innigste Verhältnis zur sozialistischen Arbeiterbewegung gewinnen. Wir verstehen das Große, das in ihr lebt. Wir sehen, daß sie Vieles tut, was die Christen tun sollten, aber nicht tun. Wir ahnen, daß Gott darin walte, wenn auch gleichsam inkognito. Wir hielten es für falsch, ihr in ihrem Kampf und ihre Kampfestaktik dreinzureden und drein zu schulmeistern, auch da, wo wir nicht völlig mit ihr gehen können. Wir fühlen uns vor Gott verpflichtet, für ihr verkanntes Recht einzustehen. Wir können ruhig in ihre Reihen treten; vertritt sie doch jedesfalls ungleich mehr das Gottesreich als irgend eine andere Partei. Aber unser Ziel liegt freilich höher als alle Politik und soziale Umwälzung, und wir haben Grund zu der Hoffnung, daß eines Tages der Sozialismus im Gottesreich aufgehe, um sich darin erst ganz zu finden. Wir harren geduldig dieses Tages; seine Vorboten sehen wir schon.

Matthieu's Buch ist also eine Verherrlichung der „Religiös-Sozialen"? Nichts weniger als dies! Es ist eine Verherrlichung der Größe Gottes, nicht der „religiös-sozialen" Bewegung. „Niemand weiß besser als die Vertreter dieser Strömungen, daß sie sehr unvollkommene Werkzeuge eines großen Strebens sind. Qualvoll empfinden sie die Kluft zwischen der Hoheit des Ziels, der Energie der göttlichen Kraft einerseits und der menschlichen Verwirklichung anderseits. Wie in allen großen Revolutionszeiten schaffen Kräfte, die den Menschen ganz gefangen nehmen, ganz hinreißen. Aber ihre Vertreter bleiben trotzdem kleine, schwache Menschen und niemand empfindet peinlicher als sie selbst, wie oft der Größe des göttlichen Gedankens die Kleinheit der menschlichen Gesinnung, die Kleinheit und Kurzsichtigkeit des menschlichen Wesens hemmend im Wege steht. Wenn sie in den Gedanken und Taten, die hier brausen, Gottes Geist spüren, so sei man nicht

den die Deutschen zu ihrem großen Schaden zu wenig gehört und verstanden haben. Matthieu sagt in einer Anmerkung, die freilich länger sein müßte, um der Sache zu entsprechen, wer es ist. (Vergl. S. 131 Anm.)

gleich mit dem Vorwurf grenzenloser Eitelkeit und Schwärmerei zur Hand. .... Wenn man hier an Gottes Walten glaubt, so tut man es trotz der Kleinheit der Menschen, deren sich sein Geist bedient. .... Hierzu kommen all die Schwierigkeiten, Widerstände, Hemmnisse, die bei jedem ernsten Ringen mit der Realität entstehen". Matthieu hätte freilich noch viel mehr an Kritik der „Bewegung" wie sie ist, leisten können. Es ist dazu Anlaß genug vorhanden. Nur war das nicht der Zweck seines Buches, das zunächst einmal unser Ideal, nicht unsere Wirklichkeit darstellen wollte. Wir hoffen, diese Kritik auch in den Neuen Wegen bald einmal vornehmen zu können. Es hat uns nie an Selbstkritik gefehlt.

Also nicht eine Verherrlichung der „Religiös-Sozialen" ist das Buch. Aber eine Rechtfertigung. Man wird nach diesem Buche Einiges nicht mehr sagen dürfen, was man bisher gegen uns gesagt hat. Man wird sich die Mühe nehmen müssen, sich mit dem, was uns die Hauptsache ist, auseinanderzusetzen. Es ist uns schon bisher nicht immer leicht gewesen, an die bona fides mancher unserer Gegner zu glauben. Jedenfalls haben Viele über uns geurteilt, ohne daß sie sich ernstlich Zeit genommen hätten, uns kennen zu lernen. Ich kann diesen Vorwurf namentlich manchen unserer reichsdeutschen Beurteiler nicht ersparen. Wer künftig wieder mit gewissen Behauptungen über uns auftritt, den werden wir unter Umständen einfach der Unehrlichkeit oder Unwissenheit zeihen müssen.

Ist also Matthieu's Buch unser Glaubensbekenntnis? Ist darin das „religiös-soziale" Dogma enthalten? Nicht im Geringsten! Es ist zunächst bloß ein Glaubensbekenntnis seines Verfassers. Gewiß vertritt es in allen Hauptpunkten die gemeinsame Ueberzeugung der „Religiös-Sozialen". Das anerkennen diese, so viel ich weiß, mit Einmütigkeit. Aber im Einzelnen vertritt es doch wieder Matthieu's besondere Art, auf die keiner von uns sich festlegen ließe. Auch ich bin, wie ich schon früher angedeutet habe, nicht mit allem einverstanden. Wie meine „Geschichtsphilosophie" eine etwas andere ist, so auch meine Stellung zu einzelnen Problemen. Ich möchte z. B. bezweifeln, ob der Begriff der „Moderne", so wie ihn Matthieu verwendet, wirklich aufhellend wirkt. Auch meine Stimmung ist vielfach eine andere. Von einer „tragischen Seele" des Christentums könnte ich nicht sprechen. Auch würde ich weniger von dem neuen „Lebensstil" reden. Es läßt sich wohl nicht leugnen, daß Matthieus Ausdrucksweise gelegentlich zu stark ästhetische Vorstellungen erweckt. So könnte ich noch manches nennen, was ich nicht einfach unterschreibe. Das hat aber gar nichts zu bedeuten. Es gibt keine „religiös-soziale" Dogmatik, und wird hoffentlich nie eine geben. Jeder von uns faßt diese Wahrheit auf seine Weise und spricht sie auf seine Weise aus. Sie ist auch nicht bloß unser Besitz. Sie ist allgemeines Gut. Es fällt uns nicht ein, sie auf unseren Kreis beschränken, sie zu einem Monopol machen zu wollen. Nichts ist uns erwünschter, als daß sie

eine möglichst allgemeine Sache werde, daß wir als ihre Vertreter hinter andern ganz zurücktreten können. Wir hoffen sehnlich, daß unsere „Bewegung" nur ein bescheidener Anfang eines Erwachens der Christenheit sei, eines Erwachens, das die Wahrheit, die wir heute sehen, weit überböte. Es ist das Schönste, was wir von dem Buche Matthieu's sagen können, wenn wir die Hoffnung aussprechen, daß es dazu kräftig beitrage. Darum schließe ich diese Besprechung mit der Stelle, wo ein ähnlicher Gedanke ergreifend, wenn auch mit allzu weit getriebener Bescheidenheit, ausgesprochen wird: „Wir wissen wohl, daß wir nur die ersten Glieder einer Kette sind, und wir hoffen, daß diese Kette recht groß sein werde. Der Gedanke, Definitives zu erreichen, liegt uns fern. Gott schafft stets Neues, und was wir vertreten, wird bald überholt sein. Gott selber wird es bald entwerten. Wir sind nur die erste Reihe, die den Sturm auf die Festung wagt. Aber wie aus den geopferten Reihen die Parole: ‚Weiter zum Sturm!' erschallt, so mag von unseren Reihen ein kräftiges Vorwärts ausgehen."

L. Ragaz.

Rundschau.

Der Bauernstand und wir. Auch Herr Dr. Laur hat sich neuerdings mit den „Religiös-Sozialen" beschäftigt. In seiner berühmten Rede an der Delegiertenversammlung des schweizerischen Bauernverbandes in Bern (19. Juli 1913) äußert er sich über sie folgendermaßen:

„**Die Schatten der industriestaatlichen Entwicklung ziehen wie ein schwarzes Verhängnis über unser Land.** Die Zahl der Arbeiterbevölkerung und der ihr nahestehenden Kreise wächst. Immer mehr Leute kennen in der Schweiz nur **ein Losungswort: Hohe Löhne, niedrige Lebensmittelpreise.** Unleugbar finden sie damit in den Reihen der Industrie und der Gebildeten viel mehr Verständnis als der Bauer. Nichts spricht deutlicher dafür, wie sehr die Geister schon befangen sind, als die Tatsache, daß **eine große Zahl edeldenkender großstädtischer evangelischer Pfarrer bei uns eine religiös-soziale Bewegung fördert, die nur an den Arbeiter denkt, für welche der Bauernstand mit seinen Sorgen, seiner schweren Arbeit und seinem lebendigen religiösen Empfinden überhaupt nicht existiert.** Für sie gibt es nur Kapitalisten und Arbeiter; die letztgenannten wollen sie durch wirtschaftliche Besserstellung für das Christentum zurückgewinnen. Ob daneben der Bauer zu Grunde geht, darum kümmern sie sich nicht. Der Bauer zählt für sie heute schon im Schweizerland nicht mehr mit." (Vergl. „Schweizer Bauer", Nr. 84.)

Diese Aeußerung ist ein interessantes Beispiel dafür, wie ein Mann über eine Sache urteilen kann, die er offenbar gar nicht kennt. Ich will mich nicht bei der Behauptung aufhalten, daß wir die Arbeiterschaft durch soziale Besserstellung für das Christentum gewinnen wollten. Unsere Leser wissen, daß sie nicht unsere wirklichen Beweggründe trifft. Wir treten für soziale Gerechtigkeit ein um des religiösen Gewissens willen, ohne Rücksicht darauf, ob damit jemand für

das Christentum gewonnen werde oder nicht. Was aber die Hauptsache betrifft, unsere Stellung zum Bauerntum, so steht Dr. Laur's Behauptung durchaus im Widerspruch mit den Tatsachen. Wir dürfen doch wohl die Neuen Wege und den Freien Schweizer Arbeiter als ziemlich getreuen Ausdruck der Tendenzen der religiös-sozialen Bewegung der deutschen Schweiz betrachten. Nun ist aber Tatsache, daß beide Zeitschriften der Bauernfrage stets die liebevollste Aufmerksamkeit gewidmet haben. Wir haben darüber wertvolle Aufsätze gebracht, so von Aeschlimann „Bauer und Arbeiter", von Hämmerli „Die wachsende wirtschaftliche und politische Bedeutung des heimischen Bauernstandes", von Camenisch „Bauernkraft und Bauernstolz".*) Dabei hat Hämmerli offen für den Bauer (auch für Dr. Laur) Partei genommen, während Aeschlimann seine Liebe ziemlich gleichmäßig auf Bauer und Arbeiter verteilt. Aeschlimann's Arbeit hat Aufsehen erregt. Sollte Herr Dr. Laur wirklich nichts davon erfahren haben? — Auch hat die Redaktion bei mehr als einer Gelegenheit erklärt, wie sehr ihr die Bauernfrage am Herzen liege. Neuerdings haben wir sie wieder auf unsere Traktandenliste gesetzt und zwar, wie das Verzeichnis der in Aussicht stehenden Arbeiten bewiesen hat, schon lange vor der Versammlung in Bern. Dieses Heft bringt mehrere Aufsätze darüber auf einmal. Auch stehen uns weitere wertvolle Arbeiten über dieses Thema (eine von einem Landwirt) zum Teil zur Verfügung, zum Teil in Aussicht. Ebenso wie wir hat sich der Freie Schweizer Arbeiter seit Jahren immer wieder mit den einschlägigen Fragen beschäftigt. Ist es angesichts dieser Tatsachen nicht etwas kühn, die Behauptung aufzustellen, daß der Bauernstand für uns überhaupt nicht existiere?

Auch abgesehen von den Neuen Wegen und dem Freien Schweizer Arbeiter ist sie ganz unrichtig. Ein großer Teil der Pfarrer, die unsere Gesinnungsgenossen sind, sind Landpfarrer. Sie fühlen aufs innigste mit den Freuden und Leiden des Bauernstandes und betrachten seine ökonomische und kulturelle Hebung als eine ihrer wichtigsten Aufgaben. Der Schreiber dieser Zeilen, der Bauernsohn ist und bis in seine Pfarrerzeit hinein schwere landwirtschaftliche Arbeit getan hat, der auch Bauernpfarrer gewesen ist, und also die Lage des Bauernstandes gut genug kennt, betrachtet es auch als Professor als eine wichtige Pflicht, seine Studenten auf die Aufgaben hinzuweisen, die auf diesem Gebiete liegen.

Richtig ist freilich, daß die Religiös-Sozialen der Arbeiterfrage noch mehr Aufmerksamkeit gewidmet haben, als der Bauernfrage. Daran sind aber nicht mangelnde Sympathie für den Bauernstand und Verkennung seiner Bedeutung schuld, sondern ganz andere, wohl bekannte Umstände. Aus der Arbeiterfrage ist nun einmal die moderne

*) Ich führe noch folgende Arbeiten an: Hämmerli: Bauer und Arbeiter. Bauernfragen. R. R.: Bauer und Arbeiter. Aeschlimann: Nochmals die Bedeutung des heimischen Bauernstandes.

soziale Frage entstanden; dort hat sie ihren Brennpunkt; dort kommt ihr Sinn am deutlichsten zum Ausdruck. Darum ist begreiflich, daß sich vor allem mit ihr beschäftigt, wer die Bedeutung des sozialen Gesamtproblems verstehen will. Dazu kommt noch eine andere Tatsache: Das Recht des Bauerntums bestreitet niemand grundsätzlich, mag man auch einzelne Bauernforderungen ablehnen. Für Viele ist der Bauer geradezu das religiöse, moralische, patriotische Hätschelkind. Er wird anderen Volkskreisen als Muster vorgestellt. Auch der Arbeiter fühlt im allgemeinen keinen Haß gegen den Bauern. Das weiß ich aus jahrzehntelangem Verkehr mit der Arbeiterschaft. Wohl aber sind Sozialismus und Sozialdemokratie höchst angefochtene Dinge und ist der Bauer, wie der städtische Bürgerliche, von Vorurteilen, sehr oft von blindem Haß gegen die Arbeiterschaft erfüllt. Dem gegenüber ist es allerdings eine Hauptaufgabe für uns geworden, für das Recht der Arbeiterschaft, des Sozialismus und der Sozialdemokratie einzustehen. Das hat aber nie bedeutet, daß wir die Bauernfrage für unwichtig hielten. Der Bauernstand ist in unsere Hoffnung auf eine soziale Umgestaltung mit eingeschlossen und wir freuen uns von Herzen, wenn er immer mehr edle, gerechte und weitblickende Vorkämpfer bekommt, auch solche aus unseren Reihen.

Damit ist nun freilich nicht gesagt, daß wir alle Forderungen des Bauernverbandes für richtig hielten und seiner Taktik unseren Beifall spendeten. Wir haben zwar mit unserem Urteil darüber gern zurückgehalten, wohl wissend, wie schwierig es ist, sich in diesen Fragen ein einigermaßen kompetentes Urteil zu verschaffen. Unbedingt verurteilen müssen wir bloß die Art, wie von dieser Seite die Sozialdemokratie behandelt wird. Als langjähriger Leser von mehreren Arbeiterblättern muß ich sagen, daß ich darin niemals eine auch nur annähernd so gehässige Haltung gegenüber dem Bauerntum als ganzem angetroffen habe, wie das zentrale Bauernorgan sie gegen die sozialistische Arbeiterschaft einnimmt. Auch von der Art, wie der „Schweizer Bauer" (nicht etwa Dr. Laur!) uns persönlich anrempelt, können wir nur Eins sagen: dumm und gemein! Im Gegensatz zu dieser Art möchten wir von unseren Freunden auf dem Lande wünschen, daß sie solcher „Verhetzung" entgegentreten und dem Bauer das Recht des Arbeiters zeigen; wir aber wollen jede Gelegenheit benützen, dem Arbeiter das Recht des Bauern darzutun. Für solche Art von Versöhnung der Gegensätze sind wir immer zu haben. Sie wäre im Besonderen eine große Aufgabe aller Landpfarrer. Wie viele haben sie angefaßt? Die breite Kluft, die unser Volk zerreißt, beweist zur Genüge, daß es noch gar Wenige sind, die es getan haben. Diese Arbeit kostet freilich Liebe und Mut. L. R.

Büchertisch.

Vom Alten zum Neuen. Betrachtungen über Ev. Joh. 3, 1—21, v. J. U. Wuhrmann. Verlag von Kober C. F. Spittelers Nachfolger, Basel 1911.

Unser verehrter Mitarbeiter erläutert an Grund der Nikodemusgeschichte das alte und stets neue Thema vom Zusammenstoß der Wahrheit des Gottesreiches mit dem religiösen Wesen: dem Kirchentum, der Theologie, der Schriftgelehrsamkeit, dem, vielleicht religiös gefirnißten, Weltgeist. Er tut das mit der Verbindung von Nüchternheit und Tapferkeit, die ihm eigen ist, und mit tiefer Einsicht in Wesen und Art des Gottesreiches. Durch das ganze Buch hin findet sich eine Fülle von feinen und wertvollen Aeußerungen. Ueber Einzelheiten wird dieser und jener anders denken, auch in der Auffassung des Johannesevangeliums überhaupt vielleicht etwas von der des Verfassers abweichen, aber darauf kommt es nicht an; die Durchführung des Hauptthemas wird auch solchen Lesern Freude und Gewinn bringen können.

L. R.

Warum bleiben wir in der Kirche? Eine Aussprache über Kirche, Bekenntnis, Liturgie von Hauptpfarrer Dr. Geyer und Pfarrer Lic. Dr. Rittelmeyer. Verlag von Heinrich Kerler, Ulm, 1913.

Die beiden Nürnberger Pfarrer, von denen in den Neuen Wegen schon öfters die Rede war, beantworten in diesem Heft die zwei Fragen: Warum wollen wir in der Kirche bleiben? (Geyer). Warum dürfen wir in der Kirche bleiben? (Rittelmeyer). Es sind die Fragen, die auch uns bewegen; nur werden sie aus einer ganz andern Lage heraus gestellt und beantwortet. Für uns würden sich beide Fragen in die eine zusammenfassen: Warum müssen wir in der Kirche bleiben? Aber es ist ja für uns gerade sehr interessant, zu sehen, wie die Nürnberger Pfarrer sich gegen einen Angreifer wehren müssen, der uns in Ruhe läßt: die Orthodoxie. Was für Zustände sind das, wo solche Männer um das Recht kämpfen müssen, in der evangelischen Kirche zu bleiben, Männer, die man, wie wir schon einmal bemerkt haben, bei uns ruhig zu den „Positiven" rechnete, Männer dazu von diesem Wert! Aber auch abgesehen davon ist das, was Geyer und Rittelmeyer zu sagen haben, immer bedeutend und des Lesens reichlich wert.

L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir möchten noch nachträglich auf den Aufsatz hinweisen, den Herr Pfarrer Paul Jäger in Freiburg i. Br. über die religiös-soziale Konferenz in Bern geschrieben hat (Nr. 25: Bei den Schweizern). Er enthält eine so feine und hochherzige Beurteilung unserer Bestrebungen, daß wir vorläufig auf eine Fortsetzung der Auseinandersetzung mit den „Deutschen" verzichten dürfen.

Einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der sozialen Bewegungen innerhalb der Kirchen liefert Karl Holl: Thomas Chalmers und die Anfänge der kirchlich-sozialen Bewegung (Zeitschrift für Theologie und Kirche, 4. Heft 1913).

In der „Rundschau" der letzten Nummer hätten die ersten drei Beiträge „Zur Beleuchtung des Militarismus" durch arabische Ziffern bezeichnet und jene Ueberschrift nur auf sie bezogen werden sollen.

Die Aufsätze zur Landfrage in dieser Nummer verstehen wir als weitere Stimmen zur Diskussion des wichtigen Gegenstandes. Die Hauptsache ist uns zunächst, daß möglichst viele der Berufenen auf die in Betracht kommenden Fragen aufmerksam werden.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Bettag.*)

1. Mos. 11,1—9: Der babylon. Turmbau.

Viele von euch werden sich bereits erstaunt gefragt haben: Was hat denn diese alte, sagenhaft klingende Geschichte vom babylonischen Turmbau mit dem eidgenössischen Dank-, Buß- und Bettag zu tun? Euer Erstaunen scheint berechtigt. Denn auf den ersten Blick gibt es keine Berührungspunkte zwischen der babylonischen Turmbaugeschichte und dem eidgenössischen Bettag. Sobald wir aber tiefer in unsere Textesgeschichte hineinblicken und die Geschichte unseres eigenen Volkes damit vergleichen, so werden wir eine Reihe von Berührungspunkten entdecken. Ja, mir will manchmal scheinen, es sei diese Geschichte vom babylonischen Turmbau eine Schweizergeschichte in Miniatur. Sicherlich aber bringt diese Geschichte eine für kein Volk ungestraft zu vergessende Wahrheit in äußerst anschaulicher Form zum Ausdrucke. Sie lautet: Will ein Volk sein Staatswesen dauerhaft ausbauen, dann muß es gerecht bauen. Wo dagegen auf dem Boden der Ungerechtigkeit gebaut wird, da stürzt das Gebäude eines Tages zusammen, wie der Turm zu Babel. Oder mit den Worten der Bibel: „Gerechtigkeit erhöhet ein Volk, die Sünde aber ist der Leute Verderben."

Das Volk Israel zog im Osten umher, so berichtet die Bibel. Es war damals noch ein Nomadenvolk. Eben schickt es sich an, ein Kulturvolk, d. h. ein Volk mit festem Wohnsitz zu werden. Auf seiner Wanderung im Osten kommt es in eine Ebene im Lande Sinear. Sie lassen sich daselbst nieder und sprechen zu einander: „Wohlauf! Lasset uns Ziegel streichen und hart brennen; wir wollen eine Stadt bauen und einen Turm, dessen Spitze bis in den Himmel reicht, daß wir uns einen Namen machen und damit wir nicht zerstreut werden in alle Lande."

Ein Doppeltes also wollen sie bauen, erstens eine feste Stadt und zweitens einen Turm. Feste Städte hat man früher vor allem in Kriegszeiten gebaut. In den mit Mauer und Graben umgebenen Städten waren die Leute ihres Lebens und ihrer Habe viel sicherer

*) Predigt, gehalten am Bettag 1912 in Waldstatt, Appenzell.

als auf dem offenen Lande, wo der Feind ungestörter morden und brennen konnte. Vor etwa 1000 Jahren brachen die wilden Völkerscharen der Ungarn sengend und brennend über das östliche Deutschland herein. Sie raubten es aus und schleppten jährlich viele tausende von Gefangenen nach Ungarn in die Knechtschaft. Aber König Heinrich I. wußte ihren Einfällen einen Riegel vorzuschieben; er umzog Ortschaften mit Wall und Graben. Hier fanden die Bewohner des offenen Landes eine Zuflucht vor den windschnellen Ungarn, hier konnten sie ihre Habe bergen. Eine Reihe von festen Städten ist damals entstanden. Heinrich erhielt daher den Beinamen: der Städteerbauer.

Ich vermute nun, daß in unserer Textesgeschichte die Israeliten aus dem gleichen Grunde eine Stadt bauen wollten. Man mußte und wollte sich vor Feinden schützen. Es forderte dies die Pflicht der Notwehr. Noch heute haben aber alle Völker diese Aufgabe, noch heute muß jedes Volk gegen Angriffe von außen her gerüstet sein. Diese Aufgabe wird bestehen so lange es noch einzelne Staaten auf Erden gibt. Ob je mit der kommenden sozialen Umgestaltung die einzelnen Völker wirklich in einen großen Völkerbund sich auflösen werden, darf man bezweifeln. Jedenfalls müssen wir vorläufig noch mit den gegenwärtigen Verhältnissen rechnen und auch uns auf allfällig kommende feindliche Angriffe vorbereiten. So einfach geht dies nun freilich nicht mehr, wie im Lande Sinear. Die heutige Kriegskunst verlangt ganz andere Verteidigungsmaßnahmen, als bloß den Bau von Städten mit Wall und Graben. Die Mittel zum Schutze des Landes sind andere geworden, aber die Aufgabe ist die gleiche geblieben: Wie jenes Volk im Lande Sinear müssen auch wir uns gegen äußere Angriffe zu schützen suchen.

Das zweite, was die Leute von Sinear bauen wollten, war ein Turm der bis in den Himmel hinauf ragen sollte. Dieser Turm diente nicht Verteidigungszwecken, wie Wall und Graben. Er sollte vielmehr verhindern, daß die Leute auseinander liefen. „Lasset uns einen Turm bauen, dessen Spitze bis in den Himmel reiche, auf daß wir uns einen Namen machen und uns nicht zerstreuen in alle Länder." Wegen seiner schwindelnden Höhe von weither sichtbar, wäre er eine Art Wegweiser durch die gewaltige Ebene gewesen. An ihm hätte sich jedermann leicht orientieren und den Weg zu seinem Volke zurück finden können.

Dafür zu sorgen, daß das Volk nicht auseinanderlaufe, sondern in möglichster Ruhe und Ordnung beisammen bleibe, ist Aufgabe, auch eines jeden heutigen Staates Im Innern des Volkes selber soll ein Sich-Zerstreuen, ein Auseinanderlaufen in Hader und Zwietracht vermieden werden. Diese zweite Aufgabe ist noch die größere. Nichts ist für ein Volk verderblicher, als der Unfriede im eigenen Lande, kein Krieg unheilvoller, als der Bürgerkrieg. Ist ein Volk einträchtig, so ist es auch nach außen stark. Seien wir daher wohl auf der Hut, das Auseinanderlaufen der einzelnen Bürger zu verhindern. Freilich können wir auch diese zweite Aufgabe nicht mehr so einfach lösen, wie

es im Lande Sinear geschah. Durch das Bauen von Türmen wäre uns nicht geholfen. Die Mittel sind auch hier andere. Um die Ordnung im Lande selber aufrecht zu erhalten, brauchen wir Gesetze. Wo keine Gesetze sind, herrscht Willkür und Anarchie. Das sind die „Türme", die wir bauen müssen. Und wir bauen ja tatsächlich solche. Fast jedes Jahr bringt uns deren einige. Dies Jahr waren es das neue Zivilgesetz und die Kranken- und Unfallversicherung. Die nächsten Jahre bringen uns vielleicht ein eidgenössisches Strafgesetz, eine Alters- und Invaliditätsversicherung u. s. w. Alle diese Gesetze dienen, wenn sie gerecht sind, der zweiten von uns hervorgehobenen Aufgabe eines jeden heutigen Staates: Ruhe und Ordnung im Innern des Landes zu erhalten.

Wir haben nun einen Berührungspunkt zwischen unserer Textesgeschichte und der Geschichte unseres Volkes gefunden. Unser Volk hat genau die gleichen Aufgaben zu lösen, wie das Volk in Sinear. Und auch wir wollen unser Vaterland lieb haben und sprechen: Wohlauf, lasset uns unser Vaterland bauen, daß es groß und stark werde.

Ihr wißt, liebe Zuhörer, wie es jenem Volke in Sinear beim Bauen ihres Vaterlandes ergangen ist. Sie wurden daran verhindert. Es heißt: „Da fuhr der Herr hernieder, daß er die Stadt sähe und den Turm, den die Menschenkinder bauten. Und der Herr sprach: Siehe, es ist ein Volk und einerlei Sprache unter ihnen allen, und das ist erst der Anfang ihres Tuns; fortan werden sie nicht ablassen von allem, das sie sich vornehmen. Wohlauf, lasset uns herniederfahren und ihre Sprache daselbst verwirren, daß keiner des andern Sprache verstehe. Also zerstreute sie der Herr von dannen in alle Länder, daß sie aufhören mußten, die Stadt zu bauen." Werden wir bei diesen Worten nicht ein bischen an die Geschichte unseres eigenen Volkes erinnert? Als das Volk in Sinear anfing, seine Stadt und seinen Turm zu bauen, da hatte es noch einerlei Sprache und Rede, da verstand einer den andern, da herrschte Friede und Eintracht. Haben nicht auch am Anfange der Schweizergeschichte unsere Väter auf dem Rütli einerlei Sprache gesprochen? „Wir wollen sein ein einzig Volk von Brüdern, in keiner Not uns trennen noch Gefahr." Ja, damals waren die Eidgenossen noch eines Herzens und Sinnes. Alle erfüllte der eine große Gedanke der Befreiung des Vaterlandes von der Tyrannei der Vögte. Und heute? Ach, Gott ist inzwischen auch in unser Vaterland herabgefahren und hat die Sprache verwirrt. Was für ein Gewirr von Stimmen und Parteien gibt's heute in unserm Volke! Wohl kaum hat seit den Tagen des Rütlibundes je eine solche Parteizersplitterung unser Vaterland erfüllt. Es gab ja früher gewiß auch schon Uneinigkeit genug; die Eidgenossen waren nicht immer ein Volk von Brüdern. Aber das Parteiwesen war nie so scharf und spitzig ausgeprägt und so durchgehend organisiert wie heute. Unser Volk ist zerrissen; die Risse sind tief. Das hat der Züricher Generalstreik be-

wiesen. Obgleich die momentanen Gründe zur Erklärung eines Generalstreikes nicht besonders schwerwiegender Natur waren, wurde doch der Streikbeschluß von der vorm Volkshause versammelten Menge mit tausendstimmigem Jubelruf aufgenommen. Bürgerliche Blätter haben daher vom „frevelhaft begonnenen Generalstreik" geschrieben. Sie hätten besser getan, sich ruhig zu fragen: Woher kommt es, daß die Züricher Arbeiterschaft den Generalstreik trotz der augenblicklich geringfügig scheinenden Ursachen mit solchem Jubel begrüßt hat? Die Antwort kann nur lauten: Weil die Arbeiterschaft schon seit einer Reihe von Jahren das Gefühl hegte, in ihren politischen und wirtschaftlichen Rechten immer verkürzt worden zu sein. Der Zorneskelch war voll; es brauchte nur noch wenige Tropfen, um ihn zum Ueberfließen zu bringen. Wir wollen heute nicht untersuchen, ob dies Gefühl berechtigt ist oder nicht, wir konstatieren nur die Tatsache, daß durch die Reihen der arbeitenden Bevölkerung unseres Landes das Gefühl geht: Wir leiden Unrecht. Ja, die Kluft, die in unserem Volke gähnt, ist tief. Die Parteiverwirrung ist groß. Die einzelnen Parteien verstehen sich nicht mehr. Es ist die Lage der Leute von Sinear.

Nun aber die wichtige Frage: Warum ist denn Gott in unserer Textesgeschichte herabgefahren um die Sprache jener Leute zu verwirren? Die Geschichte selber gibt uns stillschweigend eine recht deutliche Antwort. Die Leute von Sinear haben bei ihrem Bauen Gott nichts nachgefragt. Nirgends taucht da nur einmal die Frage auf: Will Gott überhaupt eine solche Stadt und einen solchen Turm? Oder die Frage: Wie sollen wir bauen, daß es Gott gefällt? Sie dachten nur an sich selber: „Wir wollen uns einen Namen machen." Darum fährt Gott hernieder und verhindert den Bau.

Damit ist, wie ich glaube, auch für die „Sprachverwirrung" in unserm Lande der Grund genannt. Auch wir bauen unser Vaterland ohne Gott viel nachzufragen. Mit Gott bauen heißt nämlich gerecht bauen. Denn unser Gott ist ein Gott der Gerechtigkeit; er kann kein Unrecht dulden. Wo ungerecht gebaut wird, entsteht Auflehnung, gibt es zornigen Widerspruch, gibt es Kampf und Parteiwesen. Vielleicht darf man den Satz auch umkehren und behaupten: Wo Widerspruch, Kampf und Parteiwesen ist, da ist ungerecht gebaut worden. Der Unterdrückte verlangt eben sein Recht.

Die beiden fundamentalen Aufgaben jedes Staates sind, wie oben gezeigt wurde, der Schutz des Landes gegen Gefahr von außen und Herstellung der Ordnung und Eintracht im Innern. In Babel führte die Lösung dieser beiden Aufgaben in große Wirren hinein, denn man baute ungerecht. Die heutigen Staaten müssen diese beiden Aufgaben durch den Ausbau des Militärwesens und der Gesetze lösen. Und nun sagt mir: gibt es nicht auch bei uns immer gerade dann die größte Aufregung und Sprachverwirrung, wenn in unsern Räten neue Militärvorlagen debattiert werden, oder wenn neue Gesetze bei unserm Volke zur Abstimmung gelangen? Woher kommt das? Daher, weil auch

wir uns bei der Lösung dieser beiden Aufgaben zu wenig fragen: Will Gott überhaupt so etwas? Ist es gerecht, daß man jährlich, wenn ich nicht irre, über 40 Millionen Franken ausgibt, um im Ernstfalle ein Massenmorden anzuheben, während jetzt so viel Not und Armut in unserer Bevölkerung herrscht? Ist das vernünftig? Ist das gerecht? Auf was für raffinierte Art und Weise muß man oft das nötige Geld für die allernotwendigsten Wohlfahrtseinrichtungen zusammenbetteln! Denkt nur einmal an die Blumentage! Wäre unserm Volke nicht ein größerer Dienst erwiesen, wenn einmal einige Millionen vom Militärbudget gestrichen und für bessere Zwecke verwendet würden! Es gäbe dann vielleicht weniger „Sprachverwirrung" und mehr Eintracht im Volke. Eintracht macht uns nach außen erst recht stark. Das beständige Wettrüsten wird aufhören, wenn ihr, das Volk, nicht mehr wollt. — Und dann der Ausbau unserer Gesetze! Sind wir da nicht manchmal auch ungerecht? Ich bin weit davon entfernt, unsern Regierungen den Vorwurf zu machen, daß sie uns schlechte Gesetze geben, obwohl manche der bestehenden Gesetze nichts weniger als gerecht sind. Nein, ich wende mich heute an euch, liebe Miteidgenossen. Es liegt in eurer Hand, ungerechte Gesetze zu verwerfen. Aber wenn ihr über ein Gesetz abstimmen müßt, so fragt ihr euch nicht: Ist es gerecht? sondern: Bringt es mir Vorteile oder nicht? Immer ist wieder das kleine egoistische „ich" der Gesichtswinkel, aus welchem ihr die Gesetze beurteilt. Ein Schweizerbürger soll aber auch dann für ein gerechtes Gesetz stimmen, wenn es ihm persönlichen Nachteil bringt. Das ist wahrer Patriotismus, nicht der vom 1. August.

Laßt mich euch nochmals an unsere Textesgeschichte erinnern. Sie ruft uns zu: Wenn ihr euer Vaterland dauerhaft ausbauen wollt, dann müßt ihr es anders machen, als die Leute von Sinear. Ihr müßt mit Gott, d. h. gerecht bauen. „Recht sprudle hervor wie Wasser, und Gerechtigkeit wie ein nie versiegender Strom" (Amos 5,24). Sonst wird Gott eines Tages auch in unserm Vaterland die „Sprachverwirrung" so groß machen, wie in Babel, sodaß auch wir aufhören müssen, unser Vaterland zu bauen. Gott kann eben kein Unrecht dulden. Amen.

Hans Spahn.

Solidarität.

I.

Das Wort Solidarität, zu deutsch Zusammengehörigkeit, liegt heute in der Luft. Die soziale Bewegung hat es wieder in Uebung gebracht. In viel zu einseitiger Weise hat man während langer Zeit die Freiheit des Einzelnen in den Vordergrund gestellt. Davon kommt man nun zurück und fängt an sich zu fragen, ob die Freiheit des Einzelnen nicht schließlich nur im Zusammengehen mit den Menschen,

in der Solidarität, ihre Verwirklichung und letzte Vollendung finden könne. Der Sozialismus hat es wieder einmal gezeigt, was der Mensch vermag, wenn er gemeinschaftlich handelt, und daß die Masse durchaus nichts verächtliches sei, sobald sie nur durchhaucht wird vom Geist der Solidarität, der sie gliedert und ordnet und alle ihre Kräfte zusammenfaßt zu einem großen Impuls. Es hat sich dabei wieder die alte Sache gezeigt, daß Einigkeit stark macht, daß Solidarität immer Kraft bedeutet. Wir können als Menschen nur dann das höchste leisten, wenn wir zusammenstehen und einem Geiste, einem Willen dienstbar werden, wenn wir nicht wider einander, sondern für einander sind. Es ist unerhört was Menschen, was Völker vermögen, wenn sie solidarisch sind. Wie immer wir von Krieg und Kriegsdienst denken, ein gut organisiertes, schlagfertiges, vom Geiste der Vaterlandsliebe erfülltes Heer wird stets unsere Bewunderung erregen und kann uns ein Sinnbild für das höchste sein. Haben wir nicht alle gestaunt über die ungeheure Stoßkraft der japanischen und jetzt wieder der bulgarischen und serbischen Truppen? Oder denken wir an die Leistungen der modernen Industrie, die aufgebaut ist auf den Grundsatz der solidarischen Arbeit. Die ganze Welt erzittert heute unter dem Tritt einer solidarischen Arbeiterschaft. In alle Gebiete des Lebens wirft die soziale Bewegung ihre Wellen.

In einer solidarisch empfindenden Gruppe von Menschen wird tatsächlich jeder einzelne über sich selber hinausgehoben und gleichsam mit der Kraft aller erfüllt, die er dann wieder an die Gesamtheit zurückgibt. Wir sind andere Menschen, wenn wir für uns allein sind, oder wenn wir von den Wogen eines starken Gemeingefühls ergriffen werden. Im letztern Falle sind wir zu Dingen fähig, die wir, auf uns selber gestellt, oft nicht vermöchten. Wohl ist jene Kraft noch größer und imponierender, die den Flammen einer allgemeinen Begeisterung kühlen Bluts zu trotzen vermag und mitten in einer allgemeinen Panik die Ruhe nicht verliert. Aber ein solidarisches Bewußtsein ist stets kraftvoller als gar keines.

Des weitern bietet die Solidarität den Schwachen Schutz und Stütze. Wohl sollen wir Menschen im letzten Grunde selber leben und nicht auf Kosten der andern und kann ein stetes äußeres Gestütztsein die Schwäche noch vermehren. Zuweilen aber wirkt eine äußere Stütze auch segensreich und gibt dem Schwachen die nötige Ruhe, sich selber zu finden und an sein Können, über das auch der Schwächste noch verfügt, zu glauben. In einem allgemeinen Wirrwar gehen die Schwachen meistens unter. Im letzten Grund steht niemand auf sich selber. Auch der Starke, wenn er anders wirklich stark ist und nicht bloß scheinbar, hängt an der Wahrheit und empfängt seine Kraft aus einem Reiche des Geistes, in welchem auch die Schwachen aufgenommen sein sollen. Im Bereiche einer recht verstandenen Solidarität kommen auch die Schwachen zu ihrem Recht. Wenn sie auch nicht zur Führung berufen sind, so sind sie doch zur Hingabe berufen.

Das ist nicht weniger groß und nötig in der Oekonomie des Lebens. Nur darf auch der Schwächste von der Verpflichtung nicht dispensiert werden, sich seinen Führer in Freiheit und Vertrauen selber zu wählen. Sich freiwillig hingeben zu dürfen an eine vertrauenswürdige Führung, das ist heute die Sehnsucht unendlich vieler Menschen. Nur können sie den rechten Führer noch nicht finden. Vielleicht steht auch er schon bereit und hält Ausschau nach seinen Gefolgsleuten. Und es wird nicht lange gehen, so werden Führer und Folger sich finden. So wird ein Organismus entstehen, wo jeder seine besondere Stelle und Aufgabe hat als dienendes Glied am Ganzen und keiner sich über den andern erhebt, weil jeder seine Kraft aus einer gemeinsamen Quelle schöpft. So sehen wir, daß wahre Solidarität nicht nur dem Schwachen, wenn man da noch von Schwäche reden kann, sondern auch dem Starken seine Stellung und Aufgabe zuweist.

Innerhalb einer wirklichen Solidarität kommt ferner die Treue zu ihrem Rechte. Solidarisch empfindende Menschen sind treu. Sie stehen zu den Menschen, die sie sich einmal erwählt, zu dem Ganzen, dem sie sich einmal zur Verfügung gestellt haben. Solidarität tritt ja in Kampfeszeiten am deutlichsten in Erscheinung, in Zeiten der Gefahr, der Prüfung, der Opfer. Da muß es sich zeigen, ob wirkliche Solidarität vorhanden sei, ob man nicht bloß für seine Person profitieren, sondern für eine gemeinsame Sache eintreten wollte. Wenn der Streikbrecher nach siegreich durchgefochtenem Streik, sich dann plötzlich wieder seiner Solidarität mit seinen Klassengenossen erinnert, wenn es gilt, die Früchte des heißen Kampfes zu pflücken in Gestalt des höheren Lohnes, so begreifen wir den Zorn der Genossen wohl. Es ist rührend, wie treue Dienstboten sich mit ihrer Herrschaft solidarisieren und das Beste des Hauses ihrer persönlichen Annehmlichkeit überordnen auch da, wo niemand kontrolliert.

Endlich lehrt uns die Solidarität Disziplin, Zucht, verleiht uns die Fähigkeit persönliche Wünsche hinter die Interessen des Ganzen zurücktreten zu lassen, das Wesentliche vom Unwesentlichen zu unterscheiden. Das Ganze ist immer wichtiger als das Einzelne. Und wenn die Unterordnung der individuellen Wünsche auch nicht immer mit der größten Begeisterung geschieht — wenn sie nur geschieht. Die Gefahr, daß wir unser zufälliges Selbst wichtiger nehmen als das notwendige Ganze, ist wohl größer als die andere, daß wir dem Ganzen zu viel opfern. Ob auch der Militärdienst, um mich wieder dieses anschaulichen Beispiels zu bedienen, sicher nicht als das Urbild wahrer Solidarität gelten darf, da er auf Gewalt gestellt ist, so ist doch zweifellos eine seiner größten Wohltaten die, daß er uns Disziplin beibringt und uns in einer strengen Ordnung des Tagewerks die höchstmögliche Ausnützung der vorhandenen Kräfte üben lehrt.

Es gibt eine verkehrte Solidarität, eine Solidarität, in der der Mensch, sein bestes preisgebend, sich zum bloßen Mittel zum Zwecke erniedrigt und sich in einer Weise aufgibt, wie Menschen es

nie sollen. Es gibt Menschen, die sind bloße Herdentiere, bloße Gattungswesen, die der Gemeinschaft keinen nennenswerten Beitrag zu leisten haben — wir werden noch davon hören. Wir meinen nicht eine solche Solidarität. Wahre Solidarität ist im Grunde nur möglich zwischen Persönlichkeiten, die selber etwas sind. Solidarität ist ein Geben und ein Nehmen. Je größer angelegt, je stärker, je reicher menschliche Persönlichkeiten sind, um so schwerer werden sie es allerdings haben, in Gemeinschaft mit einander zu treten. Darum entstehen zwischen bedeutenden Menschen oft Spannungen, um so leichter, je näher sie sich stehen. Aber das ist nur ein Anzeichen dafür, daß sie einander suchen, und wenn sie sich dann gefunden und verstanden haben, dann werden sie eine Gemeinschaft haben, die nichts und niemand trennen kann, eine Gemeinschaft fruchtbarster Art von unendlichem Wert für die Allgemeinheit und von tiefsten Freuden für die Verbundenen selber. Wer dächte da nicht an Goethe und Schiller, wo dieser weltgeschichtlichen Freundschaft auch eine starke Abstoßung voranging. Nullen haben leicht Toleranz und Solidarität zu predigen; sie kennen die Gegensätze und Widerstände nicht. Darum gibt 0 + 0 leider wieder bloß 0. Die größten Menschen sind immer die einsamsten; aber gerade sie haben eine unendliche Sehnsucht nach Gemeinschaft. Alle sehnen wir uns nach wahrer Solidarität, für die wir geschaffen sind. Der Mensch ist kein Herden- aber ein Gemeinschaftswesen; er allein kann in Freiheit einem andern ebenso freien Wesen begegnen und mit ihm einen Bund der Freiheit schließen. Wieviel hat doch die Jugend übrig für Korps- und Klassengeist und nichts begeistert die Buben so sehr, wie Militär. Kameradschaft steht bei den Jungen in hohem Kredit. Wenn wir das Leben wollen verstehen lernen, müssen wir sehen, wie die Jugend es treibt.

II.

Im vorangehenden haben wir die Solidarität als ein Ideal zu beschreiben versucht. Wie steht es nun um ihre Wirklichkeit? Da stellen wir denn zunächst fest, daß die Solidarität eine menschliche Tatsache ist. Die Menschen sind tatsächlich in tausend verschiedenen Gemeinschaftsformen solidarisch mit einander verbunden. Ohne Solidarität könnte eine Beziehung unter den Menschen überhaupt nicht zustande kommen. Von Freundschaft und Ehe an bis zu Staat und Kirche und Rassengemeinschaft, ja bis zum Weltverkehr sind wir Menschen in unzähligen Beziehungen mit unsern Mitmenschen solidarisch und stehen in tausend Verbindungen mit ihnen, nicht nur zu denen der Gegenwart, sondern zu den Menschen der Vergangenheit so gut wie der Zukunft. So ist eine gemeinsame Geschichte ein festes Band, das Menschen verbinden kann.

Zunächst sind es die physischen Bedürfnisse und Interessen, worin die Menschen solidarisch sind. Die Erhaltung der äußeren Existenz erfordert ein Zusammengehen. Hier sind wir alle

auf einander angewiesen. Es schadet nichts, wenn wir uns dessen zuweilen wieder recht deutlich bewußt werden, wie sehr wir in Bezug auf Nahrung, Kleidung, Obdach und sonstige Sicherung unserer äußeren Existenz auf das Zusammenwirken aller angewiesen sind. Der Landmann pflegt sich jeweilen immer mit Stolz daran zu erinnern, daß wir Städter ohne seine Arbeit überhaupt nicht existieren könnten. Keiner kann sich aus dem menschlichen Solidaritätsverbande irgend loslösen. Auf tausend Weisen sind wir mit unseresgleichen verknüpft. Wir brauchen nur auf die Straße hinauszutreten, in einem Laden etwas zu kaufen, oder zu Hause uns zum Mittagsmahl zu setzen oder unsere Kleider anzuziehen — allemal profitieren wir von dem, was andere getan. Es öffnet uns die Augen für die weitschichtigsten Solidaritätsbeziehungen, wenn wir daran denken, daß das Brot, das wir essen, vielleicht in Rußland, das Fleisch in Argentinien, Feigen und Orangen auf unserm Tisch in Italien, der Wein in Spanien gewachsen ist und das Kleid, das wir tragen, vielleicht aus England stammt. Selbst wenn wir wie Robinson auf einer Insel lebten, so könnten wir doch unsere Vergangenheit, den Leib, den wir von den Eltern empfangen, nicht abstreifen.

Bedeutsamer noch als die physischen sind die geistigen Beziehungen, in denen wir zu einander stehen. Wir sind solidarisch mit einander durch die Anlagen und Gesetze des Geistes, an denen wir alle teilnehmen. Wir sind solidarisch in Bezug auf unsere Denkgesetze, die Gesetze des Fühlens und Handelns. Recht und Sitte, Gewohnheit, Moral und Religion schlingen die festesten Bande um die Menschen und schließen sie zu ebensoviel Solidaritätsgebilden zusammen in Staat und Kirche, Schule und Gesellschaft. Und wie wir in Bezug auf unsere physische Existenz auf Schritt und Tritt auf die Leistungen der Allgemeinheit angewiesen sind, so nicht minder auch in Bezug auf unsern geistigen Besitz. Im Anfang unseres Lebens bis zu unserm zwanzigsten oder fünfundzwanzigsten Jahre beschränken sich die meisten im wesentlichen darauf, sich den geistigen Besitz der Allgemeinheit, soweit ihnen dies möglich oder nützlich scheint, anzueignen. Das geschieht bewußt und gewollt durch die Schule, unbewußt in der Kindheit sowie durch den unmittelbaren Verkehr mit den Menschen. Ganz instinktiv nehmen wir das Denken und die ganze geistige Art unserer Umgebung in uns auf und passen uns an. Es ist die geistige Lebensluft, die durch tausend Poren in unsern geistigen Organismus eindringt und ihn aufbaut. Wenn wir alles abrechnen würden, was wir an geistigen Werten von der Allgemeinheit empfangen haben, wir würden wohl erstaunen, wie wenig eigenes im allgemeinen übrig bliebe. Aber wir haben diese Nahrung auch wiederum nötig. Wenn der lamaistische Heilige in Tibet sich ein Leben lang einmauern läßt, um von aller Welt abgeschlossen, ganz auf sich selbst und seinen Gott gestellt zu sein, so ist das dürftige Resultat dieses ganzen Beginnens, daß der Aermste einfach blödsinnig wird.

Ja, wir können weiter gehen und sagen, daß *selbst die Gegensätze*, in die wir zu einander geraten, ein Zeugnis von der Solidarität enthalten, die uns mit einander verbindet. In Gegensatz können wir nur zu Wesen geraten, mit denen wir eine gewisse gemeinsame Grundlage haben. Je näher wir einander stehen, umso schärfere Gegensätze können zwischen uns entstehen. Darum sind Bruderzwiste immer so außerordentlich giftig und gehässig. Sie enthalten die Möglichkeit zu einer umso festeren Gemeinschaft. Aeußere Ruhe, Festigkeit und Einheit sind noch lange nicht ein Beweis inneren Haltes und Verbundenseins und äußere Zwistigkeiten nicht immer das Zeichen innerer Zerrissenheit und Haltlosigkeit. Ich kann mir nicht versagen, folgenden Passus aus Lhotzky's „Ehebuch" zu zitieren:

„In der Ehe gestaltet es sich so, daß der schwächere Teil — in der Regel ist es der Mann — ein paarmal versucht, aufzubegehren, dann ist sein Widerstand für immer gebrochen. Die Welt sagt: Die jungen Leute haben sich gefunden und nennt die Ehe glücklich. Ach, sie sind ja alle so glücklich, wenn man sie danach fragt, und so unglücklich, wenn man sie ansieht. Eure Gesichter sind die Verkläger eurer Worte.

Ich verkehrte einmal viel in zwei verwandten Häusern. Das eine war ein entzückendes Kinderhaus mit viel Nöten äußerlich und viel Wutausbrüchen innerlich, aber doch voll wohligen Glücks. Das andere war kalt und gelassen, aber eine vergiftete Hölle, wo man kaum atmen konnte. Da sagte eines Tages der Höllenmann zu mir: Denke nur, diese Leute behaupten, ich sei unglücklich verheiratet, und sie selbst, wie schwer sitzen sie im ehelichen Unglück! Aber ich konnte nur froh sein, wenn ich bei den andern weilte!"

Gegensätze sind nur auf dem Boden einer umso tieferen Gemeinschaft möglich und streben nach ihrer eigenen Aufhebung und einer umso völligeren Solidarität. Wesen, die nichts mit einander gemein haben, streiten nicht mit einander; sie liegen wie Sandkörner neben einander. Gegensätze sind mehr als Indifferenz.

Wie nun die Allgemeinheit jeden Einzelnen von uns in vielfacher Weise bestimmt, so wird umgekehrt auch in jedem Falle von jedem Einzelnen eine *Rückwirkung* auf die Allgemeinheit ausgehen. Die Frage ist zwar immer heilsam, was und wie viel wir denn der Allgemeinheit sind, ob das, was wir ihr zurückgeben in irgend einem annehmberen Verhältnis stehe zu dem, was wir täglich aus ihren Händen empfangen. Können wir uns am Abend jedes Tages auch nur das eine sagen: Heute hast du dein tägliches Brot verdient? Und es gibt noch ganz andere Dinge, die wir uns erst verdienen müssen. Oder sind wir am Ende bloße Schmarotzerpflanzen am Baume des Lebens? Wie dem aber auch sein mag: Irgend einen Beitrag leistet auch der nichtigste Mensch zum gemeinsamen Leben, wenn nicht einen positiven, so denn einen negativen. Keiner kann sagen: Was ich tue geht niemanden etwas an, ich lebe für mich, und wenn ich meinen

Unterhalt selber verdiene und weiter nicht gegen die Gesetze des Landes verstoße, so kann es den Menschen egal sein, was ich treibe. Das ist nicht wahr. Es gibt Gesetze, die reichen weiter als Staatsgesetze, und ob er es will oder nicht, so gehen von jedem Menschen in jedem Augenblicke strahlenförmig Einflüsse guter oder schlimmer Art nach allen Richtungen aus, fördern oder hemmen die Menschen. Missetaten wie Guttaten der Väter erweisen sich an den Kindern auf viele Generationen hinaus; aber auch die Mitlebenden werden sie spüren, sobald sie nur in den Bereich des betreffenden treten. Man hat schon gesagt — und mit Recht — die ganze Welt würde eine Veränderung erleiden bis zum fernsten Stern, wenn auch nur ein einziges Sandkorn aus dem Dasein verschwände — um wie viel mehr trifft dieser Gedanke auf den Menschen zu! Wir können uns nicht isolieren. Wir sind nirgends Menschen ohne Beziehung auf unsere Mitmenschen, und Leben ist nichts anders als eine Wechselwirkung von geben und von nehmen. Auch die gewaltigste Persönlichkeit ist nicht bloß gebend. Ihr Aufnahmeapparat arbeitet vielmehr stets mit ungeheurer Kraft. Was würde überhaupt Größe bedeuten ohne Beziehung auf die Menschen? Die größten Persönlichkeiten sind groß nur in Bezug auf das, was sie der Menschheit sind oder sein werden. Eine Größe, die nur einsam wäre, höbe sich selbst auf. Groß ist die Einsamkeit der Großen nur dann, wenn ihr Schmerz und ihre Sehnsucht nach einer möglichen und auf Grund der eigenen Größe werdenden neuen Gemeinschaft, einer neuen Menschheit, Ausschau hält. Große Menschen reißen mit der unerhörten Macht ihrer Sehnsucht ganze Zeitalter, ganze Jahrhunderte zu ihrer Höhe empor. Das ist ihre Größe, daß sie ihres Geistes Fülle für einen Schaden achten müßten, und sie von sich würfen, wenn sie dieselbe für sich allein zu genießen verflucht wären. Größe heißt im Grunde nichts anders, als das Ewige, was heimlich in allen Menschen schlummert und traumhaft zum Lichte drängt, zu klarer Offenbarung zu bringen. — Aber auch der Geringste wird nie bloß ein nehmender sein; denn auch nehmen kann man nur nach Maßgabe dessen, was man schon ist und besitzt.

III.

Nachdem wir nun die Solidarität eine Tatsache beschrieben haben, müssen wir uns nun eine Weile bei der umgekehrten Tatsache aufhalten, daß in unserem Leben auch Kräfte wirksam sind, welche die Solidarität der Menschen zu zerstören trachten. *Auch die Zerrissenheit unseres Lebens ist eine Tatsache*, die heute spürbarer ist, denn je. Wenn diese Kräfte den Ausschlag geben würden, dann würde das der Auflösung des Lebens gleichkommen. Wohl sind Gegensätze nur auf dem Boden der Solidarität möglich; aber sogut als zu einer Festigung, können sie auch zu einer Zerstörung der Solidarität und damit des Lebens überhaupt führen. Kämpfe können zu haltbaren Bündnissen, aber auch zu einer völligen Vernichtung des Gegners

führen. Wir würden überhaupt nicht von Solidarität reden, wenn sie uns nicht zum Problem, zur Aufgabe, geworden wäre.

Trotz der vielen Solidaritätsgebilde, welche heute die Menschen umspannen und zu Gemeinschaften vereinigen, werden wir uns heute immer stärker der tiefen Zerrissenheit unseres Lebens bewußt. Tief und schmerzlich empfinden wir es, daß wir Menschen untereinander uns doch merkwürdig fremd geworden sind, daß der innere Zusammenhang fehlt.

Zunächst ist recht deutlich erkennbar, daß das Leben heute in eine ganze Menge einzelner Gruppen und Gemeinschaften auseinandergerissen ist, die einander unter sich nicht verstehen können. Wir reden nicht von den Rassen und Völkerschaften auf der ganzen Erde, die sich heute durch den gewaltigen Weltverkehr viel näher gerückt sind, als sie es früher waren. Wir denken da mehr an unser europäisches Kulturgebiet, an unser eigenes Volk. Wir sind zerrissen in Klassen und Stände. Eine Welt liegt zwischen arm und reich. Beide können nicht zusammenkommen — Denken und Empfinden sind zu verschieden und darum flieht man einander. Was für eine Gemeinschaft persönlicher Art besteht zwischen Arbeiter und Fabrikant? Jeder lebt in seiner Welt und läßt den andern ziehen. Auch die Berufsarten sind auseinandergerissen. Jeder ist vor allem Fachmann und zieht seine Freuden vor allem aus seinem Fach. Dagegen wäre nichts zu sagen, wenn nicht jenseits des Faches eine gähnende Oede sich öffnete. Was für lebendige Berührungspunkte, was für eine nach Ausdruck drängende Gemeinschaft haben heute im Zeitalter des Spezialistentums die Wissenschaften untereinander? Die Hochschule, diese „universitas litterarum" vereinigt wohl alle vier Fakultäten unter einem Dache; aber eine Kluft ist trotzdem zwischen ihnen befestigt. Der Jurist ist dem Theologen, der Theologe dem Mediziner ein Mensch aus einer andern Welt. Jeder meint das Ganze zu besitzen und belächelt den andern. Und mit welchem Gefühle von Ueberlegenheit blicken die Akademiker auf die sog. „Ungebildeten" herunter, mit welcher Erbitterung fühlen sich weite Kreise vom Anteil an den Geistesschätzen der Kultur nahezu gänzlich ausgeschlossen. Was ist dem Handelsmann gemein mit dem Arbeiter, was verbindet diesen mit dem Akademiker? Gewiß sind überall Berührungspunkte, aber eben nur Berührungspunkte. Wo ist der beherrschende, alle umspannende Gedanke, der Wille, in dem sich alle verstehen? Wir sind doch alle mehr als Fachleute! Wir sind doch Menschen! Oder sind wir es am Ende nicht mehr, sind wir es zu wenig? Wo ist die Einheit, die uns alle bindet? Ist es der Staat? Ach, wie zerrissen ist er! Als „vaterlandslose Gesellen" werden die Leute von der Arbeiterpartei vielfach gebrandmarkt, während man auch den führenden Leuten von der Gegenpartei kein übermäßiges Vaterlandsgefühl nachrühmen kann, wenn im Ausland größere Gewinne winken. Oder ist es die Religion? Ach, kaum jemals war die offizielle Religion sich ihrer Schwäche

so tief bewußt, wie heute. Wenn wir auf die Häupter unserer Kultur blicken, dann ist es uns nicht vergönnt, mit dem Johannes-Evangelium zu sagen: „Doch glaubten der Obersten viele an ihn" (Joh. 12, 42). Schaut euch doch unsere Politiker, unsere Künstler, Wissenschafter, Aerzte, Militärs auf ihre Stellung zum offiziellen Christentum an. Es fällt im höchsten Grade auf, wenn sich noch einer zur Kirche hält. Wie steht die Arbeiterpartei, wie der offizielle Freisinn zur Kirche? ... Oder ist es das Band der Geschichte, das uns zusammenhält? Wenn das gegenwärtige Leben nicht stark genug ist, sich beieinander zu behalten, wie sollte die Vergangenheit, die Geschichte, dies vermögen? Die Geschichte bekommt ja selber Risse und Sprünge und fällt schließlich auseinander, wenn das Gegenwartsleben zerfällt. Denn wir machen mindestens ebensosehr die Geschichte, als die Geschichte uns. Darum ist heute so wenig Einheit in der Geschichtsschreibung. Anders sieht die Geschichte aus, wenn ein Sozialist, anders wenn ein Bürgerlicher oder ein Vertreter des Adels sie schreibt.

Aber auch innerhalb der einzelnen Gebiete, Berufsarten, Gruppen, Stände, fängt der Einzelne an sich immer weniger heimisch zu fühlen. Am bloßen Spezialistentum kann man kein Genüge mehr finden. Man spürt, daß durch die Isolierung nachgerade die betreffenden Gebiete selber zu leiden beginnen. Bildlich gesprochen zerstört der Ohrenspezialist schließlich auch das Gehör, wenn er es so gründlich kuriert, daß darüber der ganze Leib zugrunde geht. Fachleute, die nichts als Fachleute sind und das Ganze des Lebens, an dem das Einzelne hängt, nicht in Betracht ziehen, weil sie ihm fremd sind, schaden bei aller „Gründlichkeit" schließlich ihrem eigenen Fach und sterilisieren ihre Arbeit. Gerade wenn man in seinem eigenen Beruf und Fach der Sache auf den Grund gehen will, wird man mit innerer Notwendigkeit über den Rahmen des eigenen Faches hinausgedrängt. Das spürt man mehr und mehr und fühlt sich in der Abgeschlossenheit unbehaglich. Man wird sich dessen bewußt, daß man auf solche Weise nur ein Splitterdasein führt, nur eine Teilseele hat. Das ist aber ein Unding. Am besten wäre durchzukommen — so scheint es beinahe — wenn man die Seele überhaupt aus seinem Tun ausschalten könnte. Was braucht man denn ein inneres Verhältnis zu seiner Arbeit? Es geht ja alles mechanisch. Je größer der Betrieb, umso mechanischer, umso burokratischer die Arbeit. „Seele", diesen Artikel führt man in unsern Warenhäusern, Fabriken, Universitäten und staatlichen Verwaltungen nicht. Was sollte eine Aktiengesellschaft mit Seele anfangen — die braucht Kapitalien und Dividenden. Wie viele seufzen unter dem Zwiespalt, daß sie noch Interessen haben geistiger Art, die über das hinausgehen, was das Bureau oder die spezielle Berufsarbeit verlangt. Sie spüren ganz gut, daß sie sich dadurch vor ihrem Vorgesetzten nur kompromittieren können. Außer der Tageszeitung darf man nichts anderes lesen als die Fachzeitschrift, wenn man es heute zu etwas bringen will. Sonst ist man ein

Grübler, oder Träumer, oder gar ein Künstler, oder sonst ein unbrauchbarer Mensch. O wie viele haben Stunden, wo sie den Nachbarn an ihrem Schreibpult beneiden, der sich so hübsch angepaßt und sich seine Seele so gründlich abgewöhnt hat und dem nun in seiner Ahnungslosigkeit so wohl ist.

So stehen heute ungezählte Menschen — es sind die besten — im Gefühl einer tiefen geistigen Heimatlosigkeit. Kein einziges Interesse, das die Vielen so geschäftigt umtreibt, kann ihnen mehr genügen, alles fällt ihnen aus den ratlosen Händen. Das Jagen nach Profit, die Fachsimpelei sind ihnen ein Eckel. Niemand weiß mehr, was er glauben oder hoffen soll, wenn er überhaupt noch seine Gedanken auf solche Dinge richtet. Alle Formen des Glaubens oder Unglaubens schwätzen durcheinander, alle Weltanschauungen stürmen auf uns ein wie tollgewordene Winde. Und der innern Haltlosigkeit entspricht die äußere, der geistigen die materielle. Wehe dem, der mittellos in der Welt steht, er kommt erbarmungslos unter's Rad — ein Wunder, wenn sein sittliches Selbst vor dem Ruin bewahrt bleibt. Millionen, die in einer täglichen furchtbaren Existenzunsicherheit leben. Aber auch die Besitzenden müssen zittern. Besitz ist niemals sicher. Beständig wetterleuchten ringsum am Horizont schwere Gewitter; jeden Augenblick können furchtbare Katastrophen über uns alle hereinbrechen, wir müssen jeden Augenblick auf alles gefaßt sein. Wer weiß, welche Stunde den europäischen Krieg uns bringt!

Voll Sehnsucht blicken heute viele zurück nach den schönen Zeiten des einst als finster verrufenen Mittelalters, wo die Menschen im Schoß der katholischen Kirche noch eine geistige Heimat hatten, wo die Kirche noch alle Lebensgebiete umspannte und befruchtete, wo Herren und Knechte, wo selbst die Feinde sich noch verstanden in ihrem gemeinsamen Glauben.

IV.

Doch ein zurück gibt es nun nicht mehr; wir müssen vorwärts. Und vorwärts kommen wir nicht durch ein bloßes klagen und moralisieren, das über alle vorhandenen Tatsachen hinweg das Lob der Solidarität singt, wie man sich eben als Brüder lieben und seine Arbeit mit Geduld und Freude üben und sich in alle Mißhelligkeiten als in Gottes Willen schicken müsse.

Die ganze Zerrissenheit der gegenwärtigen Lage hat ihre tiefen Gründe. Sie ist nicht nur ein Anzeichen von Krankheit, sondern auch von Gesundheit. Es gibt viele Dinge, die wir einseitig als Krankheitssymptome würdigen und doch kann man in ihnen ebensogut Schutzvorrichtungen des Lebens gegen schlimmere Schädigungen erblicken. So den Schmerz in vielen Fällen, das Fieber, Ohnmachten, Schorf, gewisse Wahnideen 2c. So auch die stark empfundene Zerrissenheit unserer Zeit. Sie kommt ganz einfach daher, daß die Menschen sich nicht mehr unter die bestehenden Ordnungen

und Gemeinschaften beugen wollen, weil sie sich mehr oder weniger bewußt durch sie in ihrem Besten bedroht fühlen. Wir haben zu Anfang bereits angedeutet, daß die Festigkeit und Tiefe des Solidaritätsgefühls geradezu bedroht ist, wenn alle reine Gattungswesen würden. Die Stärke der Gemeinschaft selber fordert es geradezu, daß der Einzelne auch etwas für sich und in sich selber sei. Wohl gibt es Dinge, in denen der Einzelne sich dem Gesamtinteresse unterordnen und Disziplin üben soll. Aber sein innerstes Wesen, sein eigenstes, sein Selbst, seine Persönlichkeit, sein Gewissen, seinen Wahrheitssinn darf und soll er unter keinen Umständen preisgeben, und wenn die Gemeinschaft es dennoch fordern sollte, dann muß er die Solidarität einfach künden und lieber seine physische Existenz auf's Spiel setzen, als nachgeben. Unsere zufällige Person sollen wir unter Umständen opfern, nie aber unsere Persönlichkeit.

Und gerade dieses Opfer fordern fast alle sichtbaren Gemeinschaftsgebilde, wie wir sie heute haben. Sie wollen alle unsere Seele unterjochen, unsere Persönlichkeit knechten und den Menschen ihre eigenen Ziele als die letzten aufdrängen. Das ist im Einzelnen und Kleinen wie im Großen und Ganzen der Fall.

Im Einzelnen und Kleinen: Jede einzelne Seite des Lebens, jedes besondere Betätigungsfeld möchte das Ganze sein. Jede Funktion des Lebens möchte das Leben beherrschen, statt ihm zu dienen, und bedroht es damit in seiner Existenz. Das gilt, um nur einige Beispiele herauszugreifen, vom Beruf, von der Arbeit, von der Maschine, vom Denken, vom Sexualleben. Kein Gebiet des Lebens, das man nicht von diesem Gesichtspunkte aus betrachten könnte.

So will einmal der Beruf sich dem Leben gegenüber selbständig machen. Wir sahen schon, wie jedes Interesse, das über den Beruf hinausgeht, als ein Luxus empfunden wird, wenn nicht als ein Diebstahl. Der Arzt soll, wenn möglich nur Arzt, der Staatsbürger nur Staatsbürger, der Schüler nur Schüler, der Arbeiter nur Arbeiter, der Bureauangestellte nur Angestellter sein — nur ja nicht ein Mensch. Darin sähe der Vorgesetzte bereits eine Art Revolution oder doch eine Unverschämtheit. So wird der Beruf mächtiger als der Mensch selber und drückt diesen allmählich zu einem bloßen Mittel zu seinen Zwecken herab. So will auch die Arbeit Königin sein und den Menschen beherrschen. Die Arbeit — gewiß wiederum etwas sehr schönes. Was wäre unser Leben ohne sie! Welche Freudenbringerin kann sie sein, wenn sie dem Leben dienen will. Heute aber ist auch sie zum Selbstzweck geworden und der Mensch muß ihr Knecht sein. So ist sie heute weithin zu einer drückenden Tyrannin geworden und raubt dem Leben seinen Glanz, seine strahlende Ruhe, seine Würde, seinen Sonntag. Der Mensch ist zum bloßen Arbeitstier herabgesunken. Leute, die wahrlich der Welt etwas besseres zu schenken hätten, werden von tausend kleinlichen und meistens gänzlich nutzlosen Geschäften gehetzt und in Anspruch genommen und wenn sie sich aller dieser Dinge

energisch entledigen, um ihres höheren Berufes willen, dann wird ihnen das, wenn sie keinen großen Namen haben, als eitel Trägheit oder Hochmut ausgelegt. Sie wollten nicht mehr dienen .... O über dieses heillose heuchlerische „Dienen" voll Menschenfurcht und verschmitztem Geschäftsgeist, das sich noch dazu als Gottesdienst ausgibt und ist doch purer Götzendienst. O daß wir doch endlich wieder das wirkliche Dienen lernten das Jesus meint. — Und während großangelegte Menschen vom kleinlichen heruntergezogen werden, schwindeln sich für's Kleine geschaffene Naturen zu den großen irdischen Aufgaben hinauf, um dort eine hilflose und klägliche Figur zu machen. Wie groß kann doch das kleinste und einfachste werden, wenn wir dazu berufen sind und die ganze Inbrunst der Seele in die scheinbar kleine Verrichtung hineinlegen. In der Seele schafft das Ewige, das immer groß ist. Vor ihm ist nichts irdisches groß oder klein. Deswegen sind doch die einen zum irdisch großen, die andern zum irdisch kleinen berufen. Wenn sie alles nur in jedem Falle groß, d. h. aus dem Geiste Gottes erfassen.

Auch die Maschine ist etwas, was dienen sollte und in dieser Stellung dem Menschen unendlichen Segen bringen könnte; aber auch sie will herrschen und der Mensch ist an ihr selber zur Maschine geworden. So hat sich auch das Denken dem Menschen gegenüber selbständig gemacht und will ihn beherrschen, statt ihm zu dienen. So werden die Menschen Denkmaschinen, d. h. arme, hilflose, lebensfremde Geschöpfe, denen die Menschen nur Wert haben, sofern ihre Köpfe den gleichen Denkgeleisen folgen, wie die ihrigen. Die Schule züchtet diesen Aberglauben im Schüler, indem sie ihn beständig glauben läßt, er sei schlechterdings nichts wert, wenn er nicht sämtliche Genusregeln, unregelmäßigen Verben samt möglichst vielen Jahrzahlen im Kopfe habe. Aber die Jungen sind glücklicherweise meistens klüger und gesünder als der Geist der Schule und glauben dem Lehrer nicht alles. Sie sind eben auch heimliche Revolutionäre gegen den Schulgeist und spürens mit jeder Fieber, daß sie glücklicherweise mehr sind als bloße Schüler. Sie wissen es, nein, sie empfinden es, daß einer, der in der Schule wenig taugt, doch ein durch und durch feiner, wertvoller und tüchtiger Mensch sein kann, und sie bezahlen diese falsche Wertschätzung, welche ihnen die Schule beizubringen sucht, mit einer gesunden und höchst gerechten Abneigung, die sich bei vielen bis zur Erbitterung, ja zu Haß steigern kann. Wer dem Schulgeist innerlich erliegt, wird streberhaft und voll Wissensdünkel und meint, möglichst viele Bücher gelesen oder gar geschrieben zu haben und dann Professor werden dafür, das sei die höchste Stufe des Daseins. Die nötigen Einschränkungen möge jeder selber machen. Daß es natürlich auch nicht genügt, nichts gelernt, keine Bücher weder gelesen noch geschrieben zu haben, brauche ich wohl nicht auszuführen.

Endlich sei noch auf das Sexualleben hingewiesen, das heute ebenfalls aus Rand und Band geraten, den Menschengeist in seinen

Strudeln dahinreißt. So hat das Leben im freien sittlichen Sinne des Wortes die Herrschaft über seine einzelnen Gebiete verloren und der Mensch ist infolgedessen nicht einmal mehr mit sich selber eins, wie sollte er es mit seinesgleichen sein?!

Alle die genannten Teilerscheinungen werden nun aber beherrscht von einem großen Gesamtgegensatz; man kann sie alle auf einen Generalnenner bringen indem man sagt: Die physische Seite des Daseins hat sich vom Geiste losgerissen und will ihn beherrschen und seinen Zwecken dienstbar machen. Während die stoffliche Welt dem Geist als Werkzeug und Ausdrucksmittel dienen sollte, wie der bildsame Ton in der Hand des Töpfers, zwingt nun die Materie den Geist, die Sache die Seele, Zwang und Gewalt die Welt der Freiheit, die Erde den Himmel. Da nun alle Macht und Herrlichkeit dieser Erde sich im Golde zusammenfaßt, darum hat das Gold heute eine so ungeheure Großmachtstellung bekommen. Gold beherrscht fast alles und ist das höchste Verlangen der meisten Menschen. Darum rotieren auch die meisten menschlichen Gemeinschaftsgebilde um diesen Mittelpunkt, vor allem der Staat. Ihm geht die materielle Wohlfahrt des Landes über alles und ohne Besinnung stellt er die Existenz aller auf's Spiel, wenn es sich um äußere Machtinteressen handelt. Jedes Mittel ist dann gut. Alle andern Erwägungen müssen schließlich in allen entscheidenden Fällen hinter den sog. realen Gründen zurücktreten. Recht, Wahrheit, Sittlichkeit kommen nur solange in Betracht, als sie dem materiellen Interesse dienen. Daß es im wirtschaftlichen Leben nicht anders ist, versteht sich von selber. Drum lassen die meisten Menschen die Wahrheit nur bis zu einem gewissen Grade gelten. Das ist aber die große Sünde der Heuchelei, von der nicht umsonst die Schrift beständig redet. Halbheit im Guten ist in Gottes Augen wahrscheinlich schlimmer als Ganzheit im Bösen. Es ist, als hätten wir alle einander das Wort gegeben zu tun als merkten wir nichts und überfließen vor einander von Tugend und Freundlichkeit. Aber in Wirklichkeit kennen wir einander und schelten hinten herum einer auf den andern und glauben alles Böse von einander und meistens trifft es zu. Die Wahrheit stellen wir in den Dienst des Geldes. Wir haben uns an dieses Manöver so gut gewöhnt, daß wir es gar nicht mehr recht merken und dieses Verhältnis oft so naiv zutage treten lassen, daß es fast komisch wirkt. So z. B. wenn etwa Gewerbevereine gegen Konsumvereine in sittlicher Entrüstung machen und ihnen Schädigung des Volkswohles vorwerfen, als ob es ihnen selber darum zu tun wäre!

Wo nun das Materielle der höchste Gegenstand des Strebens wird, da wird auch der Mensch immer materieller und verliert den Geist. Wir werden dem ähnlich, was wir am meisten lieben. Wer das Geld am meisten liebt, wird hart wie das Geld, kalt wie das Geld. Die naturhaften Triebe kommen oben auf und der Mensch wird ein besessener seiner die Freiheit unterjochenden Instinkte. Die

vom Materiellen beherrschte Gesellschaft nimmt die Gesetze der materiellen Welt an. Das Leben wird mechanisch, d. h. geistlos, also tot — ein Widerspruch in sich selber. Ich will nun nicht all die vielen Erscheinungen des modernen Lebens aufzählen, wo deutlich zu sehen ist, wie mechanisch das Leben geworden ist: die öden mit dem Lineal gezeichneten Straßennetze unserer modernen Städte, den Schulbetrieb, das öde Einerlei des Fabriklebens, den staatlichen Bureaukratismus u. s. w. Nur darauf möchte ich hinweisen, wie die materielle Welt nur ein Nebeneinander kein Ineinander, keine wirkliche Gemeinschaft kennt; denn das ist ja das Wesen des bloß Materiellen, daß es kein Inwendiges hat, keinen Geist. Die letzte Einheit der Materie ist das Atom, das nur äußerlich, durch Druck und Stoß mit andern Atomen zusammengehalten wird. So zerfällt schließlich auch die Menschheit in lauter Einzelne, in lauter Atome, wenn sie sich gänzlich von der Materie beherrschen läßt und kann nur äußerlich durch Druck und Stoß, d. h. durch Zwang und Gewalt noch einigermaßen zusammengehalten werden. Denken wir doch daran, was für eine Rolle im öffentlichen Leben Zwang und Gewalt spielen: im Staat, in der Religion, in der Moral, in Recht und Sitte und Schule, und wie selten wirkliche innere Freiheit angetroffen wird. Die meisten Menschen haben so wenig geistigen Inhalt mehr, daß sie den Zwang nicht einmal mehr als solchen verspüren, ja sofort in Ohnmacht fielen, wenn die äußeren Stützen weggenommen würden und sie auf sich selber stehen sollten. Man preist die äußeren Stützen immer als notwendig und wir haben ihr Recht ja bereits anerkannt; aber wertvoll sind sie nur dann, wenn das Streben und Sehnen des also gestützten wirklich darauf ausgeht, die äußere Ruhe und den Halt dazu zu benützen, um eigenes Feuer in sich zu entfachen. Ihr erbärmlicher Zustand sollte die bloß von außen gestützten und gehaltenen selber beelenden, und sie sollten es als ein bloßes Provisorium betrachten. Statt dessen ist ihnen aber ganz wohl, und jedes Verlangen nach etwas besserem schweigt; sie sind ganz froh, daß sie nicht selber leben müssen, sondern daß andere das für sie besorgen. Nur dann fangen sie an zu leben und sich aufzuregen, wenn wirkliches Leben auf dem Plan erscheint, aller Stützen entraten will und die Menschen auffordert, auf eigene Füße zu stehen. Statt aufzuhorchen, sich zu freuen, zu hoffen und Hilfe und Heil vom Leben zu erwarten und daran zu glauben, klammern sie sich krampfhaft an die menschlichen Institutionen und Gesetze und ihr ganzes und ausschließliches Interesse, ja ihre ganze Leidenschaft richtet sich darauf, die Notwendigkeit derselben zu beweisen und das Leben zu vertreiben. Nur Ruhe und Gemütlichkeit um jeden Preis, nur ja kein sog. Leben; das sind nur „selbstgewählte Wege“. Laßt uns Staat und Kirche für unsere Ueberzeugung sorgen! Diejenigen, die nur das eine wissen, daß die menschlichen Institutionen „auch ihr gutes“ haben, seien nur daran erinnert, daß dies bereits zu Jesu Zeiten nicht anders war und daß dieselben Gesetze, „die auch ihr gutes hatten,“ es waren,

die den Messias ans Kreuz brachten. — Je stärker und freier das Leben in einem Menschen wird, umso deutlicher wird er Zwang und Gewalt der irdischen Mächte zu spüren bekommen. Daß, wo das Leben fehlt, Zwang und Gewalt immer noch besser sind als ein gänzliches Zerfahren und Zerstäuben des menschlichen Lebens, daß Zwang und Gewalt es doch immer noch andeuten und versinnbildlichen, daß wir Menschen zusammengehören und Gemeinschaft haben sollten mit einander, versteht sich von selber. Wenn aber kommen wird das Vollkommene, dann wird das Stückwerk aufhören. Aber wir wollen nicht an das Vollkommene glauben, wir hängen am Stückwerk.

So kann wirkliche Solidarität auf dem Boden des Zwanges und der Gewalt, auf dem Boden einer vom Gelde beherrschten Welt, nicht entstehen, keine wirkliche, selbstlose Freude am andern. Jeder sieht im andern nur ein Mittel zu seinen Zwecken. Der Mensch ist entthront, die Sache triumphiert. Nur dort kann wahre Gemeinschaft entstehen, wo die Menschen sich selber gefunden haben. Wenn sie aber dem Gelde dienen, gehören sie nicht sich selber an. Wie sollen sie dann aber andere finden, wenn sie nicht einmal sich selber gefunden haben?!

Die Folge dieser ganzen Entwicklung ist aber die, daß bei allem äußeren Schein, Wärme, Glanz, Schönheit und Freude aus unserem Leben verschwinden und statt dessen lauter wertlose Nachahmungen, Falsifikate dieser Dinge, zurückbleiben. Darum ist auch heute unsere ganze Kultur mit lauter Talmiware überschwemmt. Unser Leben ist trüb und dunkel und schrecklich wie ein böser Traum. Am schlimmsten ist es dort, wo man es nicht einmal mehr empfindet. Aber es empfinden es heute unzählige, dumpf und dunkel die meisten zwar, aber viele auch immer deutlicher und schmerzlicher. Die Zahl derer, die es fast nicht mehr aushalten können, ist groß. Es geht ein Schrei nach Erlösung durch unsere Zeit. Innerlich sind wir bereits über das falsche Wesen hinaus. Je länger je weniger können wir es aushalten unter der Herrschaft des Geldes. Schwere Erschütterungen durchzucken unser ganzes gesellschaftliches Dasein. Uns wird die Stickluft jener Scheingemeinschaften alle, die heute das ganze staatliche und gesellschaftliche Leben ausmachen, je länger je unerträglicher und bereits ziehen Ungezählte eine tiefe schmerzliche Einsamkeit einer von Alkoholdünsten durchsetzten Vereinsgemütlichkeit, Geselligkeit genannt, vor. Alles was die Menschen mit wichtiger Geschäftigkeit umtreibt, wird ihnen mehr und mehr gleichgültig; alles fällt ihnen aus den Händen, was die Menschen sonst treiben und wichtig nehmen. Was in aller Welt kann ihnen denn noch wichtig sein, wenn das Leben selber auf dem Spiele steht? Wer kann seine Blumen begießen, wenn sein Haus in Flammen steht? . . . . . So gehen die Seligpreisungen wieder in Erfüllung; der Hungernden und Dürstenden, der Armen am Geiste, der Leidtragenden werden immer mehr und in den Schmerzen und der Zerrissenheit der Gegenwart kündet das Kommen einer neuen

Gotteszeit sich an, eine Zeit, wo die Menschen wieder merken werden, daß sie Brüder sind, eine Zeit, wo wahre Solidarität wieder möglich wird.

V.

Von den Quellen der wahren Solidarität müssen wir darum noch zum Schlusse handeln und damit die grundsätzliche Lösung unseres Problems anstreben.

Wir haben oben bereits angedeutet, daß wahre Gemeinschaft nur solche Menschen finden können, die sich selber gefunden haben. Was heißt das aber, sich selber finden? Wann sind wir ganz wir selber? Offenbar ganz sicher nicht dann, wenn wir uns an das Irdische verkaufen, dem Gelde dienen, Gewalt und Unrecht üben, heucheln, lügen, den Schwachen unterdrücken, unsern sinnlichen Trieben eine schrankenlose Herrschaft über uns einräumen. Die sinnlichen Triebe gehören zwar zweifellos mit zu unserm natürlichen Selbst, haben auch ihr gutes Recht. Nur sollen sie nicht herrschen und uns dahinreißen, sonst sind wir eben unfrei, und ob auch vielleicht momentan beglückt, so doch sicher auf die Dauer unglücklich. Die sinnlichen Triebe und natürlichen Instinkte sind nicht unser ganzes, auch nicht unser wahres Selbst. Wir sind mehr als unsere natürlichen Triebe. Es trauert etwas in uns und protestiert und seufzt nach Freiheit und Erlösung, wenn wir von unserm Triebleben und unseren Begierden regiert werden, auch dann, wenn diese Herrschaft nur eine moderierte, heimliche, von allerlei Tugend und Religion verhüllte wäre. Viele haben sich diesen Zustand so sehr angewöhnt, daß sie das heimliche Schreien, Trauern und Seufzen in sich gar nicht mehr wahrnehmen, sondern sich vielmehr höchst behaglich fühlen bei allem. Nur hie und da bricht vielleicht eine plötzliche unerklärliche Angst und Unsicherheit über ihr sonst so sicheres Wesen herein, wenn das Licht der Wahrheit von irgendwoher auf sie fällt, und es ist ihnen als wankte der Boden, auf dem sie stehen. Das Seufzen und Trauern steckt tief unten bei jedem Menschen, ob er es nun weiß oder nicht; denn der wirklich Erlösten und von Grund aus Frohen sind nur wenige. Seht, diese leise oder laute Rebellion in uns gegen alles Schein- und Heuchelwesen, diese innere Auflehnung gegen alle Herrschaft der Triebe und des Geldes und alle Ordnungen, die unter uns der Geist dieser Welt geschaffen hat, das sind wir selber. Erst wenn wir dem Geiste der Wahrheit und der Liebe, der Freude und der Gerechtigkeit Recht geben in uns, erst dann sind wir ganz wir selber; denn mögen wir uns noch so sehr verirrt und verloren haben, so gehören wir selber im letzten Grunde jenem Geiste an. Wir alle stammen ursprünglich aus der Wahrheit und können diesen unsern Ursprung niemals ganz verleugnen, unser eigenes Sein nie ganz aufheben; denn es stammt aus der Ewigkeit. Wir können es zeitweilig verleugnen, verlästern, beschmutzen, es vergessen, uns von ihm entfernen

— aber ob wir uns in die Hölle beteten oder mit Flügeln der Morgenröte zum äußersten Meere flögen, es wird immer bei uns sein, unser großes, ewiges, wahres Selbst, das aus der Liebe stammt. Unsere Erdenzeit ist uns nur dazu gegeben, daß wir es suchen und ihm um jeden Preis zu Sieg und Herrschaft helfen. Diese Aufgabe allein ist wichtig auf Erden; jede andere unwichtig. Auf das Innerste in uns wollen wir immer besser horchen lernen und seiner Führung ganz vertrauen. Die ganze Leidenschaft unserer Seele wollen wir darauf richten, daß es zur Geltung komme. So oft wir der Stimme der Wahrheit in uns gehorsam sind, und ob es auch in oft verkehrter und unbeholfener Weise geschähe, so werden wir doch an dem Hauche der Frische und Freiheit, der von solchen Momenten ausgeht, spüren, daß wir auf dem rechten Wege sind, mögen wir dabei noch so viele Fehler begangen haben. Die werden dann ganz von selber abfallen, wenn wir nur ehrlich weitergehen. Seht, wenn wir das gefunden haben, dann haben wir uns selber gefunden.

Dann haben wir aber auch Gott gefunden, selbst wenn wir aller Religion ablehnend gegenüberstünden. Wir haben ja soeben gesehen, daß unser wahres Selbst im Geiste der Wahrheit wurzelt und seines Wesens ist, daß wir ganz wir selber sind, wenn wir dem Geiste der Wahrheit, der Liebe und Gerechtigkeit in uns Recht geben. Nun ist aber der Geist der Wahrheit, der Liebe und Gerechtigkeit größer als wir, größer als unsere individuelle Person. Wir können mit der Wahrheit nicht umspringen nach unserem Belieben und ihr unsere Gesetze vorschreiben, sie schreibt vielmehr uns Gesetze vor und fordert von uns Gehorsam. Wir sind von ihr abhängig, nicht sie von uns. Und wie die Wahrheit sich uns gegenüber durchsetzen will, so versucht sie es auch allen andern Menschen gegenüber. Das gelingt ihr natürlich nicht ohne die schwersten Kämpfe und Krisen. Die Menschen lassen kein Mittel unversucht sich der Wahrheit zu widersetzen. Aber ohne Notiz zu nehmen von ihrem Walten kommt niemand aus und träte sie uns auch zunächst bloß in Form ihres Schattenbildes, des Gesetzes entgegen, des bloßen: du sollst.

Alle diejenigen nun, in welchen der Geist der Wahrheit zum Durchbruch kommt, sind eben damit hinausgehoben über ihr engbeschränktes, individuelles Selbst, wenn schon der Geist der Wahrheit in ihnen durchaus individuelles Gepräge annehmen und ihre natürliche Eigenart nur noch schärfer herausgestalten wird. Aber worauf es uns vor allem ankommt: diese Menschen werden sich nun unter sich in demselben Geiste der Wahrheit, dem sie dienen, auf's allerfesteste verbunden fühlen und zwar ganz ohne Zwang, in vollster Freiheit. Ihr eigenes Wesen ist es ja, das sich als der Wahrheit zugehörig erkannt hat. Jetzt erst wissen sie überhaupt, was Gemeinschaft ist, jetzt erst wird wirkliche Solidarität möglich. Jede andere Form der Solidarität, die Zwangs- und Interessengemeinschaften alle, sind nur Schattenbilder dieser einen wirk-

lichen Solidarität im Geiste der Wahrheit, und was an Recht ihnen noch zukommt, haben sie von daher empfangen. Solidarisch können wir überhaupt nur sein in einem Geiste, der in sich selber ruhend, doch alle erfüllt, beherrscht und leitet, und der deswegen die Persönlichkeit nicht knechtet und unterjocht, weil er ja aus ihren eigenen Tiefen aufsteigt und weil Persönlichkeit im eigentlichen Sinne des Wortes ohne diesen Geist der Wahrheit überhaupt nicht möglich ist. So ist das Rätsel jenes Gebundenseins an andere, das doch die Freiheit des Einzelnen nicht antastet, sondern sie vielmehr erst realisiert, im Erwachen jenes Geistes der Wahrheit im Menschen gelöst.

Der Geist der Wahrheit ist aber eins und dasselbe mit dem Geist der Liebe. Wahre Liebe aber hält nicht bloß fest an der Gemeinschaft mit denjenigen, in welchen dieser Geist bereits zum Durchbruch gelangt ist, sondern sie zerreißt das Band der Solidarität selbst mit denen nicht, die noch in der Finsternis wandeln. Ob dieser neue Geist bei ihnen auch noch durchaus nicht herrscht, so glauben sie doch, daß er in den Tiefen ihres Seins im Verborgenen der Stunde der Erlösung harrt. Ihn in den Menschen zu wecken und emporzuführen, das ist der Liebe höchstes Ziel. Im Blick auf das, was sie einst sein werden, fühlt sich die Liebe schon jetzt solidarisch mit allen Menschen. Verwirklicht ist die Gemeinschaft aber nur unter denen, die schon im neuen Geiste stehen. Nun verstehen wir das Johanneswort: „So wir im Lichte wandeln, so haben wir Gemeinschaft unter einander." Wo das der Fall ist, da wird es uns nicht mehr schwer sein, Opfer für einander zu bringen. Alles werden wir für diejenigen tun, mit denen wir in dem neuen Geiste einig sind, weil wir als Glieder am selben Leibe mit ihnen verbunden sind und darum selber leiden, wenn das andere leidet. Dann wird ein jeder sich auch nur als Verwalter der irdischen Güter fühlen, die ihm anvertraut sind.

Der neue Geist der Wahrheit aber ist niemand anders als Gott selber. Gott ist die Wahrheit, Gott die Liebe, Gott die Gerechtigkeit. Gott aber ist ein schaffender und ein kommender Gott, der sich unter den Menschen eine Bahn schaffen will. Das kann natürlich ohne die tiefsten Erschütterungen des gegenwärtigen Lebens nicht geschehen, ohne Opfer, ohne Sterben, ohne Kreuz. Aber schon jetzt spüren wir unter den Menschen eine starke Bewegung. Sie wollen aus der Sklaverei des Geldes heraus, sie halten es nicht mehr aus, sie suchen sich, sie suchen Gott, sie suchen eine neue Gemeinschaft, sie suchen die wahre Solidarität auf dem Boden der Freiheit.

Wir aber sind voller Zuversicht. Der unter uns angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden. Die Wahrheit kann nicht mehr verloren gehen, seit Jesus Christus uns gegeben ist. In ihm sind die letzten Ziele und Absichten Gottes mit den Menschen aufgeleuchtet. Er ist jener ganz Einsame gewesen, der sich unter keine menschlichen Gesetze beugen konnte, weil er solidarisch war mit Gott. Aber gerade er hat durch den ungeheuren Schmerz seiner Kreuzes-

einsamkeit einer neuen Gemeinschaft freie Bahn gemacht und hat in seiner unendlichen Liebe selbst als ein Ausgestoßener fest gehalten an der Solidarität mit einer kommenden Menschheit, einer Solidarität in Gott.

A. Schädelin.

Das gesellschaftliche Ideal des fortschrittlichen Christentums.*)

Geehrte Versammlung!

Es sind genau zwanzig Jahre her, daß ich an einem heißen Sommerabend als Kandidat der Theologie im Studierzimmer von Prof. Auguste Sabatier saß und vor einem kleinen Kreis von Studenten eine mit viel Schweiß ins Französische übersetzte Arbeit vorlas. Ich erwähne das, weil es mir heute, da ich zum zweiten Mal nach Paris gekommen bin und die Ehre habe, einige Worte zu Ihnen zu sprechen, ein Herzensbedürfnis ist, den Mann in meine und in Ihre Erinnerung zu rufen, der auf eine mir unvergeßlich edle und geistreiche Weise einen christianisme progressiste in Frankreich und darüber hinaus vertreten und verkörpert hat. Es ist mir immer, als sollte er doch noch hier unter uns erscheinen, als sollte es nicht möglich sein, daß er nicht mehr da sei.

Die Arbeit, die ich damals vortrug, handelte von der Phantasietätigkeit in der Religion. Auch unser heutiges Thema scheint in das Tätigkeitsgebiet der Phantasie zu fallen. Wir wissen, wie zu allen Zeiten, gerade auch auf französischem Boden, die Phantasie geschäftig gewesen ist, Bilder einer idealen Gesellschaftsordnung, eines Zukunftsstaates, zu entwerfen. Wollen wir fortschrittlich gesinnte Christen zu den bereits vorhandenen Entwürfen heute einen neuen hinzufügen?

Ich für meine Person kann es nicht. Nicht nur, weil es meine Einbildungskraft, mein Wissen und Können weit übersteigt, sondern aus Respekt vor dem, was die menschliche Gesellschaft ist und was ein ihrer würdiges Gesellschaftsideal sein sollte. Wenn ich etwas weiß, so ist es das, daß ein gesellschaftliches Ideal nur so weit Kraft und Tiefe, Aussicht auf Verwirklichung und Bestand hat, als es in einzelnen Menschen Gewalt und Gestalt gewonnen hat. Die schönsten Gesellschaftsideale sind Seifenblasen und zerplatzen so schnell wie diese, wenn sie nicht hindurchgegangen, Fleisch und Blut geworden sind in Einzelnen. Nur sofern der Einzelne sich, seine kleine Existenz und Lebensgeschichte ernst nimmt, sich selber tief und innerlich erlebt, in sich selbst

*) Ansprache, gehalten am 18. Juli 1913 in Paris am sechsten internationalen Kongreß für religiösen Fortschritt, über das vom Kongreßvorstand aufgestellte Thema: Quel est l'idéal social du christianisme progressiste?

zu Klarheit und Ordnung kommt, für sich selbst von einem Ideal beseelt ist, wird auch das gesellschaftliche Ideal nicht ein bloßes Phantasiespiel, sondern ein wirkliches Ideal sein, d. h. eine die Gesellschaft gestaltende, umschaffende Macht.

Es gehört zum Unvergänglichen und Unvergleichlichen am Evangelium, daß es uns anweist, unsere Blicke nicht zuerst über die Menschheit als Ganzes schweifen zu lassen, sondern sie in uns zu kehren, vor allem andern uns auf uns selbst zu besinnen und dem Selbstgericht nicht auszuweichen, durch das unser innerstes Wesen hindurch muß, wenn es nicht in einem flachen Optimismus versanden und sich mit einem Gesellschaftsideal begnügen soll, das dann eben auch auf Sand gebaut ist. Und andererseits muß unser Ich gerettet werden vor einem Pessimismus, der es an seinem höheren Selbst und darum auch an einem gesellschaftlichen Ideal verzweifeln läßt.

Beides tut das Evangelium. Es bringt dem Menschen den Abstand zwischen seiner natürlichen Beschaffenheit und seiner naturüberlegenen Bestimmung, zwischen Sein und Sollen zu schmerzlichem Bewußtsein, aber es läßt ihn nicht in diesem Zustand, sondern führt ihn aus der Phrase und dem Schein, aus der Ohnmacht und Schwermut seines Wesens und Willens heraus. Vor allem durch das in Jesus aufgebrochene und von ihm ausgegangene Leben macht es uns dessen froh und gewiß, daß in allem Sein und Geschehen ein verborgener, heiliger, gütiger Wille auf uns gerichtet ist, der uns vor Verflachung und Verdüsterung retten und durch die Gemeinschaft mit ihm — der schöpferischen Macht des Guten — zu einem im Guten und Wahren seligen, selbständigen Leben verhelfen will.

Daß der Einzelne so das Gute nicht mehr bloß als Idee denkt, bloß als Ideal vor sich sieht, sondern als schöpferische, helfende Macht erlebt, und es in ihm zu einer zweiten Menschwerdung kommt, das ist der Vorgang, den das Evangelium in uns bewirken will und durch den der Einzelne nach der Verheißung des Evangeliums zu wahrem Leben kommt. Durch die Umwandlung der Einzelnen geht es zur Umwandlung des Ganzen.

Das freie Christentum brächte sich um allen Ernst und alle Tiefe, wenn es zu Gunsten eines von andern Voraussetzungen aus entworfenen Gesellschaftsideals diese Voraussetzung abschwächen wollte, gemäß welcher alle Gesellschaftskultur auf persönlicher Kultur und alle persönliche Kultur auf Gesinnungsbildung, auf Charakter beruht. Wenn aber jemand einwenden möchte, der Hauptbegriff des Evangeliums sei doch ein sozialer-universaler, nämlich das Reich Gottes oder das Reich der Himmel, so möge er beachten, wie Johannes Müller einmal sagt, „wie auffällig wenig Aeußerungen Jesu vom Reiche Gottes im Bilde eines Reiches bleiben", wie es in Jesu Wort und Werk immer wieder darum geht, daß der Einzelne gewonnen und gewandelt werde.

Wie grundlegend diese Tatsache ist, daß das idealste Gesellschaftsideal unwirksam bleibt, so lange es sich nicht in Gesinnungs- und

Willenskräfte umsetzt, dem Regenbogen gleich, der das Auge entzückt, aber keinen Halm zum Sprießen oder Reifen bringt, und wie wesentlich seine Verwirklichung durch Charakterbeschaffenheiten bedingt, gefördert oder gehemmt wird, das bekennen und erfahren gerade die idealen Vertreter gesellschaftlicher Ideale in eindrücklicher und oft überaus schmerzlicher Weise.

Am sozialdemokratischen Parteitag in Bern im Dezember 1895 sagte Stephan Gschwind: „Täuschen wir uns darüber nicht: die Pflanze des nackten, öden, gesellschafts- und kulturfeindlichen Egoismus wuchert mit der gleichen Kraft in der Hütte des ärmsten Proletariers wie in dem Palaste des Millionärs." Und Dr. Hans Müller schreibt in der dem Andenken Stephan Gschwinds gewidmeten Broschüre*): „Leute, die meinen, sei erst einmal der Staat erobert, das Unternehmertum ruiniert, die bürgerliche Gesellschaftsordnung durch einen Massenstreik aus ihren Fugen gerissen und zusammengebrochen, so werde die Aufrichtung des wahren Volksstaates, die Herstellung der sozialistischen Gesellschaft sich von selbst ergeben, sind oft nicht imstande, die allerelementarsten genossenschaftlichen Tugenden als Konsumvereinsmitglieder zu üben, geschweige denn, daß sie fähig wären, einen Konsumverein erfolgreich zu leiten." Und S. 95 schreibt derselbe: „Soll sich der sozialdemokratische Arbeiter in einen wahrhaftigen Sozialisten verwandeln, d. h. in einen Menschen, der fähig ist, ein Stück Sozialismus zu schaffen, so muß er im wahren Sinne des Wortes eine innere Wiedergeburt erleben im Geist und in der Wahrheit; er muß den Klassenmenschen allmählich abstreifen und zu einer freien, menschlichen Persönlichkeit heranreifen. Er muß seine Seele reinigen von allem Klassenhaß, allem Klassenvorurteil, sie freimachen von allen Gedanken an die Gewalt, von allem eigennützigen Streben nach Geld und Gut, von allem andern Verlangen als dem, der Gemeinschaft seiner Genossen, seiner Mitmenschen mit Leib und Seele, in Liebe und Treue, mit Geduld und Demut zu dienen."

Robert Michels, Professor in Turin, jetzt nach Basel berufen, sagt in seinem verdienstlichen Werk**): „Hier, in dem individualistischen Problem, liegt der härteste Kern des Aufgabenkomplexes eingeschlossen, dessen Lösung der Sozialismus sich zum Ziele gesetzt hat." Er führt das Wort an, das Cesare Lombroso im Zentralorgan der italienischen Sozialistenpartei geschrieben hat: „Je mehr sich das Proletariat der Besitzergreifung der Macht und des Bourgeoisreichtums nähert, desto mehr nimmt es alle Laster seiner Gegner an und wird es selbst zum Werkzeug der Verdorbenheit." „Die Geschichte der organisierten Arbeiterklasse Nordamerikas" — schreibt Michels — „steht an Fülle der Korruption der Geschichte der nordamerikanischen Großkapitalistenklasse um

*) Heft 6 der Genossenschaftlichen Volksbibliothek. Verlag des Verbandes schweizer. Konsumvereine. Basel 1907. S. 89 und 82. (Etwas gekürzt von mir.) Ein ausgezeichnetes Schriftchen, 50 Rp.

**) Zur Soziologie des Parteiwesens in der modernen Demokratie. Leipzig, 1911.

nichts nach.“ In Frankreich, sagt er, sei in Arbeiterkreisen das Sprichwort entstanden: Homme élu, homme foutu. Auf die soziale Revolution — meint der Gleiche — passe wie auf die politische das italienische Sprichwort: Si cambia il maestro di cappella, mala musica è sempre quella. Am Gewerkschaftskongreß 1906 in Liverpool sagte Cummings, der Kongreßleiter, Sekretär der Kesselschmiede: „Es gibt auch viele unter uns, deren Selbstsucht und Leichtsinn unsere Bewegung verlangsamen. Und wenn wir in gerechter Weise das Kapital beschuldigen, ohne Seele zu sein, so dürfen wir auch nicht vergessen, daß es auch viele seelenlose Arbeiter gibt.“ „Der Endsieg des Proletariats“, sagt Vandervelde, „muß nicht nur ein Sieg über den Kapitalismus, sondern auch ein Sieg über sich selbst sein, über die Laster, die es erniedrigen und über die falschen Bedürfnisse, die es unterjochen. Si les travailleurs triomphaient sans avoir accompli les évolutions morales qui leur sont indispensables, leur règne serait abominable et le monde serait plongé dans des souffrances, des brutalités et des injustices plus grandes que celles du temps présent.“

So wären wir denn ungefähr da angelangt, wo Carlyle stand, von dem Joh. Meyer sagt: „Darin ist er groß und bahnbrechend, daß er den Weg zum sozialen Gesunden nicht in der Konstruktion soziologischer Ideale sah, sondern in der Weckung sozialen Sinnes in ethisch gegründeten Persönlichkeiten.“*) Sollen wir nun da stehen bleiben? Haben wir also ein gesellschaftliches Ideal gar nicht nötig und können es dabei bewenden lassen, daß das Evangelium dem Einzelnen zu seiner wahren Menschwerdung verhilft? Wäre dem so, dann wäre das Evangelium in seinem Wesen und in seiner Wirkung auf eine ganz kleine Minderheit berechnet und beschränkt..

Nun ist es das auch in einem gewissen Sinne. In dem Sinne, in dem Jesus gesprochen hat: Viele sind berufen, aber nur wenige sind auserwählt. Das heißt nach unserm Verständnis und unserer Erfahrung: es werden immer nur Einzelne und im Verhältnis zur Gesamtheit immer nur Wenige die wahre Menschwerdung in ihrem ganzen Ernst und in ihrer ganzen Seligkeit erleben. Aber ebenso wesentlich am Evangelium ist nun das, daß es keinem Menschen, keiner Menschenklasse und keiner Menschenrasse, von vornherein die Fähigkeit dieses Erlebnisses abspricht, den Zutritt dazu verschließt, sondern jeden als dazu berufen betrachtet. Es stellt also die ganze Menschheit unter sein persönliches Ideal.

Noch mehr. Trotz seiner Voraussetzung, daß sein Höchstes immer nur von Wenigen erfaßt und erlebt werden wird, hat das Evangelium doch zugleich ein zartes, tiefes Mitgefühl mit Allem, was Mensch heißt, was menschlich ist und was das Zusammensein der Menschen angeht. Es kultiviert nicht eine aristokratische Menschwerdung, sondern der

*) Das soziale Naturrecht in der christlichen Kirche, S. 45. Leipzig, Reichert, 1913.

Zusammenhang der Menschen ist ihm etwas heiliges, es nimmt ihn ernst. Es gehört zu seinem Grunderlebnis, daß wir Menschen auf einander angewiesen, einander verpflichtet sind, daß die Menschheit durch Schöpferwillen darauf angelegt ist, ein gliedlicher Organismus zu sein. Es empfindet zart und scharf die viele Ungerechtigkeit und Unbrüderlichkeit zwischen Mensch und Mensch, die Unvernunft und Unnatur von Gesetzen und Zuständen. Es fühlt mit Scham und Zorn, was es bedeutet, daß Menschen hungern, dürsten, frieren müssen. Es hat ein furchtbares Wehe für alle die Zustände, Personen, Gewalten, die den Menschen im Menschen knechten statt ihn zu befreien, die Menschen auseinanderreißen statt sie zu verbinden. So hoch hinauf und hinaus es mit den Einzelnen will, so tief unten fängt es immer wieder an, ja der Einzelne steigt nach ihm eben dadurch in die Höhe, daß er sich zu den Untersten und Aermsten gesellt, sie verstehen und befreien hilft und jedem Mitmenschen gegenüber die Gefühle und Gebote der einfachsten Menschlichkeit fühlt und befolgt.

So ist das in seinem Wesen so individualistische Evangelium im weitesten und ernstesten Sinne sozial, indem es die ganze Menschheit als zu einer solidarischen Einheit geschaffen empfindet und die Ueberwindung alles Unsolidarischen und Unmenschlichen zu einer entscheidenden Glaubens- und Gewissensaufgabe macht. Trachtet am ersten nach Gottes Reich und nach seiner Gerechtigkeit, d. h. trachtet am ersten darnach, euer Zusammenleben nach den Geboten der einfachsten Menschlichkeit zu ordnen. Damit hat das Evangelium nicht nur ein, sondern das Gesellschaftsideal für alle Zeiten und Geschlechter aufgestellt. Und auch dieses gesellschaftliche Ideal will es nicht als ein Traumgebilde verstanden wissen, das doch nie Wirklichkeit wird, sondern als das reale Ziel, auf das der Schöpfungswille mit der Menschheit hinaus will, und dem sie sich in dem Maße nähert, als sich ihre einzelnen Glieder zu einem ernsten Verantwortlichkeitsgefühl und Gesamtwillen zusammenschließen.

De Laveleye hat und behält darum recht mit seinem Ausspruch: Dans tout chrétien il y a un socialiste et dans tout socialiste il y a un chrétien, und wenn der Name, den wir, meine Damen und Herren, uns geben, de chrétiens progressistes, nicht ein bloßer Name, eine Phrase, sondern Ernst sein soll, dann müssen wir unsere Fortschrittlichkeit auch damit und gerade damit beweisen, daß wir für die tausendfältige Unmenschlichkeit und Unbrüderlichkeit unseres heutigen Wirtschaftssystems und Gesellschaftslebens scharfe Augen, feine Ohren, wache Gewissen, ein entrüstetes Wehe haben und sie als etwas empfinden, das nicht nur nicht sein sollte, sondern das mit heiliger Energie angegriffen und überwunden werden muß. Ein Christentum verdient diesen Namen nicht und ist am allerwenigsten ein fortschrittliches Christentum, wenn es sich darüber nicht mit Scham und Zorn erfüllt, daß unsere vielgepriesene Zivilisation und Humanität, nicht nur tausende, sondern Millionen von Menschen, Vätern, Müttern, Söhnen, Töchtern,

Kindern jahre- und jahrzehntelang zu Löhnen arbeiten und in Wohnungen leben läßt, die aller Menschlichkeit und Brüderlichkeit Hohn sprechen, in denen wir Alle ohne Ausnahme es nicht einen Tag, nicht eine Nacht lang aushielten. Unmenschlich und darum auch unchristlich ist ein System, das das Nötigste, was der Mensch zum Leben braucht, Brot und Milch, Wasser und Licht, Luft und Boden zu Spekulationsobjekten macht und alle Gütererzeugung, Gütervermehrung, Güterverteilung dem freien Spiel einer alle Menschlichkeit ausschaltenden, niedertretenden Konkurrenz überläßt. Unmenschlich und darum auch unchristlich ist eine Wirtschaftsordnung, in der, um mit Theodor Duimchen zu reden,*) eine Magenverstimmung des Herrn Morgan oder Rockefeller, die einen bestimmten Entschluß so statt so fallen läßt, unter Umständen Hunderttausende von Existenzen sog. Mitmenschen mit Hunger, ja mit Tod bedroht „un régime social où les jouissances des uns sont faites des souffrances des autres". Unmenschlich und darum auch unchristlich ist es, wenn in unserem Gesellschaftssystem Hunderttausende, die arbeiten möchten und könnten, keine Arbeit finden, andere vor Ueberarbeit krank werden und frühzeitig sterben, Unzählige ihre Arbeit nicht frei wählen können, jahrelang, lebenslang dieselbe mechanische Arbeit, denselben mechanischen Handgriff verrichten müssen, neben ihrer Arbeit sich nicht erholen, bei ihrer Arbeit sich nicht geistig, schöpferisch betätigen können, Luxusartikel herstellen müssen, während sie selber am Nötigsten Mangel leiden, vor anbrechendem Tag sich von den schlafenden Kindern wegschleichen müssen und erst nach einbrechender Nacht zu ihnen zurückkehren können, gewöhnt werden, die Kindererzeugung lediglich unter ökonomischen Gesichtspunkten zu regeln und jedes neugeborene Wesen schon im voraus nur als eine Mehrbelastung des Haushaltungsbudgets zu empfinden.

Ein Christentum, das vor diesen Tatsachen die Augen verschließt und sie nicht sehen will, ein Christentum, das vor diesen Tatsachen kapituliert und sie als etwas durch die Natur des Wirtschaftsprozesses Bedingtes und darum Unabänderliches entschuldigt und rechtfertigt, ein Christentum, das sich diesem Mammonismus und Anarchismus nicht entgegenwirft und im Namen und in der Kraft seines Menschheitsideals den Kampf aufnimmt, ist eine Karrikatur des Christentums, ein Verrat an dem gesellschaftlichen Wesen und Gewissen des Evangeliums. Als Christen *müssen* wir ein Auge und ein Gewissen dafür haben, daß unter gewissen Gesellschafts- und Wirtschaftsverhältnissen der Mensch im Menschen einfach nicht erwachen und gedeihen kann, sondern verrohen und verderben muß und daß nur, wenn *diese Verhältnisse* vermenschlicht und versittlicht werden, die Menschwerdung, zu der das Evangelium verhelfen will, möglich und wirklich werden kann. Und als Christen müssen wir ebenso verstehen und mitfühlen können, was es für diese Millionen in ihren Menschen-

*) Die Trusts und die Zukunft der Kulturmenschheit. Berlin, Räde, 1903.

rechten verkürzten und verkümmerten Sklaven und Sklavinnen unserer modernen Zivilisation bedeutet, wenn sie von einer Bewegung erfaßt werden, die ihnen vor allem die ökonomische Befreiung verheißt und verschaffen will; denn es ist so, wie Sombart sagt*): „Alle Wiedergeburt des Menschen im Proletariat ist geknüpft an die Ermöglichung eines einigermaßen behaglichen Familienlebens und darum eines einigermaßen menschenwürdigen Heims." Nicht Philanthropie, sondern Misanthropie ists, nicht Menschenliebe, sondern Menschenverachtung, wenn man den eines traulichen Heimes und Herdes, eines eigenen Berufes und Bodens Beraubten mit allen möglichen Wohltätigkeitsanstalten und Veranstaltungen für diesen Raub entschädigen zu können glaubt. Der ökonomisch sicher Gestellte und geistig Freie und Reiche hat demjenigen, der noch in wirtschaftlicher und geistiger Sklaverei schmachtet, nicht vor allem Moral zu predigen, sondern Moral zu erweisen und er erweist sie ihm eben damit, daß er ihm seine Fesseln lösen hilft. Aus sich selbst vermag der Einzelne aus dieser großen, wirtschaftlich und geistig gedrückten Masse nur schwer und ausnahmsweise zu geistiger Lebendigkeit und Tätigkeit zu gelangen, aber durch den Anschluß an eine gesellschaftliche Vorwärts- und Aufwärtsbewegung wird er aus seiner Dumpfheit und Stumpfheit, seiner Fassungslosigkeit und Hoffnungslosigkeit aufgerüttelt. Das Gefühl für Menschenrecht und Menschenwürde regt sich in ihm und durch die Angliederung an die Gewerkschaft und Genossenschaft wird er zu gesellschaftlichem Denken, Fühlen und Handeln erzogen und dadurch in sich selber geklärt, gefestigt, gereift. Die Betätigung am Genossenschafts- und Gewerkschaftsleben wird ihm zu einer „hohen Schule praktischer Solidarität", und zieht in ihm allmählich die Gaben und Kräfte des Geistes und Charakters groß, die vorhanden sein müssen, um den wirtschaftlichen Prozeß zu verstehen und ihn in neuem Geiste weiter zu leiten.

Auf welche Weise diese wirtschaftliche und gesellschaftliche Neugestaltung am zweckmäßigsten durchgeführt wird — das sind Fragen mehr staats- und fachmännischer Natur, über die der Einzelne sich recht unklar sein kann und die Meinungen weit auseindergehen können, aber darin müssen Alle, die Menschlichkeit fühlen und Menschlichkeit wollen, einig sein, daß es sich um einen prinzipiellen Bruch mit dem heutigen, auf Privatkonkurrenz und Privatprofit hinauslaufenden System und um eine nach den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit orientierte Regelung der Gütererzeugung und Güterverteilung handelt. Wir wiederholen, die organische Lösung dieses Problems nach seiner technischen Seite ist vor allem Aufgabe der Staats- und Fachmänner; aber es kann nur dann gelöst werden, wenn die technische Arbeit getragen wird von der Mitarbeit aller, die eines guten Willens sind, von einem machtvollen, aus einem großen Glauben und einer großen Gesinnung herausgeborenen Gesamtwillen. Und dieser Gesundungs-

*) Die gewerbliche Arbeiterfrage. Sammlung Göschen, Nr. 209.

prozeß wird in dem Maße beschleunigt, verinnerlicht und vor neuer Fäulnis bewahrt werden, als sich ihm immer wieder Solche zur Verfügung stellen, die durch eine ernste, persönliche Wiedergeburt ganz von sich selber losgekommen und als ganz besonders von Gott begabte und begeisterte Menschen nur für das Ganze zu leben und für das Ganze zu leiden bereit und fähig sind. Die Gesellschaft, soll ihr gesellschaftliches Ideal verwirklicht werden, kann der Männer und Frauen nie entraten, die in ganz besonderer Weise von ihrem Ideal ergriffen und durchdrungen sind. Sie sind das Salz der Menschheit. „Erinnere dich," sagte der sterbende St. Simon zu seinem Lieblingsschüler Rodrigues, „daß man begeistert sein muß, um große Dinge zu vollbringen."

Geehrte Versammlung! Mit der Erinnerung an den Theologen und Christen Auguste Sabatier habe ich begonnen, mit ihr lassen Sie mich schließen. Sabatier hat seinem reifsten Lebenswerk, seiner Religionsphilosophie, das Motto vorangestellt: Quid interius Deo.*) Damit hat er dem Ausdruck gegeben, worin alle freien und frommen Geister einig sind und immer einig waren: daß von dem höchsten und tiefsten Sein, von Gott, das Wort des Dichters gilt:

Es ist nicht draußen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir; du bringst es ewig hervor.

Daß zwischen die einzelne Seele und ihren Gott, so wie sie ihn sich denkt, ihn erfaßt und erlebt, sich keine andere Macht drängen darf, das uns erkämpft zu haben, ist die Ehre des freien Christentums und das fest zu halten unsere erste Pflicht. Aber nun gilt es ebenso treu und tapfer einzutreten in den Kampf, in dem es um die ökonomische Befreiung der Gesellschaft, um die wirtschaftliche Wiedergeburt geht. Nun gilt es, dem Willen, der als lebendige, ernste Güte sich an unserm Innersten bezeugt, auch in den Ordnungen des gesellschaftlich-wirtschaftlichen Lebens zum Durchbruch und Sieg zu verhelfen. Dieser Wille ist ganz klar. Gott will, daß allen Menschen geholfen werde und Alle sich ihres Daseins und Menschseins sollen freuen können. Er will nicht nur das Licht der einzelnen Seele sein, der Altarlampe gleich, die Tag und Nacht im Allerheiligsten brennt, sondern er will mit dem Lebensodem der Freiheit und dem Lichtglanz der Güte die ganze Menschheit durchdringen und alle seine Kinder an diesem Glanz und Leben teilhaben lassen. Der Schweizerdichter Conrad Ferdinand Meyer hat das einmal in einer Vision geschaut und mit den Worten ausgedrückt:

Es sprach der Geist: Sieh auf! Die Luft umblaute
Ein unermeßlich Mahl, so weit ich schaute,
Da sprangen reich die Brunnen auf des Lebens,
Da streckte keine Schale sich vergebens,
Da lag das ganze Volk auf vollen Garben,
Kein Platz war leer, und keiner durfte darben.

*) Was gibt es Innerlicheres als Gott?

Ja freilich — eine Vision, ein gesellschaftliches Ideal, aber ein Ideal, für das zu leben und um das zu kämpfen eine heilige Pflicht ist für Alle, die freie, fortschrittliche Christenmenschen nicht nur heißen, sondern sein wollen.

Karl von Greyerz.

August Bebel.

„Vorwärts und durch."

Im einfachsten Sarg, wie er es verlangt hatte, lag Bebel in dem zu einem Meer von Blumen gewordenen Volkshaus. Um ihn die bewegte Menge der Seinen. Was er im Leben gewesen, sollte er bis zum letzten Augenblick bleiben, da man ihn sehen konnte: eine schlichte, einfache Erscheinung ohne jede Phrase und Pose, aus der Kräfte ausströmten, welche die Menge erschütterten. Ein großes und reiches Leben liegt zwischen dem Tag, an dem der junge Drechsler der Arbeiterpartei beitrat und dem Sonntag, an welchem die zürcherische Arbeiterbewegung dem Führer des deutschen Proletariats das letzte Geleite gab und es in einer Art tat, die ein lebendiges Zeugnis für die Größe des Mannes ist. Ich denke dabei nicht an den äußern Aufwand und den Massenaufmarsch, sondern an den Geist, welcher der großen Feier erst den wahrhaft großen Charakter verliehen hat. Es war der Dank, den eine starke Bewegung dem abstattete, der in ganz besonderer Weise dazu beigetragen hat, sie mit Mut, Glauben an die eigene Sache und Hoffnung zu erfüllen.

Bebels Leben ist Arbeit, Mühsal und Kampf gewesen. Ganz einfach, weil es inmitten einer der entscheidendsten und unruhigsten Zeiten verlief, und weil Bebel immer bewußter, immer enger sein Leben mit der Bewegung verband, deren Kämpfe mehr als alles andere der Zeit ihren bewegten, tragischen Charakter verleihen. Enger als er ist keiner mit der proletarischen Sache verknüpft gewesen. Er führte die Arbeiterbewegung wie die nun zur fernen Vergangenheit gehörenden Feldmarschälle das Heer, in dem sie von der Pike auf gedient hatten, und dessen Heroismus und Kriegstüchtigkeit in ihrem gestählten Leib, in ihrem eisernen Willen lebte.

Bebel gehörte zu den großen Gestalten, mit welchen sich jeder Proletarier durch die engsten Bande verbunden fühlt. Der Arbeiter sah in ihm die reine und ergreifende Verkörperung des proletarischen Wollens und des proletarischen Kampfes. Bebel ist der Proletarier, der sich aus einer Welt der Not, der Ungerechtigkeit und des Schmutzes herausfehnt und eine neue schaffen will. In ihm sah jeder Arbeiter — und dies ist der tiefste Grund seiner Popularität und der Achtung, die er überall genoß — das, was das Proletariat über sich selbst erhebt und es zu seinem Werk befähigt: den eisernen Willen, Energie und Initiative, den unversöhnlichen Widerspruch gegen die heutige

Weltordnung, Aufopferung, Treue im Größten wie im Kleinsten. Er fühlte auch durch die Berührung mit Bebel, wie sich diese Eigenschaften andern mitteilen, und wie sie das kleine Ich in eine große, stürmische Welt hinaustreiben, wo es erst sein Gebiet findet und seine Expansionskraft betätigen kann.

Bei der Berührung mit Bebel erlebte man etwas Seltsames. Das schlichte Wesen, der ganz natürliche Humor, das liebevolle Eingehen auf Dinge, die gar nichts mit der sozialen Umwälzung zu tun hatten, konnten es auf einen Augenblick vergessen lassen, daß man neben einem Revolutionär großen Stils stand. Bis auf einmal, durch irgend etwas, durch eine Erinnerung, irgend eine Anspielung, der Kontakt zwischen der scheinbar schwachen Gestalt und der großen Sache hergestellt wurde, die ihr eine hinreißende Gewalt verlieh. Da wurde es anders. Da strahlte ein so intensives, wahrhaft großes Leben aus dem Manne, daß man sich in eine ganz ungewöhnliche Sphäre versetzt fühlte. Ich kann es vollständig begreifen und nachempfinden, wenn manchem bei der Berührung mit diesem Manne die Größe eines Lebens aufging, das ganz von einem hohen Glauben getragen ist, das ganz zum Ausdruck einer großen Sache geworden ist, und das im Dienst dieser Sache Leiden und Opfer als selbstverständlich hinnimmt. Und manchem mag durch diese Berührung der Glaube an einen solchen Sinn des Lebens gestärkt worden sein. So wird mir Bebel stets vor Augen stehen, und ich bin ihm tief dankbar dafür.

Es ist nicht möglich, Bebels Werk in Kürze zu charakterisieren. Noch weniger können wir hier im einzelnen seine Ansichten analysieren und kritisieren. Will man absolut eine kurze Formel, so ließe sich vielleicht sagen: wie wenige hat er dazu beigetragen, der Arbeiterbewegung das Bewußtsein ihrer eigenartigen Aufgabe einzuflößen und sie von allen übrigen Strömungen und Bestrebungen loszulösen, damit sie ihren eigenen Kurs steuere. Er hat damit die Arbeiterbewegung in scharfen Gegensatz zur heutigen Weltordnung gestellt. Aber er hat auch wie wenige dazu beigetragen, die Arbeiterbewegung zu einer Kraft zu machen, die inmitten der heutigen Wirtschaftsordnung lebt, schafft und am Bau einer neuen Kultur arbeitet. Die innerste Seele seiner Lebensarbeit ist der schärfste Gegensatz gegen die kapitalistische Wirtschaftsordnung, der Wille, sie zu brechen. „Todfeind unserer Weltordnung" hat er sich selber im Kampf mit den Revisionisten genannt. Seiner Partei hat er das Recht auf Revolution zu wahren gesucht, und der, welchem die Not der Zeit auf der Seele brennt, wird darin einen Ruhmestitel sehen. Er hat selber mit dieser Welt einen Kampf auf Tod und Leben geführt. Kapitalismus, Militarismus, die Tyrannei des Staates und seine brutalen, im Zeichen der Justiz verübten Ungerechtigkeiten hat er mit vollem Einsatz der Persönlichkeit angegriffen und bekämpft. Bezeichnend für sein Werk ist neben dem echt revolutionären Zug das zarte, liebevolle Ver-

ständnis für die Schwachen und Leidenden. Einige seiner heftigsten Proteste gelten der Prostitution und den laxen Auffassungen derselben in der heutigen Kultur. Es ist keineswegs zufällig, daß sein Hauptwerk bei der Darstellung der sozialen Frage von der schamlosen Ausbeutung des weiblichen Geschlechts in unserer Kultur ausgeht. Man mag mit seiner Auffassung der Frau, überhaupt mit seinen theoretischen Anschauungen, einverstanden sein oder nicht, man wolle nicht vergessen, welch ritterliches Empfinden sich darin kund gibt, daß er den Sturm auf die Festung der modernen Wirtschaftsordnung im Namen der Leiden des Weibes führte.

Ob Bebels Werk eine Einheit ist? Viele bürgerliche Blätter konstatieren darin einen starken Dualismus. Richtig ist es, daß August Bebel „keine Einheit" gewesen ist. Jedenfalls keine starre, leblose Einheit (denn eine Einheit ist jeder große Charakter). Das hat er ruhig dem preußischen Polizeireglement und den offiziellen Statuten, Programmen und Beschlüssen aller Parteien überlassen. Sich selber behielt er das Recht vor, etwas Lebendiges zu sein und zu bleiben. In ihm lebte der Wille, die revolutionäre Energie nicht zu früh zu vergeuden und durch Kompromisse zu schwächen. Er wollte sich nicht durch eine Abschlagszahlung das Recht schmälern lassen, einmal die Generalabrechnung zu verlangen. Aber er sah die Not, sah die leidende Menge; er sah, daß es jetzt schon auf vielen Gebieten möglich war, helfend einzugreifen und er tat es. Man mag hierin einen Dualismus sehen. Aber ohne diesen Dualismus verfällt jede revolutionäre Bewegung in doktrinären Radikalismus oder matten Reformismus.

Bebels Stellung zu Religion und Kirche ist scheinbar leicht zu definieren. Er hat sich noch letztes Jahr am Friedenskongreß in Basel als Atheisten bekannt. Es ist darum leicht, die Frage rasch abzutun, die Tatsache zu bedauern und bei aller Anerkennung seiner sonstigen Größe eine totale Verständnislosigkeit für die tiefsten Probleme zu konstatieren. Dieser Weg kann niemand verwehrt werden. Es gibt aber noch einen anderen, weniger einfachen und bequemen, aber ehrlicheren Weg. Ich möchte ihn wenigstens den Christen vorschlagen, welche die Kluft zwischen sich und gewissen „Atheisten" als weniger tief empfinden, denn die Kluft zwischen dem, was die Christenheit sein sollte und dem, was sie ist, zwischen dem, was sie selber aus tiefster Sehnsucht sein möchten und dem, was sie sind. Wie kommt es, daß ein Mann, dessen Seele ein großer Glaube an den Sieg der Wahrheit und ein steter Kampf für die Gerechtigkeit war, dessen Leben eine Kette von Opfern und Leiden im Dienst dieser Sache gewesen ist,*) sich mit Verachtung von unserm Christentum abwendet? Können wir die Frage lösen, indem wir uns auf den „atheistischen Marxismus", auf den „Materialismus der Sozialdemokratie", ihre „Ver

*) Bebel hat 54 Monate im Gefängnis verbracht.

ständnislosigkeit für alles Höhere", und wie die Schlagworte alle heißen, berufen? Ich muß offen gestehen, daß ich, gerade wenn ich an Bebel denke, hier das Gefühl einer schweren Ungerechtigkeit und traurigen Oberflächlichkeit nicht unterdrücken kann. Nie werde ich den Ausdruck vergessen, mit dem er einmal von dem „Christentum" sprach, wie er es erlebt hatte. Es handelte sich vor allem um Naumann und seine Verbindung von Christentum und kriegerischem Imperialismus. Es war die Empörung, die eine aus Kompromissen, Untreue zum eigenen Ideal und Widersprüchen zusammengesetzte Erscheinung im Charakter wachruft, der ganz, bis zu den letzten Konsequenzen, zur großen Sache steht. Und da möchte ich doch fragen: „Hat Bebel viele Christen gesehen, in deren Leben das machtvolle Einwirken des persönlichen, lebendigen Gottes sich in kühnem Trotz, in leidenschaftlichem Eintreten für Wahrheit und Gerechtigkeit äußerte? Konnte er am Sprühen der Funken die Glut des göttlichen Herdes spüren? Hat er nicht eher von einer Theologie gehört, die alles, was vor 1000 oder 500 Jahren geschehen ist, auch die kleinste Erscheinung, furchtbar wichtig nimmt, aber für die Lebensfragen der heutigen Zeit kein Verständnis hat? Eine Theologie, die den Blick von dem, was heute wird und in schweren Kämpfen ringt, systematisch ablenkt und den Willen lähmt, energisch einzugreifen? Solange die Frage nicht so beantwortet wird, daß jeder Zweifel an ihrer Berechtigung verschwindet, möchte ich in der religiösen Haltung Bebels gegen Religion und Kirche ein Problem sehen, das man nicht leichthin lösen kann.

Ich sehe darin auch den Protest eines Mannes, der in dem Motto: „Vorwärts und durch" die beste Charakteristik seiner heroischen Seele gegeben hat. Der bei der modernen Christenheit das große Vorwärts nicht fand. Der noch weniger den Willen bei ihr fand, aus der Interessensphäre des kleinen Ich herauszutreten und die Opfer zu bringen, ohne die das Durch, das er wollte, nur eine Phrase bleibt.

Bebel ist mir, wie wenige, ein Anlaß gewesen, darüber nachzudenken und bitter darunter zu leiden. Auch dafür bin ich ihm aus tiefster Seele dankbar.

J. Matthieu.

Rundschau.

Der christliche Sozialismus in England. Wer nach England geht, um den christlichen Sozialismus zu studieren, empfängt von dem Reichtum der dort wirksamen Kräfte einen solch überwältigenden Eindruck, daß es ihm schwer wird, in einem kurzen Rundblick auch nur alles Wichtige zu berühren. Wir werden zu unterscheiden haben zwischen den sozialen Ideen und den sozialen Wirkungen, die von christlicher Seite ausgehen.

Eines wird jedem Beobachter bald auffallen: Es fehlt die scharfe Trennungslinie, die in der Schweiz und in Deutschland die Sozialisten von allen anders Denkenden, also auch von den Christen, trennt. Freilich hoffen wir alle auf eine Annäherung, ein Wachsen des gegenseitigen Verständnisses, und manche Ereignisse der jüngsten Zeit, z. B. die Frage der Pfarrgehälter in Zürich, lassen die Zukunft hoffnungsvoll erscheinen. Aber was hier noch der Lösung harrt, ist in England in gewissem Grade Wirklichkeit geworden. Die Kluft beginnt überbrückt zu werden: in der öffentlichen Meinung und durch Organisation liebeerfüllter Männer, die den Riß, der durch das Volk geht, nicht mehr länger ansehen können.

Ein einfacher Mann, M. Wilkins, der sich heraufgearbeitet hat, kauft ein altes Theatergebäude und sammelt die Arbeiter, die er kennt, um sich, um mit ihnen religiöse Meetings abzuhalten, ihnen das einfache Evangelium zu verkünden und mit ihnen alle brennenden, besonders die sozialen Fragen zu besprechen. Er nennt es die „Theatre Gospel Hall" von Derby, sein Sohn wird Bürgermeister und führt die seit 1865 bestehende Einrichtung mit stets neuer Frische und neuen Erfolgen fort; die kurzen Jahresberichte zeigen das deutlich. Ich wohnte am Ostersonntag drei Meetings bei: zuerst sprach ein Arbeiter in dem engeren Kreise, der Adult-School (Erwachsenen-Schule) über die religiösen Gedanken Mazzinis, dann gab es freies Frühstück für die allerärmsten Männer der Stadt, und am Abend einen Brotherhood-Meeting. Alles ist durchzogen und verschönt durch die frischen, zukunftsfreudigen Lieder des Fellowship-Hymen-Book, das in Zehntausenden von Exemplaren existiert und in 336 Liedern, teilweise von hohen Klerikern der English Church gedichtet, die soziale Seite des Christentums besonders betont; alles ist durchzogen von den ebenso zukunftsfreudigen, begeisternden freien englischen Gebeten und alle Gedanken menschlicher Bruderschaft, nicht zum wenigsten auch der Friedensgedanke, offenbaren sich hier in den Reihen der Volksmänner. Ich hatte, vom Bürgermeister aufgefordert, an diesem Tage viermal zu den Leuten zu sprechen, aus dem Stegreif natürlich.

Nun verlassen wir dieses Beispiel der Wirksamkeit im Kleinen, wie wir sie überall in England finden werden, und werfen noch einen Blick in die beiden hochbedeutsamen Schriften: „The Gospel of Labour" (Das Evangelium der Arbeit) und „Labour and Religion". Es sind Ansprachen von 10 der bekanntesten Arbeiterführer, darunter sieben Parlamentsmitgliedern, gehalten auf den Labour-Weeks (Arbeiter-Parteitagen) 1910 und 1912 im Browning-Settlement, in dem ich auch einen Tag zubrachte. Eigentlich müßte man die beiden Bücher mit ihren je 100 Seiten vollständig übersetzen und die wenigen Zitate, die ich hier bringen kann, geben nur einen schwachen Eindruck. Henderson sagt: „Was wir mit unsern Reformen bezwecken, ist der Geist der Wiedergeburt, der Männer und Frauen neu macht, der sie über sich selbst hinaushebt und sie zu neuen Kreaturen in Jesus Christus

macht. Wir wollen zu dem großen Lebensspender kommen, der kam, daß ihr das Leben haben sollt." Und es wirft Keir Hardie die Frage auf: „Ist die Arbeiterbewegung gegen das Christentum?" um sie zu verneinen; F. Rogers sagt: „Arbeit und Religion sollten natürliche Verbündete sein." Ebenso wichtig als diese Worte sind aber die Aeußerungen des Erzbischofs von York, als er von den Ansprachen erfuhr. „. . . Ich empfing einen tiefen Eindruck durch das Zeugnis, das von diesen trefflichen Männern dem Einflusse Christi gegeben wurde. Ich empfing selten einen, für die Zukunft der Religion unter unseren Arbeitern hoffnungsvolleren Eindruck als durch die Lektüre dieser Ansprachen."

Eine gute Uebersicht über die Entwicklung der religiösen Arbeiterbewegung findet sich in der Einleitung zu dem zweiten der genannten Bücher: The Gospel of Labour. Viele der Teilnehmer der dritten „Arbeiterwoche," deren Berichte hier vorliegen, schlossen sich zusammen zu der „Fellowship of Followers", der Genossenschaft der Nachfolger (Christi). In den Ansprachen wird natürlich wieder die soziale Seite des Christentums besonders betont, und großes Verständnis wird dem Erwachen des sozialen Gewissens in den offiziellen Vertretern des Christentums entgegengebracht. „Das Gewissen der Gemeinschaft begann zu erwachen," sagt Henderson (S. 49). „Es ist ein glückliches Resultat dieses Erwachens, daß fast alle von uns in engerer Beziehung zu den sozialen, ökonomischen und politischen Problemen sind als je zuvor . . . . . Gerade auch ‚the religious world' wurde mehr als je zuvor getrieben, die sozialen und ökonomischen Probleme ins Auge zu fassen, die so schwer auf unseren Volksmassen lasten . . . . Wir leiden im Moment nicht an einem Mangel des Bewußtseins von der Existenz sozialer Uebelstände, nicht an einem Mangel der Organisation gegen die sozialen und ökonomischen Uebel; aber es scheint mir, daß wir nunmehr leiden an einem Mangel an Ernst in der Ausbreitung vitaler, lebendiger, persönlicher Religion." Da nimmt es einen nicht Wunder, wenn der Erzbischof von Canterbury, in England der erste Mann nach dem König, über diese Bewegung schreibt (S. 21): „. . . . Eine dieser Ansprachen nach der andern hat das Ziel: Wir stehen auf dem Evangelium von Jesus Christus, und wir fordern unsere Genossen auf, dasselbe zu tun. Wenn ich die Leute auf diese Tatsache aufmerksam machte, traf ich oft auf die Entgegnung: ‚Solch ein Christentum ist eine verdrehte Sache. Der Herr Jesus Christus wird so nur als Reformer vor Augen geführt, und die tieferen Fragen der Lehre sind vollständig beiseite gelassen.' Die, welche so sprechen, müssen die vorliegenden Berichte ganz unachtsam gelesen haben . . . . Die Lehre mag vielleicht nicht so tief, die Doktrin nicht so ganz klar sein, aber es ist unmöglich es anders als entschieden christlich zu bezeichnen." So weit der Erzbischof.

I.

1. Indem wir nun auf unsern ersten großen Hauptteil übergehen, die Ideen, Stimmungen, Gefühle, überhaupt die ganze Anschauungsweise der christlichen Sozialisten, haben wir uns zunächst, so weit das möglich ist, darüber klar zu werden, wie sie das Verhältnis von Christentum und Sozialismus prinzipiell und theoretisch fassen. Freilich ist das für den praktischen Engländer meist nur eine nachherige Rechtfertigung seiner tatsächlichen Gesinnung, aber sie spielt doch im Geistesleben der Engländer eine große Rolle, da diese keineswegs weniger tief in ihren Gedanken sind als wir.

Canon Henry Scott Holland, einer der bekanntesten Geistlichen der English Church entwickelt in einem Aufsatze „Der Grund unseres Appells" folgenden Gedankengang: „Die Zeit ist gekommen, wo man sich in Anbetracht der unerträglichen Lage der niederen Klassen mit Macht auf die soziale Frage besinnen muß. Die letzte Lösung dieser sozialen Frage muß in der Person und dem Leben Christi gefunden werden. Zwar ist sein höchster Zweck gewesen, die Menschen von Sünde zu erlösen, aber er ist zugleich das Haupt eines Körpers, seiner Gemeinde, mit reicheren Möglichkeiten und Fähigkeiten als zuvor. Freilich ist die Anwendung dieses Maßstabes auf die einzelnen sozialen Probleme sehr schwer und erfordert Sorgfalt, Studium, Geduld und Kenntnis. Dies kann nur wenigen beschieden sein und die Fragen: wie schnell und in welchen Stufen wächst das Reich Gottes auf Erden? sind auch für sie dauernde Probleme. Aber sie müssen sich aus dem Geiste Christi heraus ernstlich damit beschäftigen und soweit diese wenigen zu Lösungen gelangen, müssen sie die vielen zur Realisierung derselben veranlassen."

Vielfach scheint man sich mit Scott Holland, dem verstorbenen Bischof Westcott,*) der Wissenschaft und soziales Interesse so trefflich zu vereinigen wußte, oder mit W. N. Williams,**) dem Generalsekretär der Christian Social Union, ein „christliches Gesetz" vorzustellen, an dem man bei einigem Studium ablesen könne, was unsere Pflicht gegenüber einzelnen sozialen Problemen ist. In feiner Weise ist das ausgeführt von Bischof Charles Gore von Oxford,***) nach allen Berichten der bedeutendsten Persönlichkeit unter den christlichen Sozialisten der English Church. Jesus, so sagt er, will in der Bergpredigt sein soziales Ziel vor allem durch Bekämpfung der Selbstsucht erreichen, genauer gesprochen durch das Prinzip der Gerechtigkeit, des Vertrauens auf Gottes Vaterliebe und der „co-operation" im Gegensatz zur competition (freier Wettbewerb). Diese Prinzipien werden von Bischof Gore als tatsächliche Grundlage des Sozialismus — von

*) „The Christian Law." „Socialism."
**) „Social Theory and Christian Practice."
***) „The Social Doctrine of the Sermon of the Mount." „Christianity and Socialism."

einzelnen Ausnahmen natürlich abgesehen — im höchsten Grade anerkannt, und so wird fast eine Uebereinstimmung mit den Gedanken Kutters erreicht, der ja auch positiv schaffende Kräfte in der sozialistischen Bewegung sieht.

Nicht nur in der Bibel, sondern auch im Kredo, im Vaterunser, den zehn Geboten, den Sakramenten findet man die soziale Seite des Christentums ausgesprochen.*)

Auf die Anwendung des christlichen Prinzips auf die einzelnen sozialen Fragen kann ich hier nicht eingehen.**)

Es sei noch erwähnt, daß sich der Quäker S. Rowntree in „Christianity and Business" und M. Spencer, der Leiter des Student Christian Movement, in „Social Degradation" (175 S.) über die Anwendung christlicher Grundsätze auf das soziale Leben verbreiten.

2. Indem wir nun das Gebiet der reinen Theorie verlassen, kommen wir im Anschluß an das eben Gesagte zu der Frage, wie sich die christlichen Denominationen als solche tatsächlich zur sozialen Frage stellen.

Die Guild of St. Matthew, in den 80er Jahren gegründet unter Leitung des genannten Rev. Headlam, hatte den Zweck, weitere Kreise für die soziale Frage zu interessieren. Sie gehört aber jetzt der Vergangenheit an, da die Mitglieder nicht mehr zu den Versammlungen kamen und die Guild sich so auflösen mußte. Dann aber setzte in den letzten Jahren unter dem Druck der Verhältnisse in allen Kirchen eine Bewegung ein, die vor allem auf ein sorgfältiges Studium der sozialen Verhältnisse in eigens dazu gebildeten sozialen Zirkeln oder Unionen ausging, dann aber auch die realen Verhältnisse durch Beeinflussung der öffentlichen Meinung und der gesetzgebenden Körperschaften verändern will.

In der English Church hat die Christian Social Union wohl die meiste Bedeutung. Aus vielen Gesprächen ging mir hervor, daß die Christian Social Union in ökonomischer und politischer Beziehung

---

*) Rev. P. Dearner, The Social Teaching of the Catechism. Rev. St. Headlam, The Socialist's Church.

**) Man lese dafür etwa aus der Fülle der Literatur: R. J. Campbell, Christianity and Social Order (270 S.); G. Gillett, Politics and Religion; Rev. Headlam, Priestcraft and Progress; Religion and Wages, von Rev. A. J. Carlyle, Professor für Economies in Oxford; Scott Holland, The Moral Right of the State to control Capital; Commercial Morality von demselben und Rev. Carter. Er ist Ehrensekretär der Christian Social Union und einer der Leiter von Pusey-House in Oxford; er glaubt, daß nur in dem Geiste des hochkirchlichen Pusey-Hauses, das die Ideen von Maurice und Kingsley, von Pusey und teilweise auch von Wesley zu vereinigen sucht, echter christlicher Sozialismus möglich ist. In eine Diskussion über die Gründe dafür ging er nicht ein; es war mir interessant später mehrfach zu hören, daß er die ganze Sache zu sehr von der wissenschaftlichen Seite auffasse; er ist nämlich Leiter der University Branch Oxford der Christian Social Union. Er selbst ist stark sozialistisch angehaucht, seine Freunde in Pusey-House bedeutend konservativer. Der Geist des Ganzen berührte sehr sympathisch, vielleicht abgesehen vom Kreuzschlagen beim Gebet.

völlig neutral ist und alles, was an positiven Reformvorschlägen über das Studium der sozialen Tatsachen und ihre Beurteilung im Lichte des Evangeliums hinausgeht, der individuellen Auffassung der Mitglieder überläßt. Die Christian Social Union hat etwa 6000 Mitglieder, was in Anbetracht der sozialen Gesinnung der Engländer sehr wenig ist und auch so von ihren Leitern empfunden wird. Die Frage nach dem realen Einfluß der Christian Social Union wurde mir, wie es ja auch in der Sache liegt, sehr verschieden beantwortet. Die großen Meetings der Christian Social Union sollen tatsächlich einige Hauptgesetze für den Arbeiterschutz wenn nicht hervorgerufen so doch in ihrer Entstehung beschleunigt haben. Der Bürgermeister von Derby und manche andere schätzen aber den Einfluß der Organisation gering, dafür den einzelner Personen, wie z. B. Bischof Gores, um so höher. Auch der Bischof von Birmingham sprach kaum von der Christian Social Union, dagegen um so mehr von dem Einfluß seines Bischofstuhles, der erst für seinen Vorgänger Bischof Gore gegründet war. Verglichen mit den christlich-sozialen Arbeiterführern und dem damit zusammenhängenden Brotherhood-Movement, auf das wir noch zu sprechen kommen, würde ich den Einfluß der Christian Social Union auf die soziale Entwicklung ziemlich gering anschlagen, um so höher aber ihren Einfluß auf die persönliche Vertiefung derjenigen, die mit ihr in Verbindung stehen.

Aehnlich würde ich über den Einfluß der (English-)Church Socialist League urteilen mit ihren 150 Geistlichen. Ihr Sekretär, Rev. Paine, machte mir nicht den Eindruck einer sehr wirksamen Persönlichkeit, während ihr kleines monatliches Blatt (10 Pfg.) The Church Socialist*) ganz sympathisch anmutet. Das Bemerkenswerteste scheint mir die Tatsache überhaupt, daß solche radikale Gegner der jetzigen Gesellschaftsordnung in der englischen Nationalkirche geduldet werden; freilich sind sie nicht überall gern gesehen.

Ehe wir zu den Nonkonformisten übergehen, streifen wir noch die Liberal-Christian-League (League of Progressive Thought and Social Service), welche aus freier gerichteten Christen besteht, die auch die soziale Seite des Christentums betonen, und welche sich in drei Abteilungen ihren Aufgaben unterzieht: Spiritual Fellowship, Theological Freedom, Social Reconstruction. In dem Kommitee der letzteren finden wir den Arbeiterführer Ph. Snowden wieder. Unter den fünf Leitsätzen (Studium der religiösen und sozialen Tatsachen) verdient wohl der vierte hier wiedergegeben zu werden: „Für eine soziale und wirtschaftliche Neubildung der Gesellschaft zu arbeiten, welche die besten Gelegenheiten und die günstigste Umgebung für die individuelle Entwicklung sichern soll, und zwar durch das genossen-

*) Ebenso wie einige kleine Schriften: C. Chesterton, „The Basis of Socialism“. C. Noel (Verfasser von „Socialism in Church History“), „Socialism and the Kingdom of God.“ D. Hole, „Materialism.“

schaftliche Prinzip an Stelle des freien Wettbewerbs." Zu dieser League gehören bekannte Theologen, der Bischof von Hereford an der Spitze.

Alle wichtigeren Denominationen haben eine Union for Social Service gegründet, freilich in viel kleinerem Stile als die Christian Social Union: Kongregationalisten, Presbyterianer, Primitive Methodisten, United Methodists, Wesleyan Methodists, Unitarier, Baptisten, Quäker und auch das Student Christian Movement, das bedeutend weitsichtiger und praktischer ist als in Deutschland, steht nicht dahinter zurück. Während die baptistische Union infolge einiger Kleinlichkeiten, wie mir der Mayor von Derby erzählte, recht uneinig und kraftlos ist und vor vier Wochen es nicht einmal zu einer gemeinsamen Resolution brachte, scheinen die Wesleyaner mehr Aussicht zu haben.*)

Am weitesten voran sind aber hier die Quäker, die in dem von Prof. Rendel Harris geleiteten Woodbrooke-Settlement bei Birmingham tüchtige soziale Studien treiben. Ich hielt mich dort fünf Tage auf und gewann einen Einblick in die „Friend's Social Union" und in die „Socialist Quaker Society," deren vierteljährliches Blatt „Die Pflugschar" einen schönen Eindruck hinterläßt. Von einer Quäkerin, Miß Lucy Gardner, ging auch die Einigung aller dieser sozialen Unionen zu der „Inter-Denominational Conference of Social Service Unions" aus, einer sehr zukunftsreichen Unternehmung. Bischof Gore steht an der Spitze; zum erstenmal haben sich hier alle englischen Kirchen geeinigt auf sozialem Boden, und zwar, was sehr viel heißen will, die Katholiken mit eingeschlossen. Deren sehr starke Catholic Social Guild, an der auch der Erzbischof von Liverpool interessiert ist, gibt seit vier Jahren ein umfangreiches und belehrendes „Catholic Social Year Book" heraus, und es ist nicht zum mindesten dieser Bewegung zu danken, daß der Katholizismus solche Fortschritte in England macht, und es wagen kann, nahe der Westminster Abbey eine Westminster Cathedral zu bauen.

H. Hartmann.

(Zweite Hälfte folgt.)

Redaktionelle Bemerkungen.

Die Zusammenstellung dieses Heftes ist zum Teil mit Rücksicht auf den Bettag vorgenommen worden und wir hoffen, daß es wertvolle Bettagsgedanken anzuregen vermöge.

---

*) Es liegen mir hier drei kleinere Schriften vor: G. Dyston, Facts and Figures for Social Reformers; J. Wesley, The Use of Money; A Legal Minimum Wage (Minimallohn).

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Jesus und unser religiöses Wesen.*)

An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. Nicht jeder, der zu mir Herr, Herr sagt, wird ins Himmelreich eingehen, sondern wer den Willen meines Vaters im Himmel tut. Viele werden an jenem Tage kommen und sagen: Herr, Herr, haben wir nicht in deinem Namen prophetisches Zeugnis abgelegt? Haben wir nicht in deinem Namen Dämonen ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Machttaten getan? Dann werde ich ihnen frei bekennen: Ich habe euch nie gekannt, weg von mir, ihr Uebeltäter.

Matth. 7, 20—23.

Liebe Gemeinde! Es ist eine unbestreitbare Tatsache, daß nichts die Menschen so stark von Gott abhält, als die Religion, und nichts sie so stark von Jesus zurückhält als das Christentum. Diese Wahrheit ist nicht neu, aber sie gehört zu denen, die uns immer von Neuem zum Nachdenken reizen, uns immer von Neuem zum Staunen zwingen. Es sind gewiß Einige unter uns, die mit mir gestehen müssen: wenn uns irgend etwas von Gott abbringen könnte, so wäre es die Art, wie die Menschen, die sich und Andern als die Gottgläubigen gelten, sich zu Gott stellen, wie sie davon reden, wie ihr Gottesglaube sich in ihrem ganzen Wesen äußert oder auch — nicht äußert; wenn irgend etwas uns von Jesus scheiden könnte, dann wäre es das Gefolge, das sich gewöhnlich um ihn drängt und sich als die Seinigen ausgibt. Nicht der gewöhnliche Zweifel ist's, der uns viel anzuhaben vermag, etwa die Anfechtung, die von unserer Lebenserfahrung, der Betrachtung des Weltlaufs oder den wirklichen und vermeintlichen Ergebnissen der Wissenschaft her kommt. Auch sie kann uns zu schaffen machen und der Kampf mag gelegentlich schwer genug werden; trotzdem: Gottes Wahrheit ist so mächtig und so tief in der Seele verankert, daß sie immer wieder über alle Stürme und Wellen triumphiert. Nach jeder Verdunkelung geht uns sein Licht nur strahlender

*) Akademische Predigt, gehalten in der Kirche von Oberstraß in Zürich.

wieder auf. Aber wenn wir sehen, was die Menschen, die an Gott zu glauben vorgeben, damit machen — nicht Alle, aber Viele — dann naht unserer Seele der schlimmste der Zweifel. Nicht daran denke ich, daß die meisten sogenannten Christen — wir Verkündiger des Wortes eingeschlossen — vom Glauben an einen allmächtigen gütigen Gott keine Ahnung zu haben scheinen, sobald es einmal gilt, damit bitter Ernst zu machen, ich meine, wenn es gilt, der Welt Trotz zu bieten und das Unmögliche für möglich zu halten. Hier müssen wir milde sein; denn wer von uns kennt nicht in dieser Beziehung die Schwachheit des eigenen Herzens, das Erbeben vor dem Wagnis des Glaubens? Sogar das darf uns nicht irre machen, daß das christliche Bekenntnis bei Einzelnen wie bei ganzen Völkern Hand in Hand gehen kann mit groben Sünden, ja mit furchtbarer Roheit und Gemeinheit; denn hier können wir uns sagen, daß das christliche Bekenntnis ja bloß äußere Form sei, ein Firnis, der niemand täuschen kann, und daß da im Ernst nicht von Christentum gesprochen werden darf. Sollte aber doch christlicher Ernst neben großen Fehlern und Sünden vorkommen, so könnten wir immer noch an einen harten Kampf zwischen Fleisch und Geist glauben, in dem ehrliche Frömmigkeit doch nicht siegreich bliebe. Anders aber wird die Sache, wenn der fromme Betrug beginnt, sei's auch nur als Selbstbetrug. Wenn wir sehen, wie Leute, die über ihre Frömmigkeit keinen Zweifel bestehen lassen, Gott, ohne es ausdrücklich zu wissen oder zu wollen, doch benutzen, um damit sich selbst zu nützen und Andern zu schaden, ihn zum Werkzeug der Eitelkeit und des Ehrgeizes machen, zum Deckmantel der Trägheit, des Weltdienstes, des Hasses, des Machtdranges, der krassen Selbstsucht, wenn wir dies gelegentlich gerade an solchen beobachten, die uns in besonderem Maße Träger und Vertreter des göttlichen Geistes zu sein schienen: dann kommt die Stunde der schwersten Anfechtung; dann will eine mephistophelische Stimme uns einflüstern, der Gottesglaube sei nur eine Maske für die allzumenschlichen Triebe unserer Natur, die ihr wahres Gesicht nicht zeigen dürften. Gott wird uns um ein Haar durch die Frommen entleidet. — Und so geht es uns mit dem Christentum, ja beinahe mit Jesus selbst. Das Christentum ist eine großartige Sache — und was gibt es Herrlicheres als Jesus? Wir mögen alle Tag Angriffe auf das Christentum, auf Jesus selbst lesen — die erschüttern uns nicht, ja, Jesus und seine Sache stehen nach einem solchen Angriff oft herrlicher da als zuvor. Aber wenn wir dann auf die blicken, die sich Jünger Jesu nennen, wenn wir auf die Christen blicken, wenn wir von ihm, dem Großen, Herrlichen, zu ihnen kommen und sie vor uns sehen in ihrer anmaßenden Kleinheit und satten Beschränktheit, ihrem frommen Unglauben, ihrer unbewußten Heuchelei, ihrer Feigheit, ihrem Pharisäertum und Pfaffentum — dann kommt vielleicht wohl einmal eine unmutige Stunde, wo wir uns von Jesus selbst abwenden möchten wegen dem Gefolge, das sich um ihn drängt. Aber dann treibt uns ein noch stärkerer Zug erst recht zu ihm hin, daß wir bei ihm Schutz

suchen gegen die Christen. Und wenn wir dann unser neues Testament aufschlagen, dann sehen wir, daß Jesus selbst das alles vorausgesehen hat, daß er dieses Gefolge vertreibt, daß er uns recht gibt. Wir fliehen vom Christentum zu Jesus und von der Religion — zu Gott, seinem Gott!

L. Zuhörer! Jesus spricht: „Nicht Alle, die zu mir Herr, Herr sagen, werden eingehen ins Reich Gottes, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel tun.“ Ein wunderbar großes Wort! Wir verstehen es ganz ungenügend, wenn wir dabei bloß an offenkundige Heuchler denken, die sich mit religiösem Wortemachen begnügen, oder an jene Art von Christen, die eifrig sind im Ablegen des Bekenntnisses zu Jesus, sei's im Sinne der Rechtgläubigkeit oder auch in irgend einem andern Sinn, damit aber so viel geleistet zu haben glauben, daß sie sich das Bekenntnis des Lebens ersparen können. Daß diese Art häufig genug vorkommt, wollen wir natürlich nicht leugnen, auch nicht, daß sie durch das Wort Jesu auch getroffen wird — aber dieses hat noch einen andern Sinn, einen tieferen, umfassenderen, viel weniger bekannten. Es trifft ein Uebel, das nur Wenige nach seiner ganzen Tragweite erkennen: es trifft das religiöse Formwesen, das sich an Stelle des wahrhaft Göttlichen setzt. Wir dürfen uns noch kühner ausdrücken: es trifft die Religion, die sich an Stelle Gottes setzt. Wie ist dies gemeint?

L. Zuhörer! Wer mit dem Hunger nach der Wirklichkeit göttlicher Wahrheit in unser christliches Wesen hineinschaut, der muß mit der Zeit inne werden, wie sehr dort die Form der Sache vorgeht. Es kommt dort darauf an, daß die religiöse Form gewahrt und geübt wird. Wenn sie da ist, dann ist alles recht; dann ist auch Gott dabei. Es gibt Kreise, die meinen, in einer Versammlung, die nicht mit Gebet eröffnet werde, könne Gott nicht dabei sein, er müsse aber umgekehrt dabei sein, wenn man ihm durch Gebet die Ehre gegeben habe. Aehnlich meint man, alles Leben, das mit Jesus zusammenhange, müsse irgendwie biblische Form haben. Wo Bibel und Gesangbuch dabei sind, da kann man sicher sein, daß es sich um eine fromme Sache handelt. Sogar in der Kleidung, in ihrem Schwarz, ihrem feierlichen Schnitt, soll der religiöse Ernst sich ausdrücken, oder doch in Haltung und Gebärde, in einer Art, die es jedermann sagt: „Ich bin ein Frommer; ich bin von religiösem Ernst erfüllt.“ Es muß gleichsam die fromme Miene da sein, die fromme Aufschrift, sonst kann es sich nicht um Gott und Gottesreich handeln. Fromme Werke sind solche, die religiös abgestempelt sind, Werke für die Kirche, die Mission, gewisse Arten von Liebestätigkeit; ein Tun aber, das diesen Stempel nicht trägt, ist rein weltlich, und Leute die sich damit befassen, zeigen dadurch, daß sie nicht aus Gott sind. Und es muß namentlich von Gott geredet werden, je mehr, desto besser. Das fromme Wort zeugt davon, daß der, der es spricht, Gott nahe ist, die ernste Miene, die es begleitet, von religiösem und sittlichem Ernst. Was aber die

fromme Gesinnung betrifft, so anerkennt man sie nur da, versteht sie überhaupt nur da, wo sie die gewöhnlichen Merkmale trägt, die nun einmal kirchlich und religiös festgelegt ist, wenn sie gleichsam mit Bibel und Gesangbuch daherkommt und den schwarzen Sonntagsrock anhat, oder sonst eine religiöse Uniform trägt, die man leicht erkennt. Man erlaubt ihr zwar wohl etwa ein bischen Freiheit, aber nur auf den gewohnten Wegen oder solchen, die sich nicht weit davon entfernen. Je mehr es die herkömmliche Form ist, worin die Frömmigkeit erscheint, desto mehr wird sie als solche erkannt; jedenfalls aber ist es diese religiöse Form, worin die Meisten allein das Göttliche erkennen. Und sie meinen es auch da zu erkennen, wo es in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Das ist das Bedeutsame, Tieftraurige, Furchtbare: Das Göttliche ist ja in diesen Formen oft gar nicht da. Gott hat damit nichts zu tun. Viele dieser Dinge sind in seinen Augen Kinderspiel und Mummenschanz und Schlimmeres. Dessen bin ich gewiß. Das Vorhandensein des Göttlichen wird durch diese Formen nicht im Geringsten gewährleistet, umsoweniger, als diese abgestempelte Frömmigkeit meistens wenig kostet, gerade weil sie allgemein anerkannt ist. Diese offizielle Frömmigkeit und Sittlichkeit bringt ja ihren Trägern Ehre und Ansehen ein und fördert sie oft auch im bürgerlichen Leben. Auch wo das Göttliche in diesen Formen da ist — und es ist gewiß oft auch darin! — da ist es doch nicht in dem Maße da, wie diese Formen es vorgeben. Wir haben also hier eine verhängnisvolle Augentäuschung vor uns, der die Masse der Christen erliegt: das Göttliche wird sehr häufig da verehrt, wo es gar nicht ist.

Dafür wird es dann da nicht verehrt, wo es wirklich ist. Wie sollte es anders sein? Wenn man es am falschen Orte sucht, kann man es am richtigen nicht erkennen. Man erkennt das Göttliche nicht, wo nicht die vertraute religiöse Form da ist. Lasset Menschen auftreten mit dem größten Glauben, lasset sie Taten tun, die nur aus der Tiefe einer Gemeinschaft mit Gott kommen können, deren der Durchschnitt der Formfrommen unfähig wäre, wenn sie nicht die fromme Aufschrift tragen, wenn sie nicht in die Schablone des gewöhnlichen frommen Wesens gehen, dann gelten sie als Ausgeburt eines rein weltlichen Sinnes, ja vielleicht als gottlos. Lasset Bestrebungen, Bewegungen kommen, worin ungleich mehr von der Kraft und dem Geist Gottes lebt, als in allem landläufigen frommen Tun zusammen, wenn der Stempel fehlt, wenn sie auch nur neu sind, oder wenn sie gar von Menschen getragen werden, die zu den Gottlosen gerechnet werden, sich auch selbst dazu rechnen — vielleicht aus Mißverständnis — dann werden sie von den religiösen Leuten mit äußerstem Mißtrauen betrachtet, ja gehaßt und verdammt. Darum ist es eine der bedeutsamsten Tatsachen der Geschichte, daß die frommen Leute Gott am wenigsten verstanden, das wahrhaft Göttliche am meisten verkannt haben. Das größte Beispiel dafür ist das Schicksal Jesu selbst. In ihm erschien

das Göttliche, aber ohne die fromme Form. Diese hatten dafür die Pharisäer. Ihnen fehlte es nicht an der feierlichen Gebärde; ihnen sah man den religiös-sittlichen Ernst von weitem an, auch schon am Gewand. Da fehlte es nicht am Eifer für die religiösen Heiligtümer. Darum beugte sich alles fromme Volk vor ihnen. Aber Jesus — wo war seine Beglaubigung? Wo war der religöse Ernst? War nicht sein ganzes Wesen weltlich? Aß und trank er nicht mit den Gottlosen? War das nicht das Zeichen eines weltlichen Sinnes? Wie war sein Verhalten zum Gesetz, seine Stellung zum Sabbath, zum Fasten, zum Tempeldienst zu beurteilen? War das nicht Gottlosigkeit? Da waren die großen Schriftgelehrten doch andere Männer! — So hat sich das ewig Denkwürdige ereignet, daß er, in dem Gottes Wahrheit in ihrem reinen Glanze erschienen war, von den Frommen als unfromm getötet wurde. Die Pharisäer waren in den Augen der Masse die Vertreter Gottes, Jesus der Lästerer, der Gottlose.

So wird Jesus auch heute von den Frommen gekreuzigt; ich meine: das wahrhaft Göttliche wird nicht erkannt, weil wir in Augenverblendung es am falschen Orte suchen. Wir gehen neben des Vaters Willen vorbei und haben — Religion! Auch über Bessere und Tiefere legt sich manchmal der Bann dieses frommen Formalismus. Auch sie lassen sich etwa verleiten, zu meinen, Gott sei nur da, wo die fromme Form sei; man könne von Gott nur Zeugnis ablegen, wenn man von Gott ausdrücklich rede. Auch sie geraten damit von der Wahrheit ab in den Schein, ja in die Unwahrheit hinein. Auf der andern Seite aber ist es nun gerade dieser Formalismus, der zahllose wahrhaftige Seelen so stark abstößt, daß ihnen Religion und Christentum entleidet werden. Ich fühle tief mit ihnen. Auch ich hasse mit ihnen dieses Formenwesen von ganzem Herzen. Nicht die Form an sich hassen wir, sie kann gute Dienste leisten, wenn man sie als Form behandelt. Dann wünschen wir sogar mehr davon. Eine große Sache ist es um das echte Gebet, die recht verstandene und benützte Bibel; niemand kann davon höher denken als wir. Auch die Mission kann groß aufgefaßt werden. Zeugnis von Gott, von seinem „Worte" ablegen ist das herrlichste, was es gibt und herrlich ist rechte Gemeinschaft im Hören dieses Wortes. Und wie könnten wir zuviel religiösen Ernst haben? Aber alle diese Dinge werden ins Gegenteil verkehrt, wenn sie zum frommen Formgesetz werden. Dann beginnt unser Haß. Wir hassen es, wenn die Form an Stelle der Sache treten soll und wenn man uns die Form aufdrängen will. Mit ganzem Herzen möchten wir an Gott hangen, möchten ihm in allem dienen — aber wir wollen nicht, daß wir das sollen mit Worten sagen, bekennen müssen bei jeder Gelegenheit, auch wenn's uns nicht darum zu Mute ist. Wir wollen versuchen, aus dem Heiligsten zu leben, aber wir setzen uns zur Wehr, wenn man von uns verlangt, daß wir das Heiligste vorzeigen sollen, damit man anerkenne, daß wir an Gott glauben, daß wir aus Gott leben möchten, daß wir fromm seien.

Lieber als dies tun, wollen wir als gottlos gelten; wir wollen zu den Gottlosen gehen, um dort unangetastet — Gott leben zu können. Gerade soweit wir Gott lieben, hassen wir die Frömmigkeit, die in erster Linie Form ist.

Aber nicht minder hassen wir alle Verunreinigung des Göttlichen durch das Menschliche, allen Mißbrauch des Göttlichen zur Befriedigung menschlicher, allzumenschlicher Triebe. Davon redet Jesus in dem zweiten großen Wort, das uns heute beschäftigt. „Viele werden an jenem Tage sprechen: Herr, Herr, sind wir nicht in deinem Namen Propheten gewesen? Haben wir nicht in deinem Namen Dämonen ausgetrieben? Haben wir nicht in deinem Namen viele Taten getan?"

Ist uns nicht, als ob wir durch diese Fragen mitten in die Gegenwart versetzt würden? Wir leben in einer Zeit religiösen Erwachens. Das ist nicht zu verkennen. Was könnte es aber Herrlicheres geben? Ist das nicht die Erfüllung unserer tiefsten Hoffnung? Nach was denn haben wir uns in toten Zeiten mehr gesehnt, als daß wir einen solchen Tag erleben möchten, den Tag eines religiösen Erwachens? Nun ist der Tag da; er ist wenigstens angebrochen. Wir freuen uns auch wirklich darüber. Es ist eine große Bewegung in den Herzen, ein Unbefriedigtsein, ein Fragen, Suchen, ja ein Hungern und Dürsten nach der Wahrheit, nach Gott. Aber diese neue Welle religiösen Lebens bringt zunächst so vieles mit sich, was uns nicht freut, viel Stroh und Gestrüpp, viel Unrat; ja, wir müssen es in aller Schärfe ausdrücken: sie ist begleitet von viel religiösem Schwindel. Es ist zunächst weniger das Göttliche selbst, was hervortritt, sondern eine verirrte Sehnsucht darnach; nicht das Gottesreich wächst, sondern das Religionswesen. Es erscheint mit all seinen bezeichnenden Zügen, namentlich dem einen: daß es menschliches Machen ist und, daß es das Göttliche in den Dienst des Menschlichen herabzieht. Von allen Seiten her bekommen wir religiöse Angebote, und diese Angebote berufen sich immer auf Eins: daß die betreffenden religiösen Personen oder Bewegungen etwas Ungewöhnliches, etwas Erstaunliches leisten. Die Einen besitzen die Gabe, Kranke gesund zu machen: sie sind Wundertäter; die Andern sprechen neue, großartige Gedanken aus: sie sind Propheten; die Dritten wissen im Namen Gottes irgend ein großes Werk in Szene zu setzen, das das Staunen der Menschen erregt und sie in den Ruf bringt, Gottesmänner, Träger der Gotteswahrheit zu sein. Allen diesen Angeboten fallen die Menschen in Scharen zu. Bald um diese, bald um jene Person oder Sache herum bildet sich eine gläubige Gemeinde — und was für eine Glaubensfähigkeit wird hier entwickelt! Fast jeder Tag bringt uns eine neue Erscheinung dieser Art. Eine lange Stufenleiter führt von den edleren und tieferen Bewegungen dieser Art bis zu den seltsamsten Torheiten. Es gibt aber keine Verkehrtheit, die so groß wäre, daß ihr nicht eine Anzahl Menschen verfielen, darunter vielleicht tiefe

und seine. Der religiöse Nimbus, womit jene umgeben werden oder sich selbst umgeben, übt einen wahren Zauber aus. Aber auch edlere, wirklich große Erscheinungen laufen Gefahr, ein Stück weit in dieses Wesen hineingezogen zu werden, ins Machen, in die Pose, den religiösen Ichdienst hinein zu kommen. Es lebt in unserem Geschlecht ein wahrhaft verheerender Geist der Konkurrenz, der Reklame. Vom Geschäftsleben her hat sich dieser Dämon auch der geistigsten Gebiete des Lebens bemächtigt, auch der Religion. Auch hier will Eins das Andere überbieten, überflügeln, Eins tiefer, origineller, frommer sein als das Andere. Die Eitelkeit findet hier ein gar ideales Gewand. Man widersteht nicht immer der Versuchung, einen gewissen mystischen Glanz um sich zu verbreiten oder duldet doch, daß Andere dies tun. So entsteht wieder ein Wesen, worin das wahrhaft Göttliche untergeht. Das Menschliche verdrängt Gott. Menschliche und allzumenschliche Triebe aller Art bemächtigen sich des erwachten religiösen Lebens und ziehen es in ihren Dienst. Es entsteht ein Getrieb und Getue, ein Machen und Drängen, ein Vergleichen und Hin- und Herlaufen, ein Vergöttern und Verwerfen von Personen, eine Vielgeschäftigkeit und Erfindsamkeit — aber zu Gott kommen die Menschen nicht, sie kommen nur wieder zu Menschen, sie bekommen Religion; aber nicht das Gottesreich Jesu. Es ist ein Treiben, das jede aufrichtige Seele, die es eine Zeitlang verfolgt hat, abstoßen muß.

Jesus hat jenen Fragern geantwortet: „Ich habe euch nie gekannt; weichet von mir, ihr Uebeltäter."

Ist das nicht eine Antwort von unverständlicher Schroffheit? Hatten diese Menschen nicht doch etwas Rechtes getan? Hatten sie nicht alle ihn verherrlichen wollen, da sie doch in seinem Namen auftraten? Ja, hatten sie ihn nicht sogar nachgeahmt? Er selbst hatte ja doch auch Erstaunliches, Unerhörtes getan, hatte neue, gewaltige Worte geredet, hatte Geister ausgetrieben, Machttaten getan. — Gewiß, aber wir erfahren auch, daß Jesus diese Worte sozusagen nur gelegentlich geredet, daß er nicht aus dem Verkündigen großer Wahrheiten sozusagen ein Beruf für sich gemacht hat. Mit so wenig Worten als möglich hat er seine Botschaft ausgerichtet und mehr durch das Tun sein Werk vollenden wollen, als durch Reden. Aber auch nicht durch auffallendes Tun — das wäre ein Fallen in der Versuchung auf der Zinne des Tempels gewesen! Er hat seine Heilungen gleichsam gegen seinen Willen vollbracht als von selbst geschehende Auswirkungen des Gottesreiches, das in ihm da war, und ist der Menge ausgewichen, als sie zu ihm drängte, um ihn zum König zu machen, — das rechte Gegenteil von dem Verhalten vieler Heutigen! Diese machen also gerade das zum Merkmal ihres Jüngertums, was Jesus als Versuchung empfunden hat. Er weist darum gerade sie auf's Schroffste von sich. Er hat sie nie gekannt. Sie sind Uebeltäter, denn sie dienen im Grunde unter religiösen Formen sich selbst. Sie wollen groß werden durch den Namen Jesu. Es kommt ihnen auf sich selbst

an, nicht auf Gott. Ihr Tun ist Schwindel gefährlichster Art; denn es setzt an Stelle der Wahrheit etwas, das ihr täuschend ähnlich sieht und doch ihr Gegenteil ist. Der Mensch benutzt Gott, um sich selbst zu erhöhen. Weg, weg mit diesem religiösen Getue — es ist ferne von Gott! Aber auch da, wo all dies Machen aufrichtig und rein ist, da ist doch zu sagen: es kommt im Reiche Gottes nicht darauf an, daß viel gemacht werde, daß Reklameerfolge erzielt werden, sondern daß wirklich Gottes Wahrheit herrsche, daß wirklich göttliches Leben werde. Denn man kann Vieles machen, Erstaunliches tun und doch kann es eben nur menschliches Künsteln sein, ohne daß Gottes Reich einen Schritt vorwärts gekommen ist. Es kann ein willkürliches Tun sein, das gar nicht Gottes Willen entspricht. Weg damit, es ist bloß Täuschung, es ist auf Sand gebaut!

L. Zuhörer! Wir haben nun zweimal gesehen, wie Jesus anders ist, als eine Frömmigkeit, die sich auf ihn beruft. Und das ist nun die große Tatsache, vor die wir uns jetzt noch stellen wollen: Jesus ist unsere Erholung, wenn uns die frommen Leute Religion und Christentum entleidet haben. Zu ihm flüchten wir uns auch vor seinen eigenen Anhängern. Hier stoßen wir auf eine völlig andersartige Welt. Hier ist nichts mehr von dem, was uns sonst in unserm religiösen Wesen quält, hier ist nur, was uns erfreut, befreit, worin unsere Seele aufatmet, aufjauchzt. Hier ist keine Beengung mehr, keine quälende Schablone. Es ist hier überhaupt gar kein religiöses Wesen mehr. Wir stoßen nun auf das seltsame Wunder, daß hier, wo das wahrhaft Göttliche erscheint, die Religion aufhört. Es ist bei Jesus gar keine besondere Zubereitung zur Frömmigkeit mehr. Sein Leben mit dem Vater besitzt eine solche Selbstverständlichkeit, daß es gar nicht mehr besonders hervortritt. Darum ist es so natürlich wie das tägliche Brot, wie der Sonnenschein und der Schlag des Herzens. Es ist frisches, quellendes Leben, wie das Leben der Natur. Es gibt keine besondere religiöse Form mehr, weil alles Leben mit dem Vater gelebt wird. Dies geschieht so, als ob etwas Anderes nicht möglich wäre. Da ist kein feierlicher Ernst, sondern hohe Heiterkeit und reine Kindlichkeit — beide in das Ewige getaucht und damit im Grunde viel ernster, als die ernsten Falten der pharisäischen Frömmigkeit. In die einfachen Formen des menschlichen Zusammenlebens strömt das Leben mit Gott hinein und macht daraus das Gottesreich. Die Religion wird aufgehoben, weil sie erfüllt ist. Nichts ist mehr besonders heilig, weil alles heilig ist. Gottes Wirklichkeit hebt die Religion auf. Hier gleicht das Leben mit Gott nicht mehr der oft so drückenden Luft der geistlichen Versammlungen, sondern dem Wind, der über den sommerlichen Rain weht, wohl auch dem Sturm, der um einsame Höhen braust — aber immer wird die Seele dadurch geweitet, statt verengt, immer Gott näher gebracht, statt von ihm abgezogen. Das Religiöse ist das vollkommen Menschliche geworden. Ja, das ist das große Wunder: hier,

wo das Göttliche rein und mächtig hervortritt, wird es auch das vollkommen Menschliche; Gott und Mensch werden Eins. Gott wird im Menschen Fleisch, wird anschaulich, verständlich, und der Mensch atmet auf in Gott, atmet noch tiefer, seliger auf, als er in der Stille und Hoheit der Natur aufatmet, dem Staub der Kultur entronnen — er atmet im Allertiefsten der Seele auf!

Denn hier tritt nun wirklich das Göttliche hervor. An Stelle des religiösen Wesens tritt göttliche Menschlichkeit; die menschliche Trübung wird getilgt. Auch dies ist so wunderbar und nicht genug zu preisen: daß das Göttliche in Jesus so fleckenlos rein hervortritt. Hier bricht sich sein Licht nicht mehr in der dicken Dunsthülle, die vom Ich ausgeht, sondern leuchtet als reine Sonne. Denn hier ist das Ich mit Gott völlig Eins geworden. Es sucht nicht mehr sich selbst und ist so Gottes reines Gefäß geworden. Darum werden wir, wenn wir uns ihm hingeben, nicht in einen Bann geschlagen, wie es uns oft bei andern Großen geht, sondern wir werden erst recht frei, wir kommen zu uns selbst. Jesu Wesen wirkt auf uns wie Alpenluft und Alpensonne. Wir geben uns ihm mit Lust gefangen, weil wir durch ihn erst recht frei werden. Väterlicher Ernst und mütterliche Güte fassen uns in ihm an und in beiden spüren wir Gottes Wesen und Geist. Wir jubeln auf, daß wir so das Göttliche einmal in Reinheit erblicken; wir ruhen aus an dieser Stätte, wo Gottes Wesen uns in der unerschöpflich wunderbaren Verbindung von Reinheit und Liebe entgegenstrahlt. Wir werden in Jesus Gottes gewiß und froh.

Nun wagen wir aber auch, ein Leben mit Gott zu ergreifen, das anders aussieht, als das Religionswesen, das uns so sehr verdrossen hatte. Wir können nicht genug auf diesen Unterschied aufmerksam machen. Es ist eine unermeßliche Befreiung, Vereinfachung, Vertiefung. Es braucht kein besonderes frommes Gebahren mehr. „Nicht Alle, die zu mir: Herr, Herr sagen, werden ins Himmelreich eingehen, sondern die den Willen meines Vaters im Himmel tun.“ Was ist der Wille des Vaters? Offenbar nicht, daß irgend welches besondere religiöse Tun veranstaltet, sondern daß alles Tun so gestaltet wird, wie es sittlich recht ist. Gottesdienst ist sittliches Tun, ist, schöner gesagt, die Verwirklichung des göttlich Guten. Im wahren Guten lebt und atmet der Vater: in Gerechtigkeit, Vertrauen, Reinheit, Liebe. Gottesdienst ist Menschendienst und Menschendienst Gottesdienst. Es kommt dem Vater nicht sowohl darauf an, daß Er selbst besonders geehrt werde, als daß sein Wille unter den Menschen geschehe. Wer daran mitarbeitet, ist Bürger des Himmelreichs.

Damit ist uns eine herrliche Freiheit gegeben. Es fällt alle religiöse Engigkeit weg. Gott dienen, aus Gott leben wird eine ganz weltliche Sache, ich meine: eine Sache, die kein besonders, geistliches Gewand trägt. Wir bekommen den Blick frei für das Walten Gottes in seiner großen Welt. Wir wissen, daß sein Reich nicht auf den Kreis der

Kirchen und das von religiösen Grenzpfählen umhegte Gebiet der Formfrömmigkeit begrenzt ist. Wir können als Gotteskinder und Mitarbeiter auch Menschen gelten lassen, die nicht Herr, Herr sagen, ja sogar solche, die sich selbst für gottlos halten, weil sie falsche Vorstellungen von Gott hegen. Doch nicht die will ich hervorheben; es ist ja in der letzten Zeit oft und stark gesagt worden. Ein anderes ist mir fast noch wichtiger: Auch wir, die wir ja gern in unserem Innern zu Jesus Herr sagen, sind befreit von dem Zwange, es nach außen zu tun, wenn es uns nicht dazu drängt. Jesus hält offenbar gar nicht viel auf das religiöse Reden. Er weiß, daß es die Gefahr in sich schließt, vom Tun des Willens Gottes abzulenken. Es ist Jesu Meinung, daß wir das Heiligste, unser Verhältnis zum Vater, im Kämmerlein des Herzens verschließen und davon nicht leichtlich reden sollen, weil es sonst verloren gehen könnte, aber dafür durch unser ganzes Wesen Zeugnis davon ablegen, daß wir einen Gott haben, der unser Vater ist. Wir dürfen wohl sagen: weit davon entfernt, daß möglichst vieles Zeugnisablegen von Gott durch Reden dem Sinn Jesu entspräche, wäre es offenbar das Ideal des Gottesreiches, daß nur noch Taten und nicht mehr Worte dieses Zeugnis ausmachten. „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen" — das ist das einfach große Wort, vor dem alle religiöse Unwahrheit verschwinden muß, wie Nebel vor der Sonne. Nicht großartige Reden und tiefsinnige Gedanken, nicht Machttaten und Erfolge verbürgen die Gegenwart des wirklich Göttlichen, sondern die Früchte, sie allein! Welche Früchte? Es ist leicht zu sagen: der Glaube, der sich in der sieghaften Haltung gegenüber der Welt und allen Mächten des Widergöttlichen bewährt, und die Liebe. Besonders die Liebe! Denn sie zeigt allein, ob das Selbst besiegt und Gott Herr geworden ist in einem Menschen. Soweit sie da ist, ist Gott da, soweit sie fehlt, fehlt Gott — mögen noch so viel feierliche Formen, noch so viel mächtige Reden, Taten, Erfolge da sein. Göttliches Wesen und göttliche Wahrheit müssen sich zu allererst zeigen in schlichter Herzensgüte, verbunden mit herzlicher Demut vor Gott und sich selbst, in einem willigen Verstehen und Geltenlassen Anderer, in schlichter Menschlichkeit und hoher Natürlichkeit. Wo diese Kennzeichen fehlen, da ist große Wahrscheinlichkeit, daß wir es nicht mit Gott zu tun haben, sondern mit dem Ich, nicht mit dem Gottesreich, sondern der Religion. Alles Reden von Gott und Jesus kann uns darüber nicht wegtäuschen. Wo in einer Menschengemeinschaft der Geist des wildesten Kampfes gegen einander die wichtigsten Formen des Zusammenlebens beherrscht, wie das unter uns der Fall ist, und nicht nur die Lieblosigkeit, sondern geradezu die Unmenschlichkeit uns daraus anschreit — falls wir Ohren haben, zu hören — da ist Gott nicht, und wenn das Religionswesen darin eine tropische Ueppigkeit entfaltete. So einfach ist dieser Prüfstein. Er gilt für die Gemeinschaften der Menschen wie für die Einzelnen: Wo Gottes Wirklichkeit ist, da wird das Alltagswesen verändert; an Stelle des Weltsinns tritt gött-

licher Sinn. Wo Gott ist, da ist Kraft und Mut der Weltüberwindung, da ist Tapferkeit, Treue, Selbstlosigkeit, da ist Gerechtigkeit, da ist Liebe, und umgekehrt: wo diese da sind, da ist Gott. Wo Gott ist, da geschehen Wunder — aber schlichte Wunder, Wunder des Guten. Alle andern Wunder sind Täuschungen.

Aber darüber möchte ich nicht mißverstanden werden: Von da aus kann und soll es auch zu Taten kommen, erstaunlichen Taten; von da aus können, ja sollen Kräfte erwachsen, die zu großen Siegen über die Mächte des Bösen führen; von da aus kann es, ja soll es zu einem mächtigen Zeugnis von Gott auch durch das Wort kommen — es wird von selbst dazu kommen, wie es bei Jesus und seinen echten Jüngern dazu gekommen. ist Die Welt merkt es auf alle Fälle, wo Gott in Menschen lebendig wird; das Wunder kommt dann von selbst. Aber alles bekommt eine andere Art. Alles macht sich von selbst; alle Künstlichkeit verschwindet; es geschieht, was nötig ist, nicht was prunkt, und der äußere Erfolg ist meistens nicht ein religiöser Lorbeerkranz, sondern ein Kreuz, ein Kreuz freilich mit einer Auferstehung. So Gottes Willen tun ist Gottesdienst und Zeugnis von Gott.

Das, liebe Zuhörer, ist nach meiner Ueberzeugung auch der Weg, den die religiöse Erweckung gehen muß, wenn sie wahr, heilsam und dem Sinne Jesu gemäß sein soll: nicht neues religiöses Formwesen soll sie schaffen, nicht das Seltsame, Unerhörte tun, sondern unserem Geschlechte Kraft geben, Gottes einfachen Willen zu tun in den sittlichen Aufgaben, die deutlich uns gestellt sind, fortzuschreiten von Sieg zu Sieg in der Verwirklichung des Guten Gottes. Sie muß sehr einfach und natürlich sein — bei aller Größe und Tiefe — und ganz weltlich, gerade weil sie göttlich ist.

Jesu Geist und Art muß durchbrechen. Er ist das Göttliche. Jesus ist unsere Zuversicht: da ist Gottes Wahrheit und des Menschen. In dem Maße, als er unter uns aufersteht, als durch ihn Christus Gestalt gewinnt in einer erlösten Menschenwelt, wird das, was die Religion formhaft und schattenhaft will, feste, sinnenhafte Wirklichkeit, wird die Schöpfung Gottes wiedergeboren und vollendet, daß sie im Göttlichen völlig menschlich, aber auch im Menschlichen göttlich, daß das Wunderbare ganz und gar natürlich, aber auch das Natürliche ein hohes Wunder wird. Jesus muß durchbrechen, denn er ist das Göttliche. Oder sollen wir das Gleiche mit andern Worten sagen? Wenn das religiöse Erwachen das werden soll, was wir hoffen, dann muß das Menschliche darin ganz anders zurücktreten und das Göttliche ganz anders hervortreten, dann muß Gott selbst ganz anders Wirklichkeit werden unter uns!

L. Ragaz.

Religion und Kultur.

Unmaßgebliche Betrachtungen.

Eine längere Beschäftigung mit Augustin führte mich aus der Historie zu einem Problem des Glaubens, dessen eine oder andere Beantwortung für den heutigen Menschen oft über seine Stellungnahme für oder wider die Religion entscheidet.

Das Problem der kulturwirkenden oder kulturindifferenten Religion hat psychologisch eine andere Frage zum Korrelat: Strebt der Glaube zur Welt hin oder von der Welt weg? Finde ich meinen Gott in lebendiger Mitarbeit an dem Weltleben und seinen immer gegenwärtigen Forderungen oder in den stillen Räumen des Gemütes?

Diesem Problem nachzugeben betrachte ich als die wichtigste, fruchtbarste Aufgabe der Religionsforschung: die Beobachtung des Lebensprozesses der Religion, der sie immer mit Außenseiten des Lebens in Berührung und notwendige Synthese bringt.

In den folgenden Zeilen will ich die Beziehungen zwischen der Religion und den Außenseiten des Lebens genetisch und aus dem Eigenleben der Religion heraus zu verstehen und darzustellen versuchen.

Religion und Gottesglaube — das sei vorausgeschickt — möchte ich streng auseinanderhalten. Es wird mir darin die Geschichte der Religion und die Bestimmung auf ihres Wesens Kern recht geben. Religion ist vorerst einfach ein Seelenvermögen, eine bestimmte Funktionsart der Seele, eine im Menschen schlummernde Innenkraft, die, in besonderer Stärke entwickelt, alle Gestalten des Lebens durchdringt, eine Lebensenergie, die allen seelischen Inhalt umformt zu Gebilden eines eigenartigen Erlebens der Welt. Aus der Religion heraus schafft der Mensch mit den ihm zur Verfügung stehenden Bewußtseinsfunktionen (Willen, Denken, Gefühl) die wertvolle Welt. Alle Arbeit an der gegebenen, an sich wertlosen Welt und ihre Umformung in eine sinn- und wertvolle stammt aus diesen Quellen der lebendigen Religion. Aber dies alles braucht noch nicht Gottesglaube zu sein. In diesem Wort ist der Kerngehalt der Religion ausgedrückt. Es ist ein Glaube, ein Aufschwung der Seele, eine Erneuerung des ganzen Wesens, ein machtvolles Vorwärtsdrängen, ein kühnes Emporklimmen und Ergreifen eines höherflutenden Lebens in Wahrheit und Reinheit. Und es ist ein Glaube an Gott, die überlegene Liebesmacht, die unendlich mehr und anders ist als die Menschen, die Liebesgesinnung, die wir in ehrfurchtsvollem Vertrauen ergreifen. Das „Du sollst" ist seine Waffe, die uns dem endlosen flutenden Naturgeschehen entreißt und uns eine neue Wirklichkeit eröffnet, die zugleich unser Wesen und das Ziel unseres tiefsten Sehnens ist. Gottesglaube ist eine Erhebung aus der Natur in das Reich des Ethos. Gottesglaube ist ein Sprengen unwürdiger Fesseln, ein Aufsteigen in eine weite Freiheit, ein Kampf

um ein naturüberlegenes Reich des Geistes, ein Kampf um absolute, göttliche Werte. Hier wird die Spannung lebendig zwischen dieser eigentlichen Religion, die in einem Ewigen, Weltüberlegenen sich verankert und der greifbaren kaleidoskopisch bunten Weltwirklichkeit.

In diese Gedanken wollen wir etwas tiefer eindringen.

In der Religion in jenem weiteren Sinne der übergreifenden Ideenwelt sind alle Kulturwerte mit den letzten Fasern gegründet. Eine Fülle seelischer Stimmungen und Kräfte stehen der Religion zu Diensten. Mit ihnen ergreift sie die Welt. Daher die glänzende, unübersehbare Mannigfaltigkeit der Formen religiösen Lebens und Besitzergreifens der Welt und doch sind schließlich alle Produkte der Einen, allgestaltenden Kraft, einer innern Sehkraft des religiösen Geistes, sind alle der Abglanz einer Idee.

Neben den verschiedenen Werkzeugen, den Fühlfäden, mit denen die Religion die Welt berührt und ergreift, trägt ein anderes Moment zur Komplikation des Verhältnisses bei: die Fortentwicklung und erworbene Eigenbewegung der Kulturgüter — Kunst, Wissenschaft, Wirtschaft, Staat und Recht —, die sich von der religiösen Geisteswelt emanzipierten und auf selbstgewählten Bahnen vorwärtsschritten, um von ihrem einseitigen Standpunkt aus die Welt zu betrachten, zu beurteilen und zu formen.

Hier nun, wo der große Emanzipationsprozeß der Kulturgüter von der Religion beginnt, wo die vorwärtstreibende Kraft in diese selbst eingegangen ist (was bei der Philosophie zuerst, bei Wissenschaft und Kunst später eintrat), wo sie aus sich selbst Ideale gebären und als Entwicklungsprinzipien hinstellen, — da verliert die Religion als allesbeherrschende Macht, die sie ursprünglich war, einen großen Teil ihrer Domäne, ja sie wird oft rücksichtslos in Boden getreten: man will nicht länger sich knechten lassen und seiner Entwicklung einen Hemmschuh unterlegen durch ein Ideenreich, das seine Rolle ausgespielt hat. Ideale stürzen Ideale! Und doch lebt die Religion weiter und nimmt langsam aber sicher und selbstgewiß eine Provinz nach der andern wieder unter ihre Leitung; wieder ergreift sie die Zügel der „Sonnenpferde der Zeit", sorgfältig zwar und schonend, mit Liebe mehr als mit Gewalt.

So stellt sich unser Problem dar. Freilich dürfen wir jetzt Religion nicht mehr im allgemeinen Sinne als Seelenkraft verstehen. Sie gewinnt jetzt inhaltliche Bestimmtheit. Sie wird eine Einzigartigkeit seelischen Lebens, d. h. diese Einzigartigkeit tritt schärfer, schroffer hervor jetzt, wo sich die Religion abgrenzen und unterscheiden muß von ihren erwachsenen Kindern und jetzt, da sie in ihrer Eigenart bedroht ist, gerade weil sie zu weitumfassend und daher zu unbestimmt gewesen war.

Jetzt trennt sie sich immer mehr und mehr von den Kräften der Welt, den Gewalten der Erde, die sie früher leitete. Sie strebt in anderer Richtung weiter und gewinnt eine Realität und eine Größe,

die alles andere überragt. Sie findet einen Zielpunkt von dem auf ihr ganzes Wesen helles Licht und tiefe Perspektiven ausgehen, eine Zentralsonne, um die das religiöse Leben schwingt.

Für die Religion ist es von unendlicher Förderung gewesen, daß sie aus einer „Seelenbestimmtheit" zu einem Inhalt wurde, aus einer formalen Kraft zu einer realen Macht.

Der sittlich-persönliche Gottesgedanke ist für die Religion unentbehrlich. Hier vollendet sie sich, hier schöpft sie sich aus und saugt sich voll neuer Kraft. Denn die Religion lebt einmal von einem Gegensatz, von einem Kampf. Vom Kampf gegen die Welt. Jetzt wird sie eigentlich inhaltliche Macht. Jetzt findet sie sich selbst und ihr Wesen. Religion darf nicht die Welt verherrlichen. Pantheismus ist keine Religion, höchstens halbbatzige Philosophie. In Gottesgedanken findet die Religion erst ihren ureigentlichen Inhalt. Hier holt sie Mut, Vertrauen, Hoffnung, Glauben. Von Gott strebt sie zur Welt herab mit dem Prometheusfunken. Sie ist jetzt ganz verwandelt. Jetzt kämpft sie mit der Welt. Ihres eigenen Wertes und ihrer nie versiegenden Kraft ist sie sich bewußt. Sie wird immer siegen, denn sie lebt aus Einem Punkt heraus, aus der Tiefe, und ex profundis klingt: Gott ist die Liebe. Eine Liebe, die stark macht, welche kämpft und siegt, siegen muß. Religion ist Gottesglaube geworden.

Sie gibt es aber nicht auf, die Welt zu durchdringen. Ihr ureigenes Wollen, ihre siegreiche Hoffnung kann sie nie aufgeben. Das wäre ihr Tod. Das also ist die tiefe Kluft im Wesen der Religion als Gottesglaube: Sie strebt siegreich der Welt zu; mit Schwertstreichen erobert sie die Welt, mit Liebe gewinnt sie das Reich und erfüllt es mit unendlichem Leben und Reichtum. Das ist das Reich Gottes, das auf Erden erscheinen soll (was aber ja nicht mit pantheistischen Tendenzen zu verwechseln ist, da der Brennpunkt eben über dem Weltgeschehen liegt — in Gott). Dann faßt sie ein Entsetzen vor aller Erbärmlichkeit des Erdendaseins, vor der Hohlheit der materiellen Kultur, der Oberflächenbewegung des Denkens und der Krankheit aller Seelen. Eines wird sie gewahr: daß auf Erden Vollkommenheit ein Mädchen aus der Fremde ist, eine verirrte Idee, die angestaunt, aber verlacht, verspottet und bewitzelt, verhöhnt und endlich verjagt wird. Denn die Menschen sind Feinde aller Idealität, sie wandeln in Nebel und Nacht und haben das Fliegen noch nicht gelernt — das Emporfliegen des Geistes, Erlösung gibt es nur bei Gott. Und der Glaube eilt in seinen Schoß zurück. Namenloser Schmerz faßt die Religion ob der Schwachheit und Kleinheit auf Erden. Kein Mensch ein Fels, die Menschheit nur ein Haufe von Kieselsteinen: Und an Felsen muß sich doch die Glaubenskraft erproben, ob sie sie zerschmettern oder ins Rollen bringen könne. Dann gießt sie die Schalen ihres Zornes, des heißen, glühenden, über die Welt aus und Gott spricht das Vergebe. Schrecklich kann Gott zürnen, wie er mächtig, unendlich lieben kann.

Aber für die Religion ist Pessimismus ein Unding. Wer an Gott

glaubt, kann nie den Untergang der Welt wollen, geschweige denn, einem Nichts zustreben (was doch allein den Namen Pessimismus verdient). Der mächtig anschwellende Haß gegen die Welt soll nur die Liebe zu Gott stärken, soll zu Gott heimkehren lehren, um neubewaffnet, mit schimmerndem Glanz und herrlicher, schlagfester Rüstung zum Kampfplatz zu eilen. Quietismus und Gottesglaube sind kontradiktorische Gegensätze. Denn Gott ist der Quell alles Lebens und „das Wort Gottes ist lebendig und kräftig und schärfer als jedes zweischneidige Schwert und durchdringend bis zur Scheidung von Seele und Geist, Gelenken und Mark, und mächtig, die Gedanken des Herzens zu richten" (Hebr. 4. 12). Echte Mystik fordert zum Kampfe auf.

Zum Kampf für das Gute, das Vollkommene. Denn jetzt gewinnt ja die Religion ganz bestimmte Inhaltlichkeit, ein zielfestes Wollen, ein Wissen um das Wohinaus. Sie weiß jetzt nur Gut und Böse, sie ist sehend geworden. Sie weiß, was zu ihrem Wesen gehört und was sie als fremd und schädlich ablehnen muß. Sie hat unterscheiden und damit sich selbst erfassen gelernt.

Mit dieser neuen, in Gott wurzelnden Ueberzeugung eilt sie von neuem der Erde zu. Sie vergißt nie, daß sie erobern muß, daß ihr Wesen ist, Festungen zu stürmen und stolze Burgen zu schleifen, Burgen, wo Gewalt, Unwahrheit, Ungerechtigkeit hausen. — Wieder tritt sie wie ehedem mit den Außenseiten des Lebens in Kampf, Bindung, Synthese und wieder Kampf, Kampf um das stete Weiterschreiten des Lebens, des sittlich-wertvollen Lebens. So pendelt das Leben der Religion zwischen Frieden und Kampf, Bindung und Lösung, Ruhe und Streben, Welt und Gott. Gott ist der Quellpunkt aller Kräfte, die das Leben wertvoll gestalten und eine sinnvolle Entwicklung im Leben verbürgen. Nur eine ethische Anerkennung und Betrachtung der Welt vermag in ihr Sinn und vor allem Bedeutung zu entdecken. Was das Leben weitertreibt sind nicht Aeußerungen unorganischer, triebartiger Lebenskräfte, sondern jene Kräfte, die ein Reich der sittlichen Vernunft aufzurichten vermögen, also Friede, Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit insbesondere. Denn das Licht der Wahrheit deckt auch alle Ungerechtigkeit auf und leuchtet in alle Winkel der Bosheit und des Lasters. Gott ist die ewige Wahrheit, worin die größten, kühnsten Glaubensmenschen übereinstimmen. Gott ist Geist und die ihn anbeten, sollen ihn im Geist und in der Wahrheit anbeten (Joh. Ev. 4, 24). Hier also ein freudiger Appell an den Menschen, Gott gleich zu werden, „vollkommen wie er" (Matth. 5, 48); nur soll der Mensch nie vergessen, was falsche Mystik und Ekstase wohl tun: Es bleibt für ihn die höchste zu Tat und Leben kräftig anspornende Forderung, deren Erfüllung wir gläubig zustreben, aber in unserem Erdenleben nie völlig Genüge leisten können. Wenn's nicht so wäre, würden wir der Sattheit verfallen. In des Lebens höchsten Augenblicken, wo der Wille in siegreicher Kraft und mit jubelndem Glauben aufwallt, empfinden wir den Abstand von dem Höchsten und sehen die Kluft

gähnen, die uns von Gott trennt. In solchen Momenten können wir den Seufzer nachfühlen, den ein großer im Reiche Gottes getan: Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von diesem Todesleibe? (Röm. 7, 14). Es ist auch Kierkegaard'sche Frömmigkeit, die hier spricht, dessen Lehre von dem Paradox und der qualitativen Verschiedenheit Gottes vom Menschen durch seinen Gottes- und Christusglauben erst die düsterkraftvolle, heroische Prägung, die religiöse Weihe und Rechtfertigung erhalten hat. Immer nur in strebendem Bemühen und in des Glaubens Kühnheit soll der Mensch Gott sich nahen. „So seid nun Gottes Nachfolger wie geliebte Kinder und wandelt in der Liebe, so wie auch Christus uns geliebt hat" (Epheſ. 5, 1).

Dieses oberste Reich der Werte, das zugleich das Reich der Wahrheit ist, ist Gottes heiligster sittlicher Bezirk. *Gottes Reich ist das ewige Reich oberster sittlicher Werte und Normen.* Nicht so jedoch, daß dieses Reich in starrer Einmaligkeit beharrte, als Endpunkt einer Entwicklung. Gottes Reich ist keine Kirche und kein Dogmenarchiv. Es ist lebendige Wirklichkeit, welche sich verändern, erneuern kann, deren Lebensgesetz das „Stirb und Werde" ist. Gott ist Geist und Leben. Und auch die Eigenbewegung der Kulturgüter schreitet fort, stellt neue Aufgaben, neue Möglichkeiten, worin Gott sich verherrlichen kann. *Die ganze Welt der sittlichen Kultur in ihrem lebendigen Fortschritt ist eine ewige, immer neue, immer mannigfaltigere und volltönendere Verherrlichung Gottes.* In diesem neuen, kulturphilosophischen Verstand muß der Calvinismus weitergebildet werden.

Es ist also lächerlich, sich an der „Persönlichkeit" Gottes, dieser überpersönlichen Persönlichkeit, zu stoßen. Als ob dies das Wesen Gottes sei und nicht vielmehr ein unzulängliches Symbol seines machtvollen Waltens und Wirkens für die sittliche Welt, oder, wenn ich es in Verstandesbegriffen wiedergeben soll: Ein Schluß von der wirksamen Energie auf die potentielle. Denn einzig und allein von diesem sittlich-vernünftigen Wertreich aus schließe ich auf die absolute, höchste Kraft, an der alle diese Werte, wenn sie nicht in der Luft schweben sollen, gegründet, befestigt sind. Diese gibt auch das volle Vertrauen des Gelingens, verleiht den Mut und den Heldenstolz, für das Reich ewiger Werte trotz unserer Schwachheit unser Herzblut, unser Leben einzusetzen. Sie schafft Märtyrer und Propheten des Höchsten. Und wie stände es um dieses heilige Reich ewiger Werte und Güter, wenn es keine solchen Verteidiger fände, die es vor Erstarrung und Verholzung bewahren und die sittlichen Werte immer in lebendiger Bewegung und Freiheit, die erhabenste Pflanze auf dem Boden des Menschentums in Saft und Leben erhalten? Gott ist also doch durch seine Werkzeuge, die Propheten und Märtyrer, der Schöpfer und Erhalter dieses wahren Reiches des Lebens. Christus, des Gotteslebens vollste Offenbarung, eröffnet seine und seines und unseres Gottes Tiefe am wunderbarsten mit den Worten: Ich bin der Weg, die Wahrheit

und das Leben, niemand kommt zum Vater, als nur durch mich (Joh. Ev. 14, 6). Gott ist der Brennpunkt dieses Reiches der Wahrheit — wie wir das Reich der Werte von dem Prinzip aus, das ihm den Grund gibt, auch nennen dürfen — und er ist es, der ihm das fortquellende Leben sichert. Nur durch Gotterfüllte, glaubendurchglühte Sendboten wirkt Gott in der Welt. (Doch ist das nicht so zu verstehen, als schwebe Gott selbst unbeweglich, in seligem Insichweben, über dem Weltgeschehen; es ist ja sein Leben, es sind Strahlen seiner Liebe, die das ganze geschichtliche Leben durchwalten und deren Träger die Einzelnen, die starken Felsen sind). So können wir Gottes Willen erkennen und die Richtung einschlagen, die er uns und dem Gang des sittlichen Reiches anbefiehlt.

Und endlich ist Gott der Schöpfer des Wirklichen überhaupt. Denn vom Standpunkt der Wertphilosophie aus, hat eben nur das Anspruch auf den Namen Wirklichkeit, was an diesem sittlichen Wertreich teil hat und mitarbeitet. Nur das sittlich Bedeutungsvolle hat wahres Sein. Das ist die Fortbildung des Platonismus in der Richtung auf die Wert- und Kulturphilosophie. Hat nun die Religion etwas eingebüßt dadurch, daß sie aus der vagen Seelenstimmung zum sittlich-bestimmten Gottesglauben wurde? Man muß mit Blindheit geschlagen sein, wenn man nicht sofort das Gegenteil einsieht. Jetzt ist die inhaltlich bestimmte, werterfüllte Religion die Beherrscherin des Weltreiches, des wahren, tiefen Lebens überhaupt geworden. Nicht nur bloß äußerlichem Verstande, wie sie sich uns in der ersten Stufe der religiösen Kultur gezeigt hat, auch nicht schroffaufdringlich, in der Weise, daß man alles zu Religion machen möchte, was alles andere, nur keine Religion ist, indem man das ganze Leben vergöttlicht und in einen flachen Monismus und plattgetretenen Pantheismus ohne sittlich tiefe, schmerzreiche und kraftvolle Hintergründe verfällt.

Nein! Die Kulturgüter haben sich ihr Eigenrecht erkämpft und das soll nicht von ihnen genommen werden. Sind sie doch auch so Zeugen von Gottes Liebe und Größe! Aber die Religion vermittelt zwischen Gott und den Gütern der Welt. Sie gehört beiden Polen des Lebens an und ist gerade dadurch so unermeßlich und oft so unbegreiflich-wunderbar reich und tief. Zwei Linien schneiden sich in ihr, zwei Ströme fließen hier zusammen, die in ihrem Zusammenfluß das Gesamtsein in sich tragen. Der eine strömt von der Welt und in der Welt, der andere flutet von Gott und verborgen in Gott in seinen Heiligen, den Gottgeweihten. In der Religion vereinigen sie sich. Die Religion (wenn wir jetzt darin den sittlichen Gottesglauben verstehen) bereitet Gott das Feld für seine Verherrlichung und trägt von Gott her als dem absoluten Brennpunkt ewiger Werte, die höchsten Werte, die Ideale in die Welt hinein, die als leuchtende Zielpunkte der Entwicklung jedem strebendem Menschen und der sehnenden Menschheit als ganzer vorschweben. An ihnen rankt sich das Leben in die Höhe.

Ohne Gottesglauben keine lebendigen Ideale. Die Religion wirft die goldenen Streitäpfel in den Fluß des Geschehens und hält das lebendige Spiel der Kräfte in Atem. Sie ist das Gewissen der sittlichen Kulturentwicklung. Fehlte sie, so würde der Menschheit aufhören, das Gewissen zu schlagen. Sie ists, die die Flammen der Begeisterung und Opferfreudigkeit auflodern läßt und uns das Leben gering achten lernt, wenn es die höchsten Güter gilt. Sie ist die größte aktive Macht, die aus dem tiefsten sittlichen Grund und Motiv zur Weltarbeit aufruft. Und endlich öffnet sie die verborgenen Kammern göttlicher Liebe und Gnade, wenn mitten im Streben die Menschen die bleiche Schwachheit erfaßt und starre, dunkle Verzweiflung sie überfällt. Sie ruft uns zu: Gott ist die Liebe —, wenn uns des Lebens Kämpfe und Schmerzen erkennen lassen, daß alles Leben für Ideale, alles ernsthafte Ringen nach dem Letzten, dem Höchsten ein endloser Kreuzgang ist, mit Dornen und Enttäuschungen reichlich übersät, daß das wahre Leben eine Tafel unerbitterlicher Forderungen ist und von uns selbst das erste Opfer verlangt. Wir dürfen uns dem nicht entziehen, sondern uns mit der ganzen Inbrunst unseres Wollens hingeben, denn unendlich mehr, als wir wert sind, werden wir gewinnen. Es ist der einzige Weg zur Lebenserhöhung.

In der Religion liegt die Seele eines Volkes, weil die Religion die tiefstinnerliche Kraft und Wertrealität seines Kulturlebens ausmacht. Durch diese Ueberzeugung glaube ich eine von den vielen Brücken von der Religion zur Kultur gefunden zu haben und eine Rechtfertigung der sittlichen Kulturarbeit vom religiösen Standpunkt aus. Mir persönlich ist das zarte, tiefwarme und unverdorbene Gemeinschaftschristentum sehr sympatisch, aber ich verlange von jeder kräftigen und wahren Religion eine tätige Mitarbeit an der Entwicklung der sittlichen Kultur. Solche Kulturarbeit ist mir ein Gottesdienst. Und doch bin ich eben durch den jenseitsstrebigen Gottesglauben davor bewahrt, in Kulturseligkeit zu versinken. Das Ideal dieser Kulturarbeit finde ich im Calvinismus; eine katholisch-mittelalterliche Schattierung vertritt dagegen schon Augustin. Kohler sagt in seiner „Rechtsphilosophie“: Das Opfer an die Kultur ist das Heiligste, das der Einzelne bringen kann, das er aber auch bringen muß.“ Um diesem einseitigen Kulturfanatismus, der hier sehr nahe liegt, zu entgehen, müssen wir so arbeiten, als stehe hinter uns der richtende, wägende Gott. Alle Kulturarbeit ist an einem höchsten individual- und sozialethischen Wert zu messen. Die Religion muß die nötige Distanz von der Welt haben, um in der Welt wirken zu können. Sie muß von höchster Warte aus das Kulturleben überschauen und beurteilen, und, um in der Welt zu wirken, muß sie von höchsten, idealen Höhen und Forderungen herniedersteigen, wie der schäumende Gletscherbach, der drunten im Tale Turbinen treibt.

Sie muß sich bei allem Auswirken in der Welt doch in Gott

und seinem unerschöpflichen Leben ein Refugium bewahren, in das sie sich von Zeit zu Zeit zurückziehen kann, und von wo aus immer frische Ewigkeitskräfte niederströmen.

Sie muß ein Eden ihr eigen nennen, wo sie von Zeit zu Zeit eine immergrüne Wunderblume pflücken kann, wenn die Blumen der Menschengefilde welken und verdorren.

Wer hierin einen Kompromiß sieht, dem ist nicht zu helfen. Auch ich bin wahrlich kein Freund des Mittelmäßigen, sondern liebe starke Wahrheiten.

A. Jäggli.

Prophetenbilder.

VI. Jesaja.

Wenn bei Amos der sittliche Ernst Jahwes, bei Hosea seine Liebe und Treue im Mittelpunkt steht, so ist bei Jesaja die Ehrfurcht vor seiner Erhabenheit die Grundstimmung und die treibende Kraft der ganzen Wirksamkeit.

Es muß im Jahr 740 vor Chr. gewesen sein. Nach Beendigung des feierlichen Gottesdienstes ist Jesaja, von überwältigenden religiösen Empfindungen ganz hingenommen, allein im Tempel zurückgeblieben; da kommt eine Vision über ihn: Jahwe sieht er thronen in Himmelshöhen, sein Mantel wallt auf die Erde nieder, daß der Saum den Tempel berührt. Wunderbare Wesen mit sechs Flügeln, aber offenbar in der Hauptsache menschlicher Gestalt, die Seraphen, umschweben den Thron und stimmen den Wechselgesang an:

Heilig, heilig, heilig ist Jahwe Zebaoth,
Voll ist die ganze Erde seiner Herrlichkeit.

Es sind vielleicht dieselben Worte, die eben der Tempelchor gesungen, aber nicht mehr von armseligen Menschenlippen gelispelt, sondern von Engelszungen erklingend, mächtiger als das Rollen des Donners, also daß die Säulen des Tempels erbeben.

Erschreckt ruft Jesaja aus: „Wehe, ich muß vergehen, denn ein Mensch mit unreinen Lippen bin ich und wohne unter einem Volk mit unreinen Lippen und habe doch den König Jahwe Zebaoth mit meinen Augen geschaut!“ Es ist ein alter Glaube, daß wer Gott schaut, stirbt, wofern er nicht wie Abraham und Mose zu den Auserwählten gehört, die Menschenmaß weit überragen; auch Elia verhüllt sein Haupt, wie Jahwe vorüberfährt. Es steckt wohl ein doppelter Gedanke hinter diesem Glauben: der Kontrast zwischen der menschlichen Kleinheit und der göttlichen Majestät, der menschlichen Unreinheit und der göttlichen Heiligkeit ist so groß, daß der Mensch von der direkten Berührung verzehrt werden müßte, wie wenn er der Sonne zu nahe käme; und die Seligkeit dieses Augenblicks der Be-

rührung wäre so überwältigend, daß der sie genossen die Trivialität des Alltagslebens nicht mehr aushalten könnte. Jesaja aber vergeht nicht, sondern auf Gottes Wink fliegt einer der Seraphen zum Altar, ergreift mit einer Zange eine glühende Kohle aus dem Opferfeuer und berührt des Propheten Lippen; durch Berührung mit Kohlen vom Altar pflegte man entweihte Tempelgeräte wieder zu heiligen; hier hat Gott selbst Jesajas Mund zu seinem Dienst geweiht.

Damit ist aber auch an Stelle des anfänglichen Schreckens hohes Selbstgefühl getreten, und wie er Jahwe fragen hört: „Wen soll ich senden, wer will für uns gehen?“ ist er sofort bereit: „Hier bin ich, sende mich!“

Der Inhalt der Botschaft wird dem Propheten noch nicht direkt mitgeteilt. Aber wenn Gott so aus der Tiefe einen Menschen vor sein Angesicht emporholt, so muß er gewaltige Ereignisse in seinem Plane haben, bei denen er ihn als sein Werkzeug brauchen will. Daß der Inhalt schrecklich sein wird, wird ihm angedeutet, wenn ihm auf die Frage: „wie lange?“ die Antwort wird:

„Bis die Städte verwüstet,
Bis die Häuser menschenleer sind,
Das Fruchtland zum Oedland geworden.“

Mehr Klarheit wird ihm geschenkt über den Zweck seines Wirkens: er soll durch seine Botschaft die Augen des Volkes blind, seine Ohren taub, seine Herzen verstockt machen. Durch die Auswirkung des göttlichen Wesens in seiner Botschaft soll er gerade auf Seite der Menschen den Widerstand des ungöttlichen Wesens reizen und so ihre Schuld steigern, damit darauf wieder die Reaktion des göttlichen Strafgerichts erfolgen kann. Die Vermutung ist nicht unerlaubt, daß dieser Gedanke erst eine nachträgliche Deutung der göttlichen Pläne durch den Propheten und von ihm in die Berufungsstunde vorausdatiert ist, natürlich unbewußt, und daß er unwillkürlich den schließlichen Erfolg Gott schon als Absicht unterlegt. Immerhin ist auch bei dieser Annahme dieser durch und durch antike Gedanke dem Propheten bis zur Verzweiflung schwer. Erträglich ist er nur bei dem überwältigenden Eindruck der Erhabenheit Jahwes: daß seinem Plane gedient wird, das ist ja dem Propheten die Hauptsache; mögen auch die Menschen zugrunde gehen, wenn nur Jahwe triumphiert! Besonders schwer erscheint gegenüber dieser Erhabenheit die Schuld der menschlichen Verstocktheit, die nicht sehen und hören will; die Unempfänglichkeit und Blindheit für Gottes Walten ist für Jesaja die eigentliche Sünde.

Die Schauer der Ehrfurcht, die er in dieser Stunde empfunden, haben ihn sozusagen sein ganzes Leben nicht mehr verlassen, und dieses Erlebnis gibt den Schlüssel zu seinem ganzen Wesen. Was für ein Hochgefühl und was für einen unsagbaren Ernst muß es in sein Leben gebracht haben, daß er sich bewußt war, das besondere Werkzeug des Erhabenen zu sein, daß er sagen konnte: ich habe den König Jahwe

Zebaoth mit meinen Augen geschaut und bin nicht vergangen! Denn wir dürfen nicht vergessen: Was wir als Vision, als nach außen projizierten rein innerlichen, seelischen Vorgang zu deuten geneigt sind, das ist ihm die allergewisseste Wirklichkeit. Doch mag auch uns das Visionäre Begleiterscheinung sein — die Hauptsache ist der innerste, geheimnisvolle und schöpferische Vorgang, da eine neue Gewalt über Jesaja kommt, eine neue Aufgabe ihn ergreift, ein höheres Leben in ihm erwacht, da eine wirkliche Berührung seiner Seele mit dem Herrn der Welt stattfindet. Diese Wirklichkeit freilich ist weder zu beweisen noch zu widerlegen, sie ist auch nicht Sache geschichtlichen Wissens, sondern der religiösen Deutung, und zu dieser gelangen wir nicht auf dem Wege der Forschung, sondern wenn wir spüren, wie aus ihr ein neues Leben, eine neue Bewegung zum Segen der Menschheit erwachsen ist.

Die Erhabenheit Jahwes und ihre Offenbarung, das ist der Gedanke, der Jesajas Seele mit wahrer Leidenschaft erfüllt und ihm einen Haß eingiebt gegen alles, was auf Erden irgendwie hoch sein will. Das wird der Inhalt und die Bedeutung des Tages Jahwes sein, den Jesaja wie schon Amos als gewaltige Katastrophe erwartet:

Kriech in den Felsen, birg dich im Staube
Vor dem Schrecken Jahwes, seinem erhabenen Glanz,
Wenn er aufsteht, die Erde zu schrecken!
Dann duckt sich der Stolz der Menschen,
Beugt sich die Hoffart der Männer,
Nur Jahwe ragt hoch jenes Tages.
Denn einen Tag hat Jahwe Zebaoth
Wider alles, was groß und erhaben,
Wider alles, was hoch ist und ragt,
Wider die stolzen Libanonscedern,
Die ragenden Eichen Basans,
Wider alle hohen Berge
Und alle ragenden Hügel,
Wider alle hochstrebenden Türme
Und alle die festen Mauern
Wider alle Tarsisschiffe
Und alle kostbaren Barken.
Dann duckt sich der Stolz der Menschen,
Beugt sich die Hoffart der Männer,
Nur Jahwe ragt hoch jenes Tages.

So schrecklich dieser Tag für die Menschen sein wird, es bereitet dem Jesaja doch Genugtuung, wenn die Menschen samt allem, was hoch sein will, recht gedemütigt werden und Gottes Macht sich offenbart in ihrer ganzen Ueberlegenheit.

Wenn hier mehr das religiöse Entsetzen über jeden Anspruch, neben Gott hoch zu sein, mag er nun von Menschen oder der unbewußten Natur ausgehen, das Wort führt, so fehlt auch der Ton des sittlichen Zornes nicht. In Jerusalem sind alle Bande frommer Scheu gelöst, sie „trotzen den leuchtenden Augen Jahwes", eine wahre sittliche Anarchie ist ausgebrochen; darum wird ihnen Jahwe auch den

ganzen Jammer der politischen Anarchie, des Mangels an jeder Autorität zu kosten geben (3, 1—9). Ebenso ergießt sich sein Zorn über die hochfahrenden Töchter Zions, die da „gehen, gereckt den Hals und Blicke werfend, immer zu tänzelnd und trippelnd und mit ihren Fußspangen klirrend." Jahwe wird allen ihren Schmuck hinwegraffen und ihre Pracht in Häßlichkeit und Moder verwandeln. Mit dem Abscheu vor aller Ueberhebung mischt sich hier die prophetische Kulturfeindschaft. Hinter aller Kultur steckt ein Stück der Selbstherrlichkeit, die dem Propheten religiös so anstößig ist.

Der schwerste Anstoß aber ist für Jesaja wie schon für seine Vorläufer die Auflösung des geordneten Rechtslebens und die daraus folgende Vergewaltigung der Wehrlosen, der Fremdlinge, Witwen und Waisen. Jesaja weiß das seinen Mitbürgern so ins Gedächtnis und Gewissen zu bohren, daß sie sich seinen Worten nicht entziehen können. Es ist die Zeit der Weinlese, überall in den Rebbergen ist frohes Leben bei Gesang und Tanz, fahrende Sänger treten vor die ausgelassenen Winzergesellschaften, um ihre Lieder leichtesten Genres, von der Art wie sie im „hohen Lied" gesammelt sind, zum Besten zu geben und dafür klingenden Beifall zu ernten. Nach ihrer Weise tritt nun auch Jesaja auf, schlägt ein paar Akkorde auf seinem Instrument und beginnt zu singen im tändelnden Stil der Liebeslieder:

Laßt mich singen von meinem Liebsten,
Das Lied meines Freundes vom Weinberg:
Einen Weinberg hatte mein Liebster
Auf einer fetten Höhe.
Er hackte ihn, las die Steine heraus,
Und pflanzte drin Edelreben;
Er baute mitten drein einen Turm,
Und hub eine Kelter drin aus,
Und wartete, bis er Trauben bringe,
Doch da brachte er Herlinge.

Gespannt horchen die Zuhörer, wo das hinaus wolle, sie mögen wohl irgend eine witzige Wendung erwartet haben. Da fährt Jesaja plötzlich in einem ganz andern, ernsten Ton fort — auch seine Musikbegleitung wird diesen Wechsel der Stimmung angedeutet haben:

Und nun, ihr Bürger Jerusalems,
Ihr Männer von Juda:
So richtet zwischen mir und meinem Weinberg!
Was soll ich mit meinem Weinberg tun,
Und hätte es nicht schon getan?
Warum harrte ich seiner Trauben,
Und nun brachte er Herlinge?
Wohlan, ich mache euch kund,
Was ich tue mit meinem Weinberg:
Weg mit dem Zaun, er werde zur Weide!
Nieder die Mauer, daß man ihn zertrete!
Ich mache ihm den Garaus,
Will nicht schneiden noch hacken.
Dorn und Distel möge drauf wachsen,
Selbst den Wolken will ich gebieten
Daß sie nicht mehr drauf regnen.

Schon die letzten Worte haben es ahnen lassen, wer denn der Redende ist, und nun gibt auch der Prophet mit ein paar wuchtigen und wohlgezielten Schlägen die Auflösung der Allegorie:

Der Weinberg Jahwe Zebaoths ist das Haus Israel,
Der Mann von Juda seine Lieblingspflanzung.
Er wartete auf gut Gericht — und siehe da: Blutgericht
Auf Rechtsspruch — und siehe da: Rechtsbruch. (5, 1—7.)

Noblesse oblige: Israel hat von Gott besonders viel empfangen, drum wird er auch mehr von ihm fordern. R. Liechtenhan.

(Fortsetzung und Schluß folgt.)

Ein Versöhnungsversuch.

Ein Gegenvorschlag aus dem Bauernlager.

Nachdem in der Augustnummer der Neuen Wege zwei Anhänger der Bodenreform zum Wort gekommen sind und dem Landmann Zukunftsbilder mit stark sozialistischer Färbung entworfen haben, sei es einem Bauernfreund aus dem andern Lager gestattet, noch einmal zu zwei wichtigen Fragen das Wort zu ergreifen.

Im Februar dieses Jahres hielt ich vor ganz gemischter Gesellschaft einen Vortrag über das aktuelle Thema „Bauer und Arbeiter." Es war mir darum zu tun, den Weg zur gegenseitigen Verständigung aufzuzeigen. Ich glaubte, den Boden nachweisen zu können, auf dem man sich finden, auf dem eine Versöhnung zustande kommen kann. Dabei habe ich aber energisch den Standpunkt des freien Selbstwirtschafters vertreten und bei der Besprechung des sozialdemokratischen Agrarprogrammes den Arbeitern erklärt: Bis hierher und nicht weiter! Vieles ist recht und gut, aber die letzten Konsequenzen eures Systems müssen wir in unserem wie in eurem Interesse entschieden ablehnen. Ich möchte rasch auf den Gang meines Referates eintreten, um dann bei den zwei wichtigen Punkten ausführlicher zu werden.

An Hand verschiedener recht drastischer persönlicher Erlebnisse habe ich mein Publikum auf die betrübende Tatsache hingewiesen, daß man einander hüben und drüben nicht mehr versteht. Die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre hat Bauer und Arbeiter vollends entzweit. „So steht es also heute: das arbeitende Volk ist in zwei Lager getrennt, die einander mit feindlichen Blicken mustern. Heute noch stehen ihre Truppen Gewehr bei Fuß einander gegenüber. Was aber morgen daraus werden kann, wissen wir nicht. Nach unserer Ueberzeugung wartet der Industrie Westeuropas eine schwere Zeit. Betriebe müssen geschlossen werden. Die Zahl der Arbeitslosen wächst beängstigend an. Der Bauer aber sitzt in seinem warmen Heim und

hat sein sicheres Brot. Da könnten leicht Neid und Haß eine große Explosion herbeiführen. Zündstoff ist genug vorhanden.

Schon lange haben ernste Volksfreunde diese Gährung und Scheidung der Massen mit sorgenvollen Blicken beobachtet. Wem die Zukunft unserer lieben Heimat am Herzen liegt, der fragt sich: wo soll das hinaus? Gibt es denn keine Möglichkeit, die Kluft zu überbrücken, eine Verständigung zwischen den beiden feindlichen Brüdern herbeizuführen? Auf den ersten Blick möchte man mutlos werden; es will einem scheinen, als gäbe es wirklich keine Brücke. Wollen wir nun mit stumpfer Ergebung das Unvermeidliche über uns ergehen, den verheerenden Sturm über die fruchtbaren Gefilde dahinfegen lassen ohne Vorbeugungsmaßregeln zu treffen? Das wäre nicht männlich! Wir müßten uns schämen vor andern, die bereits solche Versöhnungsversuche unternommen haben. Wenn ihr mich fragt, wer denn dieses scheinbar aussichtslose Unternehmen gewagt habe, so kann ich euch sagen: es waren Männer mit starkem sozialem Empfinden, Arbeiterfreunde und zum Teil Anhänger der sozialdemokratischen Partei.

Im Jahre 1911 erschien in einer monatlichen Zeitschrift religiös-sozialer Richtung ein Aufsatz von Pfr. Aeschlimann über „Bauer und Arbeiter". (Hier folgte eine kurze Inhaltsangabe dieser Arbeit.) „Durch diesen in den Neuen Wegen veröffentlichten Vortrag wurde der Stein ins Rollen gebracht. Im August des Jahres 1911 kam in Thusis eine Art Verbrüderungstag zwischen Bauer und Arbeiter zustande." Ich berichte über den Verlauf dieser interessanten Tagung. „Im gleichen Jahr veröffentlichte ein gewisser R. R.*) unter dem Motto: „es wär zu schön gewesen, es hat nicht sollen sein" eine Arbeit über das gleiche Thema wie Pfr. Aeschlimann. Von der Behauptung ausgehend, in den 80er Jahren des letzten Jahrhunderts hätten sich Bauer und Arbeiter ganz gut verstanden, wurde dann gezeigt, wie die Freundschaft nach und nach in die Brüche ging. Die Schuld treffe niemand anders als die Bauernführer. Auch R. R. erblickt in der Sozialdemokratie die Bringerin des Heils für Arbeiter und Bauernstand."

Und nun ist in letzter Zeit noch Nationalrat Pflüger auf den Plan getreten und hat sich als Rufer im Streit vernehmen lassen. Unter der Spitzmarke „Bauer und Arbeiter" hat er eine Broschüre herausgegeben, die besonders in der Ostschweiz in Bauernkreisen massenhaft verbreitet worden ist.

Mir scheint, Pflüger sei durch die verschiedenen Artikel der Neuen Wege zu seinem Unternehmen veranlaßt worden. Es ist ein Versöhnungsversuch mit parteipolitischen Hintergedanken: seht, wir strecken euch die Bruderhand entgegen. Schlagt nur ein, dann —

*) Wir möchten bei dieser Gelegenheit bemerken, daß R. R. keineswegs Pfr. Rageth Ragaz ist, wie man ohne jeden sachlichen Grund vermutet hat. Es ist überhaupt kein Pfarrer. Die Red.

haben wir euch. Das kleine Schriftchen ist ein nicht ungeschicktes Liebeswerben um die Gunst des Kleinbauernstandes. Gewiß ist es auch ihm heilig ernst mit seinen Vorschlägen und Schilderungen; aber rückt er wohl mit Absicht nicht recht mit den letzten Konsequenzen des Agrarmarxismus heraus?

Ich bespreche den Inhalt der Pflügerschen Broschüre, die ich als bekannt voraussetze. Es wird den Kleinbauern gezeigt, daß die „Großen", die eigentlichen Agrarier nur für sich sorgen; daß sie von dieser Seite keine Hilfe zu erwarten hätten. Ihre wahren Freunde seien die Sozialdemokraten. Das nennt Pflüger „Brückenschlagen". Ein sonderbarer Versöhnungsversuch, der einem stark an das lateinische Sprichwort „divide et imperia" erinnert! Aber nun zurück zum eigentlichen Agrarprogramm der sozialdemokratischen Partei! Verschiedene Punkte desselben gefallen uns — soweit sie überhaupt für unsere besonderen Emmentalerverhältnisse realisierbar sind — ganz gut; aber es ist kein echt sozialdemokratisches Programm, es verhehlt, oder besser gesagt, verhüllt etwas. Unsere Schweizergenossen sind heute noch der Internationale gegenüber ziemlich selbständig. Männer wie Rickli, Wullschleger, Vogelsanger und Greulich genießen nicht nur in Arbeiterkreisen großes Ansehen. Rickli ist den Bauern des Oberaargaus grad so lieb wie den Arbeitern. Aber mit Bedauern sieht man, wie Männer wie Naine, Graber, Grimm und Sigg die alten und gemäßigten Führer verdrängen. Man bezieht die Losung je länger je mehr aus Paris und Berlin. Mit der Selbständigkeit der Schweizer und ihrem nationalen Gepräge wird es bald nicht mehr weit her sein; das aber wird und muß dann auch von ihrem Agrarprogramm gelten. Deshalb fragen wir uns nicht: Welche Hilfe bieten dir die schweizerischen Sozialdemokraten an? Unsere Fragestellung lautet: Wie ist es um das Agrarprogramm der Internationale bestellt? Vergessen wir nicht, daß die Sozialdemokratie eine vollständige Weltanschauung revolutionärer Art ist. Da heißt es: die ganze Welt muß umgestaltet werden! Wir müssen die letzten Absichten und Konsequenzen des Systems in der Agrarfrage kennen, dann erst wissen wir, woran wir sind. Darüber bekommen wir nun klaren, bündigen Aufschluß. Am großen Breslauer Parteitag hat die deutsche Sozialdemokratie das Visier geöffnet. Wir wissen nun, mit wem wir es zu tun haben. Dort wurde folgende Erklärung gutgeheißen: „Wir wollen kein Agrarprogramm mit Bauernschutz. Wir verwerfen jedes Programm, das der Bauernschaft die Hebung ihrer Lage, also die Stärkung ihres Privateigentums in Aussicht stellt und dadurch zur Neubelebung ihres Eigentumsfanatismus beiträgt."

Nun, das nennen wir wenigstens offen und ehrlich gesprochen! Agrarmarxismus und Bodenreform kommen in ihren letzten Konsequenzen aufs gleiche hinaus: Aufhebung des Privateigentums am Boden, Vernichtung des selbständigen Erwerbs. Staat, Gemeinde oder Genossenschaft nehmen alles Land in Besitz und der Bauer wird

Pächter oder Angestellter des Staates oder Mitglied einer Landarbeitergenossenschaft. — Hier liegt die unüberbrückbare Kluft, die — zwar nicht Bauer und Arbeiter — wohl aber den ganzen Bauernstand von der Sozialdemokratie trennt. Hier kann es nur heißen: Keine Brücke!

Wir wissen noch mehr. Sollte einmal durch das gewaltige Anwachsen der städtischen Bevölkerung in unserem Lande eine Majorität zustande kommen, der es gelänge, agrarsozialistische Gesetze durchzubringen, dann stünden wir vor der Katastrophe. Wehe dann unserem Volke, wenn haßerfüllte Emmentalerbauern und Arbeiterbataillone zusammenstoßen; denn das fühlt der Bauer ganz gut: Aufhebung des Privateigentums auch in den mildesten Formen (lebenslängliche Pacht) bedeutet seinen materiellen und — was noch schlimmer ist — seinen moralischen Ruin. Im eigenen Heim beruht die Stärke des Bauernstandes, im festen Familienbesitz finden seine Energie, seine Initiative immer neue Impulse; es ist die Quelle seiner bewunderungswürdigen Arbeitsfreude, seiner erstaunlichen Leistungsfähigkeit. Ich bin mit dem englischen Staatsmann Lansdowne durchaus einverstanden, wenn er sagt: „Keine Stellung kann dem Bebauer der Scholle das gleiche Gefühl vollkommener Sicherheit, die gleiche innige Anhänglichkeit an seinen Acker, das gleiche Verantwortlichkeitsgefühl, die gleiche Würde verleihen wie der Besitz eines eigenen Heimwesens." Aus dem schweizerischen Bauernstand ist ein Dichter hervorgegangen, der uns Städtern eine neue Welt offenbart. Ich meine Alfred Huggenberger. Er, der selber hinter dem Pflug einherschreitet, der Bauer ist mit Leib und Seele, läßt uns einen tiefen Blick tun in das Gemütsleben seiner Berufsgenossen. Wir staunen über den verborgenen Reichtum, den er uns da aufdeckt. Ich denke nur an die prächtige Gestalt des Zeigerhanis in seinem „Die Bauern von Steig". Da haben wir eine Bestätigung der eben geäußerten Gedanken aus der Feder eines Mannes, der in dieser Sache kompetenter ist als alle Bodenreformer und Agrarsozialisten. Nehmt dem Bauer das eigene, freie Heim, ihr reißt ihm die Seele aus dem Leib, ihr stoßt ihn in den Sumpf. Ihr verschüttet die Quelle seiner Arbeitskraft, seiner Lebensfreude, zerschneidet seinen Lebensnerv, ihr lähmt den ganzen Stand und fügt so der Allgemeinheit unberechenbaren Schaden zu.

Wir kennen einen Bauernstand ohne freien Besitz. Das autokratische Rußland bietet erstaunlicherweise der Welt das Schauspiel eines vollständigen Agrarkommunismus.

Der Muschik hat kein Privateigentum an Grund und Boden. Das Land gehört der Dorfschaft, dem Mir. Was ist bei diesen paradiesischen Zuständen aus dem russischen Bauer geworden? Ein Tagedieb und Schnapsbruder! Da besteht ja keine Möglichkeit vorwärts zu kommen; das Land, das man jahrelang bearbeitet hat, geht nicht auf die Kinder, sondern in fremde Hände über. Wozu sich da anstrengen? Wenn man nur selbst grad genug hat zum Leben! So

zieht man das süße Nichtstun der harten Arbeit vor — das ist ja menschlich — und den Schaden hat das ganze Volk, der Staat! Man kann den Bauer mit dem Gerichtsvollzieher wohl zwingen, dem Staat seine Abgaben zu entrichten, — solange wenigstens noch etwas da ist — aber keine Gewalt der Erde wird ihn dazu bringen mehr zu produzieren, als was grad notwendig ist, um die persönlichen Bedürfnisse befriedigen zu können. Was kümmert er sich in seinen unerfreulichen Verhältnissen um die Allgemeinheit!

Ist das nun der Weg, auf dem man billige Lebensmittel erhält?! Bekanntlich richtet sich der Markt nach Angebot und Nachfrage. Damit kommen wir zu einem weitern wichtigen Punkt, der die Arbeiter und Konsumenten ganz besonders interessieren dürfte. Eine Verwirklichung der bodenreformerischen und sozialdemokratischen Agrarideale müßte nicht nur den moralischen Ruin unseres Bauernstandes herbeiführen, sie würde indirekt einer vollständigen Verelendung der Massen rufen. Durch den Selbsterhaltungstrieb gezwungen werden die Bauern schon für sich selbst sorgen; daß sie aber für andere sich schinden und bös haben sollen, wenn doch keine Frucht dabei herausschaut, das wird niemandem einleuchten. Wo werden dann die riesigen Massen der Industriearbeiter und sonstigen Konsumenten ihre notwendigsten Lebensmittel hernehmen? In meiner frühern Arbeit über „die wachsende wirtschaftliche und politische Bedeutung des heimischen Bauernstandes" habe ich gezeigt, was durch die Industrialisierung der alten Bauerngrundlagen Westeuropas dem heimischen Bauernstand für gewaltige Aufgaben zugewiesen werden. Die letzte Kraft muß angespannt, die hinterste Scholle aufs intensivste bebaut werden, wenn nicht für große Kreise unserer Völker die Misere kommen soll. Da liegt es denn im eigentlichen Interesse dieser Staaten dahin zu wirken, daß die inländische Produktion aufs höchste gesteigert wird, den Bauernstand zu schützen und zu fördern, ihn zur letzten und äußersten Kraftentfaltung anzuspornen. Das geschieht nun freilich nicht dadurch, daß man ihm das Privateigentumsrecht auf Grund und Boden raubt.

Die Sozialdemokratie will die Partei der Industriearbeiter sein; sie gibt vor, wie niemand sonst, ihre Interessen zu verfechten. Wenn sie an ihrem Agrarmarxismus festhält, dann darf man füglich hinter ihre Behauptungen ein großes Fragezeichen setzen. Auf dem Weg, den sie gemeinsam mit der Bodenreform vorzeichnet, kommt der Bauernstand um seine Energie und Schaffensfreudigkeit und der Arbeiter um billige Nahrung und Kleidung, und an des Weges End steht das Gespenst des Hungers und der Blöße. Ein Volk, das das konsequente Agrarprogramm der Internationale zu dem seinigen macht begeht Selbstmord.

Ihr Arbeiter haltet mit Recht meinen bisherigen Ausführungen entgegen, daß ich kein Wort von der Verschuldungsfrage gesprochen habe. Ihr sagt: die meisten Bauern sind Sklaven des Kapitalismus so gut wie wir. Höhere Produktenpreise nützen euch nichts; sie treiben

den Preis der Höfe hinauf. Mit der einen Hand nehmt ihr ein, um mit der andern alles wieder hergeben zu müssen. In Wirklichkeit seid ihr gar nicht freie Bauern. Euer sogenanntes Privateigentum gehört dem Kapital. Ihm zuliebe schindet ihr euch ab.

Hört! was ich euch nun sagen werde klingt schrecklich konservativ; — mag es — ich glaube, es liegt darin doch richtige Einsicht und Erkenntnis des Lebens. Es hat einer gesagt: Der Kampf ist der Vater alles Lebens! Ein weises Wort. Warum marschieren Europas Völker an der Spitze der Menschheit? Gerne wollen wir gewisse Rassenvorzüge zugeben, aber das Meiste, worin ihre unstreitige Superiorität besteht, verdanken sie einem erbitterten Kampf mit der Ungunst der Verhältnisse. Wie man an einem harten Stein ein Messer schärft, so haben die unendlichen Widerstände und Hemmnisse, die ungünstige Bodenbeschaffenheit und rauhes Klima für unsere Vorfahren bildeten, ihren Geist geschärft, ihre Kräfte gestählt. Diesem Kampf verdanken wir unsere heutige Ueberlegenheit. Das Streben nach freiem Eigentum, wie es im Bauernstand in so hervorragendem Maße vertreten ist — ein ausbezahltes Heim ist das Ziel nach dem jeder strebt — ist für die Menschheit ein Lebensfaktor von nicht zu unterschätzender Bedeutung. Kampf muß sein; das scheint mir ein Naturgesetz zu sein, das wir so wenig aus der rauhen Wirklichkeit ausschalten können als irgend eines der vielen andern, von denen der Dichter sagt: Nach ewigen, ehrnen großen Gesetzen müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden. Solches liegt nicht im Bereich menschlicher Macht. Gewiß werden durch das Streben nach Eigentum, wie ich es in unserem Bauernstande — selbstverständlich im verschuldeten — wahrnehme, im Individuum auch allerlei niedere, gemeine Triebe ausgelöst; — bei welchem Streben des natürlichen Menschen wäre das nicht der Fall — aber die segenschaffenden Kräfte, die edlen sittlichen Impulse, die der Mensch gerade von daher empfängt, sind unendlich viel zahlreicher und mächtiger; sie sind im hohen Grade lebenfordernd, sie sind die eigentliche Ursache unserer heutigen Kulturgüter, der ganzen menschlichen Entwicklung in der Richtung zur Zivilisation.

So eine Art Schlaraffenland ohne Stimulus zur höchsten Entfaltung unserer geistigen und körperlichen Kräfte kann in unsern Augen nie und nimmer ein erstrebenswertes Ideal sein. Es läge darin eine ganz gefährliche Hemmung für gewaltige Energien. Die Menschheit müßte an Muskelschwund und Gehirnerweichung erkranken. Das Ende wäre völlige Verweichlichung und schließlich restlose Aufreibung und Vernichtung durch tatkräftige, rücksichtslos vordringende, aufstrebende Völker, die von Osten her nachdrängen werden.

Der R. R.-Korrespondent der Neuen Wege meint am Schlusse seines bereits erwähnten Artikels: mögen sich die Bauern — ich ergänze: in ihrem Eigentumsfanatismus — gegen die kommende sozialpolitische Gestaltung sperren mit Händen und Füßen: Das Wirtschaftsleben geht seinen gesetzmäßigen Gang; es fragt weder nach Bauern-

noch nach Arbeiterführern. Ganz recht! aber auch das Völkerleben geht seinen gesetzmäßigen Gang! Das lehrt die Geschichte zur Genüge. Und dieser Weg ist manchmal recht brutal und rüsichtslos. Verweichlichte, energielose Völker, die nach Brot und Spielen schreien, werden unter demselben erbarmunglos zermalmt. Dafür, daß unsern Völkern nicht ein solches Schicksal warte, bietet allein ein starker, im Kampfe gestählter, zielbewußter Bauernstand beruhigende Gewähr, der auf eigenem Grund und Boden lebt.

Kampf ist der Vater alles Lebens! Wir werden ihn nicht aus der Welt schaffen. Eines aber wollen wir tun: das Recht des Kampfes mit ehrlichen und guten Mitteln jedem rückhaltlos zugestehen, der dem arbeitenden und ringenden Volke angehört. Das sollen sich in erster Linie die Bauern gesagt sein lassen! Als Christenmenschen ist es unsere heilige Pflicht, die unheilvollen Wirkungen des Kampfes abzuschwächen, womöglich in Segen zu verwandeln durch weitern Ausbau unserer sozialen Gesetzgebung. Mit allen rechtlichen Mitteln wollen wir dafür sorgen, daß dieser Kampf ein ritterlicher und ehrlicher sei und der Gesamtheit daraus kein Schaden erwachse.

Der Bauer lehnt die letzten Ziele der Sozialdemokratie ab. Zwischen seinem Stand und ihrer Weltanschauung besteht eine Kluft, die nie überbrückt werden kann.

Aber muß nun deshalb Feindschaft bestehen zwischen Bauer und Arbeiter, Feindschaft in den Gliedern des arbeitenden Volkes? Ich kann diese Notwendigkeit nicht einsehen. Das eine bedingt doch das andere nicht. Es sind übrigens auch verschiedene Anzeichen vorhanden, daß unter den Führern der deutschen Sozialdemokratie eine andere Auffassung in den Agrarfragen Platz zu greifen beginnt. Hildebrand ist zwar „geflogen"; aber auch hier kann man sagen: la vérité est en marche; rien ne l'arretera!

Es sei mir nun gestattet, einige Punkte aufzuzählen, über die weiter zu diskutieren wäre, über die mir aber eine Verständigung der feindlichen Brüder ein Ding der Möglichkeit zu sein scheint.

1. Die Anmaßung der Sozialdemokratie, die wirtschaftlichen Verhältnisse der ganzen Welt — einschließlich der Landwirtschaft — von Grund auf nach Marx's Theorien umzugestalten, wird als ein Unglück für die Menschheit entschieden zurückgewiesen.

2. Die Sozialdemokratie beschränke ihre Tätigkeit auf ihr eigentliches Gebiet: die Erziehung und Besserstellung des Industrieproletariates, Industrie und Landwirtschaft sind scharf auseinander zu halten. Industriearbeiterschaft und Bauernstand führen selbständig auf ihnen gutdünkende Weise den Kampf um bessere Existenzbedingungen.

3. Das Recht dieses Kampfes wird einander gegenseitig rückhaltlos zugestanden nach dem Grundsatz: jeder Arbeiter ist seines Lohnes wert. Hat der Industriearbeiter das gute Recht, eine, seiner Arbeitsleistung entsprechende Löhnung mit Berücksichtigung des Geldwertes zu verlangen, so wird andererseits dem Landmann das Recht einge-

räumt, seine Stellung durch Erhöhung seiner Produktenpreise zu befestigen.

4. Das gesamte arbeitende Volk — ohne das Recht des Privateigentums zu bestreiten — bekämpft auf dem Wege der Gesetzgebung die Auswüchse des Kapitalismus.

5. Das arbeitende Volk, worunter alle zu verstehen sind, die durch ihre geistige oder körperliche Arbeit der Gesamtheit dienen ist der erste Stand im Staate. Alle gesellschaftlichen Standesunterschiede und Vorrechte sind auf's schärfste zu bekämpfen und auszurotten.

6. Durch besonnene soziale Gesetzgebung leistet der Staat dem arbeitenden Volke moralische und finanzielle Hilfe in seinen Kämpfen und Bestrebungen und lindert durch seine Mittel die Wirkungen des wirtschaftlichen Kampfes.

Ich habe diese Punkte nur so flüchtig hingeworfen; es sind Gedanken, die mehr als Anregungen zur Diskussion aufgefaßt werden möchten. Durch eine Einigung darüber wäre gewiß schon vielem Haß und blindem Eifer vorgebeugt.

Es wäre eine Arbeit für sich, einmal ein vollständiges Programm für eine wirkliche Volkspartei auszuarbeiten. Eine solche muß einmal entstehen. Die Sozialdemokratische kann es heute noch nicht sein. Zuvor müßte sie in der Agrarfrage noch gewaltig umlernen. Wir hoffen auf die Zukunft!

W. Haemmerli.

Rundschau.

Der christliche Socialismus in England. (Schluß.) Die mehr interessierten und aktiven Mitglieder der Inter-Denominational Conference schlossen sich zusammen zum Collegium, an Experiment towards the Corperate Study of the Will of God for Modern Life.

Die Ziele dieses Kollegiums werden wie folgt zusammengefaßt:

1. Den besten Ausdruck für das christliche Ideal als eines Gliedes einer Gemeinschaft und dessen Beziehung zu den heutigen sozialen Problemen und Konstellationen zu finden.

2. Leute, die sich mit diesem Ideal und speziellen sozialen Problemen beschäftigen, zu versammeln: zu Gebet, Nachdenken und Besprechung.

3. Literatur über die Resultate dieser Besprechungen und Nachforschungen.

4. Leitfäden über soziale Fragen auf Grund einer entschieden christlichen Gesellschaftsauffassung, zum Gebrauch für gemeinsame Studien oder Studien einzelner.

Die Konferenz hielt 1912 eine Versammlung, eine sogenannte Summer-School, in Swanwick ab, und publizierte darüber vor einem

Monat das bedeutsame Buch: „Uebereinstimmende Ansichten über Sozialreform."

Soll ich zu der interessanten Frage Stellung nehmen, ob die Nationalkirche oder die Freikirchen mehr soziales Interesse haben oder ob sich überhaupt ein prinzipieller Unterschied findet, so muß ich auf Grund vielfacher Gespräche — und diese haben hier mehr Wert als Bücher — sagen: Die Vertreter der English Church, darunter auch ihr Primas, sind geneigt auf die Priorität ihrer Kirche in der Erkenntnis des sozialen Problems Gewicht zu legen; dazu kommt, daß die Pfarrer der Nationalkirche ihren Gemeinden gegenüber freier sind als die nonkorformistischen, die sich doch manchmal vor den Reichen der Gemeinde, die die Kirche unterhalten, etwas hüten müssen; und schließlich hat gerade eine Nationalkirche durch das Parlament u. s. w. mehr Beziehung zu den tatsächlich bestehenden sozialen Vereinigungen und empfindet es eher als ihre Pflicht diese zu unterstützen. Die Vertreter der Freikirchen dagegen würden betonen, daß sie daran sind, den zeitlichen Vorsprung einzuholen und daß die grandiosen Bewegungen, die den Namen „Brotherhood" und „Settlement" führen, besonders aus ihren Reihen hervorgegangen sind. Dazu sind ihre Gemeinden wirklich „Gemeinden", das heißt auch soziale Organisationen; die meisten kennen sich gegenseitig und können sich helfen. Ich denke, es würde das Problem eher hemmen als fördern, wollten wir meinen, wir müssen diese Zweiseitigkeit, die die Sachlage sehr gut trifft, durch ein eindeutiges Urteil vereinfachen.

Dazu kommt aber für den draußen stehenden Beurteiler noch ein Zweites. Ich erinnere mich sehr lebhaft des Gespräches mit Mr. Price, einem radikalen Sozialisten, Sekretär der Workers Educational Association, der sein Bureau im Universitätsgebäude in Birmingham hat. Er rührte sehr tief an das Problem, indem er meinte, die meisten kirchlich-christlichen Sozialisten, z. B. der Bischof von Birmigham, hätten eigentlich nicht das Recht zur sozialen Wirksamkeit, da sie sich nicht mit dem nötigen Verständnis in die sozialen Probleme vertieft hätten. Sie fühlten den Stachel des Gewissens den realen Verhältnissen gegenüber und suchten sich dessen durch soziale „Tätigkeit" zu entledigen, ohne den eigentlichen Fragen überhaupt auf den Grund zu kommen, teilweise auch um das Volk auf diese Weise wieder in die „sozial" interessierte Kirche zu bekommen. Freilich gab er Ausnahmen zu, z. B. Bischof Gore, vor dessen Persönlichkeit er die größte Ehrfurcht hegte. Den Geist der English Church zeigt die Resolution aller englischen Bischöfe, die sich alle zehn Jahre im Lambeth-Palace versammeln. Schon im Jahre 1888 sagten sie wörtlich:*) „ . . . Indem die Kirchen von ihren Kandidaten vor der Ordination einige Kenntnis

*) Conference of Bishop of the Anglican Communion. Encyclical Letter from the Bishops with the Resolutions and Reports. London, 1888 (Society for Promoting Christian Knowledge).

der ökonomischen Wissenschaft verlangt. . . . Sie sollen z. B. die Handwerker lehren, wie Kooperationen erfolgreich sein können . . . Der Pfarrer soll in freundliche Beziehungen mit Sozialisten treten, womöglich ihren Club-Meetings beiwohnen, und ihre Ziele und Methoden zu verstehen suchen . . . . Der Pfarrer bestrebe sich, in Predigten und Ansprachen die wahren „principles of Society" zu vertreten, nicht nur die der Wohltätigkeit, sondern die der sozialen und christlichen Pflicht. Das hat die Kirche mit Kühnheit und Ernst zu vertreten."

3. Die Brotherhood- und Adult School-Bewegung. Es ist nicht übertrieben, wenn ich behaupte, daß die Engländer daran sind, ihre Massen systematisch zu christianisieren. Und was die Kirchen nicht erreichen, das erreicht vielleicht die Brotherhood-Bewegung.

Einfache und doch begeisternde Lieder, die eben wirklich an die Fragen rühren, in denen der Arbeiter lebt, einfache und zukunftsfrohe Gebete und dann eine Besprechung oder ein Vortrag mit nachfolgender Besprechung, das zieht die religiösen und energischen unter den Arbeitern an und von da aus kann sich der gute Geist weiter verpflanzen in die Häuser und Werkstätten. Ich hörte in der Adult-School reden über die Unsterblichkeitsfrage. Ferner in Selly Oak bei Birmingham (um $7^1/_2$ am Sonntag früh vor der Kirche!) eine Jesaias-Interpretation, in Derby den Vortrag eines Arbeiters über die religiösen Gedanken Mazzinis. In der Brotherhood-Versammlung, die am Sonntag nachmittag um 3 oder $3^1/_2$ Uhr stattfindet, hörte ich im Mansfield-House-Settlement (London-Ost) eine Ansprache über unsere Stellung zu den ganz heruntergekommenen und vertierten Menschen: alle waren einig, daß wir auch in ihnen den göttlichen Funken anerkennen müssen. Ein andermal in Hampstead bei London in einer Baptistenkirche einen Vortrag über das Lebensideal des Arbeiters: der Pfarrer Dr. Marshall hatte eben seine Kirche für diesen Zweck zur Verfügung gestellt. Ueberhaupt stehen fast alle Pfarrer in England der Bewegung durchaus günstig gegenüber, da es ihnen lieber ist und ihnen als Christen lieber sein muß, wenn die Massen in Berührung zu einem „undenominationalen" Christentum treten, als wenn sie überhaupt nichts davon hören. In Derby hörte ich einen Brotherhood-Vortrag über die Pflichten des Christen bei den kommenden Gemeindewahlen — wobei zu bemerken ist, daß die Armenpflege ganz dem „Local Government" obliegt.

Selten sind zwei Menschen so verschieden wie zwei der bedeutendsten Führer der Bewegung, die ich sprach: Mr. Ward, Ehrensekretär des National Brotherhood Council, und Mr. Wilkins, der Mayor von Derby. Der erste, enthusiastisch bei aller Klarheit der Ideen, großzügig und mit weltweiten Hoffnungen, geneigt, die Zahl der Brotherhood-Männer zu überschätzen (auf $^3/_4$ Million allein in England) hat die Bewegung, die noch so jung ist, in Kanada eingeführt und — man staune — an der Grenze von Belgien und Frankreich,

also einer der antichristlichsten Gegenden der Welt. Ueber seine von Tausenden besuchten Meetings in Kanada, Lille, Paris u. s. w. gibt sein Buch „Brotherhood and Democracy“ Auskunft. Er verspricht sich von einer gemeinsamen Reise englischer und französischer Arbeiter nach Deutschland sehr viel.

Der zweite, Mr. Wilkins, durch langjährige Arbeit in der Stadtverwaltung kritisch und vorsichtig gestimmt, überhaupt ein ruhigerer Mann, meinte, die Zahl der aktiven Brotherhood-Männer, die sich natürlich bei der durchaus freien Organisation nicht feststellen läßt, sei zur Zeit nicht im Zunehmen begriffen; dagegen wachse der Einfluß der Bewegung täglich. Er verspricht sich viel von einem öfteren Austausch zwischen deutschen Männern, die in England einen Eindruck von der Christianisierung der Massen gewinnen sollen, und englischen Männern, die in Deutschland den Boden vorbereiten sollen.

Ich schließe diesen Abschnitt mit den Worten des Mayors von Derby: „Diese Schrift will nicht die Bildung irgend einer neuen Gesellschaft oder Liga empfehlen, sondern alle die zu den großen heutigen vorwärtsschreitenden Bewegungen gehören, zu einem tieferen Gefühl der Verantwortlichkeit für gemeinsame Aktion gegen die Armut erwecken . . . Anstatt, daß es die größte Aufgabe der Christenheit geblieben wäre, die Arbeiter sozial höher zu stellen, übertrug man dies den Gewerkschaften und andern sogenannten weltlichen Organisationen. Sehr fein haben diese das Werk aufgenommen, was die Christenheit nach der Absicht ihres Stifters tun sollte, aber anstatt den Dank derer zu empfangen, die sich als Nachfolger des Nazareners bekennen, wurden sie als ‚Volk‘, als gemein und unrein verschrieen. Mögen all die verschiedenen Religionsformen um uns dem Individuellen den höchsten Wert zuschreiben, nur die Religion kann mit Recht den Titel ‚christlich‘ beanspruchen, welche ihre Hände ausstreckt nach den Armen und Notleidenden. Die Sache der Arbeiter ist heute so gut die Sache Gottes als je in der Weltgeschichte. Als sich das Christentum, mit dem Apostel Jakobus, um die Arbeiter sorgte, war es eine lebendige Macht in der Welt; aber wenn Arbeits- und Lohnfragen aus den Versammlungen und von den Kanzeln der Christenheit verbannt wurden, dann fiel sie von ihrer Höhe herab in Kraftlosigkeit und Unwürdigkeit . . . . . Der Lohn der Arbeiter, die euer Land eingeerntet haben, der von euch mit Betrug zurückgehalten wird, wurde ein unpopulärer Gegenstand. . . . . Hier sind die Adult School und die Brotherhood-Bewegung Anwälte des Friedens auf Erden und des Wohlgefallens unter Menschen. Ihre Hallen sind offen und frei; ihre Versammlungsräume hängen nicht ab von Unternehmer-Beiträgen oder milden Gaben reicher Leute . . . Sie stehen mitten zwischen den armen Arbeitern und den wohlhabenden Klassen. Die, welche sich zur Brotherhood bekennen, haben die heilige Pflicht ihr Leben der Sache der Armen zu widmen. Sie müssen zunächst die Probleme der Armut studieren, und persönlich sich mühen die Last der Brüder zu tragen. Dann müssen sie versuchen die Sache

der Armen und die Wichtigkeit der Bekämpfung der Armut vor ihre glücklicheren Brüder zu bringen . . . Das kann nicht ohne Opfer und ohne Meinungsverschiedenheit über die anzuwendenden Methoden geschehen . . . . Brotherhood darf sich nicht einer politischen Partei anschließen, sondern muß alle durchdringen, ihr göttliches Recht überall erweisen und alle zu einer Gemeinschaft verbinden, welche das arme Volk Britanniens aus der Knechtschaft in das Land der Verheißung bringen wollen." *)

4. Ehe wir nun zu den praktischen Wirkungen der christlichen Sozialisten übergehen, erscheint es mir angebracht, einen zusammenfassenden Ueberblick über ihre Arbeitsmethoden zu geben.

Jede christlich-soziale Vereinigung hat ihre Zeitschrift, die aber wie überall, meist nur von Mitgliedern gelesen wird. Die meisten habe ich schon genannt; das wichtigste Blatt der Christian Social Union ist „The Commonwealth" herausgegeben von Scott Holland. Die Christian Social Union hat aber auch eine bedeutende volkswirtschaftliche Zeitschrift, „The Economic Review", ediert von Rev. Carter, Pusey-House, die auch von Nationalökonomen anerkannt wird. Meist wird in den Zeitschriften oder in eigenen Schriftchen zu den schwebenden Fragen deutlich Stellung genommen; es liegt mir gerade ein Blatt des Browning-Settlement vor, worin im Namen Christi die Wähler zu den Londoner Stadtwahlen (London County Council) aufgefordert werden, nur dem ihre Stimme zu geben, der für die ¾ Millionen Kinder im Sinne Christi sorgen werde.

Neben den Zeitschriften spielen überall die Studienzirkel eine große Rolle. In Mansfield-House-Settlement nahm ich an einer Stunde teil, wo mit den Arbeitern Thomas Mores „Utopie" gelesen und besprochen wurde. Die Christian Social Union hat vier Seiten drucken lassen: Winke „for Students". Ueberall ist man auf kurze und übersichtliche Bibliographien bedacht: so bekommen die sozialen Studenten im Woodbrooke-Settlement eine gute Zusammenstellung sozialer Bücher in die Hand, auf der neben Webb, Ashley, Toynbee, Carlyle auch E. Bernstein und W. Sombart nicht fehlen. Das Student Christian Movement veröffentlichte 12 Seiten für die Organisierung eines sozialen Studienzirkels. Auch sonst ist man darauf bedacht, soziale Bücher nicht nur in der gewohnten Form zu veröffentlichen. Das Buch von F. Ballard D. D., „Social Questions and Socialism" (5. Teil von: „Des Volkes religiöse Schwierigkeiten!!") wäre einer längeren Besprechung wert; in Frage- und Antwortform werden hier in wirklich psychologischer und sehr weitherziger Weise die sozialen Fragen, besonders auch nach ihrer kirchlichen Seite im Lichte des Christentums behandelt.

So wird also eigentlich alles auf private Wirksamkeit, auf persönliche Beeinflussung gestellt. Daneben kommen dann freilich noch

*) Genaueres über die Bewegung habe ich ausgeführt in der „Eiche", Nr. 3. Berlin, Juli 1913.

die jährlichen Konferenzen, öffentlichen Versammlungen und Gottesdienste der einzelnen christlich-sozialen Vereinigungen in Betracht. Ich wohnte einem Gottesdienste der Christian Social Union mit Predigt von Scott Holland bei, wie er oft, besonders zur Passionszeit, in einer Kirche Londons gehalten wird, und zwar an einem Werktag um 1 Uhr mittags, und tatsächlich verbrachten mehr Leute, als die Kirche gewöhnlich faßt, ihre Mittagspause dort.

Auch die Wirksamkeit im Kleinen dürfen wir nicht vergessen: wenn das Volk nicht kommt, geht man zu ihm hin und läßt einen „Sandwichman" in einer der belebtesten Straßen spazieren gehen, mit einem Plakat vorn: „Habe Glauben an Gott", und einem am Rücken: „Du Gott siehst mich". Oder man stiftet ein Oberfenster in der Straßenbahn mit einem ähnlichen Spruch.

Ein weiteres Mittel ist das von Rev. Carter besonders gepflegte Preferential Dealing (Vorbeugung). Die Schneider, Buchbinder und andere Handwerker eines Ortes werden aufgefordert, durch Einsendung ihres Namens zu dokumentieren, daß sie die von den Boards of Trade festgesetzten, normalen Löhne zahlen. Diese Liste wird unter der Hand an alle interessierten Konsumenten weitergegeben, natürlich ohne daß Mitglieder der Christian Social Union verpflichtet wären, nur dort zu kaufen. Und zwar verfolgt Rev. Carter hier wie überhaupt die Methode, alles möglichst geheim und unauffällig zu tun, um nicht aller Blicke auf den betreffenden Punkt zu lenken und so den Erfolg zu gefährten. Er befindet sich in dieser Beziehung in Gegensatz zu anderen, die mehr durch Meetings und aufsehenerregende Publikationen arbeiten wollen. Die Sache ist sicher sehr wichtig und wird, wenn einmal zum akuten Problem geworden, wohl zu einer einheitlichen Arbeitsweise der christlichen Sozialisten führen. Heute finden wir hier, abgesehen von den durch das englische Leben bedingten Hauptlinien, eine große Verschiedenheit.

II.

1. Nun zu den praktischen Wirkungen der „christlichen Sozialisten". Ich möchte hier mit einigen Worten über die Heilsarmee beginnen, trotzdem darüber viele Bücher geschrieben worden sind und es verhältnismäßig leicht ist sich hier auf dem Laufenden zu erhalten. Für die neueste Zeit ist besonders wichtig das Buch des bekannten englischen Schriftstellers Rider Haggard, Regeneration 1910 und das vom Heilsarmeeoffizier G. S. Railton herausgegebene Buch: Forward against misery, The Salvation Army Social Work 1912—13.

Durchweg fand ich die größte Hochachtung vor der Heilsarmee, bei hohen Geistlichen, bei allen sozial arbeitenden Menschen und auch in mehreren dem sozialen Leben ferner stehenden Familien. Ebenso durchweg fand ich aber, besonders von Sozialisten, die Ansicht ausgesprochen, daß die Heilsarmeeleute wohl viele einzelne Fälle von Gestrandeten aufpicken (pick up), sich aber geflissentlich, zu geflissentlich

der Beschäftigung mit den sozialen Problemen enthalten. Als ich einen Tag lang von einem sehr sympathischen jungen Heilsarmeeoffizier in der Frauenabteilung des Sozialwerkes herumgeführt wurde und verschiedene Rettungshäuser, einen Kindergarten, ein Nachtasyl und ein „Training-Institute" für die weiblichen Helfer sah, gewann ich ungefähr denselben Eindruck. Der Offizier versuchte auf die soziale Fragestellung einzugehen, hatte aber wenig Kenntnisse. Jedoch macht die praktische Arbeit, die im Geiste einer ganz auf den Bruderschaftsgedanken gegründeten Religion getan wird, einen so überwältigenden Eindruck, daß man wirklich gern auf soziale Theorien verzichtet und zu dem Glauben kommt, wie unsere Verhältnisse nun einmal sind, ist ihre Arbeit ein notwendiges, ein „wonderfull work." Das Men's Social Work, von dem ich ebenfalls ein großes Nachtasyl, eine Werkstätte für Holz- und Blecharbeiten und einen sehr großen Betrieb für Sortierung alten Papiers besuchte, macht naturgemäß einen mehr schematischen Eindruck; die psychologische Einfühlung ist hier nicht so schwierig und muß mehr durch laute und massive Anziehungsmittel ersetzt werden. Ueber diese ändert man seine aus Deutschland mitgebrachte Meinung sehr bald; die frischen, begeisternden Lieder und Melodien gibt es in jeder englischen religiösen Gemeinschaft, und dann lernt man diese Dinge als sehr nebensächlich betrachten angesichts der vielen tiefen, geschlossenen und der Vollkommenheit sehr nahen Persönlichkeiten, die man hier kennen lernt.

Aus dem oben angeführten Grunde verlassen wir nun die Heilsarmee und beschäftigen uns noch etwas mit der weniger bekannten, weil jüngeren Church Army. Sie ist eine Institution der English Church, von dem hochgestellten Geistlichen Carlisle ins Leben gerufen, wird aber nicht nur von deren Mitgliedern manchmal höher geschätzt als die Heilsarmee, weil der Gesamtanblick sich etwas „vornehmer" und „gebildeter" ausnimmt. Jedoch ist sie auf denselben Prinzipien aufgebaut als die Heilsarmee, was ich nicht nur bei meinen Besichtigungen sah, sondern auch bei meinen Gesprächen mit einem Kapitän der Church Army, Wingfield. Ich sah ein Nachtasyl und ein Arbeitshaus, wo merkwürdigerweise die Sortierung des alten Papiers ganz staubfrei war, ganz anders als bei der Heilsarmee. Vielleicht ist diese im Ganzen nicht so hygienisch gesinnt als die English Church. Dann führte mich Wingfield in einen Bekehrungsmeeting für Männer von der Straße, und wieder muß ich sagen, daß die meisten der Church Army-Leute einen so vornehmen und wenig zudringlichen Eindruck machten, daß man die Bußbank und die brüderlichen Umarmungen ganz vergaß. Schließlich hörte ich noch eine Ansprache Wingfields in einer Londoner Ostgemeinde; er sagte mir, man sei dort „very high Church" und die Church Army wolle ihnen die Einfachheit des Evangeliums in ihrem mehr evangelikalen Geiste predigen. Die militärische Hierarchie ist nicht so weit durchgebildet wie in der Heilsarmee, aber man ist sich bewußt, ohne Uniform und Musik

unter dem Volke nichts ausrichten zu können. Und überall herrscht trotz Vermeidung der prinzipiellen sozialen Fragestellung jener zukunftsfreudige und energische Geist, der bei allen Gegenargumenten das ganze Volk zu erreichen sucht und wirklich einmal mit dem Lichte des Christentums ganz zu erreichen glaubt. Die Church Army, die 1911 bereits eine Jahresbilanz von 4 Millionen hatte, ist vielleicht zur Zeit noch stärker im Wachsen begriffen als die Heilsarmee.

Aus der Fülle derjenigen praktische Hilfe bringenden Institutionen, die aus christlichem Geiste hervorgegangen sind und dies auch dauernd zum Ausdruck bringen, hebt sich besonders die National-Union for Christian Social Service heraus, deren Vorsitzender der Bischof von Birmingham ist. Jede ihrer beiden Kolonien besuchte ich einen Tag, Lingfield in Surrey, wo epileptische aller Art durch Training zu oft fast ganz gesunden Menschen gemacht werden, und Wallingford in Oxfordshire, wo die Arbeitsunfähigen durch Landarbeit zu einigermaßen nützlichen Menschheitsgliedern erzogen werden. Lingfield allein rechnet mit einer Bilanz von mehr als 250 000 Mark. Man fühlt sich etwas an Bethel und Hoffnungstal erinnert, nur daß der praktische Gesichtspunkt und die ärztliche Hilfe mehr im Vordergrund steht. So befindet sich die soziale und religiöse Tätigkeit im schönsten Einklang, für die zahlreichen Helfer finden gleichermaßen soziale und religiöse (meist biblische) Studienzirkel statt. Und dann hatte ich den Eindruck, als ob der sentimentale Gesichtspunkt, daß die epileptischen und arbeitsunfähigen Menschen Material für die „dienende Hilfe der Brüder" seien, durchaus fehlt; Eitelkeit und Einbildung im religiösen Leben ist nun einmal nicht des Engländers Sache, und wer den Lehrer sah, der zugleich einen epileptischen Knaben mit seiner Hand und seinem Blicke beruhigte und doch weitersingen und dirigieren mußte, damit die andern nicht angesteckt wurden von dem Anfall, der bekam einen Eindruck von der selbstverständlichen, nie auf Ruhm vor Gott oder Menschen bedachten und dabei so wirksamen Arbeit dieser Männer.

2. Damit gehen wir zur Settlements-Bewegung über, die ich hier leider nicht so eingehend schildern kann als ich wohl möchte. Toynbee-Hall, das erste dieser Häuser zur Pflege religiösen und geistigen Lebens, mitten hineingebaut in die Armenviertel des Londoner Ostens, und ein Ort der Ruhe inmitten des wüsten Lärms; das Frauensettlement in Birmingham; Oxford House, das größte Settlement, ein Werk der English Church, vor allem tüchtig in der Jugendpflege durch eine Menge von Klubs; Browning Settlement im Süden Londons, das wohl die weitschauendsten Leiter und die „gebildetsten" Arbeiter hat und den Brotherhood-Gedanken in reinster Ausprägung zeigt; Mansfield-House im äußersten Osten, das sich durch eine Fülle von Unternehmungen, darunter gute Theaterstücke fürs Volk, auszeichnet; das Woodbrooke-Settlement der Quäker bei Birmingham, das eine Vereinigung von wissenschaftlichem Geist, sozialer Arbeit und intensiver, ursprünglicher Quäkerreligiosität ist:

das sind diejenigen Settlements, die ich sehen konnte, und es ist nur ein kleiner Teil dessen, was England in dieser Beziehung leistet.

Hier leben also die Männer aus allen mittleren Schichten zusammen, opfern oft nach ihrer Berufsarbeit am Tage ihre Abend- und Sonntagszeit, um den allem Geistigen entfremdeten Massen wieder ein Lebensideal vorzuleben, das ihnen wieder neuen Mut und Freude gibt. Die biblischen und sozialen Zirkel, die Vorträge, die Brotherhood-Versammlungen, die Theater- und Konzertaufführungen, meist mit eigens dazu herangebildetem Orchester, die frischen, erfreuenden und heiß nach einer besseren Zukunft verlangenden Lieder und Gebete, das ist es nicht allein, was das Volk gewinnt, man geht auch unter die Leute, hilft ihnen in Krankheit und Not, lehrt sie ihr Geld gut verwenden und treibt alles, was wir als Seelsorge bezeichnen würden, nur ohne deren so oft taktlosen und erfolglosen Anstrich. Dabei muß nicht immer etwas Religion geboten werden, und es war mir typisch, daß in den zahlreichen Klubs des Oxford-Hauses, also der English Church (!), die Woche über nichts von Religion gesprochen wird und die Jugendlichen nur aufgefordert werden am Sonntag freiwillig etwa zu einer Brotherhood-Versammlung zu kommen. Es ist eben alles darauf gestellt, daß das Göttliche in den Menschen, die sich berufen fühlen hier mitzuarbeiten, in jedem Augenblicke hindurchleuchtet, sich seinen Ausdruck verschafft und die Brüder zu sich zieht, beim Billard und Tisch-Tennis wie beim Gebet. Religiöse Beeinflussung, das muß man wissen zum Verständnis des englischen christlichen Sozialismus, besteht dort prinzipiell nicht mehr in der Mitteilung von Katechismusstoff, fast nie in der Erweckung des Sinnes für das Kultische in der Kirche, dagegen fast nur in der Offenbarung eines einfachen, unegoistischen, selbstverständlichen Eigenlebens, das ganz auf Gott zurückgeführt wird und bei aller Verschiedenheit der Auffassung, die man im strengsten Sinne für notwendig erachtet, sich jedenfalls in dem Brotherhood-Gedanken und Leben manifestiert.

Was die Settlements-Bewegung noch zukunftsreicher macht, ist der Einfluß der Settlements auf die öffentliche Meinung; so dringt der Geist des Mansfield-Hauses immer mehr in die Politik des Stadtrates von West-Ham, dem betreffenden Vororte Londons, da frühere Leiter des Hauses dort etwas zu sagen haben. Diese kennen die wirklichen Nöte des Volkes und haben wie die meisten Engländer — im starken Gegensatz zu den Deutschen — die Notwendigkeit des Zusammenarbeitens so tief erfaßt, daß sie wirksam helfen können. Gerade in diesen Settlements-Kreisen trat mir ein hohes, edles Verzichten auf die eigene Persönlichkeit, auf die Wichtigkeit der eigenen Meinung, auf jeden Kompetenzstreit und jede Kleinlichkeit entgegen.

Father Adderley, ein hochkirchlicher Geistlicher und Bruder des Lord Norton, ging in Birmingham unter das Volk, bezog ein „Slum"-Haus, hält es gut in Stand und lehrt das Volk ringsum dasselbe zu tun, so daß wenigstens die notwendige materielle Grund-

lage für ein geistiges und religiöses Leben gegeben ist; und er hat einen großartigen Einfluß. Die Settlement-Leute tun im Prinzip dasselbe; ich gewann in meinem zweimonatlichen englischen Aufenthalt steigend die Ueberzeugung, daß dies es ist, was uns not tut: daß Leute unter den niederen Schichten wohnen, die zunächst einen vorbildlichen Haushalt führen, umfasse er nun eine einzelne Familie oder eine Gemeinschaft von Männern und Frauen; die sodann die Fähigkeit haben, Einfluß auf die umwohnenden Menschen zu gewinnen, und die schließlich, als die stille Voraussetzung des vorigen, in den einfachen Gedanken: Gott und die Seele, die Menschheit ein Brüderreich — leben. Das ist kein asketisches Ideal im Gegensatz zum Lebensgenuß; es steht vielmehr jenseits dieses Gegensatzes und zum Beweise brauche ich nur die fein ausgestatteten Säle und Flügel, bequemen Klubsesseln und allen Komfort anzuführen, die ich in den Settlements wie in den Häusern der Heilsarmee fand. Es ist ein Ideal, das uns und vor allem unsere deutschen Pfarrer auf die Probe stellt, ob sie auch die soziale Seite des Christentums, die heute kein Mensch mehr leugnen kann, verstanden haben.

Als eine Art Settlement kann man auch die Streets Children Union in Birmingham bezeichnen, mit der English Church in Verbindung stehend, und unter dem jetzigen Sekretär des Bischofs von Birmingham zu einer Zahl von 70 Knabenklubs gewachsen. Diese Klubs, von denen ich drei sah, sind auf der Linie der Settlement-Klubs, mit sehr wenig positiv religiöser Beeinflussung, und erreichen nach den Worten des Leiters, Rev. Carnegie, nur ein Fünftel der verwahrlosten Straßenkinder Birminghams, die in Betracht kommen.

Nicht unerwähnt lassen darf ich auch die „Missionen", ein Sammelname für alle Bestrebungen, das Evangelium unter das Volk zu bringen. Die geschilderte Predigt des Church Army-Kapitäns war auf einer solchen Mission gehalten. Genaue Kenntnis erlangte ich von der Judenmission in Soho, dem schlimmsten Viertel im Westen, und in Whitechapel, einem der schlimmsten Viertel im Osten Londons. Ich wohnte zweimal den jeden Nachmittag stattfindenden Versammlungen bei, wo praktischerweise das Sanitäre in den Vordergrund tritt, nur unterbrochen durch eine kurze aber eindringliche Ansprache des Leiters. Dieser führte mich auch in das christliche Kellnerheim, das einen Höhepunkt des christlichen Idealismus bildet, da dort fast nur notorische Verbrecher verkehren, denen man aber doch das Gefühl irgend eines Heims und den Schimmer einer religiösen Atmosphäre vermitteln will.

Es wäre töricht und wertlos, England und Deutschland zu vergleichen und ein Gesamturteil über die höhere Lage des einen Volkes zu fällen. Man soll hier scharf auf eine genaue Erfassung der Einzelfragen dringen. Ich habe oft an den betreffenden Stellen gesagt, was Deutschland brauchen könnte.

In kurzen Worten ist es dies: wir brauchen den begründeten Glauben an ein weltweites Christentum der Zukunft, an dem auch

das deutsche Volk in Deutschland und in der Schweiz in seiner Eigenart und mit innerem Verständnis teilhaben kann. H. Hartmann.

Büchertisch.

Jesus. Ein Bild in vier Vorträgen. Von Friedrich Rittelmeyer. Heinrich Kerler, Ulm, 1912.

Das ist ein Büchlein, über das viele Worte zu machen mir widerstreben würde. Wer nach dem Einen, was Not ist, strebt, nach Erkenntnis Jesu — die im letzten Grunde doch mit Erkenntnis Gottes Eins und dasselbe — der wird früher oder später auch zu Rittelmeyers Büchlein von Jesus greifen müssen. Es ist nicht ein geschichtliches Bild im gewöhnlichen Sinn des Wortes, sondern ein Bekenntnis, dessen Titel heißen müßte: „Wie ich Jesus sehe." Vielleicht wird Rittelmeyers Art zu sehen nicht jedem ganz und gar genügen. Es ist eben seine Art. Aber er will ja auch nicht mehr sagen, als was gerade er gesehen hat. Und er hat tief geschaut! Er hat Jesus auf neue Weise erlebt. Es finden sich in dem Büchlein Stellen von seltener Tiefe und Gewalt, Stellen, bei denen man innehält, weil das Weiterlesen einen großen Eindruck stören würde. Das Verständnis der Bedeutung Jesu reicht hoch über die gebräuchlichen Kategorien hinaus und weist auf manches hin, das der Verfasser wohl noch ausführlicher sagen wird. Rittelmeyers „Jesu" hätte viel mehr beachtet werden müssen, als geschehen zu sein scheint. Indes, ist's nicht gut, wenn ein solches Buch in der Stille bleibt? L. R.

Lebensfragen. Besprochen von Georg Schott. Selbstverlag des Verfassers, München, Ruffinistr. 8 IIr. Preis 1 Fr. 25.

Wir hätten diese Vorträge über religiöse Fragen schon lange anzeigen sollen, denn es handelt sich um eine sehr interessante Sache. Der Verfasser, der früher Pfarrer der evangelischen Kirche Bayerns war, hat sein Amt aufgegeben, um als freier Mann religiös suchenden Menschen Helfer sein zu können. Er hält an Sonntag Vormittagen in München Versammlungen ab, denen er seine „Besprechungen" darbietet. Diese wollen „einen Mittelweg zwischen Predigten und Vorträgen nehmen". Sie schließen an biblische Texte an, die „verdeutscht und vergegenwärtigt" werden. Darin verrät der Verfasser eine bedeutende und selbständige Persönlichkeit, die jener Aufgabe gewachsen scheint. Wir wünschen dem Versuch von Herzen alles Gelingen.

L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Mit der Veröffentlichung einer Predigt eines der Redaktoren in den Neuen Wegen durchbrechen wir eine Regel, die wir sonst streng innegehalten haben und auch für die Zukunft im Allgemeinen innehalten wollen. Da aber in dieser Predigt einiges gesagt ist, was auch in den Neuen Wegen zu sagen dem Verfasser anliegt, die Predigt auch nicht rhetorische Form hat, so schien es uns erlaubt, es auf diese Weise zu sagen.

Wir möchten hier auch noch einen Druckfehler berichtigen, der in der Augustnummer vorgekommen, uns aber erst kürzlich bekannt geworden ist. Der Aufsatz von Pfarrer Paul Jäger in Freiburg i. B. „Bei den Schweizern" ist in Nr. 25 der Christlichen Welt erschienen.

Die Diskussion über die Bauernfrage geht weiter. — Die arge Verspätung dieses Heftes ist außergewöhnlichen Störungen zuzuschreiben.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

In der Kraft der Hoffnung.

„Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft".
(Jes. 40, 31.)

Seit alten Tagen klingt durch den Advent hin das Wort „Hoffen"; aber kaum noch vernehmbar, wie ein fernes, stimmungsvolles Glockengeläute, das mit leisem Hauch verhallt, vom Wind verweht, indes der Kopf sich sachte senkt und in Träumen klingt es weiter vom Hoffen. Hoffen — Träumen! Was helfen uns all' die von der Kirche sorgfältig gepflegten Stimmungen, wenn uns doch keine lebendige, starke, große Hoffnung beseelt!

Doch die Hoffnung ist da, aus unergründbaren Tiefen ist sie von Neuem aufgestiegen und hat uns mit aller Macht erfaßt und fortgerissen, mit unwiderstehlicher Gewalt. Ja, wir hoffen leidenschaftlich, vielleicht umso stürmischer, je mehr man uns zur Mäßigung und Ruhe ermahnt; denn das ist gewiß, nicht eine sorgfältig abwägende, „bei der Sache" bleibende Ueberlegung, sondern nur eine alles überbietende Hoffnung vermag gegenwärtig uns aufrecht zu halten oder, was wichtiger ist, vorwärts zu bringen. Alles überbieten? Ja, die tiefen Abgründe der Verelendung wie die Entartungen der modernen Kultur, den feindseligsten Haß wie die Blindheit, Taubheit und Sattheit der sogenannten bessern Kreise der Gesellschaft.

Der Wind weht von allen möglichen Seiten, es ist eine große Bewegung in der Luft, eine große Unruhe in den Gemütern, bewußt oder unbewußt, es geschieht so ungeheuer viel Verkehrtes und Unrechtes, daß einem darob fast der Atem stille steht — und trotz alledem wollen und müssen wir hoffen, gerade jetzt erst recht, des Wortes Jesu eingedenk: „Wenn ihr das alles sehet, so wisset, daß er, der Menschensohn, nahe ist.

Wir hoffen, aber nicht so, daß wir über das alles hinwegsehen, darüber hinwegschwärmen, sondern so, daß die Hoffnung das alles, was im Wege zu stehen scheint, durchdringt, die Hoffnung muß gleichsam durch das alles hindurchgehen. Wir stehen mit der alles überbietenden Hoffnung immer noch auf dieser Erde und gehören der Erde an, vielleicht im Unterschied zu anderen Zeiten, wo eine starke Hoffnung soviel bedeutete als ein Entrücktwerden von der Erde. Wir hoffen

vielleicht mehr als je für diese Erde oder vielmehr für die Menschen, die darauf wohnen, einfach aus Liebe oder besser und bescheidener gesagt, weil wir glauben, daß Gott sie liebt.

Wir danken Gott, daß wir diese Hoffnungen haben dürfen, denn ohne sie wäre es uns längst nicht mehr wohl auf dieser Erde unter den Menschen, so wie sie sind. Wir spüren es deutlich und erfahren es immer wieder, daß diese Hoffnung eine unbezwingbare Kraft gewährt, in aller Zerfahrenheit ruhig vorwärts zu blicken und im Wirbel der Gährung festzubleiben — in der Kraft der Hoffnung.

Oder ist das nichts anderes als Chiliasmus in moderner Form, eine eschatologische Träumerei, selbst ein Gärungsstadium, das man möglichst bald absolvieren sollte, um wieder zur „normalen" Denkungsart zurückzukehren? Nein, die Hoffnung ist ein Funke göttlichen Geistes, der in das Chaos Licht und Ordnung bringt. Es ist das göttliche Gährungsferment, das eben nicht vor der Zeit neutralisiert werden soll. Und zwar ist es nicht von ungefähr in die Welt hereingekommen, sondern ist vor allen Dingen durch Jesus uns vermittelt worden, er hat das Feuer der Hoffnung auf Erden angezündet, das immer wieder bald da, bald dort auflodert und in den Menschenherzen brennt.

Was sonst etwa in der Welt ermutigendes geschieht, wird leicht durch sehr deprimierende Tatsachen aufgewogen. Wir können solchen relativen Erscheinungen nicht zu viel Gewicht beimessen. Die Hoffnung hat einen stärkeren, absoluten, unbedingten Halt, darum ist sie auch unverwüstlich. Sie wurzelt in dem Leben, das mit Jesus auf den Plan getreten ist. Er hat es gewagt, bis zum letzten Atemzug allen zeitlichen Stützen zum Trotz sein Leben ganz aus dem Ewigen, aus Gott zu schöpfen und damit auch alle Kraft der Liebe und der Hoffnung. „Gib mir einen Punkt, wo ich stehen kann, und ich will die Erde aus den Angeln heben." Diesen archimedischen Punkt hat Jesus eingenommen und wird auch von dort aus, d. h. von Gott aus die Welt bewegen: „Die auf den Herrn harren, kriegen neue Kraft, daß sie auffahren mit Flügeln wie Adler, daß sie laufen und nicht matt werden, daß sie wandeln und nicht müde werden." Das Göttliche in Christus ist es, das in der Menschheit vorwärts drängt und treibt, das uns nicht stille stehen läßt, sondern zu neuen Hoffnungen entflammt, und wir möchten in Anlehnung an ein Wort Pauli fast sagen: Wir hoffen, doch nicht wir, sondern Christus hofft in uns.

Nein, wir haben nicht zu viel, sondern noch zu wenig Hoffnung, zu wenig von der siegesgewissen Zuversicht, die alles Schlechte und Schiefe in der Welt mit dem Hauch und dem Geist des Lebens durchdringt. Wir riskieren es immer noch nicht so recht, jenen überweltlichen, weltüberwindenden Standort Jesu einzunehmen, von dem aus erst eine gründliche Neugestaltung möglich ist. Aber in der neuen großen Hoffnung kommen wir ihm nahe und spüren etwas wenigstens von der wunderbaren Kraft, die in der Hoffnung liegt und siegen muß.

L. Stückelberger.

Glaube und Fortschritt.

Man befindet sich in einer seltsamen Lage, wenn man heute für den Glauben an den Fortschritt eintreten will. Folgendes Bild könnte sie etwa veranschaulichen: Man will für eine gute Sache einen entscheidenden Schlag führen, aber man muß sich dazu vor allem einer ganzen Menge lästiger, unzuverlässiger und schmutziger Bundesgenossen entledigen, die angeblich die gleiche Sache verfechten.

So müssen wir zunächst den Kampfplatz säubern, damit mit edeln und reinen Waffen gekämpft werde.

Man kann sich fragen, ob je eine große Sache so sehr in den Bann der Phrase, der Schablone geraten ist, wie der Fortschrittsglaube; ob je ein großer Glaube, der ganz der Sphäre des Persönlichen, Unmittelbaren, Schöpferischen angehört, so sehr veräußerlicht, mechanisiert und beschmutzt worden ist. Was dann ohne weiteres den Ekel erklärt, der viele beim bloßen Anhören des Wortes „Fortschritt" befällt. Ich kann es sehr wohl begreifen, wenn bei manchen das Wort einen ganz widrigen Komplex hervorzaubert: Schützenfestreden voller Schwulst und Bombast, patriotische Reden, Volksreden voller Lügen und Schmeicheleien, durch die man das Volk in eine falsche Sicherheit einwiegt, statt es mächtig aufzurütteln und auf die Gefahren aufmerksam zu machen, die ihm von allen Seiten drohen. Wissenschaftliche oder pädagogische Reden, in denen der Glaube an die allein seligmachende Kirche und Religion vom Glauben an die allein seligmachende Vernunft oder Wissenschaft verdrängt worden ist, und der Fortschritt als das schönste Ergebnis des Thronwechsels gefeiert wird. Zerrbilder, ja gewiß, aber Zerrbilder, die uns so oft als Wahrheit geboten werden, daß man sie leicht für die einzige Realität halten könnte, freilich, um sich dann mit Verachtung davon abzuwenden.

Aber auch abgesehen von diesen widrigen Erscheinungen gibt es weitverbreitete Anschauungen vom Wesen des Fortschritts, die dem Glauben an den Fortschritt die ärgsten Hindernisse in den Weg legen. Wir gehen rasch über die unwürdigsten Formen hinweg, um uns den sogenannten „höheren Auffassungen" zuzuwenden. Auch die stehen oft leider noch tief genug. Wir streifen nur, was den Fortschritt in der bloßen Vermehrung des Wohlseins, des Glücks erblickt, oder was ihn mit technischer, äußerer, materieller Vervollkommnung zusammenfallen läßt. Ferner alles, was den Fortschritt davon erwartet, daß irgend eine Partei ans Ruder gelange, ihr Programm mit Macht durchsetze und die Welt beglücke, indem sie aus ihren eigenen Parteiinteressen Weltgesetze macht.

Es fehlt zwar heute nicht an edleren und tieferen Auffassungen. Man erwartet den Fortschritt davon, daß ein neuer Geist die Menschen beseele. Weder äußere Macht noch politischer Kurswechsel, noch Technik, noch Vermehrung des Glückes können ihn herbeiführen, sondern nur

eine stete Vervollkommnung des menschlichen Wesens. Nichts ist erreicht, solange nicht mehr Wahrheit, mehr Gerechtigkeit unsere ganzen Verhältnisse durchdringen. Echtes, tiefes Empfinden, wahre Innerlichkeit soll die moderne Scheinkultur verdrängen.

Solche Auffassungen vom Fortschritt sind wie ein frischer, reiner Lufthauch inmitten einer schwülen, verpesteten Atmosphäre.

Doch auch hier gibt es viel Entmutigendes, vieles, das ernstes Zweifel in uns wachrufen muß. Der frische Lufthauch ist ungemein wohltuend, aber er verkündet noch nicht das Kommen des erlösenden Gewitters.

Die meisten modernen Auffassungen vom Fortschritt sind nicht auf eine wahrhaft große, tragische Auffassung des Daseins begründet. Darum hat es der moderne Fortschrittsgedanke noch nicht vermocht, sich so innig mit dem Tiefsten und Heiligsten im Leben zu verbinden, daß der Mensch, der ihn preisgibt, dem Heiligsten entsagt.

Dies ist aus verschiedenen, eng verwandten Gründen der Fall. Man erwartet den Fortschritt oft noch von einer Art automatischer, mechanischer Entwicklung. Oder man erhofft ihn von Faktoren und Eigenschaften, die völlig unfähig sind, ihn herbeizuführen. Was Wunder, daß man dann zur großen Freude aller Gegner auf halbem Wege stehen bleibt!

Die niedrigste Ansicht ist, daß der Fortschritt auf automatischem Wege zustande kommt. Sie ist heute noch viel mehr verbreitet, als man es meinen könnte. Sie ist eine der Verkleidungen, die sich der Aberglaube verschafft hat, um sich an einer Zeit zu rächen, die ihm voller Stolz den Abschied gegeben hat. Mich dünkt, die Rache sei gelungen. Denn so sitzt der Aberglaube wieder in unserer Zeit, und zwar mitten unter den Gestalten, auf welche die „aufgeklärte Zeit" sehr stolz ist. Mit unglaublicher Borniertheit, mit größter Zähigkeit, hält man heute an diesem Fortschrittsfetischismus fest, auch in Kreisen, die auf ihre Bildung, auf ihre völlige Emanzipation pochen. Oft gerade in solchen Kreisen.

Gott ist entthront; man glaubt nicht an irgend eine persönliche, planmäßige Leitung der Welt; man glaubt nicht an einen bewußten Willen, der die Welt einer hohen Bestimmung entgegenführt; man unterwirft sich schrankenlos einem brutalen Kausalitätsgesetz und bringt es doch zustande, mit einer unglaublichen Naivität an einen Fortschritt zu glauben. Wie? Ja wie? Durch eine Art unbewußten Aberglauben, indem man annimmt, daß die sinnlose, planlose Welt auf irgend eine automatische, mechanische Weise höher getrieben wird. Aber eben, wie?

Diese Auffassung wird nicht nur von halbgebildeten, sogenannten wissenschaftlichen Kreisen, sondern leider auch von gewissen Strömungen des modernen Sozialismus vertreten. Leider. Denn der Sozialismus, der heute voller Kraft und Initiative in einer verweichlichten, dekadenten Zeit den kühnen, männlichen Glauben an den

Fortschritt vertritt, kann sein Ideal nur zur Wirklichkeit machen, wenn er das Höchste, Persönlichste in den Dienst des Fortschritts stellt und alles Mechanische, Aeußerliche völlig davon fernhält. Peinlich ist vor allem, daß man sich nicht ohne Anschein von Recht auf den Mann berufen kann, der einer verzweifelten, desorientierten Zeit, die nur dazu berufen schien, unter furchtbaren Qualen die eigene Zersetzung erleben zu müssen, den Glauben an das große Vorwärts einflößte und sie dadurch zu männlichem Tun und energischer Weiterarbeit veranlaßte.

Es läßt sich nicht leugnen, daß Marx' kühner Fortschrittsglaube einen schweren Dualismus in sich trägt. Er ist ja durch und durch ethisch, wenn wir ihn auf seinen tieferen Gehalt prüfen, aber es sind zu seiner Formulierung ungenügende Formen verwendet worden. Neuere, höhere Gesellschaftsformen, der Triumph der Gerechtigkeit, das Ende der Ausbeutung, alles verwirklicht sich mit einer Art von Naturnotwendigkeit. Es ist eines der größten Rätsel der Geschichte, daß ein System, das in so kühnem Flug, in so wildem, trotzigem Idealismus, wie kein zweites, vorwärts drängte, alles, was der Geschichte ihren Sinn, ihre Größe, was der Welt ihre Rechtfertigung verleiht, einem immanenten, automatischen Prozeß anvertraut. Wir haben hier nicht das Rätsel zu lösen, sondern darauf hinzuweisen, daß es zum größten Schaden des Sozialismus immer noch in seinen Reihen Leute gibt, die unter Verkennung des Besten und Größten im Marxismus den fatalistisch-optimistischen Zug Marx' noch zu überbieten suchen. Und mit allem Nachdruck muß betont werden, daß es eine der dringendsten Aufgaben des Sozialismus ist, mit dem letzten Rest dieser mechanistischen Auffassung aufzuräumen und den Fortschritt immer mehr in Beziehung zu den höchsten geistigen Werten zu bringen.

Es liegt indessen auf der Hand, daß man nicht allein bei dieser zuwartenden Stellung verharren kann. Es widerstrebt dem Menschen, gar nichts für den Fortschritt zu tun. Es widerstrebt ihm aber auch, alles dafür daranzugeben. So bleibt der bequeme Mittelweg. Etwas tun, aber nicht alles. Sich bewegen, o ja, — aber auf einer recht bequemen Straße. Und da haben wir auf einmal das ganze Heer von Ansichten, Methoden, Vorschlägen, Verbesserungen, Reformen, die alle das gemeinsame Kennzeichen haben, daß sie den Fortschritt fördern und verwirklichen wollen, ohne daß der Mensch das Letzte und Höchste drangeben muß.

Aber wenn es sich um den Fortschritt handelt, ist das Höchste gerade hoch genug.

Es sind auch hier große geschichtliche Gruppierungen, deren Anschauungen weiterwirken und einen oft unseligen Einfluß ausüben. Ich denke vor allem an die Aufklärungskultur.

Was die Aufklärung für die Emanzipation des Menschengeistes geleistet hat, soll nicht bestritten werden. Noch weniger, daß sie für die Menschheit ein kühnes, energisches Vorwärts bedeutet hat.

Und doch muß gesagt werden, daß die Aufklärung dem Fortschrittsproblem oft eine Fassung gegeben hat, die das ärgste Hindernis für seine Verwirklichung ist. Einmal, weil sie das Ziel nicht hoch genug gesteckt hat. Sodann, weil man mit einer ungenügenden Kraftanstrengung das Ziel erreichen zu können glaubt. Darum sind so viele Aufklärungsdogmen wie ein Fluch, der schwer auf unserer Kultur lastet. Ein Fluch für allen Fortschritt und alle Arbeit im Dienste des Fortschrittes. Von hier aus bricht immer wieder ein ganzer Strom in unsere Welt. Er bringt nicht etwa mit frischem Wasser neue Anregung, sondern verbreitet oft durch seine lauen, schlechten Wasser Stagnation und Fäulnis. Daher kommt es zum großen Teil, daß man so genügsam ist in bezug auf die letzten, höchsten Ziele. Mehr Glück, mehr Bildung, etwas mehr Gerechtigkeit, aber nicht eine durchgreifende Umwandlung des ganzen Lebens.

Daher kommt es, daß man mit einem unglaublichen Optimismus der menschlichen Natur die Kraft zutraut, das Höchste zu verwirklichen, ohne daß sie einen Bruch, eine tragische Läuterung erfahren muß. Daher kommt es auch, daß man Fortschritt und Vervollkommnung viel zu sehr von der Beseitigung äußerer Schranken und Hemmnisse erwartet, viel zu wenig von der innern Bildung und der Erstarkung der Persönlichkeit. Oder wo man Fortschritt und Bildung in Zusammenhang bringt, so ist es oft leider eben die „Bildung", mit der man heute so einseitig die Ausbildung des Charakters und der Persönlichkeit identifiziert. Ich brauche nur die Grundmängel dieser Bildung zu nennen: Ueberschätzung des Wissens, Heiligsprechung des Tatsächlichen, Ueberschätzung der Technik. Wir sind stolz auf unsern Fortschrittsglauben, vermögen aber diesen Glauben doch nur zu der Peripherie der Persönlichkeit in Beziehung zu bringen.

Wir wollen auf dem weiten, stürmischen Meer, das sich vor unsern Augen ausbreitet, die kühnsten Eroberungsfahrten unternehmen, — aber warum bauen wir dann auf den Werften so viele Fahrzeuge, die nur als Lastschiffe und Schleppdampfer taugen, so wenig Schiffe, die der hohen See trotzen können?

Darum ist es auch nicht so sehr zum verwundern, wenn man heute überhaupt an der Möglichkeit verzweifelt, sich auf diese hohe See hinauszuwagen. Der Fortschritt wird geleugnet; die ihn wollen und erreichen möchten, werden mit Spott übergossen, wie Bewohner des Binnenlandes, die mit ihren Lastschiffen weit hinausfahren.

Aber können wir auf den Fortschrittsglauben verzichten? Können wir es tun, ohne uns selber, ohne das in uns preiszugeben, was sich nach einer ganz großen, tiefen Weltanschauung sehnt, und ein ganz männliches, starkes Leben führen möchte?

Das haben wir nun zu sehen. Der lästigen, widrigen Bundesgenossen, die uns das Eintreten für den Fortschrittsgedanken schwer machten, haben wir uns entledigt. Sehen wir zu, ob wir den Kampf mit reinen, scharfen Waffen führen können.

Die Gegner sind gut ausgerüstet. Ihre Waffen sind ein scharfer Sinn für die Schattenseiten, die Torheiten und die Greuel des Lebens. Dazu Spott, Hohn, ein starkes Gefühl der Ueberlegenheit den armen Utopisten und Träumern gegenüber, die trotz allem Jammer des Daseins, trotz allen ewig wiederkehrenden Lastern und Greueln am Fortschritt festhalten und ihn verkünden. Arme Träumer, nun, laßt sie doch träumen, wir stehen auf realem Boden.

Ich will nicht lange fragen, wieviel Hochmut, Blasiertheit, dekadente, zersetzende Kritik auf diesem sogenannten „realen Boden" zu treffen sind. Noch weniger, wieviel Trägheit, Unfähigkeit zu kühnem Wollen, Angst, sich zu kompromittieren und etwas zu wagen, bei dieser Leugnung des Fortschritts als Motiv mitwirken. Die Menschen bespötteln, was sie nicht verstehen, und was sie zu großem Wollen und Tun auffordert, das reißen sie herunter, um sich nicht zur Höhe aufschwingen zu müssen. Auch heute ist es so.

Doch kann dies nicht darüber entscheiden, wer hier recht hat. Will man für den Fortschritt kämpfen, so muß man es dort tun, wo die Gegner am stärksten sind. Da, wo ihr wirklich realer Sinn all dem naiven Optimismus, all dem Glauben, durch etwas mehr Wissen, durch leichte, harmonische Entwicklung, durch bessere pädagogische Methoden, durch politische Reformen, durch äußere soziale Umgestaltungen, den Fortschritt zu verwirklichen, die furchtbaren Tatsachen entgegenhält, die der Geschichte unserer Menschheit den Charakter einer Tragödie verleihen, und neben welchen die harmonischen Fortschrittsträume sich wie eine lächerliche Posse ausnehmen. Da soll die Entscheidung fallen. Der Kampf mit ernsten Gegnern zwingt uns hier, uns entweder ganz zurückzuziehen, oder Positionen zu behaupten, die jedem Sturm trotzen können.

So müssen wir alles aufgeben, was dem Fortschrittsglauben eine ungenügende Begründung verleiht. Es geht uns, wie Menschen, die um etwas Wertvolles, das bisher ihr unangefochtener, selbstverständlicher Besitz war, schwer kämpfen müssen. Sie erwarten es nicht mehr von versiegelten Briefen, Testamenten, Urkunden, sondern wissen sehr wohl, daß ihnen nur der volle Einsatz ihrer Persönlichkeit den Besitz garantiert.

Dies erleben wir hier. Die Frage, ob man an den Fortschritt glauben kann oder nicht, wird zu einer persönlichen Entscheidung. Und in dem Maß als alles wegfällt, was der Entscheidung den Charakter einer rein persönlichen, frischen Tat raubt, gewahren wir auch, was diese Tat für uns bedeutet. Der Glaube, daß etwas anderes als kühne Initiative, Einstehen mit der ganzen Person den Sieg herbeiführen könne, wird uns geraubt. So lernen wir wieder verstehen wie hoch ein solcher Sieg ist, und daß man aus Liebe zu ihm alles wagen darf. Da handelt es sich nicht mehr darum, mit der Krämerwage Glück gegen Unglück, Fortschritt gegen Dekadenz abzuwägen und sich kühl, sachlich auf die Seite zu schlagen, da das Zünglein hinneigt. Hier wird nicht mathematisch abgewogen, sondern gewagt.

Man rechnet nicht, sondern erlebt. Man zweifelt nicht, sondern läßt sich mitreißen.

Und wenn man diesen kühnen Sprung der persönlichen, freien Entscheidung gewagt hat, steht man auf einer Höhe, von der aus alles, was mit dem Fortschritt zusammenhängt, in einem ganz neuen Licht erscheint. Tief unter uns stehen die Utopisten mit ihrem bischen Traum und Phantasie. Tief unten die Realisten mit ihrem Verzweifeln am Ideal, ihrer nüchternen Arbeit.

Die gewöhnlichen Begriffe von Ideal und Realität verschwinden, die landläufigen Auffassungen von Fortschritt und Rückständigkeit fallen weg, alles macht der einzigen, großen Gewißheit Platz: Dein Leben wird von der persönlichen Macht fortgerissen, die durch Jammer und Not, durch Kampf und Tod alles zur Höhe treibt, was im Menschen zur Höhe empor kann. Und damit wird der Glaube an den Fortschritt das Allerpersönlichste und zugleich das Allersicherste, was es gibt.

Das Fortschrittsproblem wird ein Glaubensproblem. Unlösbar für alle methodischen Untersuchungen, Statistiken und wissenschaftlichen Kategorien, verbindet es sich mit dem, was unser Leben trägt, treibt, was ihm erst Sinn, Größe, Zweck, Bestimmung gibt, mit dem Glauben an Gott.

In diesem Sinne kämpfen wir hier mit den Gegnern des Fortschritts und glauben, erst damit den Kampf auf dem Boden auszufechten, der sich dazu eignet.

Viele Gegner, und gerade die, auf welche es ankommt, haben selber diesen Boden ausgesucht, damit die Schlacht hier geschlagen werde. Es gehört zu den seltsamsten Erscheinungen der heutigen Zeit, daß man aus „religiösen Gründen" gegen einen starken, freudigen Glauben an den Fortschritt opponiert, und daß man aus „religiösen Gründen" den Glauben an den Fortschritt bekämpft, und zwar ohne zu prüfen, ob er aus einer seichten Auffassung des Lebens und seiner Konflikte oder aus dem tragischen, qualvollen Empfinden der Not und des ganzen Jammers des Daseins entspringt. Das Wort Fortschritt hat heute für viele religiös orientierte Kreise einen schlechten Klang. Voller Mißtrauen steht man allen gegenüber, die noch den Glauben hegen, durch Initiative, schroffes Vordringen die Menschheit über sich selber hinauszuführen, und die das Vertrauen stärken wollen, daß sie aus Not und Elend heraus kann. Was getan wird, um die Not zu lindern, was aus männlicher Begeisterung heraus geschieht, um der Menschheit den Glauben an sich selber zu geben und im Kampfe mit allem, was sie entstellt, verseucht und lähmt, reinere Lebensformen zu schaffen, das wird vornehm als „Surrogat" abgetan.

Der Glaube an den Fortschritt soll eine Abschwächung des wahrhaft religiösen Empfindens sein. Man fürchtet, der Glaube, schon die jetzige Welt umgestalten zu können, schon in ihr etwas von der göttlichen Wahrheit zu verwirklichen, werde die Sehnsucht nach einer andern lähmen, werde den Willen ertöten, sich in sie hineinzu-

wagen. Und damit ist die veservierte religiöse Haltung von selbst gegeben. Man lähmt die Begeisterung, man höhnt und spottet über alle Phantastereien, Utopien und Fortschrittsträume, und durch die kühle Zurückhaltung von allen extremen Ansichten, durch das nüchterne und höhnische Abwägen aller kräftigen Versuche, der Welt eine neue Gestalt zu geben, sorgt man dafür, daß die ganze Sehnsucht des Menschen nach Größe, Wahrheit und Heiligkeit nicht zu früh auf ihre Rechnung komme und von einem „höheren Ziel" abgelenkt werde. Alles, was wir schon ganz allgemein bei den Gegnern des Fortschritts konstatiert haben, die nüchterne, lebensmüde Zurückhaltung, die Angst, sich an die Front zu begeben, das Kleben an alten Formen, die Unfähigkeit, selber in Not und Gefahr für etwas Neues, das sich unter Krisen und Kämpfen heranbildet, einzustehen, all dies findet hier eine höhere Rechtfertigung. Es ist eben tiefer religiös. — Jedenfalls entspricht es einer bestimmten Art von Religiosität. Ob es die höchste und lebendigste ist, das fragen wir nun.

Es gehört zu den erfreulichsten Zeichen der heutigen Zeit, daß in alle Fragen, die mit der Religion zu tun haben, etwas Scharfes, Leidenschaftliches kommt. Es ist ein Zeichen für das Erwachen des religiösen Geistes in unserer so tief gefallenen Zeit. Ein Zeichen, daß diese Zeit sich an der einzigen Macht wieder aufrafft, die ihr etwas ganz Charaktervolles, Geschlossenes, Heroisches geben kann. Alles scheint darauf hinzuweisen, daß die Menschheit sich anschickt, wieder einmal auf religiösem Boden den Kampf um ihre höchsten Werte auszufechten. Dies ist beim Fortschrittsgedanken in hohem Grade der Fall. Und es ist als eine sehr erfreuliche Tatsache zu bezeichnen, daß diese brennendste Frage der Zeit gerade dort ausgefochten wird, wo alle Werte, Fragen und Probleme erst ihre volle Verschärfung, ihre ganz große Gestalt annehmen können, auf dem religiösen Gebiet.

In diesem Sinne kann man sagen, daß gerade der Streit um die Auffassung des Fortschritts zu einem Streit über die Auffassung der Religion selber wird. Durch die Art, wie man sich aus Religion zum Gedanken des Fortschrittes stellt, gibt man aufs Unmißverständlichste kund, wie man die heilige Macht erlebt, die allein unserem Leben Sinn, Größe, Wahrheit verleiht. Hier steht Religion gegen Religion. Hier *muß* es eine Scheidung der Geister geben.

Es liegt aufs tiefste im Wesen der Religion begründet, daß sie dem Fortschrittsgedanken eine ganz neue Wendung und einen außergewöhnlichen Impuls verleiht. Tief in ihrem Wesen ferner, daß sie den Fortschritt eng mit dem Höchsten und Reinsten verbindet, was sie im Menschen entfacht und fördert, und schließlich, daß der Glaube an den Fortschritt, den sie wachruft, nicht entfernt werden kann, ohne daß es in der Seele einen unheilvollen Riß, einen geistigen Bankrott gibt.

Sie, die alle flachen Auffassungen vom Fortschritt entwertet und in ihrer ganzen Lächerlichkeit enthüllt, ist zugleich die Macht, die dem

Fortschrittsgedanken erst Größe und Wahrheit verleiht und zwar so, daß er nicht mehr abgeschwächt oder entstellt werden kann.

Aus Eintagsfliegen mit kleinem Horizont, kleinen Zielen, aus lahmen Wesen, die wir sind, macht Gott Wesen, die auf Ewigkeit Anspruch erheben können. Die Religion ist das Eingreifen eines Lebens, das, gerade um seine volle Kraft zu entfalten, seine Entwertung und Neuschöpfung durchzuführen, beim Niedrigsten, tiefstehenden einsetzt, um es zur höchsten Höhe emporzutreiben. Jesus kommt zu den Zöllnern und Huren und macht Gotteskinder aus ihnen. Wo der Mensch sich selber völlig aufgegeben hat, kann Gott einsetzen, um ihn der ewigen Bestimmung zuzuführen. Man sollte es endlich begreifen, daß ein solches Leben nicht neben andern Werten lebt und wirkt, und sich ruhig und harmonisch mit ihnen entfaltet, sondern eine völlige Umwertung zustande bringt.

Hier lassen uns alle Kategorien, Gesetze, Normen, Methoden im Stich, mit denen wir die Wirklichkeit messen, beurteilen, überblicken und zum voraus bestimmen.

Religiös empfinden heißt: von einem Leben erfaßt werden, das, stets höher steigend, gleichsam sich selber überbietend, die Schranken alles Endlichen, Relativen durchbricht und uns damit in eine ganz neue, sonst unerreichbare Sphäre einführt. Erst so wird uns, soweit wir es jetzt fassen können, das Wesen der Ewigkeit klar. Aber so erlebt, wird es uns, soweit wir es in der kurzen Episode unseres Erdenlebens erfahren können, zur festen Gewißheit.

Und nun brauchen wir nicht lange nach den Folgen zu suchen, die sich aus diesem zentralen religiösen Erlebnis für den Fortschritt ergeben. Sie ergeben sich ja ganz von selbst.

Es ist zunächst klar, daß sie für die meisten Auffassungen vom Fortschritt den Tod bedeuten. Tod, absolute Zertrümmerung für alles, was mechanisch, kleinlich, äußerlich ist. Tod für alles, was nicht mit dem Höchsten im Menschen, mit der Fähigkeit, sich von diesem Lebensstrom mitreißen zu lassen, aufs engste verbunden ist. Und Tod für alles, was mit unseren gewöhnlichen Methoden, was mit unserem Messen, Abwägen von Glück und Unglück, von Wert und Unwert, von Freud und Leid erreicht wird.

Tod und Leben. Denn es versteht sich, daß dieses Erleben eines heldenmütigen Willens, der uns durch alles Unvollkommene, roh Materielle hindurch, zur Höhe heiliger, ewiger Geistigkeit emporreißt, den Fortschrittsgedanken mit neuem Leben, ja erst mit Wahrheit und tiefem Gehalt erfüllen muß. Ein solches Leben kann, wenn wir es recht erfassen und uns von ihm tragen lassen, auch in dem kurzen Dasein unseres Geschlechts nicht ein ewiges Einerlei, ein stetes Sichgleichbleiben dulden. Es muß auch hier so eingreifen, so beunruhigen, anspornen, daß es ein Vorwärts, einen Fortschritt gibt.

In diesem Sinn kann man kurz sagen: Der Glaube an den Fortschritt und die Freude an ihm stehen im direkten

Verhältnis zur Intensität des Gottesglaubens. Wer Gott als lebendige, persönlich eingreifende Macht erlebt und etwas von der Entfesselung der neuen Kräfte spürt, die der Anschluß an ihn zur Folge hat, für den wird der Glaube an den Fortschritt etwas merkwürdig Großes, Tiefes, etwas, das ein ganz reiner und großer Ausdruck des religiösen Erlebens ist.

Es ist ohne weiteres klar, daß die Berührung mit Gott eine Sehnsucht, und zugleich Kräfte, Wünsche in uns entfacht, die nach einem viel weiteren Tätigkeitsfeld verlangen, als das jetzige Leben es ihnen zu geben vermag. Die Berührung mit Gott versetzt den Menschen in eine Spannung, die nur die Ewigkeit auslösen kann. Das kleine Ich und Gott — die Ewigkeit ist die einzige Spanne Zeit, die ihnen zur völligen Vereinigung genügt.

Aber schon das lebendige Verhältnis zwischen Gott und Mensch ist es, das dringend, unabweisbar, den Glauben an den Fortschritt postuliert. Hier entscheiden im letzten Grund nur religiöse Motive, ganz religiöse.

Nehmen wir nur den alten, aber großen und wahren Begriff der Ehre Gottes. Duldet Gottes Ehre, die Ehre der lebendigsten, stets neu schaffenden Persönlichkeit, einen solchen Kreislauf, einen stets neuen Anfang beim gleichen toten Punkt? Ist Gottes Welt ein Sumpf, aus dem man zwischen Kot und Schmutz hie und da ein bischen von der reinen Hochgebirgswelt sieht, nur einen Schimmer, einen Schein? Verträgt es sich mit Gottes Ehre und Lebendigkeit, daß man in dieser ewig gleichen und gleich langweiligen, gleich versumpften Welt nur eine Art negativer Vorbereitung auf etwas Höheres erblickt? Ist es nicht ein würdigerer Glaube, daß man inmitten der Not und des Unsinns dieser Welt das Schaffen und Wirken eines Geistes spürt, der durch das, was er schon in dieser Welt erreicht hat, seine Macht und Größe erweist und damit in die Zeitlichkeit die Ewigkeit einbrechen läßt?

Wie wichtig die Frage ist, wird jedem klar, der Gottes Sache als die eigene empfindet und seinen höchsten Ruhm darin erblickt, Gottes Ehre zu fördern und rein zu wahren.

Wer diesen Standpunkt vertritt, und an den Fortschritt glaubt, weil er an Gott und seine Macht glaubt, wird viel Hohn und Spott ausgesetzt sein. Aber es fehlt ihm auch nicht an Trost. Ein guter Trost ist wohl, daß man sich mit seinem Glauben und Hoffen in guter Gesellschaft befindet. Die Geschichte der Religion ist ein großer Beweis dafür, daß da, wo die Gottheit als Leben und persönliche Macht erlebt wird, der Glaube an eine völlige Umgestaltung der Welt erwacht. Der königlichen Erhabenheit des Christentums entspricht die Art, wie hier beides aufs engste verbunden ist. Aus dem höchsten und reinsten Erleben Gottes, das uns überhaupt möglich ist, ergibt sich das größte Vorwärts der Geschichte. Dies kann man deutlich sehen, wenn man einmal, frei von Schlagwort und falschen geschicht-

lichen Kategorien das Wesen des christlichen Erlebens Gottes und der Welt recht erfaßt, wie es für Christus selber bezeichnend ist. Das Erleben Gottes, wie es dem Christentum eigentümlich ist, besteht in einer unmittelbaren Berührung mit dem Geist, dessen Schaffen und Willen der Welt Sinn und Größe gibt. An den großen Wendepunkten ist es unseren Propheten verliehen, einmal außerhalb des Relativen, Zufälligen das einzig wahre Sein, das Absolute zu berühren und durch die Impulse, die sie davon empfangen die Welt vor Stagnation und Verfall zu bewahren.

Und nun ist nichts so bezeichnend, als daß diesem Erleben Gottes außer Raum und Zeit, wie man es nennen könnte, eine geniale, große Anschauung der Weltumgestaltung entspricht. Sie ist auch gleichsam außerhalb des Raumes und der Zeit, weit erhaben über alles Relative, noch Werdende, Unvollkommene, sie trägt den gleichen Charakter wie das Erleben der Gottheit: Geschlossenheit, Größe, Vollkommenheit.

Wir überlassen es gern der kritischen, methodisch geschichtlichen Forschung, in diesem Glauben etwas geschichtlich Bedingtes zu sehen und damit die Eschatologie, wie sie für alle großen Zeiten der Religion bezeichnend ist, abzutun, um dann in aller Ruhe den starken Gottesglauben nur in Beziehung zu all der kleinen, täglichen Misere des Daseins zu bringen. Aber wir erlauben uns, in dem Auftreten der starken Eschatologie, des ungeheuren Willens zur Weltumgestaltung in allen großen Zeiten der Religion etwas anderes zu erblicken. Da, wo Gott impulsiv, unmittelbar, alle Schranken durchbrechend, den menschlichen Geist mit seinem Leben erfaßt, prägt er auch dem Menschen das Bild einer Welt ein, das dem, was ihr Schöpfer will, in heiliger, großer Vollkommenheit entspricht.

Ich weiß nicht, ob je eine für die Religion und ihr tiefstes Wesen so grundlegende Tatsache so gründlich verkannt, mißdeutet und hinweg erklärt worden ist.

Religion und Fortschritt hängen so eng zusammen, wie Sonne und Licht. Und so können wir an den Fortschritt glauben und sollen es. Je tiefer und reiner unser religiöses Leben wird, desto mehr wird es sich in einem kühnen Vorwärtsglauben äußern. Wenn die Religion das große „Trotzdem" unseres Lebens ist, so wird sie es auch in dem Glauben an den Fortschritt bewähren können.

Die Welt ist entweder ein Gewirr von Unsinn, Greueln und Not, oder der großartigste Ausdruck eines göttlichen Wollens, das durch Not, Tod, Revolution und Reaktion hindurch, die Menschen emporzieht.

Wir glauben, daß der Fortschrittsglaube, wenn wir ihn in seiner ganzen Größe und wunderbaren Tiefe erfassen, uns die Lösung dieses furchtbaren Dilemmas erleichtern kann. Und ohne diese Lösung bliebe die Welt für uns die sinnloseste Erscheinung oder das qualvollste Rätsel.

J. Matthieu.

Prophetenbilder.

VI. Jesaja. (Schluß.)

Ein größeres, leider nur unvollkommen erhaltenes Gedicht schleudert eine Reihe von Weherufen gegen verschiedene verwerfliche Typen von Menschen. Da stehen neben den hochfahrenden Genußmenschen, den Trinkhelden, den Spöttern, den ungerechten Richtern an vorderster Stelle die rücksichtslosen Bodenspekulanten:

Wehe denen, die Haus an Haus reihen,
Feld an Feld rücken,
Bis kein Platz mehr zu finden ist,
Und ihr allein bleibt inmitten des Landes! (5, 8.)

Wie wundervoll ist da die Unersättlichkeit dieser Geldmenschen geschildert! Mag auch das Land entvölkert werden, das hindert sie nicht an ihrem Raubbau. Mögen alle Andern zu Grunde gehen, wenn nur sie selbst ihre Ländergier sättigen können! Das Aufkaufen der Kleinbauern durch die Großen, Latifundienwirtschaft auf der einen, Verelendung und Versklavung auf der andern Seite muß damals überhand genommen haben. Und die so in Habsucht und Genußsucht dahinleben, die haben keinen Blick für Jahwe und für das Tun seiner Hände, es fehlt das ehrfürchtige Aufmerken auf sein Wirken. Ja, sie trotzen und höhnen: „Seine Tat komme schleunigst, daß wir's noch erleben! Es nahe und komme der Rat des Heiligen Israels, daß wir ihn erkennen!" Sie nennen das Böse gut und das Gute böse, sie wandeln Finsternis in Licht und Licht in Finsternis, nennen Bitteres süß und Süßes bitter; so verrücken sie die ewigen Grundsätze der Sittlichkeit und benehmen sich als solche, die jenseits von Gut und Böse stehen. Doch Gott läßt seiner nicht spotten.

In der ersten Zeit des Jesaja bestand das Reich Israel noch. Die Hauptstadt Samaria lag auf einem Hügel, den die Stadtmauer umsäumte wie ein Kranz das Haupt des Gekrönten. Sorglosigkeit, Hochmut und Schwelgerei ist dort daheim — aber nicht mehr lange: Mit dem Kranze, den sich trunkene Zecher ins Haar drücken und dessen Blumen schon welk herunterhängen, vergleicht Jesaja die stolze Mauerkrone Samarias:

Wehe der stolzen Krone der Trunkenen Ephraims
Den welkenden Blumen seines herrlichen Schmucks,
Geschlungen um sein Haupt ob dem fetten Tale
Der vom Wein Erschlagenen!
Schon hat der Herr einen mächtigen Recken,
Wie Hagelwetter, wie zerschmetternden Sturm,
Wie Wetterguß mächtiger, flutender Wasser;
Der streckt mit der Faust in den Staub!
Mit den Füßen werden sie zerstampft,
Die stolze Krone der Trunkenen Ephraims,
Die welkenden Blumen seines prächtigen Schmucks,
Geschlungen um sein Haupt ob dem fetten Tale
Der vom Wein Erschlagenen! (28, 1—4.)

Die Ereignisse der letzten Zeit ziehen am Geist des Propheten vorüber, aber der Hochmut des Volkes von Samaria verlachte die Warnung; höhnend sprach es:

Lehmsteine sind eingestürzt, mit Quadern wollen wir bauen;
Sykomoren*) sind gefällt, Cedern lassen wir wachsen! (9, 9.)

Alle Strafgerichte waren umsonst an dem verstockten Volke, und während der ganzen Kette von Züchtigungen, die er aufzählt, sieht Jesaja in einer Vision Jahwes Hand, drohend zur Faust geballt, über Samaria ausgestreckt:

Bei alledem wandte sich sein Zorn nicht,
Seine Faust blieb hoch erhoben. (9, 7—20.)

Es hat nichts gefruchtet, es ist noch nicht genug, darum bricht nun das endgültige Verderben herein:

Nun erhebt er ein Panier dem Volk aus der Ferne,
Und pfeift ihm von den Enden der Erde,
Und eilends, schnell wird es kommen.
Kein Müder, kein Strauchelnder in ihm,
Nicht schläft noch schlummert es.
Nicht geht auf der Gurt seiner Lenden,
Noch zerreißen die Riemen der Schuhe.
Geschärft sind all seine Pfeile
Und seine Bogen gespannt;
Wie Kiesel der Huf seiner Roße,
Wie Windsbraut die Räder der Wagen;
Sein Gebrüll tönt wie von der Löwin,
Es brüllt wie die jungen Löwen;
Packt die Beute und schleppt sie von dannen,
Und niemand kanns ihm entreißen. (5, 26 ff.)

Wenn das Volk sich den prophetischen Drohungen gegenüber auf seine Opfer und Gebete beruft, durch den es ja Gott ehre, so antwortet Jesaja mit demselben Grimm über den Kultus, der uns schon bei Amos entgegentrat; Jahwe hat nie verlangt, daß sie seine Vorhöfe zertrampeln, und wenn sie betend ihre Hände ausstrecken, so verhüllt er die Augen, denn diese Hände sind blutbefleckt; nein, „lernt Gutes tun und sucht nach Recht! Weist den Gewalttätigen in seine Schranken, helft der Waise vor Gericht und führt die Sache der Witwe!“ Vor allem aber verwirft Jahwe ihren Gottesdienst, weil er nicht von Herzen kommt:

Weil mir dies Volk naht mit dem Munde,
Mich bloß mit den Lippen ehrt,
Während sein Herz fern von mir bleibt,
Seine ganze Gottesfurcht nichts ist
Denn angelerntes Menschengebot,
Deshalb will ich mit ihm verfahren
Erstaunlich und wunderbar,
Daß ausgeht die Weisheit seiner Weisen,
Sich verkriecht die Wissenschaft der Gelehrten. (29, 13 14.)

Die ganze Wichtigtuerei der theologischen Fachleute und die Betriebsamkeit der priesterlichen Ceremonienmeister ist ein leeres Getue

*) Der Maulbeerfeigenbaum, dessen Holz wenig geschätzt war.

und verschwendete Mühe, weil sie den wirklichen lebendigen Gott nicht haben; darum will er sich ihnen auf so ungeahnte Weise offenbaren, daß ihnen erst jetzt eine Ahnung aufgeht von dem Wesen dessen, über den sie so geschreibt glaubten geredet zu haben. Das offene Auge, das innere Verstehen der Seele für den Lebendigen, der Sinn für die Realität, diese religiöse Grundfunktion — dasselbe was Hosea Gotteserkenntnis genannt hat, fehlt, und darum ist ihre Frömmigkeit nicht das Strömen einer lebendigen Quelle aus dem Innersten heraus, sondern bloß das Auslaufen eines vollgepumpten Reservoirs.

Am bedeutsamsten ist Jesaja in der Geschichte der Religion dadurch geworden, daß er, unseres Wissens als erster, die Forderung des Glaubens erhoben hat. Und zwar gerade auf dem Gebiet, mit dem nach moderner Lehre die Religion nichts soll zu schaffen haben, dem der äußern Politik.

Als die assyrische Gefahr in immer drohendere Nähe rückte, schloß Israel ein Bündnis mit dem alten Erbfeind Damaskus und wollte auch Juda in die Koalition hineinziehen; als es sich weigerte, erschienen die Verbündeten vor Jerusalem, und wollten an Stelle des Königs Ahas einen ihnen ergebenen Mann — Jesaja nennt ihn nur den Sohn Tabels, wohl um anzudeuten, daß er eine ziemlich obskure Größe ist — auf den Thron der Davididen erheben. „Da erbebte das Herz des Königs und das Herz seines Volkes, wie die Waldbäume vor dem Winde erbeben." Wie Ahas gerade mit der Prüfung der Befestigungswerke beschäftigt ist, tritt ihm Jesaja mit den Worten entgegen:

„Laß sein, bleibe ruhig! Fürchte dich nicht und verzage nicht wegen der beiden qualmenden Fackelstümpfe da . . . .
Das kommt nicht zu stand und geschieht nicht,
Denn das Haupt von Aram ist Damaskus,
Und das Haupt von Damaskus Rezin!
Das Haupt Ephraims ist Samarias,
Und das Haupt Samarias der Sohn Remaljas!
Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht." (7, 4—9.)

Jesaja hat absichtlich einen Gedanken übersprungen, damit ihn Ahas selbst ergänzen soll:

Das Haupt aber Judas ist Jerusalem
Und das Haupt Jerusalems ist Jahwe.

Dieser Gedanke ist die Voraussetzung des Schlußsatzes: „Glaubt ihr nicht, so bleibt ihr nicht." Der Prophet hat tiefer in den Ratschluß Gottes geschaut, er sieht, wo der Andern Augen gehalten sind. Gott hat ihm gezeigt: die beiden Fürsten, die mit Gepräng und Prahlen daherkommen, sind in Wirklichkeit nur zwei rauchende Fackelstümpfe in ihrem letzten Aufflackern; Gott will nicht, daß sie ihren Plan wider Jerusalem ausführen. Ahas soll glauben, daß, was Jesaja geschaut hat, Wirklichkeit ist, daß diese Feinde gegen Jahwes Ratschluß ohnmächtig sind und soll seinen Entschluß auf diesem Glauben heraus fassen. Ahas traut es Gott nicht zu, daß er ihn vor dieser Gefahr

errette, er sieht nur die sichtbaren und berechenbaren, aber nicht die unsichtbaren Faktoren der Geschichte. Aber gerade wenn ihr euch auf diese glaubenslose Realpolitik versteift und euch von den Verbündeten einschüchtern laßt, so werdet ihr in das Verderben hineingezogen, will Jesaja sagen. Ja, er gibt sogar dem Ahas ein Zeichen: Wenn eine junge Frau, die jetzt schwanger ist, gebiert, wird sie dem Kinde den Namen geben Immanuel = Gott mit uns! Solche Ausrufe wurden oft als Namen gegeben. Also wenn die Geburt eintritt, wird Grund sein zu dem Ausruf „Gott mit uns", und bis der Knabe lernt, Gut und Böse zu unterscheiden, wird das Land der beiden Bedränger verödet sein.*)

Ein anderes Mal sagt Jesaja, weil das Volk die sanft fließenden Wasser von Siloah verachte, die Quelle, die am Tempelberg von Jerusalem entspringt, werde Jahwe den Euphrat steigen und sie überschwemmen lassen, d. h. die assyrische Macht werde vernichtend über sie hereinbrechen. Für den, der bloß auf das Sichtbare sieht, ist die zahme Siloahquelle von lächerlicher Bedeutungslosigkeit gegenüber den reißenden Fluten des Euphrats, und derselbe Unterschied besteht zwischen der Macht Judas und derjenigen von Assur. Aber hinter der Siloahquelle, d. h. hinter Juda steht die unsichtbare Macht Jahwes. Weil sie die nicht sehen und darum auf sie nicht vertrauen, sondern ihre ganze Zuversicht auf äußere Macht setzen, weil sie nicht darnach trachten, den Unsichtbaren zu verstehen und auf ihrer Seite zu haben, deshalb rennen sie in ihr Verderben. Jetzt zwar kommt die Katastrophe noch nicht, Gott läßt sie nochmals seine unsichtbare Macht spüren; aber sie werden durch ihr Unvermögen, sie zu erfassen, ihre Blindheit für das Unsichtbare, durch diese schwerste Schuld nur das Unheil verdoppeln.

Das Unternehmen von Israel und Damaskus war wirklich nicht zustande gekommen; bevor sie es ausführen konnten, brach das assyrische Heer herein und nach langen und blutigen Kämpfen fielen die Hauptstädte samt der politischen Existenz der Völker. Ahas konnte mit einem schweren Tribut sich von diesem Schicksal loskaufen.

Jesaja wußte, daß diese Rettung nur ein Aufschub war, bald mußte er merken, daß in diesen Schreckenstagen die Gesinnung nicht wirklich umgewandelt war. Ahas Nachfolger Hiskia trat in Unterhandlungen mit dem natürlichen Gegner der Assyrer, mit dem Pharao ein, der ein Interesse daran hatte, nicht direkter Nachbar der assyrischen Macht zu werden, sondern dazwischen Juda als Pufferstaat zu erhalten. Im Vertrauen auf ägyptische Hilfe wurde ein Bündnis der phönizischen, philistäischen und syrischen Kleinstaaten gegen das assyrische Weltreich geschlossen, wobei Hiskia eine führende Rolle spielte. Jesaja trat dieser Politik unermüdlich entgegen, diesem Laufen zu dem

*) Diese Deutung der vielumstrittenen Stelle erscheint mir als die wahrscheinlichste. Andere sehen in dem Knaben Immanuel den Messias.

„Volk das doch nicht hilft" und ihnen nur Verderben bringt. Er ruft aus:

Weh denen, die nach Aegypten um Hilfe reisen,
Die auf Pferde schauen,
Auf die Wagen, daß es so viel sind,
Auf die Reiter, daß sie so stark!
Aber auf den Heiligen Israel schauen sie nicht,
Jahwe suchen sie nicht .....
Aegypten ist Mensch und nicht Gott,
Seine Rosse Fleisch und nicht Geist. (31, 1—3.)

Dieser Vorwurf wird ergänzt durch die Mahnung:

Durch Umkehr und Ruhe wird euch geholfen,
In Stillesein und Vertrauen liegt eure Kraft. (30, 15.)

Damit hat Jesaja wieder einen für die Religionsgeschichte höchst bedeutsamen Gedanken ausgesprochen: den des Gegensatzes von Fleisch und Geist. Juda hat die Wahl zwischen zwei Hilfsquellen, die nicht bloß dem Grade, sondern der Qualität nach verschieden sind. Wo Gott gesprochen hat, da ist alle menschliche Macht, da sind Waffen und Bündnisse ohnmächtig; alle menschlichen Mittel und Kräfte sind hinfällig und unzuverlässig, all das aufgeregte und laute Wesen, diese ganze Betriebsamkeit der Diplomaten hilft nichts, wo Gott andere Pläne verfolgt, und sie ist völlig überflüssig, wo man Gott auf seiner Seite hat. Oder drücken wir es mit andern Worten aus: nicht die äußere Macht, sondern das innere Recht entscheidet.

Halten wir dabei einen Augenblick stille! Verlangt hier Jesaja nicht etwas, das heute jeder Politiker unter allgemeinem Beifall von der Hand weisen würde? Ist das nicht mohammedanischer Fatalismus? Ist es nicht dasselbe, wie wenn man uns den Gebrauch der Arzneimittel verbieten will, weil es wider den Glauben und Gottes Ehre verstoße? Oder wenn man die soziale Selbsthilfe verurteilt und Ergebung in Gottes unabänderliche Ordnung predigt?

So meint es aber Jesaja doch nicht ganz. Er verlangt nicht eine blinde Passivität. Er ist sich bewußt, daß ihm Gottes Plan enthüllt ist; die Menschen aber wollen Gottes geheimes Schaffen, die unsichtbaren Kräfte, welche die Zukunft bauen, nicht sehen. Jahwe hat in Zion einen unsichtbaren Eckstein, das Fundament besserer künftiger Zeiten gelegt, nämlich den neuen Geist, der in Jesaja und seinen Jüngern lebendig ist. Die Judäer sollen ihr Vorhaben mit dem Plane Gottes in Uebereinstimmung bringen, und das soll ihre oberste Sorge, das entscheidende Anliegen sein. Wenn dieser Punkt in Ordnung ist, wird Jesaja den Gebrauch „fleischlicher Waffen" nicht mehr verbieten. Sie aber treiben es so, als ob der Erfolg von diesen fleischlichen Waffen allein abhinge, sie versäumen die Frage nach den unsichtbaren Kräften. Sie treiben eine Realpolitik im schlimmen Sinn, nicht eine solche, welche die Dinge nimmt wie sie sind, sondern eine solche, die wegen der Blindheit für das Unsichtbare die Wirklichkeit verzerrt sieht und schief angreift, welche die sittlichen und religiösen Kräfte ignoriert,

die Frage nach Recht und Unrecht aus der politischen Arbeit ausschaltet und ihr ihre eigenen Gesetze reserviert! eine Politik, welche nicht glaubt, daß die Welt auf Wahrheit und Gerechtigkeit hin angelegt ist und daß darum Wahrheit und Gerechtigkeit die besten Bundesgenossen sind; eine Politik der Ungeduld, welche das langsame und verborgene Schaffen Gottes nicht beachtet und darum tut, als ob Augenblickserfolge des eigenen politischen Ichs der Weltzweck wären, eine Realpolitik, die ihre Arbeit keinen höhern Zielen einordnet, deren Gottlosigkeit sich auch heute noch rächen muß. Wir dürfen nicht vergessen, Jesaja liest kein Kolleg über Ethik, noch schreibt er Leitartikel für eine politische Revue, sondern er hält Streitreden und vertritt in zugespitzter Einseitigkeit eine Wahrheit, die leider heute auch von solchen, die sich zu den Religiösen rechnen, beinahe vergessen ist und kaum mehr verstanden wird.

Jesaja hatte erwartet, daß die Assyrer als Gottes Werkzeug das Strafgericht vollziehen und nur ein Rest als Kern eines neuen, bessern Volkes übrig bleibe, eben die kleine Minderheit derer, die nicht mit Waffen groß und laut tun, sondern die stille sind und hoffen. Aber als nun die Assyrer unter Sanherib die phönizisch-philistäische Koalition angriffen, da gewann er die Klarheit, daß auch jetzt noch nicht das endgültige Gericht da sei. Die maßgebenden Persönlichkeiten freilich hatten allen Mut verloren. Hiskia sandte, um sich Schonung zu erkaufen, dem herannahenden Sanherib einen gewaltigen Tribut, der die Leistungsfähigkeit des Landes nahezu erschöpft haben muß. Der Tribut wurde angenommen, schon glaubte man sich gerettet, da erscheint gleichwohl ein assyrisches Streifkorps vor den Mauern von Jerusalem und fordert zur Uebergabe auf. Höhnend bietet der Unterhändler dem Hiskia eine Wette an: er wolle ihm zweitausend Pferde schenken, wenn in Jerusalem die Reiter dafür aufgetrieben werden könnten. Und dem Volk sagt er, sie sollten sich doch nicht auf Jahwes Hilfe verlassen; der könne so wenig helfen wie die Götter der andern Völker, die auch von ihren Verehrern angerufen worden seien; aber es sei vergeblich gewesen, Assur könne auch kein Gott widerstehen. Die Rat- und Hilflosigkeit in Jerusalem war groß, einzig Jesaja blieb aufrecht.

Wie oft schon waren seine Drohungen verspottet worden; Gott werde sein eigenes Heiligtum doch nicht preisgeben! Nun haben die Spötter ihre Zuversicht verloren, in Jesaja aber ist die Ueberzeugung gereift, daß jetzt noch Jerusalem verschont bleibe. Der Prophet hat Assur erwartet als ein Werkzeug Jahwes, aber das fremde Volk war sich seines Dienstes nicht bewußt und hat sich als ein grausames Herrenvolk aufgespielt, das keinen Höhern über sich anerkennt. Jahwe hat Assurs Lästerworte gehört, seine die Hoheit Jahwes beleidigenden Prahlereien. Jesaja, dem Alles, was neben Gott hoch sein möchte, ein Gegenstand des Abscheus ist, erwartet, daß Gott dieses Werkzeug verwerfe. Assur sprach:

„Durch die Kraft meiner Hand hab' ichs getan,
Und durch meine Weisheit, denn ich versteh's,
Ich strich aus die Grenzen von Völkern
Und plünderte ihre Schätze,
Stieß ihre Fürsten vom Throne.
Meine Hand griff wie in ein Nest
In den Reichtum der Völker.
Wie man verlassene Eier sammelt,
Hab' ich alle Länder gesammelt;
Da war keiner, der mit den Flügeln flatterte,
Den Schnabel aufsperrte und zirpte!"

Entsetzt über solches Prahlen ruft Jesaja aus:

Darf die Axt sich brüsten gegen den Schlagenden,
Die Säge groß tun gegen den, der sie führt? (10, 13 ff.)

Darum wird Vernichtung über die assyrische Macht hereinbrechen. Wie der Löwe über seiner Beute sitzt und sich von der zusammengerufenen Schar der Hirten mit allem Lärm nicht verscheuchen läßt, so wird Jahwe schirmend über Jerusalem sein. Der König von Assur soll nicht zur Stadt kommen, keinen Wall gegen sie aufwerfen, keinen Schild gegen sie kehren und keinen Pfeil hineinschießen, sondern auf demselben Wege, auf dem er gekommen ist, soll er wieder umkehren. Ja in den Tagen der höchsten Not dichtet Jesaja einen Triumphgesang der Tochter Zion über Assur:

Es verachtet dich, es verspottet dein
Die Jungfrau, die Tochter Zion.
Das Haupt schüttelt hinter dir her
Die Tochter Jerusalems.
Wen hast du geschmäht und beschimpft?
Gegen wen die Stimme erhoben,
Die Augen zur Höhe gerichtet?
Wider den Heiligen Israels!
Durch deine Knechte verhöhntest du den Herrn:
„Ich, ich stieg mit der Menge der Wagen
Auf die Gipfel der Libanon-Berge.
Ich hieb um den Wuchs seiner Cedern
Und seine erles'nen Cypressen,
Drang bis zur höchsten Spitze,
Bis zu seines Urwalds Dickicht.
Ich grub und trank fremde Wasser;
Selbst alle Ströme Aegyptens
Legte meine Fußsohle trocken."
Hast dus nicht seit lange gehört:
Das habe Ich ja getan,
Habs geplant seit Tagen der Vorzeit
Und nun verwirklicht.
Ob du sitzest oder aufstehst sehe ich,
Ob du kommst oder gehst weiß ich.
Weil dein Toben wider mich
Und dein Tosen an mein Ohr emporddrang,
Will ich meinen Ring legen in deine Nase,
Meinen Zaum in dein Maul,
Und führe dich den Weg zurück
Auf dem du gekommen bist. (37, 22—29.)

Jesajas überlegene Ruhe hat offenbar auf seine verzagte Umgebung eine tiefe Wirkung ausgeübt. Sein Verdienst scheint es ge-

wesen zu sein, daß man in Jerusalem nicht völlig den Kopf verlor und es nicht zu blinder Unterwerfung kommen ließ. Und seine Prophezeiung ist wirklich eingetroffen: Sanherib brach seinen Kriegszug ab; sowohl eine in seinem Heer ausgebrochene Seuche, die es schnell dezimierte, als schlimme Nachrichten aus der Heimat haben ihn dazu veranlaßt. Jerusalem konnte wieder aufatmen.

Freilich Jesaja betrachtet diese Befreiung nicht für endgültig, sondern bloß für einen Aufschub. Nichts berechtigt uns zu der Annahme, daß er seine frühere Drohung des Gerichts zurückgenommen oder dasselbe in den Schrecken und der Demütigung des Zuges Sanheribs schon vollzogen geglaubt habe.

Aber das Gericht ist doch nicht das Letzte. Die Zukunftshoffnungen Jesajas sind viel ausgebildeter als die seiner Vorgänger. Schon in den ersten Jahren seiner Wirksamkeit hat er seinem Knaben den Namen Schear-jaschub gegeben, d. h. „ein Rest bekehrt sich." Dadurch wollte Jesaja auf seine Botschaft aufmerksam machen. Wer den Knaben so rufen hörte, mußte sich fragen, was dieser seltsame Name bedeute, und mußte Drohung und Verheißung zugleich darin finden: Ein Gericht wird hereinbrechen, aus dem nur ein kleiner Rest gerettet wird; dieser Rest ist aber der Grundstock eines neuen Israel, eines wahren Gottesvolkes. Jesaja ist sogar daran gegangen, einen solchen Rest, eine religiöse Gemeinde zu sammeln. „Eingebunden das Versprechen, versiegelt der Spruch in meinen Jüngern! Nun will ich harren auf Jahwe, der sein Antlitz vor dem Hause Jakobs verbirgt, ja ich will warten auf ihn!" (8, 16 ff.) Diese Jünger sind Leute, in denen Jesajas Forderungen Wirklichkeit geworden sind. Ihr Herz ist nicht hart, ihr Ohr nicht schwer, ihr Auge nicht blind, sie sehen Jahwes verborgenes Wirken und hören seine geheimen Pläne, die er dem Propheten zugeraunt hat; kurz, sie haben den Glauben, den Jesaja unermüdlich gefordert hat. Sie sind dem Propheten ein Pfand der Hoffnung, der Anfang einer bessern Zeit, von der er sonst noch keine Spuren erblickt. Aber dieser Jünger wegen hört er nicht auf zu harren; wenn auch nicht er selbst, so werden doch sie die Erfüllung der Hoffnung erleben. Sie sind wohl auch unter dem verborgenen, ausgesuchten Eckstein zu verstehen, den Jahwe in Zion gelegt hat, und dessen Inschrift lautet: „Wer glaubt, wird nicht zu Schanden." Sie bilden schon das Fundament für den Bau der Zukunft.

Dieser Jüngerkreis des Jesaja ist das erste uns bekannte Beispiel einer religiösen Gemeinschaft. Wohl ist in alter Zeit die Religion Volkssache, aber sie ist für das ganze Volk und jedes seiner Glieder eine Selbstverständlichkeit, Volksverband und Religionsverband decken sich. Soweit sich besondere religiöse Bruderschaften, Prophetengilden und dergleichen bilden, bedeuten sie eine Kultusgemeinschaft. Ihre besondere Lebensweise, ihre ekstatischen Uebungen, durch die sie sich von der übrigen Volksmenge auszeichnen, bedeuten eine intensivere kultische Gottesverehrung; es sind Geweihe, die durch besondere

Ceremonien und Gebräuche, wie Wachsenlassen des Haares oder nomadische Lebensweise, oder besondere psychische Zustände mit Gott in innigere Berührung zu treten glauben. Beim Kreis der Jesaja-Jünger ist aber das, was sie unter sich zusammen- und von dem übrigen Volk abschließt, eine besondere persönliche Ueberzeugung, ein besonderes Verstehen Gottes und Eingehen auf Gottes Pläne und Forderungen. Es handelt sich um eine Glaubensgemeinschaft, die sie mit einander, eine sittliche, persönliche Gemeinschaft, die sie mit Gott verbindet. Es bahnt sich hier jener religiöse Individualismus, jenes „Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott" an, das bei Jeremia und in der Frömmigkeit der Psalmen seinen Höhepunkt erreicht.

Es ist aber nicht jener falsche Individualismus, der sozusagen Gott zum Privatbesitz der Einzelnen machen möchte, der für Volk, Menschheit und Welt kein Interesse mehr hat, nicht jene allzu bekannte reine Seelenheil-Religion. Jesajas Hoffnung ist durchaus universal, und diese Hoffnung ist vielleicht der wirkungsvollste Teil seiner Religiosität gewesen.

„Ein Rest bekehrt sich", und aus diesem Rest erwächst ein neues Volk, mit einer neuen Ordnung der Dinge. Die wichtigste Person dieser Zukunft ist ein Sproß des Davidischen Königshauses, ein neuer David — oder nennen wir ihn mit dem geläufigen Namen des Messias. Der Vernichter Israels wird selbst vernichtet, der Kot der Tochter Zion wird abgewaschen und das Blut fortgespült aus den Gassen von Jerusalem, und der übrig gebliebene Rest derer, die von Jahwe für das Leben aufgeschrieben sind, wird ein heiliges Volk sein. Licht wird dem Volk im dunkeln Lande aufstrahlen und Freude wie Erntejubel wird erwachen, das Joch der Bedrücker wird zerbrochen. Dann erscheint der Messias:

Ein Kind ist uns geboren
Ein Sohn ward uns beschеert,
Die Herrschaft senkte sich auf seine Schulter,
Und sein Name heißt: Wunder im Rat
Gottheld, Vater für ewig, Friedefürst.
Weit reicht seine Macht zu ewigem Frieden
Ueber dem Thron und Reiche Davids,
Um es aufzurichten und zu festigen
In Recht und Gerechtigkeit,
Von nun an in Ewigkeit.
Die Leidenschaft des Herrn der Heere wirds vollbringen. (9, 1—6.)

Gerade das, was den Zorn der Propheten in der Gegenwart am meisten erregt, die Ungerechtigkeit in Handel und Wandel, in Privatleben und öffentlicher Rechtspflege wird verschwunden sein. Jahwes Geist wird den Messias erfüllen:

Er richtet nicht nach dem, was die Augen sehen,
Entscheidet nicht nach dem, was die Ohren hören,
Nein, gerecht richtet er über die Niedrigen,
Gibt den Elenden billiges Urteil,
Schlägt den Wütrich mit dem Stab seines Mundes
Tötet den Frevler mit dem Hauch seiner Lippen. (11, 3 ff.)

Auch Jesaja hofft auf einen wunderbaren Gottesfrieden in der Natur und entwirft die bekannten Bilder, wie der Wolf mit dem Lamme weidet und der Pardel mit dem Böckchen, wie der Löwe Stroh frißt, wie Kuh und Bärin ihre Jungen nebeneinander lagern und der Säugling am Schlupfloch der Otter spielt (11, 6 ff.) Während Hosea mehr die wunderbare Fruchtbarkeit schildert, steht für Jesaja der Friede im Vordergrund.

Jesajas Hoffnungen sind nicht durch seinen nationalen Horizont begrenzt. Israels Wiederherstellung ist ihm selbstverständlich die Hauptsache, der Messias herrscht über Israel. Aber das Heil soll hier nicht sein Ende haben:

Geschehen wirds in künftigen Tagen,
Daß der Berg Jahwes fest gegründet steht,
Das Haus Gottes auf dem höchsten der Berge,
Hoch über die Hügel erhaben.
Dann strömen Völker zu ihm,
Wahlfahren viele Nationen:
„Auf, laßt uns kommen zum Berge Jahwes,
Zum Hause des Gottes Jakobs,
Daß er uns weise nach seinen Wegen,
Und wir wandeln in seinen Pfaden."
Denn von Zion wird Weisung ausgehen,
Worte Jahwes von Jerusalem.
Er wird richten zwischen Völkern,
Recht sprechen vielen Nationen,
Sie schmieden ihre Schwerter zur Pflugschar,
Ihre Lanzen zu Winzermessern,
Kein Volk erhebt wider das andre das Schwert,
Sie lernen nicht mehr zu kriegen. (2, 1—4.)

Gewiß steckt in dieser Prophezeiung noch ein Stück Nationalstolz. Es bereitet dem Jesaja Genugtuung, zu denken, daß sein Volk die ganze Welt lehren und daß von seiner Stadt die höchste Weisheit ihren Ausgang nehme. Ist aber das unberechtigt? Wer das tadeln wollte, würde den Propheten von einem fleisch- und blutlosen Ideal aus beurteilen. Es ist geradezu wunderbar, wie sehr Jesaja hier alle nationale Beschränktheit durchbrochen hat. Es gibt nur eine Wahrheit und nur eine Sittlichkeit; darum gibt es auch nur einen Gott, welcher der Herr der Wahrheit und die Macht des Guten ist. Und diese Wahrheit wird sich durchsetzen, diese Sittlichkeit wird sich verwirklichen. Das Gute behält den Sieg. Die Liebe ist die Macht, welche die Welt vorwärts treibt und ihr das Ziel steckt; darum wird der Streit ein Ende nehmen. Das ist, in Prosa ausgedrückt, die Ueberzeugung, die das poetische Zukunftsbild des Jesaja geschaffen hat, das ist die Wahrheit, die darin steckt und um deretwillen es eben mehr ist als ein schöner Traum. Es ist die Hoffnung, die dem Volk Israel den Rücken gestärkt hat, daß es unter keiner Last ganz erlag, daß es aus allen Katastrophen sich immer wieder erhob. Es ist im Grunde dieselbe Hoffnung, die wir auch heute noch brauchen, damit sie uns Mut gebe, vor den Widerständen der Welt gegen die Stimme

unseres Gewissens und gegen die Sehnsucht unseres Innersten nicht zu kapitulieren, sondern die Welt anzupacken und Gottes Herrschaft zu unterwerfen.

Der Eindruck von Gottes Erhabenheit war in Jesaja so überwältigend, daß ihn auch diese Hoffnung erfüllen mußte.

R. Liechtenhan.

Die religiös-sozialen Pfarrer und der Bauernstand.

In meiner in Bern gehaltenen Rede habe ich mich über die Gruppe protestantischer Pfarrer, die im Fahrwasser des Sozialismus schwimmt und sich als religiös-sozial zu bezeichnen pflegt, wie folgt, geäußert:

„Nichts spricht deutlicher dafür, wie sehr die Geister schon befangen sind, als die Tatsache, daß eine große Zahl edeldenkender großstädtischer evangelischer Pfarrer bei uns eine religiös-soziale Bewegung fördert, die nur an den Arbeiter denkt, für welche der Bauernstand mit seinen Sorgen, seiner schweren Arbeit und seinem lebendigen religiösen Empfinden überhaupt nicht existiert. Für sie gibt es nur Kapitalisten und Arbeiter; die letztgenannten wollen sie durch wirtschaftliche Besserstellung für das Christentum zurückgewinnen. Ob daneben der Bauer zu Grunde geht, darum kümmern sie sich nicht. Der Bauer zählt für sie heute schon im Schweizerlande nicht mehr mit."

In verschiedenen Briefen und Zeitungsartikeln haben die betroffenen Pfarrer auf diese Bemerkung reagiert und namentlich hervorgehoben, daß sie sich mehrfach auch mit der Bauernfrage befaßt hätten. Sie wiesen dabei namentlich auf Artikel in ihrer Zeitschrift „Neue Wege" hin.

Ich stützte mein Urteil auf die Buchliteratur insbesondere die Werke Matthieu, das Christentum und die soziale Krisis der Gegenwart; Ragaz, dein Reich komme; Liechtenhan, soziale Religion; Eugster, wir zeugen vom lebendigen Gott, Predigten religiös-sozialer Pfarrer der Schweiz. In diesen grundlegenden Werken der religiös-sozialen Pfarrer wird viel von Arbeit und Kapital, von Sozialismus und Zukunftsstaat aber nichts vom Bauer und dessen Sorgen und Wünschen gesprochen. So kam ich zu meinem Urteil.

Die Aufsätze der „Neuen Wege" standen mir nicht zur Verfügung. Ich glaubte auch, daß jene grundlegenden Werke besser geeignet seien, mich über die Stellung der religiös-sozialen Pfarrer zu orientieren als die Tagesliteratur. Jedenfalls muß es auffallen, daß in dem neuen Buche von Matthieu, in welchem die religös-soziale Bewegung „in einem großen Zusammenhange" dargestellt wird, die Bedeutung und Notwendigkeit der Erhaltung des Bauernstandes mit keinem Worte erwähnt wird.

Nachdem ich nun auch die Aufsätze in den „Neuen Wegen" gelesen habe, muß ich sagen, ja es gibt einzelne religiös-soziale Pfarrer, die sich mit der Bauernfrage befaßt haben, aber leider muß ich sofort beifügen: es ist dies ohne Verständnis, ja ohne Wohlwollen geschehen.

Dabei darf ich aber einen Mitarbeiter der „Neuen Wege" ausnehmen, Pfarrer W. Hämmerli in Heimiswil. Ihn habe ich nicht als religiös-sozialen Pfarrer betrachtet. Ob er sich selbst dazu zählt, weiß ich nicht. In der von F. Eugster herausgegebenen Predigtsammlung ist er nicht vertreten. Er schreibt wohl in die „Neuen Wege" aber er verteidigt dort eine Auffassung des Lebens und der wirtschaftlichen Verhältnisse, die sich mit der unserigen fast völlig deckt und zu dem was die religiös-sozialen Pfarrer über die Bauernfrage geschrieben haben, im schroffem Widerspruch steht. Ja, wenn die religiös-sozialen Pfarrer auf dem Boden dieses einsichtigen Emmentaler-Pfarrers stünden, dann könnten wir uns sofort die Hände reichen. Die Auffassung, die er vertritt, entspricht wohl auch den Ansichten der großen Mehrheit der protestantischen und katholischen Geistlichkeit. Die religiös-sozialen Pfarrer sind einstweilen eine kleine Minderheit, deren Zahl aber täglich wächst. Pfarrer Hämmerli vertritt den Standpunkt der Gleichberechtigung von Bauer und Arbeiter, er anerkennt, daß der Bauer Anspruch auf Lohn und Verdienst hat, so gut, wie der Arbeiter und daß die Forderung auf genügend hohe Produktenpreise ebenso berechtigt sei, wie die auf genügende Löhne. In der Erhaltung des Bauernstandes erblickt er die beste Gewähr für Religion und Sitte und die Wohlfahrt des Volkes. Die religiös-sozialen Pfarrer aber, die sich mit der Bauernfrage befaßt haben, reden zwar auch von der Nützlichkeit des Bauernstandes, drücken sich aber mit dem billigen Hinweis auf die Verschuldungsfrage, um eine wirksame Hilfe herum, und erblicken ihre Hauptaufgabe darin, den nach ihrer Auffassung rückständigen Bauer für moderne Sozialpolitik und Sozialismus zu gewinnen. Dabei vertreten sie zum Teil ihre Auffassung in einer Form, die erkennen läßt, welche tiefe Kluft zwischen ihnen und uns besteht.

Die Richtigkeit dieser Behauptung geht aus den Artikeln der „Neuen Wege" deutlich hervor. Wir wollen die Arbeiten der verschiedenen Mitarbeiter der Zeitschrift, die sich mit der Bauernfrage befaßt haben, einzeln durchgehen.

1. Pfarrer Aeschlimann, Delsberg. In einem Aufsatze „Bauer und Arbeiter" schildert er die Verhältnisse beim Bauer einerseits, beim Arbeiter anderseits. Seine Schilderungen enthalten manche richtige Beobachtungen, wenn auch das, was er z. B. über die Bauernfrauen sagt, gerade für das Emmental, in dem er wirkte, nicht zutrifft. — Ohne auch nur den Versuch eines Beweises anzutreten, behauptet er, „daß in der Leitung der bäuerlichen Politik die kleine aber einflußreiche Gruppe der großen Bauern das Heft in den Händen habe und die ‚Nidle' oben abschöpfe". Das ist unwahr. Die Politik des schweizerischen Bauernverbandes war immer eine ausgesprochene Klein-

bauernpolitik. Der ganze Artikel des Pfarrers Aeschlimann geht darauf aus, den Bauernstand innerlich zu entzweien und den Kleinen gegen den Größeren mißtrauisch zu machen und aufzuhetzen. Er verlangt die Gründung einer Kleinbauernpartei, der sich eine Organisation der Knechte und ländlicher Taglöhner anschließen soll. Was soll diese Partei? Sie soll mithelfen, die Bauern „schließlich doch zu Sozialisten zu machen, denn die Zukunft unseres Volkes liegt im Sozialismus... Dieser sozialistische Zukunftsstaat ist aber nur möglich, wenn Bauer und Arbeiter sich finden und sich zu seinem Aufbau die Hand reichen".

2. R. R.-Korrespondenz: Ueber das gleiche Thema hat ein Korrespondent R. R. in den „Neuen Wegen" geschrieben.*) Er behauptet, die Bauernführer „betrachten eigentlich den Lohnarbeiter gar nicht als Menschen, sondern nur als menschenähnliches Wesen, dem man Stimm- und Wahlrecht wieder nehmen sollte." Diese infame Behauptung entbehrt jeder Begründung. Die Bauernführer und der Unterzeichnete, der im Artikel speziell genannt wird, haben nichts getan und nichts geschrieben, das zu diesem Vorwurf berechtigte. Aber wenn gewisse Korrespondenten in den „Neuen Wegen" über die Bauernpolitik und deren Führer schreiben, dann scheint vieles erlaubt. Die Pflichten der Wahrhaftigkeit werden da leicht genommen und das Spiel der freien Phantasie treibt oft die häßlichsten Blüten. Wir werden hiefür noch weitere Belege bringen. Auch R. R. bekämpft das Verlangen der Bauern nach lohnenden Produktenpreisen und sieht die Lösung des Problems darin, daß die Kleinbauern und Lohnarbeiter zur Anteilhaberklasse werden. Auch er möchte also offenbar das Privateigentum an Grund und Boden aufheben und den Boden in genossenschaftlichen oder staatlichen Besitz überführen.

3. Professor L. Ragaz in Zürich: Der geistige Führer der religiös-sozialen Bewegung, Professor Ragaz, hat in einer redaktionellen Bemerkung zu einem Artikel von Pfarrer Hämmerli sich über die Bauernfrage geäußert. Er erinnert daran, daß er selbst aus ländlichen Verhältnissen hervorgegangen sei. Die religiös-sozialen Pfarrer hätten so gut ein Herz für die Not des Bauers wie für die des Arbeiters. Er bezeichnet die Verschärfung des Gegensatzes zwischen beiden als ein nationales Unglück. Die Hauptschuld daran trügen nicht die Arbeiter, sondern die bürgerliche Presse, insbesondere die vom „Bauernsekretär und seinen Gesinnungsgenossen geleitete". Dann fährt er wörtlich fort: „Man mag in Arbeiterkreisen wohl auch über die Bauern schimpfen, aber man findet hier niemals jenen verblendeten Haß und jene absolute Verständnislosigkeit, wie ihn der größere Teil unserer Bauern und besonders ihre Berufspresse der sozialistischen Arbeiterschaft gegenüber zeigt". Zum Schlusse fordert er die Geistlichkeit auf, diese Auffassung zu bekämpfen. „Der religiöse Sozialismus gehört

*) Wie man uns mitteilt, ist der Korrespondent kein Geistlicher.

auf die Dorfkanzel so gut als auf die Stadtkanzel". Dieser Artikel ist im Augustheft 1911 erschienen. Vierzehn Tage vorher hatte der Vorstand des schweizerischen Bauernverbandes über das Bundesgesetz betr. die Kranken- und Unfallversicherung beraten und einen Aufruf veröffentlicht, in welchem die Bauersame aufgefordert wurde, die Referendumsbogen nicht zu unterschreiben, sondern der Arbeiterschaft zu den Segnungen der Versicherung zu verhelfen. Professor Ragaz hat den Bauernführern hiefür einen eigenartigen Dank erstattet. Die landwirtschaftliche Presse ist geschlossen für das Gesetz eingetreten. Der Unterzeichnete hat wohl in dieser Kampagne bewiesen, daß er die Vorwürfe von Professor Ragaz nicht verdient hat. Es ist nicht wahr, daß unsere Berufspresse und die Bauernführer für die Arbeiter und ihre Lage kein Verständnis hätten. Wir wehren uns nur dagegen, daß man nur für den Lohnarbeiter sorge und den selbständig Erwerbenden als eigennützigen Kapitalisten und Volksausbeuter behandle. Wir erblicken in unserem Bauernstande, und zwar nicht nur im kleinsten Besitze, ein köstliches Gut, das wir erhalten sollen, auch wenn die Volksgemeinschaft dafür Opfer bringen muß. Wir verteidigen diesen Bauernstand gegen die Angriffe des Sozialismus und glauben dabei auch in der Form das zulässige Maß von Entschiedenheit und Deutlichkeit nicht überschritten zu haben. Jedenfalls müssen wir Professor Ragaz das Recht absprechen, hierüber zu richten. Denn eine Sprache, wie er sie in seiner Zeitschrift gegenüber den Bauernführern zuläßt, haben wir bis heute auch in den am tiefsten stehenden sozialdemokratischen Blättern nicht gefunden. Es ist unfaßbar, wie er so etwas gestatten kann. Aber die Bauernführer scheinen in den „Neuen Wegen" vogelfrei zu sein. Den Beleg für diese Behauptung liefert uns

4. Pfarrer K. Stuckert, Schaffhausen: Dieser publizierte im Oktober 1912 in den „Neuen Wegen" einen Artikel über „Milchverteuerung". Der Artikel befaßt sich mit der Tätigkeit der Milchverbände, insbesondere mit dem nordostschweizerischen Verbande. Auf die sachlichen Unrichtigkeiten wollen wir nicht eintreten. Pfarrer Stuckert behauptet, daß der Preisaufschlag der Milch einen Rückgang des Milchverbrauchs zur Folge gehabt habe. Daran anknüpfend sagt er wörtlich: „Kann man nicht mit Recht sagen, der König Herodes, der die Kinder zu Bethlehem ermorden ließ, sei ein unschuldiger Knabe gewesen, gegenüber dem, was die modernen Milchverteurer unter der Kinderwelt anrichten." Also Kindesmörder sind unschuldige Knaben gegenüber den Führern unserer Milchproduzenten! Was für eine Geistes- und Gemütsverirrung muß vorliegen, bis ein Pfarrer so etwas schreiben kann, und bis die Redaktion einer Zeitschrift, mit dem Untertitel „Blätter für religiöse Arbeit", einen solchen Ausspruch unbeanstandet veröffentlicht.

In einer der letzten Nummern der „Neuen Wege" treten sodann zwei Verfasser für die Aufhebung des Privateigentums an Grund und Boden, für die Verstaatlichung des Bodenbesitzes und für

ein staatliches Hypothekenmonopol ein. Pfarrer Brüschweiler fordert die Geistlichen auf im Volke das Verständnis für diese Bodenreform zu wecken.

Fassen wir alles zusammen, was die religiös-sozialen Pfarrer bis heute über die Bauernfrage geschrieben haben, so ergibt sich Folgendes:

1. Sie möchten die Einheit und Kraft der schweizerischen Bauernbewegung dadurch schwächen, das sie die Kleinbauern und die Landarbeiter von den Bauern mit etwas größerem Besitze absprengen.

2. Sie betrachten die Bestrebungen der Bauern, einen ihren Produktionskosten und einer angemessenen Lebenshaltung entsprechenden Preis für ihre Erzeugnisse zu erhalten als ein Verbrechen an der Volkswohlfahrt.

3. Sie behaupten der Grund aller bäuerlichen Not liege in den Schulden. Um die Bauern davon zu befreien, verlangen sie, daß man das Privateigentum am Boden aufhebe, der Staat oder Genossenschaft alles Land in Besitz nehmen und der Bauer Pächter, oder Angestellter des Staates oder Mitglied einer Landarbeitergenossenschaft werde.

Die religiös-sozialen Pfarrer stehen mit diesen Anschauungen auf dem Boden der extremen Sozialdemokratie. In den Schriften der Führer der süddeutschen Sozialdemokraten (z. B. Schulz) haben wir tatsächlich mehr Verständnis und Wohlwollen für die Bauernsache gefunden, als in den „Neuen Wegen".

Man muß sich nur immer fragen, ist es möglich, das ernsthafte und edelgesinnte Geistliche in dieser Weise in der Sache und in der Form entgleisen können.

Es wäre ein nationales und religiöses Unglück, um die Worte von Professor Ragaz zu gebrauchen, wenn diese Geistesrichtung unter unsern protestantischen Geistlichen die herrschende werden sollte. Diese Gefahr besteht. Denn für viele junge unerfahrene Studenten haben die Lehren der sozial-religiösen Pfarrer etwas Bestechendes. Um so notwendiger ist es, daß man diesen Irrlehren entgegentritt. Wenn unsere Dorfpfarrer, wie Professor Ragaz es verlangt, Prediger des „religiösen Sozialismus" werden, so werden unsere Dorfkirchen leer stehen und das tiefe religiöse Bedürfnis unseres Bauernstandes wird in Sekten Befriedigung suchen.

Auch wir wollen die Besserstellung der Arbeiter. Aber um diese zu erreichen, muß vor allem die Produktivität der Arbeit erhöht werden. So lange nicht bewiesen wird, daß der Arbeiter im Kollektivbetrieb mehr leistet, als im Privatbetrieb, so lange muß die Besserstellung der Menschheit im Zukunftsstaate als eine Utopie betrachtet werden. Wo nichts ist, hört auch die Verteilung auf. Was die Arbeitsfreudigkeit der Arbeiter erhöht, was die Produktivität ihrer Leistungen vermehrt, das schafft die ersten Voraussetzungen für die ökonomische Besserstellung der Arbeiterschaft. Die Sozialdemokratie

hat aber bis heute hiezu nicht nur nichts beigetragen, sondern es ist unter ihrem Einfluß so weit gekommen, daß jeder Arbeiter, der sich stärker anstrengt, von seinen Kollegen als Streber und dummer Kerl betrachtet wird. Da, wo nicht der „kapitalistische Unternehmer", sondern der Staat Arbeitgeber ist, steht es eher noch schlimmer. — Außer von dem Willen und der Gesinnung der Arbeiter hängt die Produktivität vor allem von der Intelligenz und dem Erfindungsgeist der Unternehmer und ihrer Geschäftsleiter und Ingenieure ab. In Völkern ohne Blutauffrischung aus dem Bauernstande geht der Erfindungsgeist und die Tatkraft rasch zurück. Die Stadt und die Industrie verzehren die Kräfte. Ein Volk, das versäumt, seinen Bauernstand zu erhalten, untergräbt seine industrielle Blüte. Auch in dieser Beziehung bedeutet die Sozialdemokratie, deren Politik den Bauer sicher ruinieren wird, den Niedergang.

Das menschliche Glück hängt auch nicht nur vom Einkommen ab. Man kann mit wenigem zufrieden sein. Die Klein- und Mittelbauern würden sich mit einem Verdienste, wie ihn gelernte Arbeiter heute haben, glücklich fühlen. Beim Arbeiter und Beamten wachsen die Bedürfnisse immer rascher als das Einkommen. Der Verdienst mag so hoch sein, wie er will, das Gefühl der Unzufriedenheit bleibt. Das liegt zum Teil in den Verhältnissen, zum Teil trägt aber die sozialdemokratische Führung die Schuld, die dem Arbeiter nicht nur die Arbeitsfreude nimmt, sondern die auch die Zufriedenheit grundsätzlich bekämpft.

Die christliche Religion hat es immer als eine ihrer größten Aufgaben betrachtet, den Menschen über ökonomische Sorgen durch den Hinweis auf das Leben nach dem Tode hinwegzuhelfen. Das Wort Christi: „Selig seid ihr Armen, denn das Reich Gottes ist euer", war Millionen Trost im Trübsal. Die Sozialdemokratie haßt die christliche Religion, ob dieses Wortes willen. Sie wirft ihr vor, sie suche durch die Vertröstung auf das Jenseits das Volk von dem Unrecht, das ihm geschehe, abzulenken. Die religiös-sozialen Pfarrer bemühen sich nachzuweisen, daß das Wort mit Unrecht so gedeutet worden sei und das wahre Christentum den Bestrebungen für die wirtschaftliche Besserstellung des Volkes nicht entgegenstehe. Auch wir sind der Meinung, daß es Mißbrauch ist, wenn man dieses Wort benützt, um in selbstsüchtiger Weise die wirtschaftlichen Pflichten gegen seine Mitmenschen abzuschütteln. Aber es bleibt deshalb nicht weniger wahr, daß eine Partei, die den Armen und Gedrückten diesen Trost nehmen will, das menschliche Glück nicht fördert, sondern vielen die letzte Hoffnung nimmt. Auch in dieser Beziehung bedeutet die Sozialdemokratie das Verderben.

Wir machen den religiös-sozialen Pfarrern keinen Vorwurf, daß sie sich auch um die irdische Wohlfahrt ihrer Mitmenschen bekümmern. Im Gegenteil! Ein Pfarrer, der das vernachläßigt, hat sein Werk nur halb getan. Aber es ist und bleibt ein religiöses und nationales

Unglück, wenn die protestantische Geistlichkeit halbverstandene sozialdemokratische Irrlehren zur Grundlage ihrer wirtschaftlichen Auffassung macht, und das Verständnis dafür verliert, was ein Volk in seinen selbständig Erwerbenden insbesondere in seinem Bauernstande besitzt. Lohn und Preis, das sind die beiden Angelpunkte, um die sich die Lage des Arbeiters und des selbständig Erwerbenden dreht. Wer gerecht sein will, muß nach einem billigen Ausgleich suchen. Bis heute haben die religiös-sozialen Pfarrer einseitig die Partei der Arbeiter ergriffen. Sie werden noch viel umzulernen haben, bis sie in wirtschaftlichen Fragen auf dem Boden der Gerechtigkeit stehen.

Wenn ich in dieser Frage das Wort ergriffen habe, so geschah es nicht nur, um die religiös-sozialen Pfarrer zu bekämpfen, sondern auch um sie zu belehren. Ihre Auffassung von den Pflichten der Christen teilen auch wir. Wo man wirtschaftliche Not durch Aenderung unserer sozialen Verhältnisse beseitigen kann, ist es besser, als wenn es durch Almosen geschehen muß. Aber die selbständig Erwerbenden, insbesondere auch die Bauern, haben dasselbe Recht auf Existenz. Ich habe den Eindruck, daß sich die religiös-sozialen Pfarrer gar nicht recht bewußt sind, wie einseitig und ungerecht sie die Bauernsache bisher behandelt haben. Deshalb habe ich ihnen hier einen Spiegel vorgehalten. Die Worte, mit denen Professor Ragaz in der Augustnummer der „Neuen Wege" meinen Berner-Vortrag begleitet, lassen die Hoffnung erstehen, daß die religiös-sozialen Pfarrer sich inskünftig etwas mehr bemühen werden, uns gerecht zu werden. Vielleicht ringen sie sich dabei schließlich doch auch zur Erkenntnis durch, daß das große Werk der Besserstellung des arbeitenden Volkes nur gelingen und dauernden Segen bringen kann, wenn der Bauer und sein Heim erhalten bleiben und man dem Landwirt zu diesem Zweck einen Produktenpreis zugesteht, der ihm ein angemessenes Auskommen gewährt. Die Frage der Bodenpreisspekulation und der Verschuldung muß auch gelöst werden. Sie wird es auch, sobald die nichtlandwirtschaftliche Bevölkerung es ernstlich will und der Ausweg nicht mehr in der Richtung der Verstaatlichung des Grundbesitzers oder gar in der Einführung von großen Staatsbetrieben, sondern in der Einführung und im Ausbau einer Art von Heimstättegesetzgebung gesucht wird. Einstweilen haben wir aber vor allem dafür zu sorgen, daß, wenn einmal diese Fragen spruchreif geworden sind, es überhaupt noch Bauern hat, die den Boden bewirtschaften können. Das ist das Ziel unserer heutigen Bauernpolitik. Vom Augenblick an, wo die städtische Arbeiterschaft sich auch auf diesen Standpunkt stellt, den selbständigen Erwerb der Bauernfamilie respektiert und die gleichmäßige Besserstellung aller Arbeitenden, nicht nur die der Lohnarbeiter, anstrebt, wird es nicht mehr schwer halten, sich zu verständigen. Wenn die religiös-sozialen Pfarrer an dieser Aufgabe mitarbeiten wollen, dann wird ihr Werk ein gesegnetes sein.

Dr. E. Laur.

* * *

Entgegnung der Redaktion.

Wir haben dem Artikel von Herrn Prof. Dr. Laur gern Aufnahme gewährt, unserm Grundsatz gemäß, auch dem wirklichen oder vermeintlichen Gegner bei uns frei zu Worte kommen zu lassen und im besondern der Haltung gemäß, die wir gerade in der Bauernfrage jederzeit eingenommen haben. Es könnte für unsere geistigen Kämpfe nur von Vorteil sein, wenn wir uns auf diese Art gleichsam Auge in Auge auseinandersetzten, statt uns aus der Ferne zu befehden. Unser Wunsch ist, daß die Auseinandersetzungen von Hrn. Laur der Behandlung der Bauernfrage, die wir in den Neuen Wegen begonnen haben, eine neue, kräftige Anregung geben möchten. Es war ja niemals unsere Meinung, daß diese schon abgeschlossen sei; wir waren uns vielmehr klar bewußt, daß wir erst im Beginn dieser Arbeit stünden. Weil wir auf eine solche Diskussion rechnen, gehen wir auf die sachlichen Probleme, die in dem Aufsatz von Hrn. Laur berührt werden, nicht näher ein, sondern beschränken uns auf einige grundsätzliche Bemerkungen über die Haltung der Neuen Wege in Bezug auf die Bauernfrage.

Herr Laur muß nun selbstverständlich zugeben, daß seine Behauptung, für die religiös-sozialen Pfarrer existiere der Bauernstand nicht, unrichtig sei. Die Sache verhält sich vielmehr umgekehrt: von allen religiösen und kirchlichen Zeitschriften der deutschen Schweiz, die uns bekannt sind (und wir kennen alle, die irgend eine Bedeutung haben), sind es allein die Neuen Wege und der Freie Schweizer Arbeiter, also die Organe, die das Religiös-Soziale besonders stark vertreten, die der Bauernsache andauernde Aufmerksamkeit gewidmet haben. Das sagen wir nicht, um den andern Vorwürfe zu machen, oder uns selbst zu rühmen, sondern um die Wahrheit festzustellen und die Unrichtigkeit der uns gemachten Vorwürfe recht ins Licht zu setzen. Wenn die Bauernfrage in unsern größeren Programmschriften nicht eine bedeutendere Rolle spielt, so haben wir im Augustheft zu zeigen versucht, warum dies geschehen ist. Die Bauernfrage ist eben nicht im gleichen Sinne ein Problem wie der Sozialismus und die Sozialdemokratie. Sie mag ökonomisch noch schwieriger sein, religiös und sittlich betrachtet ist sie einfacher und auf diese religiöse und sittliche Betrachtung der sozialen Frage kam es uns vor allem an. Es wäre übrigens die Schrift von Ragaz: „Das Evangelium und der soziale Kampf der Gegenwart" zu nennen, worin die Bauernfrage durchaus als ein Hauptbestandteil des sozialen Gesamtproblems behandelt wird. Daß die Predigtsammlung: „Wir zeugen vom lebendigen Gott," keine Predigt eines Landpfarrers enthält, die die Bauernfrage durch religiös-soziale Gedankengänge beleuchtete, ist freilich ein Mangel, den wohl manche von uns gefühlt haben. Aber die Sammlung ist auf eine mehr zufällige Weise zustande gekommen, sie darf keine Vollständigkeit beanspruchen und enthält auch in anderer Beziehung nicht unser ganzes

„Programm". Daß aber städtische Pfarrer auf der Kanzel nicht die Bauernfrage behandeln, ist begreiflich. Sie verstehen sie auch meistens nicht im Einzelnen, was die wärmste Sympathie für die Notlage des Bauernstandes nicht ausschließt. Die Zukunft wird uns darin hoffentlich eine Besserung bringen. Freilich hoffen wir auch, daß es dann immer mehr Landpfarrer gebe, die dafür sorgen, daß die Bauernschaft zu einem gerechten Urteil über die Arbeiterschaft und Arbeiterbewegung gelange.

Die Neuen Wege haben jedenfalls die Verpflichtung gegenüber dem Bauernstande lebhaft gefühlt; ja es war ihrer Redaktion nicht nur religiöse Pflicht, sondern auch ein Herzensbedürfnis, auf die Notlage des Bauernstandes aufmerksam zu machen, zu zeigen, daß es eine ökonomische und geistige Bauernfrage gab, und im Besonderen an der Herbeiführung einer gewissen Verständigung zwischen Bauer und Arbeiter mitzuwirken. Das allergrößte Wohlwollen für den Bauernstand hat uns dabei geleitet. Es ist schwer verständlich, daß Hr. Laur dies nicht gemerkt haben sollte. Er muß die Aufsätze über dieses Thema mit einem Vorurteil gelesen haben, das ihn nur einige Stellen sehen ließ, die ihm anstößig waren, während alles Uebrige für ihn nicht zählte. Wir behaupten getrost und lassen es darauf ankommen: nicht ein einziges unfreundliches Wort über den Bauernstand ist je in den Neuen Wegen gestanden. Wir möchten jeden Freund und Vertreter der Bauernsache auffordern, jene Aufsätze zu lesen und dann ehrlich zu sagen, ob er darin nicht aufrichtige Liebe zum Bauernstand und ein ehrliches Bemühen, ihm zu helfen, gefunden habe. Freilich sind einige Angriffe auf die Bauernführer vorgekommen, nicht auf ihre Person, aber auf ihre Taktik. Dafür aber hat ihr Haupt, Hr. Laur selbst, in den Neuen Wegen eine so freundliche Verteidigung und Würdigung gefunden, wie wohl nicht leicht in einer Zeitung, ausgenommen vielleicht die landwirtschaftliche Fachpresse. (Vergl. Neue Wege, Jahrgang 1911, Heft 10: Bauernfragen.) Wir möchten Hrn. Laur fragen, wo jemals in einer landwirtschaftlichen oder andern Zeitung einem politischen Gegner eine solche Anerkennung zu Teil geworden ist!

Aber Hr. Laur befolgt in seiner Behandlung der Neuen Wege eine eigentümliche Methode. Er geht von dem feststehenden Satz aus: „Die Neuen Wege haben kein Wohlwollen und Verständnis für die Bauernsache." Er scheidet darum alles aus, was diesem Satze widerspricht, und hat es nachher leicht, seine Wahrheit zu beweisen. Diese Methode tritt besonders in der Art zu Tage, wie er die Mitarbeit von Hrn. Pfr. Hämmerli wertet. Er kann die Tatsache nicht übersehen, daß die drei Aufsätze über die Bauernfrage, die Hr. Hämmerli in den Neuen Wegen veröffentlicht hatte (es sind inzwischen vier geworden), das Ausführlichste und Wichtigste (mit einer Ausnahme) sind, was über diesen Gegenstand in den Neuen Wegen erschienen ist und daß diese Aufsätze ein einziges kraftvolles und begei-

stertes Eintreten für die heutige Bauernbewegung und ihren schweizerischen Führer, Hrn. Laur, darstellen. (Vgl. Neue Wege 1911, Heft 8 und 9; 1912, Heft 8.) Aber was tut Hr. Laur? Er erklärt, daß er Hrn. Hämmerli nicht für einen echten religiös-sozialen Pfarrer halte. Aber für diese Behauptung fehlt jeglicher Grund. Hr. Hämmerli ist durchaus religiös-sozialer Pfarrer. Und wenn er es selbst nicht einmal sein wollte (er will es aber sein), so würde seine Stellung in der Bauernfrage jedenfalls nicht den geringsten Grund bilden, ihn von uns zu scheiden. Sein Eifer, sich in die Bauernfrage zu vertiefen, entspricht durchaus unsern Bestrebungen. Daß wir Andern in der Mehrheit nicht alle seine Ansichten teilen, kommt in dieser Beziehung gar nicht in Betracht. Darum ergibt sich aber ein ganz falsches Bild von der Haltung der Neuen Wege in dieser Sache, wenn Hr. Hämmerli von vornherein, als nicht mitzählend, ausgeschaltet wird. Was würde Hr. Laur dazu sagen, wenn ein Gegner ihm gelegentlich mit folgender Statistik käme: Die Bauernschaft steht gegenwärtig sehr gut. Sie hat keine Besserstellung nötig. Freilich geht es ungefähr der Hälfte der Bauern nicht gut, aber diese muß als nicht typisch ausgeschieden werden? Ich denke Hr. Laur würde einen solchen Statistiker übel heimschicken. Aber er wendet auf uns genau dieselbe Methode an.

Es sind aber nicht nur die großen Aufsätze von Hrn. Hämmerli, die Liebe und Verständnis für die Bauernsache zeigen, auch nicht bloß der ähnlich orientierte von Kamenisch: „Bauernkraft und Bauernstolz", sondern alle ohne Ausnahme. Es ist besonders schwer zu verstehen, wie dem von Hrn. Pfr. Aeschlimann über „Bauer und Arbeiter" (vgl. Neue Wege, 1911, Heft 1), der neben den Beiträgen von Hrn. Hämmerli das Wichtigste bildet, was wir über diese Sache gebracht haben, herzliches Verständnis und Liebe für den Bauernstand abgesprochen werden kann. Es ist wenig so Schönes und Wahres über diesen geschrieben worden, wie in diesem Aufsatz. Hr. Aeschlimann sagt u. a.:

„Sicher ist die Erhaltung und Förderung des Bauernstandes eine der wichtigsten Aufgaben, die die Behörden zu lösen haben. Der Bauernstand ist der eigentliche Nährstand, er schafft einzig wirkliche Nahrungsmittel und wir könnten bei all' dem Reichtum, den die Neuzeit aufgehäuft hat, verhungern, wenn kein Bauer mehr mit fester Hand den Pflug über seinen Acker führen würde."

Wenn Hr. Aeschlimann eine Bauernpolitik fordert, die mehr dem Kleinbauer diene, so mag man darüber mit ihm rechten, eine „Aufhetzung" ist das nicht. Eine solche liegt diesem Mann am allerfernsten. Es ist einfach der sowohl religiöse als soziale Gesichtspunkt, daß die Schwächsten am meisten der Hilfe bedürfen, den Hr. Aeschlimann geltend macht. Er steht mit seinem Urteil bei weitem nicht allein. Im übrigen hat seine Arbeit gerade in dem Sinne Aufsehen erregt und sich ein großes Verdienst erworben, daß sie in vielen Kreisen Verständnis für die Bauernprobleme schaffte und fortwährend schafft.*) Ebenso liegen allen andern Mitarbeitern gehässige Gesinnungen fern. Auch das Wort

*) Wir hoffen, daß sie bald in einer besonderen Ausgabe erscheinen wird.

von Hrn. Pfr. Stuckert, aus dem soviel Wesens gemacht wird, ist zwar scharf, allein es klingt im Zusammenhang doch ganz anders, als aus diesem herausgerissen. Hr. Pfr. Stuckert schildert die Verheerungen, die eine Steigerung des Milchpreises über ein gewisses Maß hinaus unter der Kinderwelt des Proletariats anrichte, aber er denkt sicher nicht daran, denen, die diese Milchverteuerung betreiben, die Absicht zuzuschreiben, jenes Elend zu stiften. Er will ihnen bloß die von ihnen zu wenig bedachten Folgen ihres Vorgehens vorhalten. Auch er leugnet so wenig wie irgend einer von uns, daß eine Steigerung der Preise der landwirtschaftlichen Produkte berechtigt sei. Er erklärt (Neue Wege, 1912, Heft 10, S. 398):

„Die Produktionskosten für die Milchproduktion sind gewachsen, die Löhne der landwirtschaftlichen Arbeiter sind gestiegen. Die Folge davon ist, daß der Landwirt für sein Produkt mehr verlangen muß . . . Gewiß wird niemand den Bauern ihren Verdienst mißgönnen. Sie haben ein Recht, ihre Interessen zu wahren."

Dann verlangt er freilich Schonung des armen städtischen Volkes und meint, „es dürfte nun die Milchverteuerung für einige Jahre (von der Red. gesperrt.) genug sein." Heißt das, die Bestrebungen der Bauern nach einem gerechten Preis für ihre Produkte als ein „Verbrechen gegen die Volkswohlfahrt" erklären? Ganz ähnlich verhält es sich mit andern scharfen Bemerkungen. Es ist dabei auch nicht zu vergessen, daß es sich um eine Diskussion handelte. Wir hätten auf jede scharfe Bemerkung eine ebenso scharfe Entgegnung aufgenommen und haben sogar zu solchen Entgegnungen aufgefordert. Im übrigen pflegen wir unseren Mitarbeitern die Verantwortung für ihre Aeußerungen zu überlassen und ihre Aufsätze nicht als Schülerhefte zu behandeln. Nur Antastungen des persönlichen Charakters eines Gegners erlauben wir nicht. Was im besonderen die Behauptung betrifft, daß Hr. Laur und die von seinen Gesinnungsgenossen geleitete Presse einen großen Teil der Schuld an der Erweiterung der Kluft zwischen Arbeiter und Bauer trage, so hat sie im Zusammenhang auch nicht die Schärfe, die sie sonst zu haben scheint. (Vgl. Neue Wege 1911, Heft 8, S. 305.) Die Sache steht eben so, daß die Bauernschaft auf Hrn. Laur ganz anders hört als auf rein politische Führer. Wie wenig aber Hr. Laur der Sozialdemokratie gerecht wird, zeigen im übrigen gerade die Urteile über sie in seinem vorstehenden Artikel. Von der Stellung Hrn. Laurs zum Versicherungsgesetz hat der Schreiber jenes Satzes damals noch nichts gewußt, sonst hätte er ihrer sicherlich mit Dank erwähnt. Uebrigens war die Aufnahme der erwähnten warmen Würdigung und Verteidigung Hrn. Laurs in das Oktoberheft jenes Jahrganges doch auch ein solcher Dank. Warum soll er nicht gelten, sondern bloß jenes einzelne Wort? Und was die bei uns gestattete Sprache betrifft, so fordern wir getrost zu einer Vergleichung der Neuen Wege mit der Bauernpresse heraus. Das Schärfste, was bei uns gegen die Taktik des Bauernverbandes gesagt worden ist, klingt noch wie Lob gegenüber dem, was sich gewisse Organe des Bauern-

verbandes gegen uns erlauben. Proben stehen auf Wunsch zur Verfügung.

Aus dem Gesagten scheint für jeden Unbefangenen deutlich hervorzugehen, daß das Bild, das Hr. Laur von der Stellung der religiös-sozialen Pfarrer zur Bauernfrage entwirft, ganz und gar falsch ist. Es ist nur aus vorurteilsvollem Sehen erklärlich. Hr. Laur bedient sich der Methode der aus dem Zusammenhang gerissenen Sätze, von der doch jeder weiß, wie man damit jede Sache entstellen kann. Man könnte ja damit einen Engel ganz leicht zu einem Teufel machen. Er sammelt die paar aufzutreibenden Stellen, die unfreundlich zu klingen scheinen, fast vollständig und stellt ihnen keine andern gegenüber. Er formuliert ein paar Sätze, die das darstellen sollen, was die religiös-sozialen Pfarrer sagen (zwei der Autoren sind gar keine Pfarrer und einer von ihnen gewiß nicht „religiös-sozial") und die Karrikatur ist da. Herr Laur vergißt vor allem, daß alle diese Aeußerungen gar keine gemeinsame Stellungnahme der religiös-sozialen Pfarrer oder der Neuen Wege bedeuten, sondern nur einige Voten in einer Diskussion, die durchaus noch nicht abgeschlossen ist und in der die Redaktion noch gar nicht Stellung genommen hat.

Daß dabei halb verstandene sozialdemokratische Lehren vertreten worden seien, ist ebenfalls eine unrichtige Behauptung. Abgesehen davon, daß wir die Lehren der Sozialdemokratie so richtig zu verstehen glauben als irgend jemand, sind diese ja, insoweit sie sich auf die Landfrage beziehen, einer scharfen Kritik unterworfen worden. (Vgl. die Aufsätze von Hämmerli und Aeschlimann.) Es ist auch keine Rede davon, daß in den Neuen Wegen agrarkommunistische Anschauungen vertreten worden wären. Auch der Mitarbeiter, der am ehesten in diesen Verdacht kommen könnte, erklärt: „Nicht kommunistischer, gemeinsamer Betrieb, sondern gut eingeteilter Einzelbetrieb in Pachtgütern des Staats- und Gemeindelandes ist gemeint." (Vgl. Neue Wege 1913, Heft 8, S. 323.) Es handelt sich einfach um die Gedanken der Bodenreform, die von zwei Mitarbeitern vertreten werden. Diese wird man doch wohl noch erörtern dürfen, ohne daß man sofort als jemand dargestellt wird, der den Bauern ihre Freiheit rauben wollte. Man mag über die Bodenreform denken wie man will, so wird man doch zugeben müssen, daß der Gedanke, dem einer der größten und reinsten Geister der Menschheit, Henri George, sein Leben gewidmet hat und in dem zahllose bedeutende Menschen noch heute die Lösung des sozialen Problems erblicken, einer ernstlichen Erwägung wert ist. Als Versuch, mit dem biblischen Gedanken: „Das Land ist des Herrn" Ernst zu machen, darf er wohl gerade in einem religiösen Blatte zu Worte kommen. Auch er will Befreiung des Bauern (von seinen Schulden!), nicht Knechtung.

Kurz: wir protestieren gegen die Formulierung,

die Hr. Laur unserem Wollen gibt, als durchaus unzutreffend, ungerecht und irreführend.

Es tut uns leid, daß wir uns so lange mit der Widerlegung der Anklagen von Hrn. Laur aufhalten mußten. Es war eben notwendig; denn die Sache ist uns wichtig. Nun aber noch einige allgemeinere Bemerkungen.

Welches ist denn unser wirkliches Wollen in dieser Sache?

Die Antwort ist sehr einfach: wir wollen den Kreis, den wir erreichen, darauf aufmerksam machen, daß die Bauernfrage besteht und ein Hauptbestandteil der sozialen Frage überhaupt ist. Anregen wollen wir unsere Leser, wenigstens diejenigen unter ihnen, die dazu berufen sind, sich damit zu beschäftigen und uns Allen weiterzuhelfen. Daß alle Aufsätze, die wir über das Thema gebracht, den Nagel auf den Kopf träfen, haben wir umso weniger geglaubt, als sie sich ja unter sich widersprechen. Wir wiederholen: es handelt sich zunächst um eine Aussprache, um erste Versuche einer Orientierung auf diesem Gebiete, das eben für die Meisten terra incognita ist. Die Industriefrage liegt ja infolge der gewaltigen geistigen Arbeit der letzten Jahrzehnte viel klarer da, als die Landfrage. Auch ist jene einfacher; sie hat so ziemlich überall die gleiche Gestalt, während sich die Bauernfrage nicht nur in den verschiedenen Ländern, sondern auch in den verschiedenen Teilen der Schweiz sehr verschieden darstellt. Wir hoffen in dieser Beziehung auch weiter zu kommen und werden gern auch von Hrn. Laur lernen, künftig wie bisher.

Wir sind also in dieser Sache einfach Suchende, Lernende. Die Neuen Wege haben, wie die sog. religiös-soziale Bewegung, kein Einzelprogramm für die Lösung der Bauernfrage, wie überhaupt der sozialen Frage. Wir haben nur einige Leitlinien. Wir möchten die Augen öffnen für alle soziale Not und ihren Zusammenhang mit dem geistigen Leben aufweisen. Wir vertreten die Ueberzeugung, daß auch das materielle Leben so geordnet werden könne und müsse, daß das geistige, seelische Leben dadurch gefördert statt gehemmt werde. Wir meinen, daß der Glaube an den Vatergott und sein Reich auch in den sozialen Dingen zur Geltung kommen müsse. Als einen Bestandteil dieses Glaubens betrachten wir den Sozialismus, d. h. eine Ordnung der wirtschaftlichen Dinge, die nicht vom Geiste der gegenseitigen Ausbeutung, sondern vom Geiste der Zusammengehörigkeit und Genossenschaftlichkeit regiert werde. Von diesem Sozialismus (der nichts mit Teilen, Zukunftsstaat u. s. w. zu tun hat) glauben wir, daß er die Hilfe für Alle sei, die Bauern wie die Arbeiter. Das landwirtschaftliche Genossenschaftswesen ist ja ein Stück Sozialismus. Wir glauben aber, daß ohne die Ueberwindung des Kapitalismus in der ganzen Gesellschaft auch dem Bauer nicht gründlich geholfen werden könne. Wie im Einzelnen dem Bauer zu helfen sei, darüber gehen bei uns die Ansichten auseinander. Aber in Einem stimmen wir Alle überein: es soll ihm geholfen

werden und das Ziel muß sein seine Befreiung und Kräftigung, nicht das Gegenteil.

Im Uebrigen ist es gar nicht unsere Aufgabe, ein ausgeführtes ökonomisches Programm für die Lösung der Bauernfrage aufzustellen. Diese Aufgabe überlassen wir den Fachleuten. Für uns kann die Erwerbung sozialer Einsicht nur eine Vorbereitung auf unsere höhere Aufgabe sein. Diese ist religiöser Art. Sie besteht in der rechten Predigt des Gottesreiches Jesu Christi. Der „religiöse Sozialismus" aber möchte ein besseres Verständnis dieses Gottesreiches in dem Sinne bewirken, daß die Zusammengehörigkeit der Menschen in Gott mehr zur Geltung komme und Gott überhaupt besser als der erkannt werde, der eine nach seinem Gesetz gestaltete Welt will. Von diesem Sozialismus haben wir gesagt, daß er auch auf die Dorfkanzel gehöre und halten daran fest. Wenn die Dorfkanzel ihn nicht vertragen könnte, dann könnte sie nach unserer Meinung das Evangelium vom Gottesreiche nicht vertragen. Sie hat es aber bitter nötig, denn unser Bauerntum hat eine geistige Erneuerung genau so nötig, wie das Städtertum. Es ist Schönfärberei auf der einen und Unrecht auf der andern Seite, wenn man hin und wieder tut, als ob das Bauerntum der Hort aller Frömmigkeit und Sittlichkeit und das Städtertum die Stätte aller Gottlosigkeit und Entartung wäre. Wahre Liebe für das Bauerntum redet ehrlicher. Wir wollen beiden Buße und Evangelium predigen. Die Predigt des religiösen Sozialismus hat aber noch kaum eine Kirche dauernd geleert, wohl aber mehr als eine dauernd gefüllt. Da braucht man keine Angst zu haben.

So stehen wir in dieser Sache. Es ist uns schon Unrecht in Hülle und Fülle getan worden, aber selten ein so schweres als mit der Beschuldigung, daß wir es mit den Bauern nicht herzlich wohl meinten. Die Sätze, die wir einst geschrieben haben (Neue Wege, 1911, Heft 8, S. 305): „Wir möchten der Bauernfrage gern ebenso viel Aufmerksamkeit schenken, wie der Arbeiterfrage; denn wir haben für die Not der Bauern so gut ein Herz, wie für die der Arbeiter", sind und bleiben der richtige Ausdruck für unsere wahre Gesinnung. Es gibt keinen Kreis, der für eine gründliche und liebevolle Behandlung der Bauernsache aufgeschlossener wäre, als unsere Gesinnungsgenossen. Einer der Vorträge auf unserer ersten Konferenz hat ihr gegolten. Nun geht durch die bürgerliche Presse wieder einmal ein Feldzug im gewohnten Stil gegen uns. Die Sätze, in denen Herr Laur unsere vorgeblichen Ansichten zusammenfaßt, werden benützt, um gegen uns Gruseln zu erregen und die gehässigsten und unwahrsten Zutaten fehlen nicht. Wir können auch dies ertragen. Dennoch möchten wir alle unsere Freunde, aber auch solche unter den Gegnern, denen noch die Wahrheit höher steht, als das Interesse, einen Gegner schlecht zu machen, dringend bitten, um der Sache willen, der wir dienen, der Wahrheit zu Hilfe zu kommen, wo sie's können. Vor allem hat Herr Laur die Pflicht, dies zu tun, nachdem er nun

weiß, wie wir's meinen. Auf alle Fälle gehen wir unsern Weg weiter und vertrauen der Macht der Wahrheit, die uns bis jetzt immer wieder getragen hat und künftig tragen wird.

Rundschau.

Eine gewichtige Stimme. Martin Rade, der Vielen unter unseren Lesern wohlbekannte Herausgeber der Christlichen Welt, hat neuerdings eine höchst bedeutsame Aeußerung veröffentlicht, einen Vortrag über „unsere Pflicht zur Politik." (Verlag der Christlichen Welt, Marburg.) Er faßt darin zum Teil Gedanken zusammen, die er den Aufgaben des Tages gegenüber von jeher oder doch schon lange vertreten hat. Rade hat den Mut gehabt, inmitten der Hochflut der sog. Realpolitik eine Politik des Idealismus (im besten Sinne des Wortes) zu verlangen; er hat gegen den Militarismus den Friedensgedanken und gegen den Nationalismus den Universalismus verteidigt — alles auf ebenso entschiedene, als gemäßigte Weise. Er hat in dieser Beziehung eine etwas einsame, aber gerade darum sehr bedeutsame Stellung eingenommen, an der man sich immer wieder erquicken und trösten konnte. Nun ruft er die „Idealisten" zur Teilnahme an der großen Angelegenheit, die Politik heißt, auf. Er macht ihnen diese Teilnahme zur Pflicht und zwar ist er darin so entschieden, daß er diese Verpflichtung auch auf den Anschluß an eine der bestehenden Parteien ausdehnt. Er läßt durchblicken, daß er am liebsten in der sozialdemokratischen Partei mitarbeiten würde, falls diese in Deutschland so gestaltet wäre, daß ein Mann von seiner Art dort willkommen wäre und sich frei bewegen dürfte. So aber schließt er sich der Partei an, die ihr am nächsten steht, der freisinnigen Volkspartei. Mit einer Schärfe, die bei uns in der sog. freien Schweiz einen großen Sturm hervorrufen würde, tadelt er die herrschenden Regierungsmethoden und tritt hier mit kühnen Gedanken hervor, die er so bisher noch nie ausgesprochen. Einen Abschnitt dieser Art, der uns Schweizer besonders interessieren und freuen muß, werden wir mit Erlaubnis des Verfassers unten wiedergeben.

Aber die ganze Schrift ist auch bei uns von Wichtigkeit. Wir möchten sie dringend empfehlen und zwar nicht etwa nur den theologischen Kreisen. Wir vermuten, daß im besondern das Thema: „Christentum und Politik" in den nächsten Zeiten immer wichtiger werden wird. Wir Schweizer, die wir aus allerlei Gründen berufen wären, es besonders lebhaft und gründlich durchzuarbeiten, haben es bisher recht matt und oberflächlich behandelt. Vielleicht gibt Rade's Schrift einen Anstoß zu einer gründlicheren Beschäftigung damit. Für die Sache, die die Neuen Wege vertreten, gibt es wenig Gegenstände von größerer und dringlicherer Wichtigkeit. Ob wir dabei genau zu

den gleichen Ergebnissen kommen werden, wie Rade, mag zweifelhaft sein, aber darauf kommt es nicht an. In Einem wird er Recht behalten und dieses Eine gezeigt zu haben, bleibt vielleicht das größte Verdienst der kleinen Schrift: daß nämlich Politik eine Sache von allergrößter Bedeutung ist, die uns als Menschen und Christen im höchsten Grade angeht.

Wir lassen den erwähnten Abschnitt folgen:

Obenan im Programm unseres politischen Idealismus steht die Idee der Ganzheit, der Gesamtheit, der Gemeinsamkeit — der Solidarität unsers Staatsvolkes. Einer für Alle, Alle für Einen. Abgelehnt ist jeder Partikularismus, jede Privilegienwirtschaft, jede Kirchturms- und Klassenpolitik. Das scheint ein Gemeinplatz. Ethische Forderungen sind, Gott Lob, schlicht ausgesprochen weithin durch unser Volk Gemeinbesitz. Aber man hat vielleicht doch nicht verstanden, die selbstverständliche Maxime richtig in die Praxis einzuführen.

Prüfen wir z. B. unser Verhältnis zur Sozialdemokratie. Sofern sie sich bei uns als Partei einseitigen Klassenkampfes verfestigt hat, können wir ihr nur feind sein. Aber es ist nicht unter allen Umständen wider das Interesse des Volks- und Staatsganzen, wenn ein einzelner Stand, eine Klasse sich rührt und zu eignen Gunsten eine Aenderung im öffentlichen Wesen beansprucht. Der politische Idealismus wird unter Umständen in der Lage sein, diesen Anspruch zu begreifen und zu fördern. Er wird das, wenn er Meister der Situation bleibt, so tun, daß die Klasse gewinnt und das Ganze ebenfalls dabei gewinnt.

Nun kann, historisch betrachtet, kein Zweifel sein, daß die Emporentwicklung unserer Industriearbeiterschaft seit Mitte des vorigen Jahrhunderts eine Tatsache war, die sich mit innerer Notwendigkeit vollzog und im Interesse des Ganzen lag. Die Unbequemlichkeiten einer Neuordnung, wie sie damit gefordert wurde, stellten unserm Volke eine Aufgabe, zu deren Lösung unsre Idealisten alsbald Hand anlegen mußten. Nun ist oft gesagt und beklagt worden, wie der deutsche Liberalismus, der in erster Linie dazu berufen war, in den Tagen der Marx und Lassalle den Moment verkannt hat. Gleiche Kurzsichtigkeit hat die Kirche bewiesen. Es ist nur zu Anläufen gekommen in den mancherlei Velleitäten der christlich-sozialen, evangelisch-sozialen Bewegung. Männer wie Wichern, Stoecker, Naumann, wie Victor Aimé Huber und die Kathedersozialisten haben richtige Blicke gehabt, auch richtige Griffe getan, aber unsre Schicht als ganze hat die nötige Kraft der Einsicht und des Charakters nicht bewährt, die zur Erfüllung ihrer Pflicht nötig gewesen wäre. Die kritische Stunde war für uns insbesondere damals, als die Frage unsre Gemüter bewegte: Kann ein Sozialdemokrat Christ sein? Damals hätte der Bann von Zweifel und Verzicht, der schon in dieser Frage lag, durch den tapfern Eintritt Weniger oder Vieler von uns in die sozialdemokratische Partei gebrochen werden müssen. Statt dessen belegten wir unter dem Druck der im Staate herrschenden Ansichten die Sozialdemokratie mit dem religiös-moralischen Boykott; will sagen: wir schnitten ihr durch die Verzweiflung an ihrem ethischen Vermögen die christlich-idealistische Zufuhr ab. Welcher Wahnsinn, eine Millionenpartei, einen so großen lebendigen Ausschnitt unseres Volkes, moralisch und politisch aufzugeben! Wohl hat man dazwischen, flüchtig sich tröstend oder ernstlich darauf rechnend, eine innere Umwandlung der Sozialdemokratie erhofft. Ja wie wandelt sich denn eine Partei? Gewiß auch vermöge einer logischen Konsequenz von innen heraus; und gerade eine Partei, die wie die sozialdemokratische stark dogmatisch-philosophisch fundiert ist, erlebt notwendig in sich eine Entwicklung ihres Dogmas und damit eine Entfaltung ihres Geistes, die zugleich immer eine Veränderung bedeutet. Aber ebenso wird eine Partei verwandelt durch das Eindringen neuer Elemente. Und dieses hatte die Sozialdemokratie so nötig wie das tägliche Brot. Gerade weil sie von Haus aus eine Partei des Klassenegoismus war und also einem Prinzipe folgte, das bei einseitiger Verfolgung in die politische Unsittlichkeit führte, war sie angewiesen auf das Einströmen von Elementen, die die sittliche Korrektur ihrer Einseitigkeit mit sich

brachten. Für solche Elemente hatte aber die Sozialdemokratie von einst große Anziehungskraft. Denn die Idee des Sozialismus war eine rein positive Idee, die der politische Idealismus, wie wir ihn definiert haben, durchaus anerkennen und annehmen konnte. Es kam ganz darauf an, wie diese Idee — mit Hilfe der Arbeitermassen — im Staate sich geltend machte, welche neue Formen des öffentlichen Wesens sie gestaltete. Hierzu bedurften die Klassenkämpfer der reinen politischen Idealisten als Bundesgenossen, nicht mit ihnen zu schwärmen, sondern gerade um der politischen Technik willen. Dieser Blutzulauf wurde den Sozialdemokraten damals, als sie ihn dringend bedurfte, durch das hartnäckige Vorurteil der herrschenden Staatskunst abgeschnitten. Die Kirche stellte sich vorbehaltlos in den Dienst dieses Urteils, und unsre idealistische Gruppe erfand sich zu schwach an Zahl, Einsicht und Mut, um im Widerspruch mit diesen Mächten zum Heile des Ganzen seinen Einzug in die Sozialdemokratie zu vollziehen. Was ist die Folge? Eine zur politischen Unfruchtbarkeit verurteilte, in sich verstockte und verhärtete sozialdemokratische Partei, die mit ihrer Idee des Sozialismus im Ganzen wenig mehr anzufangen weiß, abgeschnittener als je von verwandten Geistern im Volke — und wir draußen abgeschnittener als je von diesen Millionen Gliedern unsers Volks und von der Idee des Sozialismus, die heute ohne Mitwirkung der Sozialdemokratie in unserm Staatswesen weiter zu verwirklichen fast unmöglich scheint. Wir haben ja in unsrer staatssozialistischen Gesetzgebung zur Genüge erfahren, wie der letzte Segen ausbleibt, wenn man zu Gunsten einer Klasse Gesetze schafft, ohne diese Klasse selbst in die richtige Staatsgesinnung mit hineinzuheben. Das aber hätten nur die Idealisten vermocht durch rechtzeitigen Eintritt in die Partei.

Die Versäumnis eines halben Jahrhunderts, wie sie hier vorliegt, ist wahrscheinlich nicht wieder gut zu machen. Die Sozialdemokratie ist neuerdings immer spröder geworden in der Aufnahme akademischer Personen, welche wir doch beiläufig als Vertreter unsers Idealismus in Rechnung setzen dürfen. Was aber unsre Seite betrifft, so ist uns ja in jüngster Zeit ein lauter Bußruf zur Umkehr in der Beurteilung der Sozialdemokratie beschieden gewesen aus den Alpen herüber von den schweizer Religiössozialen. Schade, daß diese schweizer Idealisten es uns durch Uebertreibungen schwer machen ihnen zu folgen. Man darf uns die empirische Sozialdemokratie nicht kanonisieren; man soll im Reiche der Idee bleiben, wenn man uns überzeugen will, daß wir ihr Gehorsam schuldig sind. Aber wenn die Schweizer drüben eben eine andere empirische Sozialdemokratie haben als wir, so gibt das freilich uns politischen Idealisten wiederum zu denken. Wir müssen uns fragen, ob nicht unser empirisches Staatswesen, unsere Monarchie mit ihrem höfischen Prunk, ihrem unverantwortlichen Regiment, ihrem offenen Sichstützen auf die privilegierten Stände doch auch die Bahnen wandelt, die eben mit der Idee der Solidarität des gesamten Staatsvolks sich nicht vertragen. Wir müssen uns fragen, ob unsre Kritik wach genug gewesen ist gegenüber diesen unsern besonderen Zuständen. Denn politischer Idealismus ist zwar voll an positiven Ideen, aber er muß seiner Natur nach kritisch auftreten. Das war schon bei den alttestamentlichen Propheten so. Die einfache Tatsache, daß die schweizer Religiössozialen total anders zur empirischen Sozialdemokratie stehen als wir, wird uns das politische Gewissen schärfen müssen.

Soweit Rade. Daß diese Erklärungen eines Mannes von der Bedeutung Rade's uns im höchsten Grade freuen müssen, ist klar. Sie freuen uns nicht bloß darum, weil sie eine Rechtfertigung unseres eigenen Verhaltens bedeuten, sondern vor allem darum, weil sie uns als wichtiges Zeichen einer Entwicklung der Dinge im Reich draußen erscheinen, die nach unserem Glauben für den Fortschritt der Sache Gottes äußerst notwendig und heilsam sein wird. In diesem Sinne besonders sind wir dem hochgesinnten Manne von ganzem Herzen dankbar und wünschen seinem Worte tiefe Wirkung.

Freilich könnten wir auch über Einiges mit ihm rechten. Wenn

er uns vorwirft, daß wir die empirische Sozialdemokratie kanonisierten, so ist das jenes starke Mißverständnis, auf das wir immer wieder stoßen. Der Sinn unserer Haltung ist völlig anders. Wir stehen zur Sozialdemokratie zum Teil gerade um ihrer Fehler willen und wir halten an ihr fest trotz klarster Erkenntnis dieser Fehler, mit einem Glauben, der bis jetzt nie wankend geworden ist, weil er sich nicht vom „Empirischen" nährt. Auch können wir die von den Deutschen regelmäßig aufgestellte Behauptung nicht zugeben, daß unsere Sozialdemokratie „besser" sei als die deutsche. Es gibt für uns ebenso große Schwierigkeiten für unsere Stellung, wie sie in Deutschland vorhanden wären, sie sind nur anders gestaltet. Doch von alledem ist vielleicht ein andermal zu reden; heute soll der Ton des Dankes herrschen.

Wir möchten hier übrigens auch die Bemerkung anschließen, daß das Gefecht, das sich zwischen uns und den Deutschen, d. h. einem Teil der Evangelisch-Sozialen, entsponnen hat, wohl abgebrochen werden darf. Wir bedauern nicht, daß es geführt worden ist. Es ist dadurch Nachdenken erregt und die Aufmerksamkeit auf die wichtigsten Probleme des heutigen Christentums gelenkt worden. Nun wird es aber wohl besser sein, der Entwicklung ihren Lauf zu lassen und durch Weiterarbeiten zu zeigen, wie man's meint. Einige große Mißverständnisse werden so am ehesten verschwinden. Die Hauptsache wird Gott tun, durch die Entwicklungen, hinter denen er steht. L. R.

Büchertisch.

Der religiöse Unsterblichkeitsglaube. Sein Wesen und seine Wahrheit, religionsvergleichend und kulturphilosophisch untersucht von Lic. Theophil Steinmann. Göttingen, Vandenhoek u. Ruprecht. 1912.

Eine gründliche philosophische Behandlung des großen Themas, die zugleich allgemein verständlich ist. Für Leute, die für eingehende religionsphilosophische Studien Zeit und Lust haben oder gerade diesem Thema auf philosophischem Wege nachgehen möchten. L. R.

Ludwig Reeg. Das verborgene Leben. C. H. Beck'sche Verlagsbuchhandlung, München.

Ein Büchlein religiöser Impressionen. Kleine und große Bilder der Natur und des Menschenwesens werden zu Sinnbildern der höchsten Wahrheit, die hinter den Dingen steht. Oft reicht der Blick in große Tiefe. Ich stelle mir vor, daß man ein solches Büchlein am besten in stille Tage, Tage des Wanderns und Ausruhens mitnähme. L. R.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wir möchten diejenigen Leser, die dazu in der Lage sind, lebhaft bitten, diese Nummer zur Zerstreuung der in Bauernkreisen gegen uns geschaffenen Vorurteile zu benutzen. Im übrigen hoffen wir auf eine lebhafte Diskussion, die auch den letzten Aufsatz von Hrn. Pfr. Hämmerli einbeziehen möge. Kürzere Voten sind willkommener als lange Aufsätze.

Redaktion: Liz. **J. Matthieu**, Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz**, Professor in Zürich; **L. Stückelberger**, Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

Das Licht der Welt.*)

Jes. 8, 11 ff.

Wie die Sonne am Himmel steht, mögen sie auch Wolkenmassen verdunkeln, wie es Tag ist, mögen die Menschen auch hinter verschlossenen Fensterläden den Morgen verschlafen, — so ist Jesus da. Mitten unter uns. Das Licht der Welt. Ob wir ihn sehen oder nicht, ist ganz Nebensache. Er ist nicht erst da, wenn wir unsre Augen aufmachen, nein, er ist da, weil er nicht anders kann, als da sein. Wir leben von ihm, ohne es nur zu wissen. Aus tausend Kanälen strömt uns sein Leben zu, wir können ohne ihn gar nicht sein. Wenn du wirklich leben, wenn du dein eigenes Leben leben willst, dann mußt du es aus seiner Quelle schöpfen. Du kannst dich ja in allen möglichen Dingen herumtreiben, von allen möglichen Mächten und Geistern regieren lassen, du kannst dein eigenes Selbst auf den höchsten Thron erheben — aber wenn du *leben* willst, dann mußt du zu Jesus kommen. Denn er ist das Leben. Du kannst ein großer Mensch sein ohne ihn, aber nicht ein lebendiger. Und wie du, so Alle, die ganze Gesellschaft. Was wir heute die soziale Frage nennen, ist aus dem Evangelium erwachsen. Der Kampf, in dem wir stehen, ist nichts anderes, als der „Krieg", den Jesus gebracht, das „Feuer", das er entfacht hat. Hinter den kleinen Gegensätzen, die jetzt noch die Parteien in Atem halten, steht der große entscheidende: Ihr könnt nicht Gott und dem Mammon dienen! Und immer entschiedener bricht dieser Gegensatz sich Bahn; immer deutlicher erscheint über den aufgeregten Wassern durch die Nacht dahinwandelnd Jesus. Die soziale Frage ist seine Frage und wird auch nur von ihm gelöst werden. Und draußen in der weiten Welt, in der Nacht des Heidentums, da geht langsam das Licht seines Namens über den Völkern auf. Durch die unermüdliche Arbeit unserer Missionare ist das Evangelium zum Sauerteig geworden, der allmählich die ganze Masse durchsäuert. Was zurzeit des Apostels Paulus eine müßige Behauptung geschienen, das fängt heute an seine Verwirklichung zu finden: Alle

*) Predigt, gehalten am 30. November 1913 in der Kreuzkirche in Zürich.

Kniee werden sich ihm beugen und alle Zungen bekennen, daß Jesus der Herr sei, zur Ehre Gottes des Vaters. Das Licht der Welt! Worin besteht sein Glanz, was gibt ihm seine Kraft?

Die Geschichte von der Ehebrecherin, die unserem Texte vorangeht, sagt es uns. Als die Pharisäer auf Jesum drangen, sein Urteil über die Sünderin auszusprechen, als sie ihn zwingen wollten, seine Stellung zum Gesetze, das die Todesstrafe über den Ehebruch verhängte, unzweideutig darzulegen, da schleuderte er ihnen das Wort ins Gesicht: Wer unter euch ohne Sünde ist, werfe den ersten Stein auf sie. Als wäre es mitten in der Nacht plötzlich Tag geworden, so traf sie dieses Wort. Sie hielten sein Licht nicht aus. Einer nach dem Andern machte sich davon. Und Jesus sprach zur Ehebrecherin: „Wenn dich niemand verdammt, so verdamme ich dich auch nicht."

Jesus verdammt nicht. Das Gesetz hat seine Rechte und Forderungen eingebüßt, es gilt nicht mehr. Eine neue Welt hebt an. In atemloser Spannung stehen die Haufen um Jesus herum. Sie ahnen die ungeheure Bedeutung dieser Stunde. Sie stehen wie geblendet da. In tiefer Stille aufhorchend. Da spricht Jesus zu ihnen: „Ich bin das Licht der Welt. Wer mir nachfolget, der wird nicht wandeln in der Finsternis, sondern wird das Licht des Lebens haben."

Er ist das Licht, weil in ihm keine Verdammnis ist. Weil er nicht zum Gericht, sondern zum Heil der Menschen gekommen, weil er den Namen dessen offenbart, der „nicht handelt mit ihnen nach ihrer Sünde, und ihnen nicht vergilt nach ihrer Missetat." Das Gesetz ist aus. Es gibt fortan kein anderes Gesetz als das der Vergebung und jedes Gesetz ist nichts anderes mehr als die Konsequenz und Kraft der Vergebung. Jesus ist das Gesetz. Er, der den Buchstaben und die Forderungen des Gesetzes in seinem Leben erfüllte, gab sich selbst dahin für die Menschen, um eins mit ihnen zu werden und sie zu füllen mit seinem Leben spendenden Geiste. In seinem Reiche erwachsen alle Gebote aus dem unerschöpflichen Grund dieses Geistes heraus, da gibt es kein Gesetz mehr, das erst verdammte, nein, da ist die Verdammnislosigkeit Gesetz. „Denn Er ist unser Friede, der aus beiden eins hat gemacht und hat abgebrochen den Zaun, der dazwischen war, in dem, daß er durch sein Fleisch wegnahm die Feindschaft, nämlich das Gesetz, so in Geboten gestellet war, auf daß er aus zweien einen neuen Menschen in ihm selber schüfe und Frieden machte." (Epheſ. 3, 14—15.) „Und hat ausgetilgt die Handschrift, so wider uns war, welche durch Satzungen entstund und uns entgegen war, und hat sie aus dem Mittel getan und an das Kreuz geheftet; und hat ausgezogen die Fürstentümer und die Gewaltigen und sie schaugetragen öffentlich und einen Triumph aus ihnen gemacht durch sich selbst." (Col. 2, 14—15.)

Kein Gesetz. Keine Forderungen. Kein Gericht, keine Verurteilung, keine Verdammnis. Keine Zwangsanstalten irgendwelcher Art. Kein Gefängnis, kein Schicksal, keine Notwendigkeiten und Unabänderlichkeiten. Kein System, keine Abstraktheiten, keine Prinzipien. Keine

Staatsgesetze, kein Recht und keine Moralherrschaft. Keine Fürstentümer und Gewaltigen, keine Mächte und Herrschaften. Keine Kirchen und Sekten. Kein Papst und keine Päpstlein. Keine Privatreligion und Privatüberzeugung, keine Glaubensstandpunkte. Kein Christentum. Denn das Alles bedeutet Verdammnis. Wo Gesetze regieren, da ist die Verdammnis. Es gibt keinen Zwang, kein Schicksal, keine Prinzipien, keine Systeme ohne Verdammnis. Verdammnis ist die Gewalt des Staates und seiner Rechtsgesetze, Verdammnis der Triumph der Moral. In der Verdammnis zeigte sich die Macht der Kirche zurzeit ihrer größten Blüte, Verdammnis ist heute noch das Kennzeichen jedes Glaubensstandpunktes. Wir messen, wir beurteilen, wir kritisieren einander umsomehr, je mehr wir Christen sind. Denn Christentum ist Gesetz, und Gesetz bedeutet Gericht. Jesus aber ist das Ende des Gesetzes. Jedes Gesetzes. Nicht nur des mosaischen. Der Geist Jesu überwindet jede Staatsform, jede Kirche, jedes Recht, jede Moralherrschaft.

„Also — sagst du mir — Auflösung der bestehenden Ordnung, Zerstörung, Anarchie?" Ja, die Auflösung, die das Gottesreich den Weltreichen, der Geist dem Buchstaben, das Leben dem Tode, das Licht der Finsternis, das ursprüngliche frische Wasser allen Tümpeln und Pfützen bereitet. Die Anarchie der Liebe. Die Liebe aber ist die einzige Macht, die nicht zerstört. Die „bestehenden Ordnungen" — was sind sie anderes, als Gewalten, die sich selbst auflösen? Liebe ist die Anarchie der Anarchie, die Revolution der Revolution, die Auflösung der Auflösung, der Tod des Todes. Wo sie regiert, da geschieht, was das Gesetz umsonst gefordert. Die Liebe hat auch ihr Gericht, ihre Strafe, ihre Vergeltung: Sie vergilt nicht Böses mit Bösem, sondern Böses mit Gutem. Sie segnet die Fluchenden, tut wohl den Hassern und Beleidigern, bittet für die Verfolger. Die Liebe hat auch ihre Mächte nnd Gewalten: tragende, nicht schlagende, helfende, heilende, bauende, nicht fordernde, gebietende, antreibende und zwängende. Sie zwingt auch, aber nicht durch das äußere Gesetz, sondern durch ihre innere Wahrheit. Sie besitzt auch ihre Notwendigkeiten: sie kann nicht anders als selbst handeln, nicht fordern. Sie ist das einzige Gesetz, das wirklich Gesetz ist: das Gesetz des Lebens. Alle ihre Gebote sind nur Fortleitungen und Entwicklungen des Lebens. Die Liebe kennt auch eine Staatsordnung: Ihr seid alle Brüder und der Nächste sei aller Diener; ein wirtschaftliches Prinzip: Sammelt euch nicht Schätze auf Erden, sorget nicht für den andern Morgen, trachtet am ersten nach dem Reich Gottes. Sie hat auch ihre Kirche und ihren Glaubensstandpunkt: Ein Leib und ein Geist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe; ein Gott und Vater unser aller, der da ist über euch allen und durch euch alle und in euch allen." (Epheſ. 4, 4—6.) Sie weiß auch von einer Völkerfrage: Friede auf Erden und an den Menschen ein Wohlgefallen. Liebe ist unendliche Fülle, unerschöpfliches Leben. Sie glaubt alles, hofft alles,

duldet alles. Sie vereinigt alles. Sie kennt keine Gegensätze. Sie ist das Element der Gemeinsamkeit. Sie erfüllt das Gesetz, denn sie überwindet das Böse. Sie überwindet es indem sie *den* Bösen liebt und den Gottlosen gerecht spricht. Was ist sie? Sie ist der Sinn des Daseins, die verborgene Quelle aller Wirklichkeit, der schöpferische Ursprung des Seins. Das Wirkliche im Wirklichen, das Seiende im Sein, das Gute im Guten ... was ist die Liebe? Ich weiß es nicht. Man kann nicht über sie reden, man kann nur *aus* ihr reden, man kann sie nur *haben*. *Gott ist die Liebe.*

In Jesus ist sie offenbar unter den Menschen. Darum ist es klar, daß alle Menschen ohne weiteres zu ihm gehören. Liebe gehört allen Menschen. Sie ist das einzige gemeinsame, das sie haben. In ihrem Lichte hören die Unterschiede auf und kommt das zum Vorschein, was sie eigentlich sind. Hier werden sie wieder Menschen — und du zweifelst noch daran, ob die Mission unter den Heiden nötig sei, die Mission des Evangeliums von Jesus Christus? Du könntest ebenso gut daran zweifeln, ob die Menschen das Leben nötig haben!

Aber diese Offenbarung bedeutet Kampf, unerbittlichen, unversöhnlichen Kampf mit der Finsternis. „Denn die Menschen lieben die Finsternis mehr als das Licht." Die Welt will nichts von Liebe wissen, und das Evangelium will von nichts anderem wissen. Die Welt läßt die Liebe als Ausnahme gehen. Jesus verwandelt jede Herrschaft in das Reich der Liebe. Liebe allein gilt hier, Gesetze und Gebote nur als Energieen der Liebe, nicht als eigene, selbständige Gewalten. Alle Kompromisse zwischen einem Reich der Liebe und einem Reich des Rechts sind ausgeschlossen. Liebe allein — oder nichts. Das Evangelium kann niemals Staatsreligion oder Kirchensatzung sein. Es kann die Rechtsgesetze sich untertan machen, aber nie ihnen untertan werden. Jedes Christentum, das sich den Mächten dieser Welt anbequemt, ist nicht mehr Evangelium, und jedes Andere, das selbst eine Herrschgewalt sein will, ist das Gegenteil des Evangeliums. Das Evangelium protestiert ununterbrochen gegen jede nicht aus dem Geist der Liebe geborene Ordnung und steht daher in einem unaufhörlichen Kampf mit den „bestehenden Ordnungen" der Gewalt. Unser ganzes gegenwärtiges Christentum ist ein Abfall vom Evangelium. Es paktiert mit den Mächten dieser Welt und verleugnet Jesum.

Aber wie ist es möglich, wenn dem so ist, daß Jesus den Anspruch erhebt, das Licht der Welt zu sein?

Die Welt will Recht, nur Recht. Die Menschen wollen, seitdem sie von Gott abgefallen sind, rechten mit ihm, nicht ihn lieben. Sie wollen ihn zur Rechenschaft ziehen können, sie wollen seine Weltregierung kritisieren, seine Existenz auf der Wagschale ihrer Begriffe wägen können. Sie wollen in ein äußerliches Verhältnis zu ihm treten, verhandeln mit ihm, Leistungen, Werke, zeremonielle und sittliche Gesetze befolgen, um seiner Gegenleistung sicher zu sein. Sie

wollen Religion, nicht Gott selbst. Alles, was Gesetz ist, verstehen sie. Gesetz ist ihnen das höchste. Was darüber ist — ist Schwärmerei. Sie preisen die lückenlose Geltung des Naturgesetzes, in dem keine Wunder Platz haben, sie verherrlichen ihre Staatsordnungen und ihre Rechte, sie sehen im Moralgesetz den letzten und höchsten Ausdruck der Wahrheit. Sie wollen verurteilen, verdammen können. Das Gute soll belohnt, das Böse bestraft werden. Jedem sein Recht. Fiat justitia, pereat mundus. Die Welt will unterdrücken und unterdrückt sein. Sie liebt die Fesseln, vergöttert die Ketten. Sie jauchzt dem Stärkeren zu und gibt ihm recht. Sie kennt nur die Gewalt des äußern Regimentes, sie weiß nichts von den innern Gewalten des Geistes. Darum hat sie Jesum gekreuzigt. Sie hat ihn nicht verstanden. Sie kann ihn nicht verstehen. Wie ist er denn ihr Licht?

Das Licht macht die tiefsten Gründe offenbar, es zündet hinab und läßt nichts unentdeckt. Hat die Welt noch tiefere Gründe als sie selber weiß, gibt es in ihr noch etwas zu entdecken, das sie nicht schon längst gefunden hätte? O gewiß! Denn sie ist etwas ganz anderes, als sie scheint. Was? Sage mir: Kennst du die Menschen, mit denen du täglich zu tun hast? — Du lässest etwa deine Blicke von hoher Warte umherschweifen über das Gewirr der Dächer und Giebel, die sich in wüstem Gemeng an dich herandrängen; verschlossene Fensterreihen schauen höhnisch und boshaft zu dir hinauf, als wollten sie dir ein schlimmes Geheimnis verbergen, das sich hinter ihnen abspielt. Welches Geheimnis? Was verheimlichen die mißtrauischen Augen der Menschen, was versteckt ihr verschlossener Mund? Alle die tausend Gesichter, die neben dir vorüberhuschen auf der Gasse — was verbergen sie? Du selbst, was willst du dir niemals gestehen? Ich will es dir sagen: eine ungeheure Enttäuschung, einen unheilbaren Schmerz, eine lauernde Verzweiflung. Die Verzweiflung am Leben. Wir leben und wissen nicht warum. Wir tragen die Last des Daseins, ohne sie zu verstehen. Wir begreifen alle die Ordnungen, Gesetze, Folgerichtigkeiten, Vergeltungen, Ursachen und Wirkungen nicht, die vom ersten Atemzug unseres Lebens auf uns einstürmen und uns gefangen nehmen ohne uns zu fragen. Wir verstehen nicht warum eine Welt ist, diese Welt und nicht lieber eine andere. Wir segnen sie, weil wir müssen. Wir segnen sie, weil wir ihr nicht fluchen können, ohne zu Grunde zu gehen. — O, gewiß, herrlich sind die Naturgesetze! Wenn wir durch die sonnenbeglänzte Flur wandeln, oder zu erhabenen Gipfeln emporklimmen, da jauchzt unsere Seele, fließt unser Mund über von strömendem Lob. Aber ein einziger Fehltritt — und du stürzest hinab in das Grauen des Todes! Dieselben Naturgesetze, die dir eine Welt farbenreicher Lust vor die trunkenen Augen zaubern, reißen dich ins Verderben, dieselbe Kraft, die dich noch eben entzückte, zermalmt dein flüchtiges Dasein. Sie gehört nicht dir, die Heimat, durch die du erhobenen Gefühles wandelst, der Boden, auf dem du stehst, begräbt dich und gibt dich den Würmern zum Fraße. O ja,

die Natur ist schön, zum Verzweifeln schön! — Mit stolzem Selbstgefühl preist der Mensch die Gesetze, die er sich selbst gegeben hat, und unter deren Herrschaft seine tätige Kraft sich entfaltet. Ein Wunderwerk ist der Staat, der die Wohlfahrt des Ganzen der Willkür des Einzelnen abgewinnt. Aber kommst du in einem unbewachten Moment mit ihm in Konflikt, so zerdrückt er dich. Der Schwache gedeiht nicht in ihm. Wer seinen Forderungen nicht mehr genügt — ob schuldig oder unschuldig — geht an ihm zu Grunde. Der Staat kennt kein Erbarmen. Wer sich nicht mehr zu erhalten vermag, den fressen die gepriesenen Gesetze. Das Gemeinwesen, das Wohl der Gesamtheit wirft ihn auf die Seite. Das Gesetz schützt die Starken und zwingt die Schwachen nieder. Es stützt sich auf das Recht und tut in seinem Namen Unrecht. Denn was ist Recht, was ist Gerechtigkeit? Und gäbe es auch ein unbestrittenes Recht für Alle — wie furchtbar, daß du nur dein Recht kennst, dein Recht verteidigen, für dein Recht einstehen mußt! Wie verwüstet der Prozeß, den du führst, dein tieferes Empfinden, die freundliche Beziehung zu deinen Mitmenschen! Gesetze und Rechte müssen ja sein, und doch, wie entsetzlich ist es, daß sie sind! Aeußerer Zwang allein ringt dem Menschengeschlecht Kultur und Bildung ab. Gewiß. Aber warum ist es so? „Nach ewigen, ehernen, großen Gesetzen, müssen wir alle unseres Daseins Kreise vollenden." Warum? — „Es ist nun einmal so." — Ja, aber warum, warum? Tausende gehen an dieser Notwendigkeit zu Grunde und die Ueberlebenden erbauen sich eine rasch wieder verblühende Kultur auf ihren Gräbern. Warum? Ja, herrlich sind unsere Staatseinrichtungen — so herrlich, daß die Revolution langsam unter ihrem Regimente heranreift. — Herrlich ist das Gesetz unseres innern Menschen, sind die erhabenen Grundsätze der Moral, in die wir uns so oft, angewidert von der Brutalität des Außenlebens zurückziehen, gewiß, daß uns hier das friedliche und ideale Licht einer Wahrheit empfängt, die uns die Härten des Daseins vergessen macht. Die Härten des Daseins? Sind sie nicht gerade darum so unerträglich, weil sie im Lichte der Moral stehen? Ist es wahr, sind die erhabenen Moralgesetze unsere Erquickung? Sind sie nicht im Gegenteil unsere Qual, größer und schmerzlicher als die des äußeren Gesetzes? Wie mancher, der die Gesetzesstrafe verwunden hat, geht an dem Gericht zu Grunde, das die Moral aus tausend spähenden Augen, von tausend redseligen Lippen auf ihn wirft! O, diese Augen! Diese vom Bewußtsein der Moral geschärften, vom Lichte der Wahrheit heller gemachten Augen! Diese Augen, die um so schärfer sehen, je frömmer sie sind! Die alles sehen, in alles hineinleuchten, alles erraten! Frage die Gefallenen, die Sünder und Verachteten alle, was wie Gift auf ihr letztes, tieferes Empfinden, auf ihre letzten Entschließungen zum Guten wirkt, und sie werden dir sagen, daß es das Gute selbst ist, das Gute in der Form eines Gesetzes, das um so schärfer und lückenloser gilt, je vortrefflicher sein Wahrheitsgehalt ist. Ja, erhaben und wunderbar sind die Sittengesetze

in unserer Brust, so wunderbar, daß Tausende an ihrem Gericht sich ihre Verdammnis holen!

Sage mir: bist du das, was die Gesetze alle aus dir gemacht haben? Bist du dein Charakter, oder ist derselbe nur die harte Schale um dein eigentliches Selbst? Antwortet mir: Leben wir wirklich oder spielen wir nur Leben? Meinen wir's wirklich so, wie wir's treiben, oder verbergen wir hinter unserer Maske noch ein ganz anderes, ein eigentliches Ich und Du? Ist's uns nicht, als möchten wir's oft in die Welt hinausschreien: o glaubt uns nicht, wir sind gar nicht so, wie wir reden und handeln, es redet und handelt in uns, wir selbst sind versteckt und gebunden! Wir haben Heimweh. „Aus der Jugendzeit klingt ein Lied mir immerdar." Wir möchten zurück in die Unschuld, in die Welt ohne Harm und Qual, ins verlorene Paradies, wo kein Wechsel des Lichtes und der Finsternis ist, wo die Sonne der Liebe uns ewig strahlt, dahin, wo das Kindliche, die Einfalt, die Wahrheit, das Leben, das ewig Selbstverständliche wohnt, in die Freude und in das Wohlgefallen des himmlischen Vaters, wovon uns das Lied singt. Das wunderbare Lied tief im eigenen Herzen. Wir alle hören seine Melodie. Den Künstler begeistert sie zum unsterblichen Werke, dem Denker zaubert sie Idee um Idee vor den staunenden Geist, dem Elenden gießt sie Mut und Hoffnung ins Herz. Es singt und klingt von einer höhern Welt, wir hören und müssen hören, denn was es singt, ist wahr, ist Klang aus der Heimat. Warum, wenn wir doch nur Staub vom Staube sind, bloße vorübergehende Gebilde der sichtbaren Welt, nähren wir diese Sehnsucht im Herzen? Warum haben wir Heimweh, wenn es doch keine Heimat gibt? Warum ist diese Welt, in die wir doch hineingeboren worden, deren Wesen wir doch von Anfang an in uns aufgenommen, nie unsere Heimat, kann sie es nie sein? Warum, wenn es keine Ewigkeit gibt, lieben wir sie aus tiefster Seele?

Ja, es ist so: Wir lieben, darum leiden wir so sehr in einer Welt, die nur Gerechtigkeit kennt. Die Liebe allein kann geliebt werden, und dadurch, daß wir lieben, beweisen wir, unserem eigenen Stolze zum Trotz, daß es eine Liebe gibt. Wir könnten uns nicht aufbäumen gegen sie, wenn wir sie nicht kennten; wir hassen nur darum, weil wir eigentlich lieben. Wir preisen die Gerechtigkeit nur, weil wir uns unserer Liebe schämen. Weil wir uns schämen unserer tieferen Empfindungen, darum umschnüren wir uns mit den Panzer des harten Rechtes. Aber es ist uns nicht ernst damit. Unsere stolze Gesetzlichkeit ist uns ein fremdes in der Gottesferne angelerntes Element, ein in der Winterkälte der Gottlosigkeit angezwungenes Kleid, das wir von uns werfen, wenn uns die Sonne des Evangeliums grüßt. All' unser Schelten, Richten, Verdammen, unsere ganze Unerbittlichkeit ist falsch verstandene, sozusagen gefrorene Liebe. Wir können nicht anders, wir sind nun einmal, was wir sind: Wir müssen lieben. Wo die Liebe fehlt, da ist die Finsternis.

Finsternis. Du steigst einsam durch den schwarzen Wald hinauf. Tastend und angstvoll. Denn neben dir knackt und raschelt es und huscht es vorbei, um dich herum greift und haftet es, Hände die sich anklammern, Füße, die sicheren Grund suchen. Geschrei, Gestöhn, Jammer und Gelächter von allen Seiten. Und tief unter dir das Brausen des Stromes, in den die hinabgleiten, die sich nicht zu behaupten verstehen. Du willst dich festhalten, du greifst nach etwas, es ist eine weiche Masse, sie wehrt sich, springt auf, dir an den Hals, umklammert deine Handgelenke, der Kampf ist da. Du mußt kämpfen, willst du nicht unterliegen. Kämpfen gegen etwas, das du gar nicht kennst, kämpfen einfach, weil es Nacht ist! — Das ist unser Leben. Wir kriegen, hassen, töten, weil wir einander nicht sehen. Du siehst deinen Nachbarn nicht und er sieht dich nicht. Du bist ihm und er dir ein Gespenst. Ein Mensch kennt den andern nicht, eine Klasse die andere, ein Volk das andere nicht. Wir tappen in der Nacht unseres irdischen Daseins herum, streben gegen einander, ohne unsern eigenen Willen, getrieben vom Gesetz des Lebens. Wir müssen, wir werden gestoßen, von allen Seiten stürmts auf uns herein, tausend Gewalten zwingen uns, in tausend Gegensätzen taumeln wir daher und wissen nichts, erkennen nichts, sehen nichts.

O Licht, Licht!

Der große Heide Plato malt uns in seiner meisterlichen Art das Bild unseres Lebens wie folgt: In einer Höhle sitzen, das Gesicht nach innen gekehrt, angeschmiedet, unvermögend den Kopf zu wenden, eine Menge Menschen. Vor der Höhle führt ein Weg vorbei, auf dem die draußen Befindlichen wandeln. Und wenn sie vorüberkommen, so zeichnet sich ihr Schatten auf der Innenseite der Höhle ab, tönt dumpf und unverständlich ihr Wort in den Ohren der Gefangenen. Alles was die sehen und hören, weil sie nie etwas anderes gesehen und gehört, das nehmen sie für die Wahrheit selbst, den Schatten für den Körper, den dumpfen Ton für das Wort. Sie wissen nichts von der wahrhaftigen Welt. Sie kennen kein anderes Leben als das in der Höhle. Sie haben das Licht nie gesehen. Käme einer von ihnen ans Licht hervor und an die sonnenbeglänzte Welt, er meinte, weniger zu sehen als in der Höhle, weil in seine blöden Augen die übermäßige Fülle des Lichtes sich ergöße. Aber bliebe er und gewöhnte er sich ans Licht, dann würden ihm die Augen aufgetan für die wahre Welt und er wollte nie mehr zurück. Und wenn es ihn triebe, seinen Mitgefangenen von früher Kunde vom Licht und der wahrhaftigen Welt zu bringen, wenn er ihnen erzählte von dem wirklichen Leben, dann würden sie meinen, er sei von Sinnen geworden, ihn auslachen, verspotten und mißhandeln, denn sie würden es ihm nicht glauben. . . .

Jesus ist gekommen und hat uns die Kunde gebracht. „Wir sahen seine Herrlichkeit, als des eingeborenen Sohnes Gottes voller Gnade und Wahrheit". Wer ist er? Verstehen wir ihn? Ertragen

wir sein Licht? Wie gut können wir mit den Pharisäern fühlen, die geblendet von seinem Glanze nicht glaubten und von ihm die Legitimation seines Auftretens verlangten: du zeugst von dir selbst, dein Zeugnis ist nicht wahr. Unsere blöden Augen, an die Dämmerung gewöhnt, vermögen nur eins ums andere zu fassen, eines aus dem andern abzuleiten. Wir müssen historische, naturwissenschaftliche, rechtliche u. a. Beglaubigungen haben, bevor wir Vertrauen schenken können. Das Ursprüngliche, das aus der Tiefe, alle Zusammenhänge sprengend, aufbricht, ist uns unheimlich. Was sich selbst beglaubigt, was seine Legitimation aus der eigenen Wahrheit schöpft, was keinen andern Heimatschein als den, den ihm Gott selbst ausgestellt hat, vorzuweisen, vermag, das ist uns ein Rätsel. Legitimiere dich — so hat das offizielle Christentum, so haben die Priester und die Lehrer desselben mit den Pharisäern bis zum heutigem Tage gesprochen. Das Licht muß sich vom Schatten, die Quelle vom Bächlein, der Ursprung vom Gewordenen richten lassen. Gegen Jesum stellen die Menschen ihr Priestertribunal auf. Aber da vertauschen sich die Rollen. Jesus ist Richter und unsere Gerechtigkeit das Gerichtete. In seinem Lichte wird unsere Finsternis offenbar. Wir haben nur Rechte, nur Gesetze, nur Verdammnis, weil wir in der Finsternis sind. Jesus aber hat den Vater. Jesus hat den Ursprung, von dem wir abgefallen sind. Jesus hat die Liebe, deren Mißachtung unsererseits erst dem Gesetze gerufen, Jesus hat die Einfalt, die unseren Zersplitterungen und Gegensätzen ein Ende macht. Jesus hat das, dessen Einbuße uns die Gewalten und Mächte, Fürstentümer, Throne, Herrschaften, Staaten, Kirchen, Parteien, Systeme, Meinungen, Satzungen, Zeremonien, Standpunkte; die Notwendigkeiten, Schicksale, Unvermeidlichkeiten, Verhängnisse; die Gesetze, Gebote, Pflichten, Rechte, Verordnungen, Paragraphen; die Tribunale, die Verurteilungen, die Verdammnis eingebracht hat: das Leben.

Jesus hat den Vater. Aus Jesus redet und handelt — Gott. Hier ist heiliges Land. Gott selbst spricht zu dir. Da hört das deinige auf, Gott fängt an. Da gilt nichts mehr, keine Religion, kein Recht, kein Christentum und kein Heidentum, Gott allein. Nicht das Gottesdogma. Nein, Gott selbst.

Und du zweifelst noch daran, daß dieses Evangelium die ganze Welt erfüllen wird? Zweifelst heute noch, da wir alle von der innern Wahrheit des Evangeliums ergriffen wieder anfangen auf Jesum aufzumerken? Rasch ändert sich das Angesicht der Welt. Die Götzen stürzen, Jesus wird uns neu geboren. Alles harrt seiner. Die Geringen erstehen aus dem Staube. Die Gewaltigen sinken vom Thron. Die Weltmächte zittern, die Schwachen werden stark, die Schatten verschwinden, die Finsternis vergeht — es kommt der Tag, da wir, ausgerüstet mit dem vollen Sieg des Evangeliums, den Heiden nicht mehr nur ein Christentum irgendwelcher Konfession, sondern ihn selbst, Jesum, bringen werden, das Licht der Welt. H. Kutter.

Das Reich Gottes ist mitten unter euch.

Die Weihnachtskunde ist, daß Gott zu den Menschen gekommen sei und unter ihnen „Wohnung gemacht" habe durch Jesus Christus. Das ist der eigentliche Sinn des Weihnachtsfestes. Er wird verflacht, wenn man ihn einschränkt auf das „Friede auf Erden", auf die durch Jesus verkündigte Botschaft von der Bruderliebe; er wird aber auch nicht dadurch erfaßt, daß man sonst noch allerlei zu sagen weiß über das Große, das Jesus in die Welt gebracht habe. Das mag ein andermal gesagt werden; es ist Gelegenheit genug dafür da; Weihnachten aber soll den Menschen das Eine sagen: daß das Reich Gottes mitten unter uns sei. Alles andere: Friede auf Erden, Bruderliebe, eine neue Menschheit und was Jesus sonst Großes gebracht, erhält um Weihnachten nur auf diesem Hintergrund seinen festlichen Wert.

„Das Reich Gottes ist mitten unter euch." Das ist eine der beiden großen Losungen des neuen Testaments. Die andere ist, daß das Reich Gottes kommt. Beide scheinen einander aufs Schärfste zu widersprechen. Auf der einen Seite heißt es: „Das Reich Gottes soll erst noch erscheinen" und auf der andern: „Es ist schon vorhanden"; es ist eine Hoffnung, ist aber zugleich ein Besitz; wir sollen bitten: „Dein Reich komme" und sollen doch sieghaft und selig sein als solche, die schon Bürger dieses Reiches sind. Schließt nicht das Eine das Andere aus? Wie können wir einen solchen Widerspruch ertragen? Die Antwort muß auch hier, wie öfters, lauten: Gerade dieser Widerspruch schließt uns die Tiefe der Wahrheit auf; anstatt die Botschaft Jesu zu vernichten, verleiht er ihr vielmehr die wunderbarste Lebendigkeit. Er gehört zu der ganzen Reihe von Widersprüchen, die sich durch das neue Testament ziehen: daß das Reich Gottes ganz göttlich ist und ganz weltlich, ganz jenseitig und ganz diesseitig, ganz innerlich und ganz äußerlich, ganz Gottes Gabe und ganz des Menschen Aufgabe, ganz mystisch und ganz unmystisch, ganz sozialistisch und ganz individualistisch. Eine rein verstandesmäßige Betrachtung nimmt daran Anstoß und sucht den Widerspruch jeweilen dadurch zu beseitigen, daß sie bloß den einen der beiden sich streitenden Sätze behauptet und den andern leugnet. So entsteht unendlicher Streit um den Sinn des Gottesreiches Jesu. Seine Wahrheit wird in zwei Hälften zerschnitten und von jeder Hälfte behauptet eine Partei, sie sei das Ganze, die andere vermeintliche Hälfte sei unecht. In Wirklichkeit gehören beide zusammen. Gerade aus diesen Widersprüchen quillt der Reichtum des Evangeliums, aus ihrer Spannung entsteht sein Leben. Nun müssen wir aber erklären, daß es sich doch nicht eigentlich um Widersprüche handelt, sondern bloß um Gegensätze, um das, was man etwa eine Antinomie nennt, was wir aber auch die Polarität des Lebens nennen können. Die zwei Sätze, die sich zu streiten scheinen, bilden die innerlich zusammengehörigen Bestandteile einer Wahrheit. Der

ogische Widerspruch löst sich in Lebenseinheit auf. In diesem Sinne gehört beides zusammen: „Dein Reich komme“ und „Das Reich Gottes ist mitten unter euch“. Beide Losungen stammen von Jesus, beide sind Eckpfeiler seiner Verkündigung.

Es ist lehrreich, die Geschichte des zweiten dieser Worte zu verfolgen. Sie spiegelt die ganze Entwicklung der Sache Jesu und der Christenheit wieder. Jesus hat das Wort gesprochen als Antwort auf die Frage: „Wann kommt das Reich Gottes?“*) Darauf hat er erwidert: „Das Reich Gottes kommt nicht mit Aufsehen (Luther: ‚mit äußeren Gebärden‘), noch wird man sagen: siehe es ist hier oder es ist dort. Denn siehe, das Reich Gottes ist [mitten] unter euch.“ Nun hat man aus dem „[mitten] unter euch“ ein „inwendig in euch“ gemacht. In dieser Form ist es den Meisten allein bekannt; in dieser Form gilt es als Zusammenfassung der Botschaft Jesu und beste Ausprägung seines Sinnes und Willens und ist es denen lieb, die aus dem Evangelium gern eine tiefsinnige Philosophie machen; in dieser Form aber wird es besonders auch denen entgegengehalten, die behaupten, daß nicht nur das sogenannte innere Leben, sondern die ganze Wirklichkeit die Stätte sei, wo Gottes Reich herrschen solle. Es ist aber ganz undenkbar, daß die Uebersetzung: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch“ den Sinn des Wortes Jesu richtig wiedergäbe.**) Das Wort ist an die Pharisäer gerichtet. Sollte Jesus zu ihnen gesagt haben: „Das Reich Gottes ist inwendig in euch,“ während er ihnen gleichzeitig vorwirft, daß sie übertünchte Gräber seien, auswendig schön geschmückt, inwendig aber voll Moder und Totengebein? Das ist beinahe unmöglich. Auch widerspricht diese scharfe Scheidung zwischen „Innen“ und „Außen“ ganz der uns sonst bekannten Art Jesu, der gerade auch das „Außen“ wichtig ist und für die jedenfalls „Außen“ und „Innen“ gleich völlig dem Herrschaftsbereich Gottes eingeordnet sind. Diese Unterscheidung stammt vielmehr aus der griechischen Denkweise, die ins Christentum eingedrungen ist, und die Geschichte des Wortes Jesu spiegelt also jene Veränderung wieder, die aus dem Wort vom Gottesreich das Christentum gemacht und das Feuer der Weltumgestaltung und der Welterlösung, das von dem lebendigen Gott ausgeht, in das ewige Licht verwandelt hat, das im mystischen Heiligtum der einzelnen Seele brennt, wenn sie sich in Gott versenkt und sich in Gott genießt.

Jesus sagt seinen Gegnern: „Ihr suchet das Kommen des Reiches Gottes in irgend welchen besonderen Ereignissen, besonderen Erweisungen. Ihr spähet nach ihm aus, erwartet es als vom Himmel mit Gepränge auf die Erde herabfahrend. Ihr rechnet mit künstlichen Gedanken aus, wann es wohl komme und wie, und wollt mir eine Falle stellen, indem ihr mich fraget: Wann kommt es, dieses Jahr oder nächstes? Dabei seht ihr es nicht, wo es wirklich ist. Wenn ihr

*) Vgl. Lukas 17, 20—21.

**) Sprachlich scheinen beide Uebersetzungen ungefähr gleich gut möglich zu sein.

Augen hättet für das Reich Gottes, dann sähet ihr die gewaltige Bewegung, die mitten unter euch entstanden ist, das Gähren der Gedanken, das Sehnen der Herzen, das Aufgehen der Augen der Blinden, das Lebendigwerden der Toten, das Aufbrechen von Kräften neuen Lebens, dann sähet ihr (so dürfen wir wohl Jesu Gedanken auslegen, denn er durfte so sprechen), daß es da ist in mir und den Meinen; daß wir in unserem Wesen und Leben es schon haben. Es kommt nicht erst, es ist schon da."

Verliert das Wort so etwa seinen Wert? Wird es flacher? Nein, es verliert wohl etwas vom Glanze philosophischer Mystik, aber es wird in Wirklichkeit tiefer, großartiger, strahlender, erleuchtender, es wird der mächtige Ausdruck der einen Seite der Wahrheit, die Jesus vertritt: „Das Reich Gottes ist schon da." Diese Wahrheit ist aber ein Bestandteil seiner ganzen Botschaft. Unabhängig von der Auslegung des einen Wortes, die auf manche Art irren kann, strahlt sie aus Jesus und seiner Botschaft hervor: „Das Reich Gottes ist da." Und das ist, es sei nochmals gesagt, die eigentliche Weihnachtsbotschaft.

Ich meine aber, es sei gut, wenn wir diese Botschaft recht tief zu erfassen suchen und sie recht stark auf uns wirken lassen. Wir sind ja gewohnt auf die andere Losung das Gewicht zu legen: daß das Reich Gottes ein kommendes sei. Es ist das notwendig gewesen und wird es noch lange bleiben, weil diese Wahrheit der Christenheit fast verloren gegangen ist. Aber es ist wichtig, daß wir auch die erste Losung zu ihrem Rechte kommen lassen: „Das Reich Gottes ist auch schon da."

Es ist da; es ist mitten unter uns. —

Wie ist es da? Wir wollen die einfachste und kürzeste Antwort geben: Es ist da in Jesus Christus selbst. Er ist das Reich Gottes. Mit ihm hat dieses sich auf der Erde angesiedelt. Mit ihm ist der neue Aeon da, mit ihm die Weltwende erschienen. Nicht umsonst beginnen wir unsere Zeitrechnung mit seinem Eintritt in die Welt. Die Welt ist anders geworden dadurch, daß Jesus darin ist. Er ist das Licht der Welt. Dieser alte Ausdruck für seine Bedeutung sagt wundervoll, was sonst schwer in Worte zu fassen ist. Es ist durch Jesus in der Welt hell geworden. Gewisse Dunkelheiten sind gewichen, die schwer auf der Welt lasten, welche außerhalb seines Lichtscheins steht und die vor ihm auf aller Welt lasteten. Es ist die Welt des Vaters geworden. Als Vater tritt Gott uns in Jesus innig nahe. Wir sind nicht mehr fern von ihm. Wir sind in seinem Reich. An Stelle der Fremdheit, die auch bei den Gottnächsten vor und außer Christus sich zwischen Gott und den Menschen legt, ist eine innige Vertrautheit getreten. Noch sind Rätsel und Dunkelheiten genug da, aber das Licht ist doch da und damit trotz allem Dunkel die Gewißheit, unbesiegbar immer wieder aufbrechend, ja gerade aus den Dunkelheiten aufbrechend: „Der Vater lebt!" Auch in der verzweifeltsten Seele redet nun noch, wenn auch nur halb gehört, das Wort: „Die Welt ist des Vaters!" So ist die Welt voll

geworden vom Licht Christi und damit Gottes voll. Auch in die Heidenwelt ist es gedrungen, nicht etwa bloß durch die Mission, sondern sozusagen unsichtbar, von den Tiefen her, neues Leben und neue Lebensstimmung schaffend. Dieses Licht hat, wohin es reichte, den Bann der Mächte gebrochen, die die Seelen am meisten knechten. Gebrochen hat es die Schicksalsangst, die schwer auf dem Heidentum lag und teilweise noch liegt. An ihre Stelle ist getreten das Gefühl der Geborgenheit in einer höchsten Macht, die uns kennt und liebt. Wohl wandelt auch unter uns diese Angst das Menschenherz an, aber sie hat nicht mehr den alten Schrecken, die alte Unbesiegbarkeit; es ist ein Weg in die Freiheit aufgetan, es ist eine Herrschaft zerbrochen. Das Reich Gottes ist da, wir atmen darin auf, wenn das Meduſenhaupt vor uns auftaucht. „Trotzdem werden wir Sieger sein und am Ende alles gut." Die Furien haben keine Herrschaft mehr. Auch der Schuldbann ist zerbrochen. Wohl ist auch heute die Schuld der Uebel größtes und die Erlösung davon vielen ein verborgenes Gut und dunkles Wort; trotzdem kann die Verzweiflung nicht mehr so finster sein, wie zuvor. Wo auch nur ein letzter Strahl vom Lichte Jesu hinfällt; da kommt mit ihm die, wenn auch nur leise sprechende, Botschaft von der Vergebung und Lebenserneuerung. Und nicht nur der Bann der Schuld, auch die Macht der Sünde selbst ist gebrochen. Wohl ist sie noch groß genug und manchmal scheint sie gerade durch das Licht Christi zu riesenhafter Entfaltung gereizt zu werden, aber das Licht fällt auf sie und davor besteht sie nicht. Es ist ihr wie die Kraft zerbrochen; es ist in der Welt eine stärkere Kraft da. Es ist Einer eingedrungen in des Starken Haus und hat ihn gebunden.*) Ja, auch die Macht des Todes ist gebrochen. Wohl liegt auch er noch schwer auf uns, und doch, es ist nicht mehr die alte Finsternis, es ist ein Leben, eine Hoffnung da, die stärker sind als die Todeswelt, und die die Seele nicht vollständig versinken lassen; eine Lebenswelt ringt mit der Todeswelt und entreißt dem König der Schrecken die Krone den Stab der Herrschaft. Die Not der Krankheit lichtet sich. Sie ist nicht gehoben, aber vom Leben Christi her dringt eine Welt der Hilfe und des Trostes auf sie ein. Es ist auch die Kälte der Welt, die aus dem selbstischen Wesen stammt, gebrochen; denn es ist Liebe in die Welt gekommen. Kalt genug ist es immer freilich noch, aber diese Liebe ist doch auch da. Sie berührt unser Herz; wir brauchen nicht ganz zu erfrieren. Sie wandelt suchend, rettend, kämpfend umher. Sie ist nicht herrschende Königin, sie wandelt verkannt und in Lumpen, aber sie ist da und sie ist hoch und göttlich, ein Wunder. Die Welt wird durch eine Kraft im Tiefsten erregt, daß sie nicht bleiben darf, wie sie ist. Es ist eine Unruhe in unserer Welt, die sie nicht in Wintertod erstarren oder in Trägheit entschlafen oder im Sumpf ersticken läßt. Es treibt die Menschen um in Seelennot und ringenden

*) Vgl. Matthäus 12, 29.

Gedanken; wunderbar brechen aus den Herzen neue Hoffnungen und Ideale, neuer Glaube, neue Liebe. Das ist die Kraft, die von Jesus her in die Welt ergossen wurde; eine solche Kraft arbeitet nur in der von ihm berührten Welt. Ich nenne es die Kraft des Unbedingten. Es ist die Kraft, die von dem Gott ausgeht, der der Eine ist, der Heilige und Gütige und in allem der Lebendige. Die Unendlichkeit und Unerbittlichkeit der sittlichen Forderung, wie die Unendlichkeit und Unerschöpflichkeit des Erbarmens versetzen beide gleich stark die Welt in Gährung. Beide sind im Licht Christi vereinigt und dadurch richtet und rettet es die Welt. Diese Unbedingtheit wird ein Feuer, das immer wieder in die Welt strömt, ein Schwert, das in ihr die Zwietracht zwischen Gut und Böse erzeugt. Sie ists, die in ihr diese Unruhe schafft, welche über Ungerechtigkeit und Laster, Haß und Mord, Not und Qual, Weltbann und Todesnot vorwärts drängt einer höheren Welt entgegen, der Welt entgegen, die Jesus zeigt, der Welt Gottes und des Menschen.

So ist das Reich Gottes da. Wir schauen sein Walten, wir schmecken seine Kraft. Wir sind schon in des Vaters Reich. Es scheint in der Welt das Licht Christi, es wirkt in ihr sein Kreuz und seine Auferstehung. Es ist schon mitten unter uns.

Das gilt aber nicht nur so im Allgemeinen, es gilt gerade auch von unserem Geschlecht, gilt im Besonderen auch von bestimmten Erscheinungen und Bewegungen der Zeit. Es ist schon oft gesagt worden, muß aber in diesem Zusammenhang aufs Neue gesagt werden: Was heute in der Welt sich emporringt aus Kräften des Guten, was nach einer neuen Gerechtigkeit hinarbeitet und hindrängt, auch was bloß als gewaltige Gärung darin wirkt, ist das nicht verwandt mit jener Bewegung, von der, wenn wir recht auslegen, Jesus gesagt hat, daß darin das Reich Gottes vorhanden sei? Es ist darin freilich nicht in seiner Reinheit und Vollendung enthalten, aber als Gährungsstoff, als Erzeuger der Unruhe. Aber die Frommen sehen es in der Mehrzahl so wenig als die Weltleute. Sie können sich das Reich Gottes nur als etwas Besonderes denken, als eins, das mit „äußeren Gebärden" kommt, in irgend welchen religiösen, zum voraus bestimmten, Formen, in dieser oder jener Kirche oder Gemeinschaft. Sie schreiben darüber viele Bücher und reden viel davon — und sie sehen nicht, daß es da ist, da ist im scheinbar Alltäglichen, ja Geringgeschätzten, da ist als eine Kraft, die die Welt verändert, da ist als tiefe Bewegung der Geister, da ist als Verheißung, aber auch als Forderung, da ist als Not wie als Hoffnung, als Kampf wie als Frieden. Das Wort Jesu, so wie wir es verstehen, sollte uns eine Anleitung sein, auf diese Weise das Reich Gottes zu sehen, wo es wirklich ist. So könnte es, kann es eine große Bedeutung gewinnen.

Aber wie, fallen wir mit dieser starken Betonung der Gegenwärtigkeit des Gottesreiches nicht von unserm eigensten Gedanken und unserer bisherigen Stellung ab? Wird dadurch nicht das Verlangen

nach dem kommenden Reiche gelähmt? Gelangen wir so nicht zu dem Standpunkt jenes Christentums, das in dem Gefühl, daß wir ja das Christentum hätten und die Dinge eine Ordnung seien, sich Sehnsucht und Hoffnung erspart? Wollen wir gar der Sattheit Vorschub leisten?

Ich denke doch, daß der Unterschied zwischen dieser Stellung und der unsrigen auf der Hand liege. Diese Art von Christentum hat weder eine starke Zukunftshoffnung, noch einen frohen Gegenwartsbesitz. Es ist damit zufrieden, daß das Christentum da ist, das will heißen: die christliche Lehre, die christliche Sitte, die christlichen Einrichtungen. Es freut sich, daß der Einzelne einen Weg hat, auf dem er für sich das Heil erreichen kann, das gerade er begehrt. Das Reich Gottes aber ist ihm ein schattenhafter Begriff oder es ist einfach das Jenseits des Grabes. Dieses Christentum lebt in ganz andern Gedanken als wir. Unsere Frage besteht für es nicht. Was aber uns betrifft, so gehören für uns die beiden Sätze: „Das Reich kommt" und „Es ist da" notwendig zusammen. Keine dieser Wahrheiten kann für sich allein leben. Wir könnten nicht auf das kommende Reich hoffen, wenn wir davon nicht schon einen Gegenwartsbesitz hätten. Was davon schon in der Welt ist, gibt uns die Zuversicht auf das, was sich noch gestalten wird. Wenn das Reich nicht schon da wäre und wirkte, anders gesagt: wenn nicht Jesus in der Welt stünde und wirkte, dann könnten wir gar nicht oder nur schwer glauben, daß die Welt noch einmal Gott gehören werde. Umgekehrt könnten wir an dem, was vorhanden ist, keineswegs Freude und Ruhe finden, wenn es nicht durch die Hoffnung ergänzt würde, wenn uns nicht die Anfänge Bürgschaft wären für die Fortsetzung und Vollendung.

Denn das ist ja klar: das Reich Gottes ist zwar schon da, aber es ist nicht vollendet. Das gilt von allem, was wir vorhin ausgeführt haben. Wir leben in der Welt des Vaters — und doch muß diese Welt noch immer mehr als des Vaters Welt deutlich werden. Gott ist als Vater herausgetreten, aber die Fülle dieser Offenbarung muß sich enfalten, diese Wahrheit neue Tiefen und Weiten erschließen und in diesem bestimmten Sinne uns immer neue Offenbarung werden. Die Schicksalsangst ist gebrochen — aber wir hoffen auf einen immer heller werdenden Tag in der Gemeinschaft von Gott und Mensch. Die Schuldqual ist gelöst — aber die Botschaft von der Vergebung der Sünden kann und muß noch mit ganz anderer, heute kaum geahnter Macht, Klarheit und Herrlichkeit über die Seelen kommen. Die Macht des Bösen ist gleichsam im Zentrum besiegt — aber wir müssen in den Einzelkämpfen noch Siege erringen, an die heute auch die wahrhaft Gläubigen kaum zu glauben wagen, zum Beispiel auch an den Sieg über das furchtbare Uebel der Prostitution. Wir haben im Kampf gegen die Krankheit viel Land gewonnen, aber die Verheißung, die in Jesus dem Arzt liegt, muß noch in viel größerem Stil erfüllt werden. Der Tod hat seine stärkste Gewalt verloren, aber die Todesschatten

müssen noch einem viel siegreicheren Osterlichte weichen. Die Liebe ist da, aber sie muß wirkliche Königin werden. Die soziale Erlösung hat begonnen, aber die schwersten Kämpfe und besten Siege stehen ihr noch aus. Es wirkt in der Welt das von Jesus entzündete Feuer, es schneidet sein Schwert — aber dieses Feuer muß noch zu ganz anderen Flammen aufschlagen, dieses Schwert noch ganz andere Kämpfe erzeugen und streiten. Kurz: die Erlösung durch Jesus ist vollbracht, aber sie muß sich in der Welt noch völliger auswirken. Man darf vielleicht sagen, daß wir in gewisser Hinsicht noch in den Anfängen sind, daß das Ungeheure, was geschafft worden ist durch die christliche Geschichte — trotz den Mängeln, Irrtümer und Sünden der Christen! — erst eine Basis bilde für die großen kommenden Siege und Erlösungen. Das Reich Gottes ist erschienen in seiner völligen Wahrheit, aber es muß sich völlig auswachsen und völlig siegen. Das Reich Gottes ist in der Welt als ein Kindlein in der Krippe, auf Stroh gebettet, von Wenigen recht gekannt und geliebt, von den herrschenden Mächten zu Tode bedroht. Es muß wachsen, kämpfen, leiden, gekreuzigt werden und auferstehen. Das Große, das ist, weissagt das Größere. Es ist eine neutestamentliche Anschauung, daß das Größte des Gottesreiches nicht hinter uns, sondern vor uns sei. Im Besitz des Gottesreiches *warten* wir doch eines neuen Himmels und einer neuen Erde.

Aber daß das Reich doch schon da, die Erlösung doch schon vollbracht ist, dies zu wissen schafft uns eine große Hilfe. Ganz anders stehen wir damit den Weltmächten gegenüber. Sie imponieren uns nicht mehr so. Die Welt ist anders, weil Jesus darin wirkt. Die Macht des Widergöttlichen ist innerlich gebrochen. Mögen diese Weltmächte noch so groß dastehen und ihr Trotz und Stolz bis zum Himmel reichen, es ist nur Schein.

„Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt
So tut er uns doch nichts,
Das macht, er ist gericht,
Ein Wörtlein kann ihn fällen.

Dieses Wörtlein ist der *Glaube*, nicht der dogmatisch zurechtgeschnittene Religions- und Theologieglaube, sondern der wirkliche Glaube an Jesus, der Glaube an den Sieg, der mit ihm gegeben ist und mit ihm völlig werden kann.

Darum ist es gar wichtig, daß wir an das Reich, das schon da ist, glauben lernen, daß wir die Welt und die Weltbewegungen mit einem Auge des Glaubens ansehen und nicht mit einem Auge des Unglaubens, als eine Welt, wo die Kraft wirkt, die Jesus Christus lebend, sterbend und auferstehend in sie ergossen hat, und die nicht dem Bösen gehört. Wir können mit diesem Auge des Glaubens auch in Erscheinungen, die eine schlimme, gefahrdrohende Seite haben, Gottesreichsgedanken am Werke sehen. Wir müssen das Reich, das da ist, sehen, dadurch helfen wir, daß es kommt. Glaube an den

Sieg, der bereit liegt und verhalte dich darnach, und der Sieg ist gewiß!

Es erzeugt also das Vertrauen zu der Gegenwärtigkeit des Gottesreiches nicht eine Erschlaffung, sondern wird zur Vorbedingung einer starken Spannung auf die Zukunft hin. Aber wir können und sollen nicht immer angespannt sein, wir haben auch Entspannung nötig. Die Richtung auf die Zukunft hin erzeugt eine gewisse Unruhe und könnte zuletzt zu innerer Leere führen. Es könnte geschehen, daß wir ob lauter Vorwärtsdrängen die Kraft zum Vorwärtskommen verlören. Darum ist es gut, daß wir neben der Unruhe auch die Ruhe haben, neben dem Hoffen das Besitzen; darum ist es gut, daß wir von Zeit zu Zeit versinken dürfen in die Seligkeit des Habens, in die Gegenwärtigkeit des Höchsten, daß wir im Beginn schon das Ende, in der Verheißung die Erfüllung, im Teil das Ganze genießen und darin zufrieden sein dürfen; darum ist es gut, daß wir mitten in einer chaotischen, verdüsterten, scheinbar gottfernen Welt doch sagen dürfen: „Das Reich Gottes ist da;" darum ist es etwas gar Herrliches um die Weihnachtsbotschaft, die einmal im Jahr diese Wahrheit so einseitig betont und sie uns so mächtig und lieblich nahe bringt, daß wir ihr kaum entgehen können. „Freut euch, gerade ihr, die Kämpfer, die Arbeiter, die Fremdlinge in der heutigen Welt, die von Sehnsucht Beunruhigten: was ihr erarbeitet, erkämpfet, ersehnt, es ist schon da, es ist allein!" L. Ragaz.

Erfüllungen und Vollendungen.

Luk. IV, 16—30.

Die vollständige Ablehnung, die Jesus in Nazareth erleben mußte, ist ungemein bezeichnend für die Erwartungen, die die Menschen, nicht zum wenigsten fromme und kirchliche Kreise an das Walten Gottes knüpfen. Ich möchte deshalb zunächst etwas näher auf jenes Vorkommnis eingehen. Jesus war eines schönen Tages von zu Hause weggegangen, um Johannes den Täufer zu hören. Er kam von diesem Ausflug nicht mehr zurück und nach einigen Wochen oder Monaten hörten seine Angehörigen, daß er in der Gegend am See drunten auftrete als Prophet und Bußprediger, und allerlei merkwürdige und wunderbare Begebenheiten wurden von ihm erzählt. Den Seinen war dies peinlich und sie begriffen nicht, was in ihren Sohn und Bruder gefahren sei. Sie wollten ihn heimholen, wurden von ihm aber abgewiesen. Wie viel sich der Dorfklatsch in Nazareth mit diesem Versuch beschäftiget hat, wissen wir nicht. Es ist nicht ausgeschlossen, daß die Nazarener das Wirken ihres Mitbürgers mit einem gewissen Wohlwollen verfolgten. So wie etwa heute eine Dorfschaft gerne hört, wenn öffentliche Nachrichten über einen Mitbürger, z. B. über einen Pfarrer zu ihr dringen. Da, an einem

Sabbath kommt er, Jesus, selbst nach Nazareth und geht in die Synagoge, um zu reden. Natürlich drängt sich alles herzu. Man freut sich über den Genuß, der bevorsteht und richtet sich so recht auf eine erbauliche Stunde ein. Er wird von Gott sprechen, natürlich, d. h. von Gottes heiligem Gesetz. Er wird mit Donnerworten reden gegen den unheiligen Zeitgeist. Denn er ist ja ein großer Bußprediger wie Johannes der Täufer. Und die Welt ist wirklich schlecht und die Menschen falsch und man weiß bald nicht mehr, wem man trauen soll. Da tut es so wohl, ein rechtes Wort der Mahnung zu hören und einen kräftigen Hinweis auf das Wort Gottes, damit jeder wieder einmal weiß, woran er ist. Und er wird sprechen von den Taten Gottes zur Zeit der Väter. Es ist ja so nötig, daß man immer wieder daran erinnert wird, daß Gott wirklich einmal zu den Menschen gesprochen hat. Sonst könnte man nichts hoffen für die Zukunft. und davon wird er wohl auch reden, nämlich wie eines Tages die Posaunen erschallen werden, gleich einem Donner. Und es werden wanken die Pfeiler der Erde und alles Unreine wird umkommen. Dann aber wird Gott aufrichten das Reich der Herrlichkeit und Friede und Vollkommenheit werden herrschen auf Erden. — So sitzen sie denn, gespannt, neugierig, bereit anzuerkennen und sich zu freuen, einige vielleicht freilich mit starkem Mißtrauen und Unbehagen.

Er aber läßt sich das Buch Jesaja reichen und liest die messianische Verheissung des 61. Kapitels: keine Droh- und Donnerworte, nicht von Erdbeben und Gericht, sondern: Hilfe den Armen, Heilung den Zerstoßenen, Befreiung den Gefangenen, das Gesicht den Blinden, Erlösung den Zerschlagenen, mit einem Wort das angenehme Jahr des Herrn. Und Jesus fügt die Worte bei: heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren. — Wie viele der Zuhörer ganz begriffen, was er sagte, muß dahin gestellt bleiben. Jedenfalls aber sind Alle enttäuscht und empört. Wie kann man nur so mit den Worten der heiligen Schrift spielen! Sie sollen glauben, daß ausgerechnet jetzt und durch diesen Jesus, den sie doch von klein auf kennen, die Verheißungen des Propheten erfüllt seien? Da müßte doch ganz Anderes vorher gegangen sein, das Göttliche geschieht nicht auf eine so alltägliche gewöhnliche Weise. Und sie lehnen ihn rundweg ab.

Und nun also: die Gründe der Ablehnung: Die Leute glaubten ganz gern, was von Gott berichtet wird aus alten Zeiten, die Geschichte Abrahams, Isaaks und Jakobs, die Geschichte Mose und des Auszugs aus Egypten. Gewiß, damals hat Gott gestürzt und erhöht. Damals hat er eingegriffen und die Ereignisse geleitet. Und er wird es wieder tun: die glühendsten und unmöglichsten Phantasien wurden ausgeheckt von der erlösenden Wirksamkeit Gottes in der Zukunft. Für die Gegenwart aber, solange nicht Zeichen und Wunder vom Himmel her geschahen, vertröstete man sich mit dem Gesetz, mit der Anweisung zu einem rechten, reinen, gottgefälligen Leben, damit man einmal bestehen könne vor Gott, wenn sein Tag komme. Einstweilen

haben aber noch die Ungläubigen und Unreinen das Wort und der Rechtschaffene, der auf den Wegen des Herrn wandelt gilt nichts in der Welt. Der Herr wartet, bis sein Volk sich in völliger Reinheit zu ihm bekehrt hat: denn ihm graut vor Unreinheit, vor der Sünde. Wie soll nun auf einmal alles vergeben und gerettet sein? Ist eine solche Rede nicht eine offenkundige Verhöhnung der Gerechtigkeit Gottes? Wie soll ein gewöhnlicher Mensch es wagen dürfen, über das Gesetz und die Propheten hinauszugehen? Ist das nicht eine Ueberhebung sondergleichen, zu tun, als ob Gott selber einen gesandt habe? Gewiß, man soll von Gott reden, von seiner Vollkommenheit, von seiner Gerechtigkeit und Erhabenheit. Aber gleichsam aus Gott reden, so als ob er selber spräche, wie will das ein so ungelehrter und unscheinbarer Mensch verantworten?

Wohlverstanden: sie konnten Jesum nicht gelten lassen, ihn, durch den die Kraft Gottes wirkte in einer so offenkundigen Weise, daß uns ja sein Leben als die klassische Zeit der Gottesoffenbarung erscheint, wenn man so sagen darf. Jesus konnte sich auch ganz gut auf die Ausstrahlungen seines Wesens berufen, auf die vielen Heilungen, die durch ihn geschehen waren, wobei er freilich in die unangenehme Lage kam, seinen Mitbürgern sagen zu müssen, daß sie um ihrer Zweifelsucht seiner Person gegenüber willen die Gotteskräfte nicht erfahren könnten. So bleibt es auffallend, daß Jesus doch wieder so wenig überzeugenden Eindruck machte und daß er eigentlich nur lächerlich wenige Leute zu erfüllen vermochte mit der Gewißheit, daß sein Wirken jene langersehnte Wendung in der Geschichte der Menschen bedeute, welche die Propheten klar vorausgesehen hatten? Die einflußreichen Kreise seines Volkes konnten nicht mit, ja, ihnen machte das Wirken und Reden Jesu eher den Eindruck des Pietätlosen und Umstürzlerischen und indem sich das Größte und Bedeutungsvollste abspielte, das je auf Erden geschehen ist, blieben sie ahnungslos und unverständig. Als Gott die ausschlaggebende Tat in der Verwirklichung des Gottesreiches vollzog, merkten diejenigen, welche glaubten am meisten Wissen von Gott und seinen Absichten zu haben, nichts davon.

Ich möchte diese Tatsache festhalten. Sie ist von ungemeiner Wichtigkeit und in ihrem Lichte sehe ich eine nicht mißzuverstehende Analogie zu unserer Zeit. Hier ist zwar nicht Jesus in Fleisch und Blut und auch kein Luther oder Zwingli. Aber es leben gegenwärtig über alle Länder zerstreut eine große Zahl von Menschen, welche gerade um Jesu willen den Frommen und den Kirchen gegenüber in eine ähnliche Situation hineingekommen sind wie er. In der Christenheit läßt man wieder, genau wie im Judentum der Zeit Jesu alles gelten, was Gott in alten Zeiten, zur Zeit Jesu und der Apostel und Märtyrer, allenfalls noch zur Zeit der Reformation getan habe. Und gleichfalls hegt man glühende Hoffnungen für die Zukunft, n der wieder erlösende Taten Gottes geschehen sollen, wenn nicht

in diesem, so in jenem Leben. Für die Gegenwart aber wagt man nichts zu hoffen, als sittliche Fortschritte des einzelnen Menschen, Bewahrungen vor Versuchung und Sünde, als ein stilles Ruhen in Gott, der hilft, die unruhige und böse Welt zu ertragen. Aber daß Gott heute wieder eingreife in die Geschicke der Völker, Altes stürze, Neues aufrichte, daß Gott Menschen und Verhältnisse miteinander ändern wolle, keine sittliche Kraft, sie erweise sich denn der Welt gegenüber deutlich als eine solche, indem sie umgestaltend wirke, daß wir fortlaufend mitten drinnen seien im werdenden Reich Gottes, daß es Gott sei, der wolle, daß den Armen geholfen werde, nicht mit Almosen, sondern durch eine andere Gestaltung der Besitz- und Erwerbsverhältnisse, solche Predigt stößt auf den vollen Widerstand der Frommen und Schriftgelehrten. Wer so redet, der macht sich in den Augen der Sachverständigen einer lächerlichen Ueberhebung schuldig. Das gilt als eine Veräußerlichung des Evangeliums, als ein Verrücken der Wahrheit von der innern auf die äußere Linie.

Und doch liegt das Bedeutsame am Wesen Gottes gerade darin, daß er immer Gegenwart, nie Vergangenheit oder Zukunft ist. Denn Gott ist unser Leben, das Leben, welches wir jetzt leben. Was einmal geschah, das war und ist nicht mehr und was einmal geschehen wird, das wird sein, aber es ist noch nicht. Aber was jetzt ist, das geschieht und formt und bildet sich. Gott schafft mit alter Kraft und Treue. Warum wollen wir immer sein, wie die Leute zu Nazareth und Jerusalem, welche das nicht glauben wollten, und zwar gerade dann am wenigsten, als sie es am ehesten hätten glauben müssen? Ist es wirklich unsere Ueberzeugung, daß der Gang der Ereignisse absolut so gehen müsse, wie er geht, nämlich, um einige Beispiele anzuführen, immer weiter mit dem Ausbau der Staatsgewalten, mit dem Rüstungsfieber, mit der Konzentration der Kapitalien u. s. w.? Hat nicht Jesus die Hohlheit dieser Mächte aufgedeckt, nämlich daß sie ihre Kraft und ihren Einfluß verlieren, sobald man nicht mehr daran glaubt, während umgekehrt die Kräfte, welche aus Gott sind, Barmherzigkeit, Treue, Gerechtigkeit, Wahrheit ihre Geltung behalten, auch wenn die Menschen nichts darnach fragen, um dessetwillen, weil eben in ihnen unser Leben liegt. Und nun sollen wir immer wieder glauben, daß man es gehen lassen müsse, wie es gehe und nur darnach trachten, persönlich untadelig zu bleiben? Wo gerade das das Wundervolle ist, daß um Jesu willen wir Alle es eigentlich nicht gehen lassen können. Wir durchschauen eben um seinetwillen die „Welt", die Institutionen und Gesetzlichkeiten. Wir wissen, wie sie zustande gekommen sind, trotz der verzweifelten Geschichtslügen der interessierten Kreise. Wir kennen z. B. die Entstehung des deutschen Fürstenrechtes, wie sich aus den Kriegssöldnern der altgermanischen Markgenossenschaften, den „Duces", die Wölfe entwickelt haben, welche die Herden, deren Frieden sie hätten schützen sollen, zu Untertanen machten und wie auf langsame, heimtückische Weise die alte Volksfreiheit und der alte Genossenschaftsgeist erwürgt wurde. Man lese darüber einige sprechende Bei-

spiele in der Geschichte des Bauernkrieges von Zimmermann nach. Oder wir kennen die Entstehung der modernen Geldmacht, welche aus den Handelsprivilegien einiger Kauffarteihäuser des ausgehenden Mittelalters sich zu der weltumspannenden Organisation der Bankkonzerne entwickelte, die sich nun Regierungen und Völker dienstbar und tribut(zins)pflichtig zu machen wissen. (Vergl. die Finanzierung der jungen chinesischen Republik.) Wir kennen die Entstehung bestimmter „Rechte", man denke an das „Recht" der Fabrikanten, die Arbeiter beliebig lang arbeiten zu lassen, das nun mühsam auf gesetzlichem Wege auf ein menschenwürdiges Maß zurückgeschnitten werden muß. Oder wir kennen den Wert der Anschauungen über gut und böse, die so sehr von der Konvention und vom Besitz bestimmt sind. — Ist es da eigentlich nicht selbstverständlich, daß wir uns diesen Gesetzlichkeiten nicht beugen. Wir können ihre Ansprüche wohl ertragen, als ein Stück unserer Sünde, aber wir können sie nie billigen. Und es ist merkwürdig zu beobachten, wie im Grunde genommen doch alle Menschen sich klammern an das Inwendige, an das, „was kein Auge gesehen und kein Ohr gehört hat". Nur verfallen dabei diejenigen, welche an die Notwendigkeit der Gesetzlichkeiten glauben, wieder auf die Wege der Pharisäer und Schriftgelehrten, auf kultische Frömmigkeit und auf gute Werke. Die Mühseligen und Beladenen aber und wer immer vom Geiste ergriffen ist, fühlt sich getrieben zum Ansturm gegen Staat und Gesellschaft.

Wie offenbar ist es doch, daß etwas lebendig ist in unserer Zeit, daß wir großen Ereignissen und Entscheidungen entgegengehen. Gewiß, es sind Menschen, die da handeln, Menschen, die sich in keiner Weise mit Jesus vergleichen dürfen. Aber was tut's? Wenn diese Menschen nur ein ganz klein wenig wahr und ehrlich sind. An diesem Stücklein Ehrlichkeit wird Gott sie packen können und in seine Bahnen reißen. Oder dürfen wir an gar nichts mehr glauben, an keine Aufrichtigkeit und Uneigennützigkeit? Ist alles nur Spekulation? Sollen z. B. alle Unternehmungen und Reden der Sozialdemokratie nur zur Erhöhung der Partei dienen, damit diese Macht und Ansehen gewinne, damit der einzelne Parteigenosse seinen Vorteil finde? Ich glaube, Gott finde sehr viele Anhaltspunkte in der heutigen Gesellschaft, besonders im Proletariat. Sonst könnte das gar nicht geschehen, was geschieht und was sich vorbereitet, sonst wären diese neuen Gemeinschaftsbildungen, die neuen Hilfswerke gar nicht möglich, die sich gegen die ganze herrschende Gesellschaft mühsam durchsetzen müssen. Menschlich gesprochen ist der ganze Sozialismus eine Unmöglichkeit, eine Utopie. Und doch setzt er sich durch, freilich nicht als politische Phrase (so weit er das ist, ist er schon mitten im Fiasko drinnen), sondern als eine neue Beziehung der Menschen zu einander, eine einfache, schlichte Brüderlichkeit, eine Kampfgenossenschaft gegen alle Unterdrückung, gegen alle Gewalttat, gegen alle Laster. Ist nicht jetzt schon etwas da, wie eine internationale Liga zur Ueberwindung des Elendes, eben das, was eigentlich die christliche Kirche sein sollte, ein

Wiederaufleben des Geistes, der Jesaja jene wundervollen Worte diktierte, die dann in Jesus Fleisch geworden sind, so daß er sagen konnte: „Heute ist diese Schrift erfüllt vor euren Ohren, d. h. von jetzt an sind diese Worte nicht bloß Verheißung, sondern jetzt beginnt die Erfüllung: die Kraft Gottes strömt durch mich in die Welt, so daß nun die grundlegende Erneuerung der menschlichen Beziehungen angebahnt ist, das Reich Gottes ist nahe herbeigekommen".

Warum glauben wir Jesu nicht? Warum reden wir immer von einer Paradoxie des Evangeliums, als ob es etwas übergewöhnliches, gleichsam ein monumentaler Aufriß einer menschlichen Gesellschaft sei, nachdem die Wirklichkeit ungefähr bauen müsse? Es seien aber auch andere Gesichtspunkte zu berücksichtigen, Gesichtspunkte der Billigkeit gegenüber dem Gewordenen. Es handle sich darum, besonders für die Pfarrer, eine fortlaufende Kongruente zustande zu bringen zwischen den Forderungen des Evangeliums und den Forderungen des praktischen Lebens. So mögen auch die Leute von Nazareth oder doch die „Gebildeten" unter ihnen gesprochen haben. Jesus aber wußte, daß das Evangelium keine Paradoxie, keine einseitige, überspannte Darstellung sittlicher Forderungen ist, sondern die Botschaft von dem Leben aus Gott, von den Kräften, die sich in uns entwickeln, wenn wir uns gleichsam der Bestrahlung durch Gott aussetzen. Die volle Möglichkeit dieses Lebens bestreiten heißt Gottes Wirklichkeit bestreiten, heißt aus Gott eine Abstraktion, einen Götzen, einen theologischen Lehrbegriff machen. Jesus aber vertraute auf die volle Gnade Gottes und siehe, in ihm erfüllte sich alles weit herrlicher als je in den alten Zeiten. Wird Gott um Christi willen nicht auch heute Menschen begnadigen können, daß in ihnen „die Schrift erfüllt ist" und durch sie die Gottesenergien neue Kraft gewinnen? Wir glauben es und um dieses Glaubens willen hoffen wir auf neue Erfüllungen und Vollendungen.

H. Bader.

Die Unvergänglichkeit Christi.

„Dieser wird gesetzt zu einem Fall und Auferstehen vieler, und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird."

Die heutige Zeit ist eine große Revisionsarbeit. Sie sichtet, prüft, kontrolliert. Sie revidiert alles, was man bis heute gedacht, geglaubt, an Lebensformen und Weltanschauungen geschaffen und aufgestellt hat, alles, was den Menschen Anregung gegeben hat, was Leitstern ihres Handelns gewesen ist. Sie tut es, wie es wohl noch nie der Fall gewesen ist. Sie scheut sich nicht, die letzten Konsequenzen zu ziehen. Ganze Seiten und Teile des Gebäudes unserer Ansichten sollen heruntergerissen werden, wenn sie baufällig sind. Es liegt in

der ganzen Zeit etwas vom wesentlichen Charakterzug eines ihrer größten Interpreten, Nietzsche. Man ist rücksichtslos kritisch. Man „drückt seine Hand auf Jahrhunderte, wie auf Wachs".

Es ist das Recht der heutigen Zeit, dies zu tun. Ich füge ruhig bei: „Es ist ihre Pflicht". Wir sind es uns und späteren Zeiten schuldig. Man wird uns einmal dankbar sein dafür. Weltgeschichtlich sind wir dazu ermächtigt und verpflichtet.

Wir sind es, wie die Menschheit es jedesmal ist, wenn sie an einem kritischen Wendepunkt steht. Die ganze heutige Weltlage stellt uns vor Probleme, die wir nur unter Preisgabe früherer Lebensformen lösen können. Die ganze geistige und materielle Not der Menschheit ruft nach einer Umgestaltung und damit zunächst nach einer scharfen Revision. Niemand ist weniger geneigt als ich, all den Leichtsinn und den widerwärtigen Uebermut, mit dem man dabei alte Werte zum alten Eisen wirft, zu übersehen oder gar in Schutz zu nehmen. Aber gerade darum möchte ich auch, daß man sich klar werde, wie viel starkes und ernstes Verantwortungsgefühl, wie viel Pflichtbewußtsein bei dieser Revisionsarbeit mitwirkt. Es ist das Recht dessen, der sich zu einer weiten, kühnen Fahrt rüstet, seine Fahrzeuge genau zu untersuchen und nur die mitzunehmen, die allen Stürmen trotzen können.

Es versteht sich von selbst, daß das Christentum von dieser kritischen Revisionsarbeit nicht verschont bleiben kann. Es wäre ein schlechtes Zeichen, wenn es verschont bliebe. Man würde ihm damit nur die Ehre eines ernsten Angriffes versagen. Man würde es als eine aufgegebene Position betrachten. Indem man es gerade zum Mittelpunkt des Kampfes macht, gibt man ihm das Zeugnis, daß es tatsächlich im Mittelpunkt der Welt steht. Ob es diese Stellung fernerhin zu behaupten vermag, das soll es selber erweisen. Ein offener, ehrlicher Kampf wird ihm angeboten; es hat keinen Grund, ihn abzuweisen. Hat es Vertrauen zu sich, so wird es ihn ausfechten. Noblesse oblige.

Das Christentum hat um so weniger Grund, dieser Entscheidung auszuweichen, als es sie herbeigeführt hat. Die erste Herausforderung kommt hier vom Christentum, nicht von der Welt. Es ist ja mit dem Ausspruch aufgetreten, den Menschen auf ewig die Richtung zu weisen, die sie einzuhalten haben. Es behauptet, das Welträtsel gelöst zu haben, die einzige wahre Orientierung zu geben. Ohne Widerstand wird sich die Welt dies nicht gefallen lassen. Immer wieder, namentlich, wenn neue Schwierigkeiten auftauchen, wenn die Menschen vor dem Problem stehen, wie sie ihr Leben gestalten sollen, stellt sich die Frage aufs neue, ob das Christentum noch weiterhin ihr Leitstern sein kann. Ob es sich nicht, bewußt oder unbewußt, einer furchtbaren Fälschung und Selbstüberschätzung schuldig macht, wenn es, das doch historisch entstanden ist und mit allen relativen Werten der geschicht-

lichen Entwicklung verwoben ist, behauptet, eine absolute, ewige Macht zu sein? Was in der Zeit entsteht, muß in der Zeit vergehen. Ist es nicht das Gesetz der Geschichte?

Es wäre das schmählichste Zeichen für das Christentum, wenn es diese Angriffe nicht als Antwort auf seine Provokation auffaßte, wenn es sich dem Kampf, zu dem es ja selber aufgefordert hat, entzöge.

Aber das tut es nicht, wird man sagen. Ja, wie steht es? Ein Punkt ist außer Zweifel. Es fehlt dem Christentum nicht an Anwälten. Christus steht wieder einmal inmitten einer leidenschaftlichen Gerichtssitzung. Wieder einmal vor Richtern, die ihm das Recht aufs Dasein absprechen. Alle Stimmungen sind im Kollegium vertreten. Vom fanatischen Haß bis zur kühlen Ablehnung. Von der kalten Gleichgültigkeit bis zur wehmutsvollen Haltung des Richters, der aus Vernunftgründen verurteilt, aber selber unter dem Urteil leidet, weil warme Sympathie ihn mit dem Angeklagten verbindet. Und nun macht eine ganze Schar von Verteidigern gegen das Richterkollegium Front. Es wird leidenschaftlich, fanatisch um das Existenzrecht des Angeklagten gestritten.

Und doch entspricht das Ergebnis der Verteidigung nicht dem Kraftaufwand. Es ist fast trostloser als das Ergebnis der Anklage. Es versetzt uns in eine hoffnungslose Stimmung, weil in diesen Apologien so oft ganz unverkennbar die Verlegenheit, die Aengstlichkeit, der Mangel an Vertrauen zu der eigenen guten Sache, die Furcht, selber in den Untergang gerissen zu werden, zum Ausdruck kommen.

Woher denn die Angst, die klägliche Verlegenheit, wie sie für so viele Apologien des Christentums gegen die moderne Kultur charakteristisch ist? Warum fallen die Versuche, Christi Ewigkeit zu erweisen, so traurig aus? Warum so wenig wahre triumphierende Freude an dieser Ewigkeit? Warum beugt man sich unter den Relativismus der Zeit, statt sein Joch abzuschütteln? Woher die Erscheinung, daß es mit Gottes Sache so jämmerlich stünde, wenn Gott auf seine menschlichen Anwälte angewiesen wäre? Mir scheint es aus dem Urquell aller Verlegenheiten und aller Aengste des menschlichen Daseins zu kommen. Nämlich daher, daß wir unser Ich an Gottes Stelle setzen. Wir sind zu kleinlich, zu feige, um mit Gott weite Horizonte aufzusuchen, darum allenthalben Not, Gefahr, Angst. Gottes Gedanken sind zu groß für uns, daher das Gewirr von Verlegenheiten. Das mächtige Schiff, das zur hohen See fährt, durchschneidet stolz die Wellen, welche die kleinen Kähne wie Nußschalen hin- und herwerfen.

Das ist der Grund unserer Unfähigkeit, die Ewigkeit Christi schlagend zu erweisen und selber ihrer froh zu werden. An Jesu Stelle setzen wir alles, was wir über ihn gedacht, geglaubt haben, alles, womit wir ihn verbunden, kompromittiert, geschwächt, gelähmt haben. Unsere blassen Spekulationen über ihn verdrängen sein starkes, gesundes Wesen. Der schwache Rest, den unsere Kritik noch bestehen läßt, verdrängt das intensivste und stärkste Leben, das es je gab.

Aus unseren Gefühlen, Stimmungen, Gedanken machen wir Ewigkeitswerte. Was Wunder, daß die modernen Stürme so leicht mit diesen „Ewigkeitswerten" fertig werden und sie im Spiel wegfegen. Unsere Dogmen ersetzen Gottes stets lebendige Gedanken. Unsere Organisationen treten an die Stelle seiner stets neuen Impulse, seines stets neuschaffenden Lebens. Der kleine Ausschnitt aus Christi Werk, den wir uns zu unserer persönlichen Bequemlichkeit zurechtgestutzt haben, verdrängt die große Welt, die er in unsere Welt gebracht hat, um sie stets zu beunruhigen und zu sprengen. Die gemütliche Ruhe tritt an Stelle der ernsten Entscheidung. Die enge, starre Welt des Menschen verdrängt die lebendige, wachsende Welt Gottes.

Damit verkürzen wir Christi Existenzrecht. Darum sind *wir Christen* schuld, daß heute dem Christentum sein ewiger, absoluter Charakter abgesprochen wird.

Die apologetische Geschichtsphilosophie des modernen Christentums ist leider oft ein schlagender Beweis für das erste, was jedem auffällt, der in religiösen Dingen Sinn für Realität hat. Das ist, daß Gott Ewigkeitsgedanken denkt und Ewigkeitsimpulse gibt, und daß die Menschen nicht ruhen, bis sie die Ewigkeitsgedanken in relative Ansichten verwandelt haben und aus den Ewigkeitsimpulsen kleine Anregungen zum Erreichen noch kleinerer Ziele gemacht haben. Gott hat in Christo die ganze Wucht, die ganze gewaltige Erhabenheit der Ewigkeit in die Zeit hineingeworfen. Gott gibt hier der Menschheit einen Impuls, der sie über alles Begrenzte, Relative hinwegtragen soll, sie über Zeit und Tod hinweghebt. Aber, was haben die Menschen daraus gemacht!

Und man hat dazu eine theoretische Rechtfertigung erfunden. Das ist die offizielle, klägliche, verschämte Geschichtsphilosophie, die das Christentum gerade um den besten Beweis seiner Absolutheit und Ewigkeit bringt. Die immer nur, was getan, geschaffen worden, bereits geschehen ist, als Beweis der Kraft und der Größe Christi heranzieht. Sie pocht auf die gelösten Rätsel, statt die Lebensfähigkeit des Christentums daran zu erproben, daß es mit stets neuen Rätseln, Problemen, Aufgaben die Welt in stets neue Spannung versetzt. Sie hält sich ängstlich an das Gegebene, Geschaffene, anstatt die Stärke des christlichen Lebensstroms vor allem daran zu ermessen, wie weit das Christentum noch gehen kann, wie viele neue Lebensformen es noch schaffen mag, was für Anregungen zur Ueberwindung der heutigen Schwierigkeiten es gibt. Eine echt christliche Geschichtsphilosophie wird die ganze bisherige Geschichte des Christentums immer nur als Vorgeschichte betrachten.

Wie ist es aber, wenn wir uns der Gewalt des göttlichen Lebens nicht mehr widersetzen; wenn wir nicht mehr sein Leben auf die Stufe *unseres* Lebens herunterziehen, wenn wir nicht mehr aus seinen

Ewigkeitsgedanken Tagesstimmungen, Tageswerte machen? Nun, da scheint mir, daß wir auch heute, ich möchte sagen, ganz besonders heute, die Ewigkeit Christi in ihrer ganzen erhabenen Größe, ihrer vernichtenden Majestät erleben können.

Gott hat in Christo geredet. Zu einer bestimmten Zeit, gewiß. Wir leben in der Zeit, und so redet Gott zu einer bestimmten Zeit durch bestimmte Menschen, wenn er uns etwas zu sagen hat. So hat Gott in Christo zu einer Zeit geredet, die ganz andere Fragen, Zustände, Bedürfnisse, Nöte hatte, als wir. Was geht uns heute die nationale und religiöse Not des Spätjudentums denn an? Können wir in den sozialen Kämpfen und Konflikten von damals etwas erblicken, das mit den heutigen Problemen und Konflikten noch wirklich wesensverwandt ist? Studiert moderne Nationalökonomie und heutige Politik und seht, ob ihr es vermögt, in den damaligen sozialen und politischen Kämpfen etwas anderes zu sehen als Vorspiele zu den Umwälzungen, die heute die Welt erschüttern. Da hat Naumann Recht. Ich könnte seine radikalsten Aussprüche über die Kluft zwischen der damaligen und der heutigen Welt überbieten, ohne das Gefühl zu haben, ich hätte mich von der Wahrheit entfernt. Die heutige Welt mit all ihren brennenden, furchtbaren Fragen, mit all den zukünftigen Problemen, die sich in den modernen Wirren erst ankünden — und das damalige Leben mit seinem enger begrenzten Raum, seiner relativen Einfachheit.

Aber inmitten unserer komplizierten, wirren, ungestümen Zeit glaube ich so fest und ruhig an die Ewigkeit Jesu, als ich es im Mittelalter oder zur Zeit der Reformation getan hätte. Wohl noch fester und ruhiger. Wie ich noch viel fester an die Stärke des Bootes glaube, das mich im Sturme trägt, als an die des Kahnes, der mich nur im geschützten Hafen herumführt.

Mir scheint, als erhebe sich inmitten der modernen Kämpfe, Nöte und Probleme die reine Gestalt Jesu mit einzigartiger Kraft. Gerade weil wir einmal gezwungen sind, mit dieser Gestalt Ernst zu machen in einer Zeit, die so gar wenig Verwandtschaft mit der ihrigen besitzt.

Die Probe ist ernst. Wer möchte es leugnen? Aber wenn sie bestanden wird, dann ist sie auch entscheidend.

Die Gestalt Christi wird vielleicht noch mehr als jetzt von allem Relativen, zeitgeschichtlich Bedingten losgerissen werden, aber es wird dadurch gerade, was an ihr ewig, absolut ist, umso stärker und reiner hervorstrahlen. Der Diamant strahlt heller, wenn man seine Hülle zerreibt. Es ist vielleicht keine Zeit in einer so glücklichen Lage gewesen, wie die heutige, um Jesu Unvergänglichkeit zu verstehen und danach zu handeln. Wird sie es tun? Das ist die große Frage. Die Kirchengeschichte ist leider so oft die Geschichte der verpaßten Möglichkeiten, daß man Angst haben könnte. Doch könnte es einmal eine Ausnahme geben.

Es fragt sich, ob Christi Person als geschlossene, große Einheit Leitstern unseres Handelns, Ziel unserer höchsten Sehnsucht sein kann. Und nun zwingt uns der furchtbare Ernst der heutigen Lage, uns der Größe dessen, was uns in ihm gegeben ist, bewußt zu werden. In einer Zeit, da so vieles stürzt und noch vieles vor dem Sturze steht, freuen wir uns des Besitzes eines ewigen Gutes, das uns fest garantiert ist. Und da erblicke ich zunächst eine Hauptgarantie der Ewigkeit Jesu in der großen, heiligen Einfachheit alles dessen, was von ihm stammt. Jesus hat weder ein kompliziertes System noch einen detaillierten Kodex gegeben. Daß mit ihm die Ewigkeit in die Zeit eingreift, hat er schon dadurch bewiesen, daß er in einer Zeit, die lauter Detailarbeit trieb, die in lauter Einzelheiten aufging, ein paar große Realitäten feststellte. So steht er über der Zeit, obschon er in ihr lebt. Jesu Leben und Werk ist die denkbar größte Einfachheit. So losgelöst von allem, was das Leben erschwert, kompliziert, was Kräfte vergeudet, was den Sinn von der Hauptsache ablenkt, die Tätigkeit zersplittert.

Alles, was er tut, geschieht mit einer heiligen Selbstverständlichkeit. Es ist allerdings eine Selbstverständlichkeit, deren Größe uns erst an den Irrwegen der Menschheit aufgeht. Unsere Geschichte dreht sich nämlich um das Selbstverständliche. Und zwar so, daß wir nach traurigen Umwegen und durch starke Erschütterungen wieder für die selbstverständlichen Tatsachen unserer Welt Sinn bekommen.

„Gott hat den Menschen gerade gemacht; aber sie suchen viele Künste." Es ist ein Beweis der Liebe Gottes, daß er sich nicht durch diese Künste abhalten läßt, uns immer wieder seine große Einfachheit zu offenbaren.

Gott, die Ewigkeit, der Wert der Seele, die Wahrheit der Vergebung, die Bruderliebe, alles, was man sonst umgeht, wegdeutet, oder auf unglaublich komplizierte Weise erhärtet, beweist, das alles macht Christus durch die unmittelbare Einfachheit und Wahrheit seiner Person zu etwas Selbstverständlichem, Einleuchtendem. Wir glauben ihm das alles, wie wir der klaren Julisonne glauben, daß sie strahlt und wärmt. Durch diese Einfachheit kann Jesus wieder mit jeder Zeit neu in Verbindung treten. Wo komplizierte Systeme versagen, schwerfällige Organisationen unfähig oder gar hemmend sind, kann man sich an dieser machtvollen, ewig jungen Einfachheit aufrichten.

Christi Leben verläuft in der Zeit und ist doch durch seine einfache Form eine Ueberwindung der Zeit. Das gleiche gilt von dem Inhalt dieses Lebens.

Jesus wendet sich an das Gewöhnlichste, was es auf Erden gibt, an eine leidende, geknechtete, unfreie Menschenseele. Im Grunde an etwas Landläufiges, an etwas, das auf den ersten Blick nicht viel interessantes bietet. Ihre Kämpfe, seien sie gegen die erdrückende

Macht des Aeußeren, oder gegen die dämonische Gewalt des Bösen im Innern gerichtet, mögen vielleicht einen Augenblick Mitleid einflößen; aber niemand sieht darin etwas, das Anspruch auf eine ganz große, erlösende Tat hat. Dieses kleine, gewöhnliche Wesen bringt Jesus in Berührung mit dem, was durch ihn ebenso einfach und selbstverständlich geworden ist, als daß unser Leben etwas sehr Gewöhnliches, Kleinliches ist, mit der Heiligkeit und Macht Gottes.

Und damit ist auf ewig die Form geschaffen, die ein Menschenleben haben soll, wenn es auf Ewigkeit Anspruch erhebt. Das Höchste, was wir uns denken können, die vollkommene Heiligkeit, die reinste Liebe geben dem Dasein Ziel und Sinn.

Und die lebendige Persönlichkeit Gottes bürgt dafür, daß dies Ziel kein Traum, sondern Wahrheit ist.

Es mag ja, geschichtlich gesprochen, sein, daß die Welt einmal aller absoluten Forderung den Abschied gibt, um dann im trüben Sumpfe des Relativismus, der Flachheit zu verkommen. Dann würde auch die Stunde des Christentums geschlagen haben d. h. die Stunde, da es aufhören müßte, den Menschen die Richtung auf das höchste Ziel zu weisen. Aber es hätte dadurch nur die Form seines ewigen Bestandes gewechselt. Es würde gleichwohl weiterleben, als Gericht, als Todesurteil über alles, was man an seine Stelle gesetzt hätte.

Die Konzentration auf das Wesentliche und die Wendung auf das Letzte, Höchste verleihen der Person Christi ihre Unabhängigkeit von allem, was zeitlich bedingt ist. Das Christentum ist historisch entstanden, hat viele Kulturen schaffen und befestigen helfen, und doch ist es dank der Eigenart Christi über alles zeitliche, geschichtliche erhaben, ist es fähig, aufs neue mit allen auftauchenden Aufgaben den engsten Bund zu schließen. Auch in Zeiten, die, wie unsere Zeit, einen völlig andern Charakter haben, als Jesu Welt, die mit ganz anderen Problemen zu tun haben.

Solange die Menschheit ihren großen, schweren Kampf um Gerechtigkeit und Heiligkeit kämpft, solange die Seele unter dem Druck des Aeußeren, und unter der teuflischen Gewalt des Bösen leidet und sich nach Gott, nach seiner Freiheit, und Heiligkeit sehnt, behält Christus ewige, absolute Geltung. Und solange unsere Gedanken der Ausdruck unserer Sehnsucht nach der Ewigkeit sind und unser Leben ein schwankender Schritt zur Ewigkeit ist, solange werden wir in ihm die Kraft schöpfen, Ewigkeitsgedanken zu denken und unser Leben nach der Ewigkeit zu richten.

Jesu Kraft ist ewig jung und weltverjüngend. Bei einem andern Weltbild, bei einer andern Notlage, als der, die ihn bedrückte, sehen wir in Jesu Leben die höchste Form eines großen, wahren, heiligen Lebens und werden in dem Maß dieses Lebens teilhaftig, als wir Christus Einfluß auf unser Wesen einräumen. Er richtet den Willen auf das höchste und letzte; er umfaßt die ganze Welt mit seiner

heldenmütigen Liebe. Voller Teilnahme versetzt er sich in das kleinste, am meisten verachtete; aber er geht dabei von der weitesten Gesamtschau aus. In ihm lebt die heiligste Leidenschaft. Unbegrenzt ist seine Fähigkeit, sich gegen das Böse und Ungerechte zu empören. Ohne Grenzen ist auch sein Eifer im Kampf gegen alles, was den Menschen knechtet, entwürdigt, was ihn anders bewertet, denn als lebendige, von Gott geschaffene, für Gott bestimmte Seele. Darum ist er auch nicht vor dem Opfer zurückgescheut, das es allein möglich machte, das Höchste zu verlangen und den Kampf um das Heiligste zu wagen.

Das Ich wird ganz zum Werkzeug Gottes. „Stirb und werde" ist durch ihn zur Form jedes großen Lebens überhaupt geworden. Was tut es, wenn bei den wuchtigen Hieben Gottes das Werkzeug zerschellt. Wenn nur das, was Gott zerstören will, ins Wanken gerät.

Damit steht Christus auch inmitten unserer Zeit als Zeichen, dem widersprochen wird, aber auch als Zeichen, das zum Fall vieler gesetzt ist. Unter dieses Zeichen schart sich, was heute weiter will; in diesem Zeichen wird am heftigsten gegen die Not und die Schmach unserer Welt gekämpft. Wir haben Leidenschaft, Begeisterung so notwendig, wie Licht und Luft. Wir brauchen in unbegrenztem Maß die Fähigkeit, unter ungerechten Zuständen zu leiden und uns dagegen zu empören. Wir können die Welt vom schweren Druck, der auf ihr lastet, nur befreien helfen, wenn wir ganz von Gott getragen werden, wenn wir selber schweigen, damit er rede, wenn wir mit unserm Ich zurücktreten, damit Gott allein herrsche.

So bezeugen wir die Unvergänglichkeit dessen, der dies vermocht hat. Nur durch die Unvergänglichkeit Christi werden wir die heutige Welt überwinden. Christi Gewalt ist ewig, weil jede Zeit durch ihn zum Weltgericht wird. Auch unsere Zeit. Der Angeklagte wird zum Kläger und Richter. Seine beste Apologie ist, daß er mit seinem machtvollen, heiligen Leben der Zeit, die ihn verurteilen möchte, die Existenzberechtigung entzieht. Sie hat es nicht vermocht, dem Leben eine starke Grundlage zu geben. Sie hat Gott entthront. Den Menschen hat sie zum Gott oder zur Maschine gemacht. Darum muß sie untergehen; darum erfüllt sie die Welt mit ihren Weherufen. Doch eine Stimme erhebt sich aus den Klagen. Sie ist scharf, unheimlich, weil die ganze Erhabenheit, der ganze Ernst der Ewigkeit in ihr zum Ausdruck kommt. Sie erhebt und tröstet aber auch, weil der freudige Sieg des Ewigen über die Not und die Schmach des Zeitlichen in ihr lebt. „An meiner Unvergänglichkeit zerschellt eine Welt; aus meiner Unvergänglichkeit wird eine neue Welt erstehen."

J. Matthieu.

Christus unsere Hoffnung.*)

In der Sammlung von Aufsätzen, Reden und Vorträgen des leider zu früh gestorbenen Lehrers an der Berner Hochschule, Prof. D. Fritz Barth, die versehen mit einem trefflichen biographischen Vorwort von Prof. D. Moritz Lauterburg unter dem Titel „Christus unsere Hoffnung" posthum erschienen ist, redet nicht vor allem der Theologe zu uns, sondern die religiöse Persönlichkeit, die Barth freilich auch als theologischer Lehrer nie zu verleugnen pflegte. So bekannt sein Name durch seine beiden theologischen Hauptwerke**) auch jenseits unserer Landesgrenzen war, so läßt uns die neue Sammlung ahnen, daß das Schwergewicht seiner Tätigkeit in dem lag, was er seiner engeren Heimat war. Mit merkwürdiger Lebendigkeit tritt aus diesen schlichten Zeugnissen das Bild des edlen Mannes denen entgegen, die sich seine Freunde und Schüler nennen durften, und läßt uns auf's neue dankbar empfinden, wie viel er uns gewesen ist.

Vor allem bemerken wir, daß der Verfasser dieser Reden und Vorträge durch seinen Christusglauben dem wirklichen Leben nicht entfremdet, sondern umgekehrt gerade durch ihn immer wieder an die Gegenwart mit ihrer Not und ihrer großen Hoffnung gewiesen wurde. Er suchte Gott in der Gegenwart und fand auch dort seine Spuren, wo enge Gemüter eitel Bosheit, Lüge oder Irrtum zu erblicken vermögen. Die Dinge und Bewegungen der Zeit vor allem zu verstehen war ihm eine der vornehmsten religiösen Pflichten. Wer meint, Gott nur in den „Tiefen" seiner eigenen Seele finden zu können, wird bald auf dem Sande sitzen. „Tief" wird die Seele erst im Zusammenhang mit dem allgemeinen Leben, das sie umwogt und trägt. Auch extreme Erscheinungen weist Barth nicht einfach von der Hand; selbst im modernen „Monismus" findet er den wertvollen Kern, auch auf einen Nietzsche schlägt er nicht blindlings los, sondern findet als dankbarer Schüler warme Worte für diesen seinen verehrten Lehrer, wohl zu Undank seiner damaligen Hörer (vgl. pag. 325). Auch zu J. V. Widmann finden wir in dem Vortrag über „Jesus und Buddha" eine freundliche Beziehung. Aber auch über die Vergangenheit erstreckte sich seine Fähigkeit zu verstehen und Fremdes anzueignen und machte ihn zum Historiker. Die historischen Stücke („Calvin und Servet", „Calvins Persönlichkeit") gehören zum bedeutendsten in der Sammlung. Allein, so sehr er sich der Objektivität und geschichtlichen Treue befliß, so war es ihm in der Geschichte nicht um die Antiquität zu tun, sondern um das bleibende, und war er überall bemüht, die Beziehungen zur Gegenwart aufzudecken. In diesem Sinne war ihm Anknüpfung an das geschichtlich gegebene in allem eine unab-

*) Von Prof. D. Fritz Barth, Bern, Verlag von A. Franke, 1913.

**) „Die Hauptprobleme des Lebens Jesu" und „Einleitung in das Neue Testament."

weisbare Forderung. Vor allem aber kam seine Aufgeschlossenheit der Jugend zu gute, für die er mit immer neuen Worten um Verständnis und Liebe warb, und der er ein immer freundlicher Lehrer und Berater war. Der Jugend, zumal der akademischen, ist auch ein großer Teil der Vorträge in unserer Sammlung gewidmet. Trotz allem, was gerade seinem Charakter an der Jugend gewiß nicht leicht zu ertragen war, ging er doch immer wieder mit ihr und schien selber mit zunehmendem Alter immer jugendfrischer zu werden; das fiel am meisten auf, da er nach schwerer Krankheit plötzlich äußerlich gealtert erschien.

Was ihn aber vor allem zum Lehrer der Jugend in hervorragendstem Maße qualifizierte, das war der andere Grundzug seines Wesens: die Festigkeit seines Charakters, die Geschlossenheit seiner Persönlichkeit, die sittliche Selbstzucht, von der sein ganzes Wesen zeugte. Sein ganzes Streben ging auf eine unerschütterliche Stetigkeit der Lebensgestaltung. Als Mann der Gegenwart war er kein schwankendes Rohr, als Historiker wurde er nicht von seinem Forschungsobjekt verschlungen, als Erzieher hatte er der Jugend, mit der er so gerne ging, etwas zu geben. Immer und immer wieder wendet er sich in seinen Reden gegen launische Leidenschaftlichkeit wie gegen weichliches Aesthetentum und mystische Zerflossenheit. Das labile Gleichgewicht der Zeit gab ihm schwer zu schaffen. Darum schätzte er treue Arbeit mehr als Genuß, ruhige gewissenhaft prüfende Objektivität des Urteils mehr als jenen Subjektivismus, der sich in Widersprüchen und harten Urteilen gefällt, probehaltige Wahrheit mehr als blendenden Witz. Seine heiligsten Ueberzeugungen wollte er auf objektive Lebensgesetze gründen, nicht auf wage Stimmungen und momentane Gefühlseindrücke. Allem Naturalismus gegenüber drängte er auf strenge Sittlichkeit. Daher seine Vorliebe für Calvin, daher der reformierte Charakter seiner Frömmigkeit, daher die strenge Wahrhaftigkeit seiner Urteile, die ihn davor zurückschrecken ließ, mehr zu sagen als er selber war und hatte. So kommt es, daß wir in seinen geschichtlichen Charakterbildern so oft unbewußten Selbstcharakterisierungen begegnen, selbst dort gelegentlich, wo er von dem spricht, vor dessen göttlicher Hoheit er anbetend steht.

Welches war nun der unverrückbare Mittelpunkt, von dem all sein Denken und Handeln ausging und zu dem er immer wieder zurückkehrte, welches war der feste Standort, von dem aus er es wagen konnte, eine so freie Haltung allen Erscheinungen gegenüber einzunehmen? War es ein philosophisch wohlbegründetes oder sonstwie gut empfohlenes dogmatisches System? Das war es nicht. Barth war nicht in erster Linie Systematiker. So gewissenhaft er als geschulter Dogmenhistoriker mit großer Selbstverläugnung den oft recht gewundenen Gedankengängen der verschiedenen dogmatischen Lehrgebäude nachging und den Wert theologischen Denkens wohl zu schätzen wußte (vgl. pag. 392 ff) gegenüber aller einseitigen romantischen Be-

tonung des Gefühls, so stand er allen dogmatischen Lehrbildungen, aller Orthodoxie insbesondere und allen Bekenntnisformeln völlig unbefangen gegenüber. Er kannte die Gefahren des Intellektualismus und vermied sie. Der Mittelpunkt seines Denken und Lebens war kein von Menschen verfertigtes System, sondern die Person Jesu selber, der Gekreuzigte und Lebendige. Er ist überzeugt, daß „Gedankengänge, die an ihm vorbei oder über ihn hinausführen zur Unfruchtbarkeit verurteilt" sind (pag. 402). Jesus Christus ist ihm „Gottes Antwort auf die Lebensrätsel der Gegenwart". In ihm wird der ewige Gott uns offenbar und ergreift uns als eine heilige und errettende Liebesmacht und hilft uns zum Sieg über die finstern Mächte; er reißt uns aus allem Irren und Schwanken. Durch die beständige unmittelbare Orientierung an der Person Jesu empfing Barth jene Beweglichkeit die nicht zerfließt und jene Stetigkeit, die nicht erstarrt. Eine durchaus individuelle Frömmigkeit, ein ganz persönliches Verhältnis band ihn an Christus, aber gerade hier empfing er die stärksten Impulse über das bloß Individuelle hinauszustreben und die Klippe eines mystischen Quietismus und einer bloß gefühlsmäßigen Seelenfrömmigkeit zu vermeiden. Er wußte, daß Christus ein Erlöser für alle sei und die Finsternis in jeder Form, im Aeußern und im Innern vertreiben wollte. Auch hierin war er ächt reformiert. Darum trieb es ihn zur Arbeit an der Jugend; hier wurzelte seine Liebe zur Gemeinde, zur Kirche, zum Volk, seine aktive Stellungnahme zu den großen Bewegungen der Zeit. Er konnte sich nicht bescheiden, weder bei einem behaglichen Ausruhen auf vorhandenem Besitz, noch bei einem resignierten Pessimismus im Blick auf die tiefen Schäden der Zeit, sondern Jesus war ihm vor allem ein Führer in eine Zukunft hinein, von der er großes erwartete und an deren Erfüllung er im festen Vertrauen auf seinen Meister mitzuarbeiten entschlossen war. „Christen sind notwendig Zukunftsmenschen, Menschen, die gleich den alten Propheten das sehen, was für die Zukunft ihres Volkes und der Menschheit notwendig ist, und dieses als notwendig Erkannte der zaudernden Gegenwart abringen" (vgl. pag. 162). So trägt Barths letztes Buch nicht umsonst den Titel „Christus unsere Hoffnung". So selbstverständlich es ihm ist, daß die christliche Hoffnung nicht am Grabe stehen bleibt, sondern daß das Jenseits in die Hoffnung mit einbezogen ist, so entschieden lehnt er jene Jenseitsfrömmigkeit ab, deren Mittelpunkt eine Heimwehstimmung ist, die erst vom Tod ihre Befriedigung erwarten kann. „Unbeschadet der einstigen himmlischen Vollendung ist doch die Erde, der Sitz unserer Menschheit, berufen, der Schauplatz der Gottesherrschaft zu werden." „Wir haben nicht wohlfeile Vertröstungen auf den Himmel zu verkünden . . ." (pag. 329 f).

So wurde diese im Grunde so durch und durch konservative Natur mit jedem Jahre zukunftsfroher und kampfbereiter. Und während wir sehen müssen, wie oft schon „junge" Menschen mit oder ohne „Jesus" Fertige sind, die nur den einen Wunsch haben, ihr Behagen

möchte nicht gestört werden, so sahen wir Barth, den beständig lernenden, von Jesus aus immer stärker von einer Bewegung ergriffen, die niemand wollen kann, ohne zugleich die tiefen Erschütterungen auf sich zu nehmen, die sie für das Gesamtleben zur Folge haben muß. Seit Stöckers und Naumanns Auftreten hat ihn die soziale Frage nie mehr losgelassen und ist ihm zur wahren Gewissensfrage geworden. Wie ein roter Faden zieht sich die Beziehung auf sie durch das Buch, das wir besprechen, das Beiträge aus einem Zeitraum von siebzehn Jahren enthält. Wohl klingen diese Aeußerungen meist recht zurückhaltend und der Sozialdemokratie gegenüber fast ausschließlich kritisch. Aber Barth weiß um die Brutalität der kapitalistischen Ordnung und um das unermeßliche Leid, das sie auf die Menschheit bringt, insbesondere auf die Schwachen, und er weiß auch, daß es sich hier um Schuld und nicht um Schicksal, um Ungehorsam gegen den in Jesus geoffenbarten Gotteswillen, und nicht um ein göttliches Verhängnis handelt. Darum wurde ihm die soziale Frage in steigendem Maße zur religiösen Gewissensfrage und als ihm ein besonderer Anlaß die Tatsache grell beleuchtete, mit welcher gründlichen Verständnislosigkeit und schroffen Ablehnung gerade die „frommen Kreise" der sozialen Bewegung gegenüberstehen, da hat er noch wenige Wochen vor seinem Tode gegen solche fromme Verblendung flammende Zornesworte gefunden, die gerade aus seinem Munde doppelten Eindruck machen mußten.*)

Aus allem gesagten ergibt sich, daß Jesus und Christentum, Reich Gottes und Kirche für Barth verschiedene Dinge waren. Wenn er auch eifrig an den positiven Zielen der Kirche mitarbeitete und die Kirche mit in seine Hoffnungen einschloß, ob er auch mit der Kritik in dieser Richtung eher zurückhaltend war und wohl auch weniger schroffe Gegensätze sah, als manche unter uns sie zu sehen glauben, so sah er doch über die Mängel der Kirche nicht hinweg, ja er wußte, daß Gott nicht auf unsere Kirchen angewiesen ist. „Nicht viel besser (als bei den Katholiken) ist es, wenn wir Protestanten uns verleiten lassen das Reich Gottes nur da zu spüren, wo in Gemeinschaften, Vereinen und Anstalten genau nach unserer Weise, in unseren Ausdrücken, nach unserer Schriftauslegung Gott gedient wird. Das ist Kirchengeist in Kapellenformat, an welchem Gottes wirkliches Walten in unserer Zeit mit großen Schritten vorübergeht . . . Gottes Königsherrschaft kann nicht kleiner sein als er selber; wie er alle Menschen liebt und sucht, so baut er auch sein Reich überall, wo Menschen nach ihm fragen. Er kann dabei unsere Kirchen und Kapellen entbehren; aber wir können ihn nicht entbehren mit seinem Geist und Gaben" (pag. 331). Wohl weiß Barth, daß alle Formen des heutigen Christentums etwas von Jesus an sich haben, aber auch, daß sie es alle „mit einer schädlichen Hülle von Vorurteilen und Unarten" umgeben, „von

*) Vgl. „Der Freie Schweizer-Arbeiter" vom 5. Januar 1912.

Holz, Heu und Stoppeln, die am Tage des Herrn verbrennen müssen" (pag. 330 f). So können wir der Kirche nichts besseres wünschen als recht viel Männer vom Schlage Prof. Barths. Wenn er der Typus des Kirchenchristentums wäre, ich glaube, die Kritik müßte bald verstummen.

Es ist nach allem gesagten nicht zu verwundern, daß Prof. Barth der religiös-sozialen Bewegung warmes Verständnis entgegenbrachte. Im Unterschiede von so vielen, die es besser wissen könnten, erkannte er deutlich ihren rein religiösen, an Christus orientierten Charakter; darum ließ er in freudiger und vertrauensvoller Anteilnahme die Dinge sich entwickeln. Er wußte, daß es sich nicht um eine Verflachung des Evangeliums, sondern um eine Vertiefung des Christentums handle.

Professor Barth war eine durch und durch positive, aufbauende, harmonische Natur, sein Auge schaute lieber in die Höhe als in die Tiefe. Durch die Widersprüche des Daseins ließ er sich nicht hindern, die Wahrheit des Evangeliums entschlossen zu ergreifen und festzuhalten. Ihm galten die sittlichen Forderungen Jesu als ausführbar, aber nur in der steten Gemeinschaft mit ihm. Mit unbeirrbarer Treue hat er seine Pfunde verwaltet und hat durch Stetigkeit erreicht, was viele durch noch so glänzende Naturanlagen nicht zu erreichen vermögen. Mehr Lehrer als Prophet, glühte doch in ihm ein heimliches Feuer, das, wie wir sahen, gegebenenfalls flammend hervorbrechen konnte, und wir täuschten uns wohl nicht, wenn uns oft vorkam, als fühlte er, der ruhige, sich trotz allen Widerspruchs heimlich von jenen leidenschaftlichen, dithyrambischen Naturen angezogen, auf die er sich so oft bezog. Seine Ruhe war nicht Kälte, seine Gemessenheit war gebändigte Kraft. Was er war, das hat er mit Gottes Hilfe selber aus sich gemacht. Er verband in sich Festigkeit und Milde, er zog das gediegene dem nur glänzenden, das stichhaltige dem nur geistreichen vor. Die Ehrfurcht vor Gott gab ihm Ehrfurcht vor den Menschen und verpflichtete ihn, den Gelehrten, zu den Einfachen einfach zu sprechen. Etwas von der Klarheit seines Herrn leuchtete aus seinem ernsten edlen Angesicht.

A. Schädelin.

Rundschau.

Rückblick. Wir blicken auf eins der traurigsten und schmachvollsten Jahre der Geschichte zurück. Herbert Spencer könnte es als Veranschaulichung seiner These verwerten, daß eine ganz dünne Kruste von christlicher Kultur eine ganze Welt von Barbarei verdecke. Die gärenden Massen haben nun wieder einmal die Kruste durchbrochen; wir wissen, wie schwach die Hülle ist; wir haben nun auch gesehen was sie verdeckt. Ich denke dabei nicht an den ersten Ausbruch des Balkankrieges, über den man allenfalls verschiedener Ansicht sein kann, obschon der ganze spätere Verlauf denen recht gab, die auch dem „Heroismus" des Anfangs gegenüber sehr skeptisch blieben. Ich denke an das, was daraus geworden ist und an die ganze Art, wie

sich unsere zivilisierte europäische Welt dazu verhalten hat. Die ersten Flammengarben bei der vulkanischen Eruption mögen etwas Majestätisches haben; Lava und Schlamm sieht man erst hintendrein.

Was wir dieses Jahr erlebt haben, ist eine Art Bankerott und Liquidation. Die heutige Weltordnung hat zugeben müssen, daß sie unfähig ist, der Entfesselung dämonischer, verheerender Gewalt Einhalt zu gebieten. Das Ende kam, als diese dämonischen Gewalten ausgetobt hatten, nicht als ihnen ein kräftiges „Halt" zugerufen wurde. Zu diesem Halt ist unsere europäische Kultur nicht fähig. Sie hat es erlebt und geschehen lassen, daß der Krieg zu einem endlosen Raubtierkriege wurde. Ratlos, verlegen, hat sie diesem Krieg zugeschaut. Die größte, oft die einzige Angst unserer Staaten war, daß dabei ihre Interessen verletzt würden, ihr wesentliches Ziel war, den größten Profit aus dem Gemetzel zu ziehen. Im übrigen die Politik der Ratlosigkeit und Tatenlosigkeit. Die Diplomatie war der klägliche, bisweilen trotz aller Tragik der Lage fast komische Ausdruck davon.

Man kann sich fragen, was erbärmlicher war, die Gemetzel im Orient oder die Ohnmacht unserer Staaten bei der ewigen Drohung und Gefahr eines europäischen Krieges. Ich brauche wohl nur an die Haltung Europas der wahnsinnigen und unverschämten österreichischen Politik gegenüber zu erinnern, um noch jetzt, nach so langer Zeit, Gefühle des Ekels und der Empörung wachzurufen.

Wir blicken auf eine Zeit zurück, da das Durcheinander von imperialistischem Fanatismus und Ohnmacht, das wir die moderne europäische Politik nennen, einer scharf zugespitzten, kritischen Lage gegenüber ganz versagte. Die Lehre sollte man wenigstens aus dem Jahre 1913 ziehen: wir werden nicht von Mächten geführt, die uns große, hohe Ziele weisen, und in kritischen Zeiten mit energischer Hand eingreifen, um zu retten und zu helfen. Die Kehrseite dieser Politik ist, daß man kleine Ziele, die oft allen wahren Interessen widersprechen, mit einer Borniertheit und Kurzsichtigkeit verfolgt, die lächerlich wäre, wenn man dabei nicht zugleich einen Machtaufwand entfaltete, wie er noch nie dagewesen ist. Wir haben es im Laufe dieses Jahres so oft erlebt, wie Politik und Diplomatie allen höheren Interessen — ich will nicht einmal sagen der gesamten Menschheit, sondern des eigenen Volkes — zum Trotz, sich auf ihre kurzsichtige, plumpe Taktik versteiften, daß ich auch hier auf selbstverständliche Dinge hinweisen kann.

Und nun die Not, nun das Elend, das unverschuldete Leiden für die Vielen. Nun Teurung und Arbeitslosigkeit, nun Hunger und Verwahrlosung. Und es soll zunächst so weitergehen. Der wahnsinnige Kurs wird weiter eingehalten. Rüstungen hier, Rüstungen dort. Rechts und links Millionen für Heer und Flotte, während die Massen Nahrung, Bildung, Pflege brauchen. Frankreich führt eine Verlängerung der Dienstzeit ein, die nicht nur eine furchtbare Verbitterung, einen wahren Haß gegen das Militär zur Folge hat, sondern die Desertion befördern und das beste Propagandamittel für das Zweikinder- oder das Gar-kein-Kindsystem sein wird. Deutschland muß Schritt halten. Aktion, Reaktion, Wechselwirkung. Wo wird es aufhören, wird es aufhören?

Welches soll hier unsere Haltung sein? Muß uns nicht eine große, schmerzliche Ernüchterung überkommen? Heißt es nicht allen Träumen, Utopien, Schwärmereien absagen und Sinn für die Wirklichkeit bekommen?

Mir scheint, daß hier gerade die „Schwärmer" am allerwenigsten Grund haben, ihren Standpunkt zu verändern, oder aufzugeben, sofern ihre Schwärmerei in der großen Schwärmerei des Glaubens an Gott wurzelt.

Ich kann wenigstens sagen, daß ich in den Ereignissen dieses Jahres nichts gesehen habe, das mich sonderlich überrascht hätte. Was konnte man anderes erwarten, falls es ernstlich losginge!

Es war auch gar nicht anders möglich, bei der Art unserer Kultur. Ein innerlich fauler Baum voller Risse und Spalten trotzt nicht dem Sturm. Wie will man bei diesem Gewirr von Scheinkultur, Kompromissen mit den brutalsten Trieben, Unwahrheit und Zerfall mit sich selber, das für unsere Zeit bezeichnend ist, in einer schweren, entscheidenden Notlage eingreifen und die Lage beherrschen. Es steckt noch so viel Raubtierinstinkt in unserer sogenannten christlichen Kultur, daß der bloße

Anblick blutigen Fleisches den Raubtiertrieben sofort das Uebergewicht über alles andere verleiht. Es ist ja ein Jammer, daß wir solche Bekenntnisse ablegen müssen, aber da es die Aufrichtigkeit von uns erfordert, so wollen wir es wenigstens ehrlich tun. Phrasen und Entschuldigungen sind weniger am Platz als je.

Aus diesem Peccavi erwächst neuer Mut, sich wieder an die Front zu begeben. Wenn irgend etwas aus den Ereignissen dieses Jahres hervorgeht, so ist es, wie sehr unsere Welt einer Neubelebung und Umgestaltung durch einen lebendigen christlichen Geist bedarf, der die Welt, ihre Not überwindet, weil er selber über der Welt steht, sich ihr nicht anpaßt, nicht mit den rohen, rückständigen Mächten der Welt Bündnisse eingeht, sondern sich seinen vollen Gegensatzcharakter bewahrt.

Ein solches Christentum sollte nun einen neuen Anlauf nehmen. Gestützt auf das, was heute vorwärts kann, sollte es einer Welt, die der Entfesselung des Bösen in rohester Gestalt nicht viel anderes als Zaghaftigkeit, die Verlogenheit ihrer Diplomatie und die eigene Profitsucht entgegenzustellen weiß, mit aller Macht bekämpfen und eine neue schaffen helfen. Wer Geschichte zu lesen vermag, sieht in den Ereignissen dieses Jahres die bedenklichsten Zersetzungssymptome. Eine solche Welt- und Wirtschaftsordnung läßt sich auf die Dauer nicht aufrechterhalten. An einer Spannung, wie sie dieses Jahr monatelang andauerte, wie sie alles lähmte und wie sie jetzt noch hemmend nachwirkt, an diesen wahnwitzigen Rüstungen, die die Mittel verschlingen, während die Menschen nach geistiger und leiblicher Nahrung schreien — daran würde die moderne Menschheit zugrunde gehen. Auf die eine oder die andere Weise muß das Ende kommen, und die verzweifelten Anstrengungen des modernen Militarismus sind für sehr scharfe und sehr weitsichtige Augen vielleicht noch etwas anderes als die Verstärkung der Militärgewalt und der Herrschaft der rohen Faust. Aber wie wird das Ende kommen? Erlahmung, Marasmus, Auftreten neuer Völker, die leichtes Spiel haben, nachdem wir uns lange gegenseitig lahmgelegt oder zerfleischt haben? Oder dürfen wir erwarten, daß ein neuer Geist die Völker durchdringe und daß sich die Menschheit nach der Zersetzung der unwahren, verkehrten Kultur, die heute in die Brüche geht, aufraffe und mit neuem Mut neue Ziele verfolge.

Unsere Zukunftshoffnung hängt von unserm persönlichen Glauben ab. Es kommt dabei wesentlich auf das Maß von Macht und Ueberlegenheit über das Böse an, das man Gott zutraut, es kommt darauf an, ob man Ihn oder die heutige Ordnung für stärker hält. Und damit ist uns nun, soweit wir ihn überhaupt brauchen, der Weg klar vorgezeichnet: Energischer als je im Namen eines Christentums auftreten, das die Welt überwindet, weil es seinen Gegensatz zur Welt und ihren Mächten nicht im geringsten abschwächen läßt. Freier sein als je von allen Anpassungen und Abschwächungen, welche das Christentum lähmen und es zum Verbündeten der Gewalten machen, die es stürzen will. Nicht mehr, wie das moderne Christentum es so häufig tut, im Bund mit Beelzebub den Teufel austreiben — wir sollten nun gesehen haben, wozu das führt — sondern mit Gott gegen die heutigen Dämonen, gegen den Kultus der Macht kämpfen. Noch williger und vollständiger als je unser kleines Ich in den Dienst eines großen Gottes stellen, damit sein Geist selbstlose Träger finde und in einer Welt der Rohheit und Barbarei Zeugen habe.

Das haben wir zu tun. Das übrige überlassen wir dem, an dem auch die Gemetzel der Balkanhalbinsel uns nicht zweifeln lassen, und nach dessen Reinheit und Lebendigkeit wir inmitten einer blutbefleckten, elend verheerten und dabei abgestumpften Welt leidenschaftlicher rufen als je.

So wird unser Rückblick zu einem hoffnungsvollen Ausblick, und das soll ja jeder Rückblick für den sein, der Gott als lebendige Macht und schaffende Realität erlebt.

J. Matthieu.

Erwachen die Kirchen? Die Verhandlungen der letzten Zürcher Kirchensynode dürfen wohl als ein Ereignis betrachtet werden. Sie beschäftigte sich nicht ausschließlich, ja nicht einmal vorwiegend mit reinen Kirchensachen, sondern mit wichtigen Angelegenheiten des Volkslebens. Sie zeigte deutlich den Willen der leitenden Kreise, den Kampf gegen den Alkohol als einen

Bestandteil der kirchlichen Arbeit zu betrachten. So wurde der auf die Einführung einer Polizeistunde gerichteten Bewegung (in der besonders Herr Pfr. Hirzel in Zürich-Außersihl hervorgetreten ist) lebhafte Zustimmung ausgesprochen und (auf den Antrag der „sozialistischen Fraktion", den Pfr. Bader begründete), beschlossen, den Regierungsrat um möglichst rasche Förderung des neuen Wirtschaftsgesetzes und strengere Durchführung des bestehenden zu ersuchen. Wir möchten mit einem der Redner der Synode nur noch den Wunsch hinzufügen, daß die Polizeistunde nicht erst auf 1 Uhr nachts angesetzt werde, wie die betreffende Motion verlangt. Eine solche Polizeistunde erscheint uns fast schlimmer als keine. Das Aergste, was der Alkoholteufel anrichtet, ist meistens bis Nachts 1 Uhr bereits geschehen: Trunkenheit, Verführung zur Unzucht, Störung der Nachtruhe für Tausende und Abertausende und was alles noch in dieses wüste Kapitel gehört. Wenn man nur eine Polizeistunde auf 1 Uhr ansetzt, so meint man, diesen Uebeln einen Damm gesetzt zu haben, während nichts Ernstliches geändert ist. Wir denken, ein Wirtschaftsschluß um 12 Uhr nachts wäre spät genug. Es wird niemand im Ernst behaupten können, daß ein längeres Offenbleiben der Wirtschaften einen Sinn und Wert habe. Wenn wir nicht imstande sind, so viel moralische Kraft aufzubringen, um in dieser Sache etwas Ernsthaftes zu tun, so ist das ein Stück Bankrotterklärung. Darüber sollten wir uns klar sein. Kein Gerede von den „Bedürfnissen der Großstadt" darf uns darüber hinwegtäuschen. Das wahre Bedürfnis der Großstadt ist eine sittliche und soziale Gesundung.

Doch zurück zu der Zürcher Synode. Wichtiger noch als diese antialkoholischen Beschlüsse war ihre Stellungnahme gegen das Verhalten des Bundesrates in Sachen der Spielbanken. Die sozialistische Fraktion beantragte, daß die Synode gegen dieses Verhalten protestiere und daß dieser Protest auf allen protestantischen Kanzeln des Kantons Zürich verlesen werde. Man konnte auf die Verhandlungen gespannt sein und mußte erwarten, daß der „Respekt vor der Obrigkeit" gegen jenen Antrag ins Feld geführt werde. Der Kirchenrat versuchte denn auch eine Abschwächung des „Protestierens" in ein „Bedauern" durchzusetzen. Aber ohne Erfolg. Denn es zeigte sich, daß die Empörung gegen diesen Verfassungsbruch der Behörde, die die oberste Hüterin unserer Verfassung sein soll, diesen Respekt stark gedämpft hatte. Es fielen scharfe Worte und als der Sprecher der Motionäre, Herr Pfr. Sutermeister, die Verordnung des Bundesrates, die uns einen klaren Verfassungsparagraphen durch sophistische und gewalttätige Interpretation das klare Gegenteil macht, eines der traurigsten Dokumente nannte, die von dieser Behörde je ausgegangen seien, da ertönten Bravorufe von allen Seiten. Es wurde nicht nur der Protest beschlossen, sondern auch ein Hinweis auf die Verfassungsverletzung durch den Bundesrat in dem Protestschreiben und die Ankündigung, daß die Synode eine Volksinitiative in dieser Sache unterstützen werde. Auch das Verlesen von den Kanzeln wäre um ein Haar angenommen worden; es fehlten dazu nur wenige Stimmen und das Ergebnis war vielleicht durch ein Mißverstehen der Abstimmung verschuldet.

Doch wie sichs auch damit verhalte, jedenfalls war die Haltung der Synode im Großen und Ganzen etwas vom Erfreulichsten, was uns das kirchliche Leben der letzten Jahre gebracht hat. Sie hat sich wieder an den alten Grundsatz der reformierten Kirchen erinnert, daß diese die Aufgabe hätten, der Obrigkeit das Gewissen zu schärfen. Es ist auch mit Recht besonders an das Vorbild Zwinglis erinnert worden. Wie dieser zu seiner Zeit im Namen Gottes gegen die damalige Art, sich an das Ausland zu verkaufen, die fremden Söldnerdienste, aufgetreten sei, so gelte es jetzt, gegen die heutige Art, der nationalen Wegwerfung, die durch die Fremdenindustrie veranlaßt werden, den Kampf aufzunehmen. Das Beste an dem Vorgehen der Synode ist, daß eine große kirchliche Körperschaft den Mut gefunden hat, sich in einen scharfen Gegensatz zu unsern obersten staatlichen Organen, Bundesrat und Bundesversammlung, zu stellen, und jene etwas untertanenhafte Ehrfurcht vor deren Taten und Nichttaten, die bei uns üblich war, aufzugeben. Diese übertriebene, schon lange nicht mehr verdiente Ehrfurcht ist nicht zum wenigsten daran schuld gewesen, daß es bei uns in manchen Dingen so weit gekommen ist.

Wir freuen uns also von Herzen dieses neuen Tones, der freilich bitter nötig ist, wenn wir aus der heutigen sittlichen Not herauskommen wollen.

Daß die Berner Synode eine Motion in Sachen der Spielbanken, die der Zürcherischen verwandt war, auf die lange Bank schob (auf Antrag des Pfarrers eines großen Kurortes!), mahnt uns freilich, vom „Erwachen der Kirchen" mit Vorsicht zu reden. Auch sonst möchten wir das in Zürich Geschehene nicht überschätzen. Der tapfere und hohe Geist einer Synode kann und muß noch auf schwerere Proben gestellt werden. Aber ein gutes und herzstärkendes Zeichen ist es doch! L. R.

Eine gewaltige Krise. Eine der bedeutsamsten Entwicklungen, die sich heute vollziehen, wird uns durch den folgenden Artikel Rades nahe gebracht, den wir mit Erlaubnis des Verfassers aus der „Christlichen Welt" (Nr. 48) abdrucken.

Die Liebknechtsche Losung.

Was sich am 28. Oktober in Berlin abgespielt hat, ist ein kirchengeschichtlicher Vorgang von unabsehbarer Bedeutung. Daß man zum Austritt aus der Kirche aufforderte und daß diese Aufforderung auch Folge geschah, ist nichts Neues. Die bisherige Agitation des Komitees Konfessionslos hatte trotz ihrer Skrupellosigkeit eine durchschlagende Losung noch nicht gefunden. Aber zu einer solchen könnte sich wohl die Formel auswachsen, die der Abgeordnete Liebknecht an jenem Dienstag Abend in der Neuen Welt in seine Massenpartei hineingeworfen hat.

Wir schreiben das nicht um der Zahl der Austretenden willen, die von jenem Abend und seinen vier Parallelversammlungen berichtet wird. 1328, die sich zu diesem Schritte verpflichteten, ist gewiß eine stattliche Schar, aber auch eine solche Ziffer gefährdet die Landeskirche noch nicht. Was ins Gewicht fällt, ist der Inhalt der Losung, die Motivierung, die Tragweite für die politische Organisation der Sozialdemokratie.

Was hat Liebknecht gesagt? Nach dem wörtlich übereinstimmenden Bericht der „Frankfurter Zeitung" und der „Kreuzzeitung" folgendes:

„Die Kirche (speziell die preußische Staatskirche) ist keine religiöse, sondern lediglich eine politische Institution. Sie bedeutet eine Blasphemie gegen die Forderungen des Urchristentums. Sie will keine Verinnerlichung des Menschen schaffen, sie ist bewußtes Instrument der herrschenden Klassen zur Unterdrückung der Massen und stützt wohl überlegt unter dem Schutze des Staates die kapitalistische Ausbeutung. Als solche ist die Kirche auch ein Bollwerk des Militarismus. Anderseits ist der sogenannte „christliche" preußische Staat lediglich ein Klassenstaat, der sich auf der Heiligsprechung derjenigen Schätze aufbaut, welchen die Motten und der Rost fressen. Mit den verhängnisvollsten Einfluß übt auf den Staat der preußische Kultusminister aus, dessen Rückständigkeit und Parteilichkeit — insbesondere auch auf dem Gebiet der Jugendpflege — alles überbietet. Wer der preußischen Kirche angehört, unterstützt dies Ministerium. Welcher Sozialdemokrat kann das mit seinem Gewissen vereinigen? Er begeht einen Verrat an sich selbst und seinen Klassengenossen. Diesen preußischen Staat gilt es klein zu kriegen. Ein Mittel hierzu ist der politische Massenstreik der sicher noch kommen wird. Vorläufig aber ist ein bequemeres, und kaum minder aussichtsreiches Mittel der kirchliche Massenboykott als politische Kampflosung. Man kann dadurch schließlich die Kirche finanziell aushungern, die dem Staat dann immer mehr zur Last fällt, und betreibt auf diese Weise eine Steuerverweigerung, gegen die Staat und Kirche machtlos sind. Wer innerlich mit der Kirche gebrochen hat, und doch noch in ihr verbleibt, ist ein Heuchler. Heraus aus der preußischen Polizeikirche! Los von der Kirche und damit von dem preußischen Junkerstaat!"

Das entscheidende Wort zu dieser Losung wird der nächste sozialdemokratische Parteitag zu sagen haben. Vorerst hat man es nur mit einer Richtung in der Partei zu tun. Aber gerade der a-religiöse, rein politische Motivierung der Formel wird auch so schon ihre Wirkung tun. Wie spiritualistisch, wie idealistisch, wie zahm mutet einen dagegen der Gedankengang an, aus dem Göhre seinen Genossen den Kirchenaustritt empfahl! Da ruhte im Grunde ein religiöses Motiv, freilich geschöpft aus einem so sublimen Begriff von Religion, wie er von ihrer menschlichen Tatsächlichkeit nicht mehr viel zu tun hat.

Die Liebknechtsche Losung ist darum so verwünscht gescheut und darum so gefährlich, weil sie die Landeskirche bei ihrer schwächsten Seite packt: bei ihrer Verkettung mit dem Staat. Ich gehöre durchaus zu den treuen Freunden der Landeskirche. Ich verstehe sie aus ihrer geschichtlichen Herkunft und schätze sie als Organisation. Ich traue ihr auch noch starke Entwicklungsmöglichkeiten zu und sehe daneben in der Parole Trennung von Kirche und Staat zwar eine naheliegende Theorie, aber praktisch ein Nest fast unlösbarer Aufgaben. Aber die Schwäche der Landeskirche ist natürlich, daß sie mit ihrem Organismus keineswegs aus irgend welchem religiösen Geist heraus geboren ist, sondern daß sie Struktur und Gestalt von der politischen Organisationen her erhalten hat. Bekämpft man nun in ihr den Staat, so kann sie ihre besseren Kräfte dawider nicht zur Geltung bringen, und der Staat widerum kann sie und sich in ihr auch nur unvollkommen schützen. Ja, die Kirche kann nicht einmal wünschen, daß er sie mit seinen Mitteln schützt, denn dafür fühlt sie sich selber nicht mehr genug identisch mit ihm und weiß zu gut, daß gerade ihr Bestes mit dem Staate als solchem nichts zu schaffen hat.

Sehe ich recht, so steht die Landeskirche der Liebknechtschen Losung waffenlos gegenüber. Das kann ihr zum Heile dienen. Sie wird sich auf ihr Inneres und Eigenes um so mehr besinnen. Aber sie wird dann etwas Andres werden, als sie heute ist. Zunächst wird es ein großes Durcheinander geben.

Und die Massen, die — nehmen wir an — der Liebknechtschen Losung folgen, was wird aus ihnen? Daß sie der Religion einfach verloren gehen, ist ausgeschlossen. Hätten wir doch neben der Landeskirche eine Freikirche! Ich habe mich früher dazu gar manchmal bekannt als zu dem idealen Zustand, den wir haben müßten — ohne Gegenliebe dafür zu finden. Nun gibt es nur zweierlei Organisationen, welche die Menge der Austretenden aufnehmen können; die freireligiösen Gemeinden und die Sekten. Jene sind keinesfalls stark genug, um die etwaigen Millionen fassen nnd bedienen zu können, auch großenteils zu arm an wirklicher Religion. So bleibt die Hauptaufgabe den sogenannten Sekten. Oder werden in der Landeskirche sich Menschen von starker Frömmigkeit finden, die dann den Zeichen der Zeit gehorchend neue Wege gehen?

Niemand kann voraussagen, wie die Entwicklung sich vollziehen wird. Gott gebe nur, daß der Staat keine Fehler macht. Das wäre das Schrecklichste für die Kirche, wenn er meinte, mit grobem Geschütz nun erst recht ihre Kriege führen zu müssen. Zum Beispiel wenn er nun erst recht — die Dissidentenkinder in den Religionsunterricht zwänge. Wenn das der Kurs bleibt, den man zur Ehre Gottes und zum Heile unseres Volkes innehält, dann wird es Zeit, daß man selber dieser Staatsreligion den Rücken kehrt. Von christlichen Gewissens wegen. Hoffentlich aber besinnt sich die Staatsregierung eines Besseren. Dem preußischen Abgeordnetenhause liegt ein Antrag Schiffer-Hackenberg vor, der jenem religiös unerträglichen Zustand ein Ende machen will. Wenn der Landtag ihn annimmt und die Regierung ihm beitritt, so wäre das wenigstens eine gute Antwort auf die Liebknechtsche Losung. R.

Wir werden diese Bewegung weiter verfolgen. Ob sie jetzt schon zu dem von Liebknecht gewünschten Ziele führt, ist zweifelhaft. Aber sie wird wahrscheinlich wachsen. Wir freuen uns von Herzen darüber, nicht etwa, wie manche denken werden, weil sie den Kirchen Schaden bringt, sondern weil sie eine Entwicklung einleiten kann, die zunächst in große Gärung und Not führen, am Ende aber äußerst heilsam sein wird. Sie entspricht dem, was wir erwartet haben und was wir hoffen. Wie wir das genauer meinen, wollen wir diesmal nicht sagen. Dagegen können wir die Bemerkung nicht unterdrücken, was wohl diejenigen dazu sagen, die tun, als ob es nur Willkür oder Schlimmeres von uns wäre, wenn wir aussprechen, was wir tief empfinden: daß wir großen Veränderungen der Gestalt des christlichen Wesens entgegengehen und uns darauf rüsten müssen durch große Gedanken. L. R.

Büchertisch.

Hermann Kutter: „Weihnacht". Zürich 1912. Verlag der Buchhandlung des Schweiz. Grütlivereins. 71 Seiten.

Nicht ein „neues Buch von Kutter" wie man etwa gern in marktschreierischer Weise in die Welt hinausposaunen möchte, es sind „uur" drei etwas erweiterte Predigten zu einem Bändchen zusammengebunden, aber in denselben zieht an unserm Geist vorüber die gewaltige Wahrheit des Evangeliums von der Menschwerdung Gottes. Nicht als Theologie, nicht als vielumstrittenes, unverstandenes Glaubensbekenntnis, sondern als Menschheitsgeschichte oder besser als Gottesgeschichte in der Menschheit. Das Wort, das Fleisch geworden in der Welt der Zeit den ewigen Inhalt gibt, die Materie überwindet und gestaltet nach dem Wesen des Geistes, von allem geistlichen Machwerk befreiend zum wirklichen göttlichen Leben führt, das wird hier unserem Geschlecht in greifbare Nähe gerückt — zum Entsetzen und Entzücken nahe. Daß wir es endlich greifen und fassen möchten, oder besser selbst erfaßt würden von der Kraft des Lebens. Erlösendes Evangelium, das ist der reiche Inhalt der mit Herzblut geschriebenen Predigten. L. St.

Theodor Schmidt: Gottes Gnade unsere Kraft. G. A. Baeschlin, Bern, 1913.

Der uns zur Verfügung stehende Raum erlaubt uns bloß, auf diese Predigtsammlung unseres Freundes, die seiner engern und weitern Gemeinde als Abschiedsgeschenk gewidmet ist, mit warmer Empfehlung hinzuweisen. Eine Besprechung wird in Bälde folgen. L. R.

Zum Schluss des Jahrgangs.

Wir liefern an Stelle des üblichen redaktionellen Rückblickes auf den letzten Jahrgang unserer Zeitschrift ein Weihnachtsheft, das durch seinen Inhalt zeigen soll, was wir stets gewollt haben und immer entschiedener wollen. Es enthält als Weihnachtsheft ein „Zeugnis von Christus", abgelegt von einer Reihe von Gesinnungsgenossen und Mitarbeitern der Neuen Wege. Die einzelnen Beiträge sind völlig unabhängig von einander zustande gekommen. Darum berühren sie sich da und dort, darum sind sie aber auch geeignet, zu zeigen, welch eine feste und tiefe Einheit des Geistes unseren Kreis bei aller individuellen Verschiedenheit doch zusammenhält. Von dieser Einheit in der Freiheit getragen gedenken wir in den kommenden Tagen unser Werk fortzusetzen, entschlossen, es mit Gottes Hilfe immer besser zu tun, durch die Kämpfe der letzten Jahre nur gestärkt und zu größerer Entschiedenheit gelangt. Wir bitten alle unsere Freunde nochmals um Treue und um Mitarbeit, sei's durch rege Verbreitung des Blattes, sei's durch größere oder kleinere Beiträge. Sie mögen gerade um die für jedes Blatt kritische Jahreswende unserer gedenken, z. B. durch ein Abonnement auf die Neuen Wege als Weihnachts- oder Neujahrsgeschenk, und auf allerlei andere Weise. Wir wollen dafür uns aufs Neue vornehmen, unser Bestes zu tun und unser Bestes zu geben! Gesegnete Weihnachten und frohes neues Jahr!

Redaktionelle Bemerkungen.

Es sind uns in letzter Zeit wiederholt Klagen wegen unregelmäßiger Zustellung der Neuen Wege zugekommen. Wir bitten, solche jeweilen unverzüglich an die Stelle zu richten, von der man das Blatt bezieht, also an die Expedition oder an die Buchhandlung, bei der man abonniert hat. Es wird dann der Fehler festgestellt und für Abhilfe gesorgt.

Redaktion: Lic. **J. Matthieu,** Gymnasiallehrer in Zürich; **L. Ragaz,** Professor in Zürich; **L. Stückelberger,** Pfarrer in Winterthur. — Manuskripte und auf die Redaktion bezügliche Korrespondenzen sind an Herrn **Ragaz** zu senden. — Druck und Expedition von **R. G. Zbinden** in Basel.

DATE DUE

GTU Library
3 2400 00334 7808

v.7
1913

Neue Wege

v.7
1913